

Claudia Koonz



# Mütter im Vaterland

Frauen im  
Dritten Reich



SACHBUCH

roro  
roro  
roro

«Wie kamen ausgerechnet die Frauen, die sich als Spenderinnen des Lebens fühlten, dazu, eine männlich-faschistische Politik tatkräftig zu unterstützen, die sich der Vernichtung verschrieben hat?

Claudia Koonz führt uns das nationalsozialistische Deutschland vor Augen, allerdings in einer unerhörten Weise: durch die Taten und Gedanken der Frauen, die mit der ihnen zugeschriebenen ›Güte‹ das brutalste und unmenschlichste Regime, das jemals existierte, aufrechterhielten.»

Marilyn French

roror

SACHBUCH



## ZU DIESEM BUCH

«Wie kamen ausgerechnet die Frauen, die sich als Spenderinnen des Lebens fühlten, dazu, eine männlich-faschistische Politik tatkräftig zu unterstützen, die sich der Vernichtung verschrieben hat?

Claudia Koonz führt uns das nationalsozialistische Deutschland vor Augen, allerdings in einer unerhörten Weise: durch die Taten und Gedanken der Frauen, die mit der ihnen zugeschriebenen ‚Güte‘ das brutalste und unmenschlichste Regime, das jemals existierte, aufrechterhielten.»

Marilyn French

## DIE AUTORIN

Claudia Koonz ist Historikerin und lehrt heute an der Duke University in North Carolina. Ihr Buch «Mütter im Vaterland» wurde für den «National Book Award non-fiction» im Jahre 1987 nominiert und erhielt vom «Boston Globe» die Auszeichnung «Book of the Year». Das Buch wurde ins Japanische, Niederländische und Spanische übersetzt.

Claudia Koonz

# MÜTTER IM VATERLAND

Frauen im Dritten Reich

Aus dem Englischen von  
Cornelia Holfelder von der Tann



Die deutsche Erstausgabe dieses Buches  
erschien als überarbeitete Fassung der amerikanischen Ausgabe 1991  
im Kore Verlag T. Hensch, Freiburg,  
und wurde von der Köhler Stiftung, München, gefördert.

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag GmbH,  
Reinbek bei Hamburg, Januar 1994  
Copyright © 1991 Kore Verlag T. Hensch,  
Dreikönigstr. 6, D-79102 Freiburg  
Aus dem Englischen von Cornelia Holfelder von der Tann  
Titel der amerikanischen Ausgabe:  
*Mothers in the Fatherland*, St. Martin's Press, New York  
© 1986 Claudia Koonz  
Umschlaggestaltung Annette Gavatter (Fotos Ullstein)  
Gesamtherstellung Clausen & Bosse, Leek  
Printed in Germany  
1990-ISBN 3 499 19519 4

Eingelesen mit ABBYY Fine Reader

Für meine Eltern,  
Oliver W. und Edna Kingston Koonz

## Danksagung

Als ich begonnen habe, über Frauen im Nationalsozialismus zu forschen, war mir klar, dass ich aufgrund des Mangels an veröffentlichten Dokumenten und Sekundärwerken zu diesem Thema in der Mitte der siebziger Jahre auf die Unterstützung von Archivar/\*inn/en, Freund/\*inn/en und Kolleg/\*inn/en angewiesen sein würde. Ich erhielt von Anfang an Zuspruch von Historiker/\*inne/n, die bereit waren, mir mit ihrem Wissen zur Seite zu stehen.

Es war sehr deprimierend, über dieses düstere Kapitel unserer Geschichte Material zu sammeln. Die grossen historischen Figuren, die ich bewunderte, waren ermordet worden; die Nationalsozialistinnen hingegen hatten sich nach 1945 problemlos etablieren können. Ohne die wertvolle Hilfe meiner Freund/\*inn/e/n, die mich immer wieder an meine Verantwortung als Historikerin erinnert haben, hätte ich mich entweder in eine professionelle Gefühllosigkeit zurückgezogen oder mein Projekt verzweifelt wieder fallen lassen.

Ich habe mich darauf gefreut, diese Danksagung zu schreiben. Mein erster Dank geht an die Kolleg/\*inn/en, die mich ermuntert haben, mich in die NS-Archive zu wagen. Renate Bridenthai, Rudolf Binion, Hanna Papnek, Fritz Ringer, Carl Schorske und Joan Scott, die die ersten Ergebnisse meiner Forschung Mitte der siebziger Jahre lasen und kommentierten. Warren Susman, John Gillis, Peter Gay, Charles S. Meier und Ismar Schorsch halfen mir dabei, meine Schlussfolgerungen immer wieder neu zu überdenken.

Ohne profunde Unterstützung hätte ich meine umfassenden Archivarbeiten in Deutschland niemals durchführen können. Vor allem das *College of the Holy Cross* hat mich nicht nur mit einem Sabbatjahr, sondern auch mit einem Forschungssemester, mit der Möglichkeit, FAX und Computer unbegrenzt zu nutzen, und mit grosszügigen Zuschüssen für meine Reisen, Interviews und Fotokopien unterstützt.

Die *German Marshall Foundation*, und die *Rockefeller Foundation* gewährten mir ein einjähriges Forschungsstipendium. Die *National Endowment for the Humanities* ermöglichte mir meine Reisen nach Deutschland, um deutsche Jüdinnen zu interviewen.

Weil der Erfolg dieser Arbeit davon abhing, unbekanntes Quellenmaterial zu sichten, gilt mein besonderer Dank den Dutzenden von Angestellten in Archiven Deutschlands, Frankreichs, Englands und der USA. Agnes Petersen hat mich schon früh auf die wertvollen autobiographischen Essays der Theodore Abel-Sammlung in der *Hoover Institution of War, Revolution and Peace* an der Stanford University aufmerksam gemacht. Im *Berlin Document Center*, wo sich zahlreiche Personalakten befinden, unterstützten mich Herr Pix und William Simon. Bei meiner Suche nach Hintergrundmaterial und Zeitschriften half mir Frau Lorenz im *Deutschen Zentralarchiv für soziale Fragen* in Berlin kompetent und geduldig. Sie gewährte mir auch Zugang zur Helene Lange-Sammlung. Frau Rasch, die in der Bibliothek des *Verbandes Weiblicher Angestellter* in Berlin arbeitet, erlaubte mir, tagelang in den Unterlagen des Verbandes zu stöbern.

Dr. Rumschöttel vom *Hauptstaatsarchiv München* ermöglichte mir, die aussergewöhnliche Materialsammlung des Erziehungsministeriums und des *Nationalsozialistischen Lehrerbunds* einzusehen, Frau Booms und Frau Schnorbus brachten mir die Akten und klärten mit mir meine forschungstechnischen Fragen. Unterlagen über das Leben der Frauen zu Beginn dieses Jahrhunderts verdanke ich Dr. Cecile Löwenthal-Hess vom *Geheimen Staatsarchiv Preussischer Kulturbesitz*, Dr. Eberhard Heyl des *Hauptstaatsarchivs* und Herrn Teichmann vom *Siemens Archiv* in München. Elke Fröhlich am *Institut für Zeitgeschichte* in München liess mich ihre Studien zu Polizeiakten einsehen und gab mir wertvolle Hinweise über die Sammlung des Instituts. Brigitte Emmer half mir beim Bibliographieren.

Dr. Neugebauer stellte mir sein umfassendes Wissen über die Bestände des *Militärarchivs Freiburg* zur Verfügung. Herr Scharmann versorgte mich mit dem wertvollen Material des *Bundesarchivs Koblenz*. Die Angestellten des *Nordrhein-westfälischen Hauptstaatsarchivs*, *Gestapo-Leitstelle Düsseldorf* gewährten mir grosszügig Einblick in die dort gesammelten Akten. Im *Nürnberger Staatsarchiv* erläuterte mir Frau Bauer-Schäfer das Quellenmaterial der lokalen und regionalen NS-Leitstellen. Frau Pietrowski führte mich in das *Niedersächsische Hauptstaatsarchiv* in Pattensen



ein. Im *Hessischen Staatsarchiv* erklärten mir Herr Helfer und Frau Dr. Löwenstein die Bestände und schlugen mir vor, die Anträge für die Mitgliedschaft in der NSDAP einzusehen. In der Zweigstelle des *Düsseldorfer Staatsarchivs* in Kalkum stellte mir Herr Reuter Dutzende von Folianten zur lokalen und regionalen Sozialgeschichte zur Verfügung.

Wolfgang Strecker im *Archiv des Deutschen Caritasverbandes* in Freiburg half mir, die reichhaltigen Bestände über katholische Organisationen durchzuschauen; Dr. Hans-Josef Wollasch gewährte mit Zutritt zur Bibliothek der *Katholischen Fachhochschule* in Freiburg. Im *Archiv des Erzbischöflichen Ordinariats* in Freiburg verbrachte Ulrike Dehn Stunden damit, mit mir Kataloge und Akten durchzusehen. Im Büro des *Katholischen Lehrerinnenbundes* in Essen investierten Frau Dr. Pflug und Frau Emmerich unermüdlich ihre Zeit, um mir bei der Auswertung ihrer Sammlung von Autobiographien zu helfen. Bei Maria Prym und Frau Klöpfer fühlte ich mich wie zu Hause, wenn ich mit ihnen in Köln über die Sammlung des *Katholischen Frauenbundes* diskutierte.

Frau Helge Tonges, Barbara Lehmann und Frau Dr. Stache im *Evangelischen Zentralarchiv Berlin* gaben mir die entscheidenden Informationen zu den protestantischen Frauenorganisationen. Jochen-Christoph Kaiser teilte über viele Jahre hinweg mit mir sein umfangreiches Wissen über die protestantischen Frauenorganisationen. Im *Landeskirchliches Archiv Karlsruhe* erlaubte mir Frau Sakdowski die wertvolle Sammlung zur *Neulandbewegung* und zu den protestantischen Verbänden zu nutzen. Besonders möchte ich Dr. Helmut Talazko, Herrn Deppe, Frau Dohmke, Frau Schwetlinski, Frau Pohl und Frau Erdmann danken, deren Humor und Effektivität meine Arbeit im *Archiv des Diakonischen Werks* in Berlin so gefördert haben.

Die Angestellten der *Bibliothèque de Documentation Internationale Contemporaine* in Paris unterstützten mich mit ihren Kenntnissen und ihrer guten Laune. Die Arbeit im *Centre de Documentation Juives Contemporaine* in Paris erfüllte mich mit Achtung vor den Ereignissen, die dort dokumentiert sind. Dr. Monika Richarz der *Germania Judaica* in Köln forderte mich durch ihre scharfsinnigen Fragen heraus. Michael Riff, Frank Mecklenberg, Sybil Milton und Allan Divack haben mich jahrelang in meiner Forschung unterstützt und machten die Tage, die ich am *Leo Baeck Institute* verbrachte, zu den schönsten meiner Archivreisen. Dr. Fred Grübel stellte mich einer Reihe von Wissenschaftler/\*inn/en vor, die über jüdische Organisationen ar-

beiteten. Marion Kaplan wies mich auf Dutzende von Akten und Aufsätzen hin und stellte mir Fragen, die mich meine Annahmen über das Leben jüdischer Frauen im NS-Deutschland überdenken liessen.

Rabbi Stanley Davids und den Mitgliedern der Emmanuelgemeinde in Worcester, die vor 1939 in Deutschland lebten, habe ich für ihre Bereitschaft, ihre Erinnerungen mitzuteilen, sehr zu danken. Lilli Kretzmirs weise Rückschau und ihre scharfsinnigen Fragen gaben mir die Möglichkeit, zu begreifen, was es bedeutete, nicht nur vom «Vaterland», sondern auch von den meisten Freund/\*inn/en verraten zu werden. Dr. Robert Salomon teilte mit mir seine ausserordentliche Kenntnis der jüdischen Geschichte; seine Frau Johanna, Charlotte Blaschke, Ilse Rothschild, Annie Bader, Magda Meyersohn, Harold Rogers, Helen Sachse und Ilse Wischnia nahmen teil an dem kollektiven Ausflug in die Jahre, die sie in Deutschland verbracht hatten. Elisabeth do Pazos Ehrlichkeit machte mir deutlich, wie schwierig es ist, zu beurteilen, was Widerstand im Nationalsozialismus gewesen ist.

Mein tiefster Dank gilt Joyce Engelson, meiner Verlegerin bei St. Martin's Press, die mich die ganzen Jahre mit ihren wertvollen Hinweisen begleitete und mich mit ihrer Geduld und ihrem unfehlbaren Urteilsvermögen unterstützte. Betsy Williams gab der amerikanischen Ausgabe den letzten Schliff, und Amelie Littells sah sie mit grosser Sorgfalt ein letztes Mal durch.

Lois Brynes und Serena Hilsinger boten mir ihre Gastfreundschaft und Hilfestellungen an – besonders in der letzten Phase der Fertigstellung dieses Buches. In München halfen mir Eva Kollmar Krell und Eberhardt Kollmar, indem sie mit mir meine Fragen durchsprachen, und in Berlin haben mir Gudrun Schwarz, Karin Hausen, Annemarie Tröger, Gisela Bock, Dagmar Schultz, Ursula Kirchner und Elisabeth Meyer-Renschhausen ihre Gastfreundschaft erwiesen. Max und Miriam Awerbuch verwickelten mich in inspirierende Diskussionen über das Leben der Juden in Israel, Berlin und den USA.

Besonders danke ich meinen Kolleg/\*inn/en vom *College of the Holy Cross* Ross Beales, Robert L. Brandfon, Randall K. Burkett, Ann Flynn, Karen Gottschang, William Green, Anthony J. Kuzniewski, Thersa M. Mc Bride und James F. Powers für ihre sachkundige Unterstützung. Rachel S. Degutis und Paula McGrail beantworteten mir Dutzende von bibliographischen Fragen. Barbara Puddister fand jedes fehlende Buch. Rev. Joseph F. Pomeroy und Ellen Keohane halfen mir, mit meinem Computer zurechtzukommen.

Bonnie Anderson las die letzte Fassung des Manuskripts und versah es mit ihren wertvollen Kommentaren. Mary Ellen Capek, Temma Kaplan und Harriet Lutzky danke ich für ihre Fragen und detaillierten Anmerkungen.

Am meisten verdanke ich Charlotte Sheedy, die mich als erste darauf hinwies, meinen Blick nicht nur auf die Frauen zu richten, die in NS-Organisationen tätig waren, sondern auch die Frauen zu berücksichtigen, die in Verbindung mit protestantischen, katholischen und jüdischen Institutionen standen.

Immer wenn ich ein Kapitel abgeschlossen hatte, biss ich die Zähne zusammen und gab es neun Kolleg/\*inn/en, von denen ich wusste, dass sie es einer unerbittlichen Kritik unterziehen würden. Ich danke euch, Bonnie Anderson, Renate Bridenthai, Jane Caplan, Atina Grossmann, Amy Hackett, Deborah Hertz, Marion Kaplan, Molly Nolan und Joan Reuterschan. Françoise Basch las jedes Kapitel noch einmal sorgfältig durch, hiess mich nach meinen Forschungsreisen in Paris willkommen und erinnerte mich immer wieder an den Unterschied zwischen *tout comprendre* und *tout pardonner*.

Für die Unterstützung bei der Arbeit an der deutschen Ausgabe möchte ich danken: Barbara Lehmann vom *Evangelischen Zentralarchiv* in Berlin, Dr. Tausendpfund vom *Hauptstaatsarchiv* in München, Dr. Siegfried Wenich und Gisela Wagner im *Staatsarchiv* in Würzburg, Gundemar Blume am *Landeskirchlichen Archiv* in Braunschweig, Hans Otte von der *Evangelisch-lutherischen Landeskirche* in Hannover und Rodney G. Dennis von der *Houghton Library*, Harvard University.

Claudia Koonz, 1986

Es versteht sich von selbst, dass eine deutsche Ausgabe von *Mothers in the Fatherland* die deutschsprachigen Quellen und Zitate original wiedergeben muss. Dieser mühsamen Arbeit der Ständigen Überprüfung und des Verifizierens hat sich Susanne Schmid unterzogen. Ihrer Beharrlichkeit und Gründlichkeit ist es zu verdanken, dass *Mütter im Vaterland* so erscheinen konnte.

Cornelia Holfelder von der Tann hat kooperativ und geduldig diesen langwierigen Prozess als Übersetzerin mitgetragen. Ihr und dem Kore Verlag danke ich, insbesondere Gabi Walterspiel, die das Endlektorat besorgt hat, unterstützt von Anke Nolte.

Im August 1991

## INHALT

Lücken und Verzerrungen im öffentlichen Gedächtnis und in der Geschichte	
Vorwort zur deutschsprachigen Ausgabe	15
Begegnung mit einer Nationalsozialistin	
Gespräch mit der Reichsfrauenführerin Gertrud Scholtz-Klink	37
Die nationalsozialistischen Frauen und ihre «Freiheitsbewegung»	65
Die alten Kämpferinnen im neuen Staat	137
Das zweite Geschlecht im Dritten Reich	209
Protestantische Frauen für Führer und Vaterland	267
Katholische Frauen zwischen Papst und Führer	325
Jüdische Frauen zwischen Überleben und Tod	383
Die Funktion der Geschlechtertrennung für die Kriegsökonomie und den Genozid	423
Begegnung mit einer Überlebenden	
Gespräch mit der Jüdin Jolana Roth	459
Anhang	471
Anmerkungen	473
- Archive und Bibliotheken	546
- Bibliographie	551

## Lücken und Verzerrungen im öffentlichen Gedächtnis und in der Geschichte

Vorwort zur deutschsprachigen Ausgabe

Dieses Buch entwickelte sich aus den Fragen, die mir meine Studentinnen in Lehrveranstaltungen über das Wilhelminische Deutschland und die Weimarer Republik gestellt haben. Sie wollten wissen, was denn nach 1933 aus den unerschrockenen Frauenrechtlerinnen, der Avantgarde-Kultur und den Reformen der zwanziger Jahre geworden war. Zunächst beschäftigten mich diese Fragen nicht weiter, mein Forschungsschwerpunkt war ja der Feminismus. Ich zog aber die einschlägigen historischen Standardwerke über den Nationalsozialismus zu Rate und musste feststellen, dass Frauen darin so gut wie gar nicht vorkamen. Ich dachte, vielleicht sei das einschlägige Material ja bei den Bombenangriffen zerstört worden oder die Archivare hätten die Dokumente, die Frauen betrafen, nicht für so bedeutend gehalten, dass sie sie aufbewahrt hätten. Vom Interesse meiner Studentinnen sensibilisiert, suchte ich bei meinem nächsten Forschungsaufenthalt in Deutschland Unterlagen über Frauen, die sich in den zwanziger Jahren der nationalsozialistischen Bewegung angeschlossen hatten und wurde fündig.

Als ich anfang, mir in den Archiven die betreffenden Akten zu bestellen, merkte ich, dass die letzten, die sich mit diesen Seiten befasst hatten, die Archivangestellten gewesen waren, die sie in den dreißiger Jahren abgelegt hatten. Aus dem Material ging hervor, dass Frauen sich in Dutzenden von Organisationen aktiv für den Nationalsozialismus eingesetzt hatten.

Beim Lesen der Unterlagen verabschiedete ich mich nach und nach von zwei verbreiteten Grundannahmen über die weibliche Anhängerschaft Hitlers: Die eine bestätigt den Mythos, die Frauen seien zu einem überproportional hohen Anteil für den Triumph des Nationalsozialismus verantwortlich

gewesen; die andere verkehrt die Fakten, indem sie die Möglichkeit für Frauen, sich im Nationalsozialismus politisch zu betätigen, leugnet. Die erste Annahme zieht sich zählebig durch die letzten Jahrzehnte: Von 1933, als der Slogan «Frauen haben Hitler an die Macht gebracht» in die Welt gesetzt wurde, bis 1989, als Helga Schuberts Buch *Judas-Frauen* die Frauen besonders heimtückischer Machenschaften im Dienst des Nationalsozialismus zu überführen suchte. Für mich erwiesen sich diese Behauptungen, die die Frauen zu Sündenböcken machten, als unbegründet. Wahlanalysen zeigen, dass Frauen zu einem etwas geringeren Prozentsatz als Männer zu den spektakulären Siegen der Nationalsozialisten bei den Reichstagswahlen der Jahre 1930-33 beigetragen haben. Von einem «Gender Gap» (definiert als Unterschied von mehr als 7%) kann nicht die Rede sein. Die männlichen und die weiblichen Anhänger Hitlers waren nach Alter, Religionszugehörigkeit und regionaler Herkunft ähnlich zusammengesetzt, nur vollzog sich die Mobilisierung der Frauen nach anderen Mustern. Kurz gesagt: Die Frauen wählten nicht nazifreundlicher als die Männer, aber auch nicht wesentlich weniger nazifreundlich. Und wie die Statistiken weiter zeigen, waren die Frauen auch weder im Sicherheitsdienst noch unter den Gestapospitzeln überproportional vertreten.

Die zweite verbreitete Meinung verdreht die Tatsachen, weil sie die Frauenfeindlichkeit des NS-Regimes als Beleg für die Meinung anführt, die Frauen hätten sich die Hände gar nicht schmutzig machen können, weil sie in keiner Weise in den nationalsozialistischen Herrschaftsapparat eingebunden gewesen wären. Die Beteiligung von sechs bis neun Millionen Frauen an den nationalsozialistischen Frauenaktivitäten wird einfach geleugnet.

Die Erkenntnis, dass Frauen aktiv ein so mörderisches Regime mitgetragen hatten, enttäuschte mich tief. Es gab sogar Kolleginnen, die mich fragten, warum ich mich überhaupt mit der Geschichte dieser «Kollaborateurinnen» beschäftigen wollte. Wem lag schon daran, eine schmachliche Vergangenheit zu entdecken?

Die Geschichte der Frauen zu schreiben, die mit Hitler sympathisierten, ist Teil eines feministischen historischen Ansatzes, der die «*historical agency*» in allen geschichtlichen Epochen untersucht.\*

Im Englischen kann man von «*historical agency*», wörtlich «*historischer Wirksamkeit*» sprechen, ohne damit «Schuld» zu implizieren. Einer Person oder einer Gruppe «Wirksam-

Jedes Gesellschaftsbild, das die Frauen in die Privatsphäre verweist, entspricht den Weiblichkeitsmythen und dem Ideal, das die NS-Propaganda geschaffen hat: die «arische» Frau hatte für ein gemütliches Heim zu sorgen, ein Kind nach dem anderen zu gebären, die Werte des Gemeinschaftslebens hochzuhalten, Hitler zu verehren, freiwillig soziale Aufgaben zu übernehmen, ihr Verbraucherverhalten an den nationalen Prioritäten auszurichten und freudig das reibungslose Funktionieren des Alltagslebens zu gewährleisten. Diese Propaganda nannte die Mutterschaft «natürlich», wie sie die vermeintliche Überlegenheit der «arischen Rasse» für «wissenschaftlich» ausgab, um die politischen und moralischen Konsequenzen einer Gesellschaftspolitik zu verschleiern, die auf dem Postulat angeborener biologischer Unterschiede basierte.

Aber die Familie war keineswegs per se eine Bastion, die ihre Mitglieder gegen äussere Einflüsse abschirmte. Vielmehr konnte gerade sie zum Einfallstor für die staatliche Einflussnahme auf persönliche Entscheidungen werden. Frauenführerinnen übernahmen die Umsetzung nationalsozialistischer Programme, die den Angriff auf die Privatsphäre vorantrieben. Diese Programme gaben zwar vor, die Familie vor materieller Not zu schützen, beinhalteten aber «rassenpflegerische» Kontrollen, Indoktrination und Teilnahme an Parteiaktivitäten.

Meine Forschungsergebnisse widersprechen allen Theorien, die auf vergrößernde Verallgemeinerungen zurückgreifen, das Dritte Reich mit marxistischen Kategorien zu erklären versuchen, eindimensional Sexismus, Rassismus oder Kapitalismus für die Entstehung des Nationalsozialismus verantwortlich machen oder gar einen «deutschen Nationalcharakter» zugrunde legen. Das Material selbst fordert zu komplexeren Erklärungen heraus, die der Mehrdeutigkeit der nationalsozialistischen Politik, ihrer Ziele und der massenpsychologischen Wirkung Hitlers gerecht werden müssen.

Ich versuche daher das Verhalten der Frauen vor dem Hintergrund konkreter zeitspezifischer, regionaler oder organisationspolitischer Gegebenheiten zu erklären. Die in den Archiven erhaltenen Unterlagen über die Aktivi-

keit» zuzusprechen, heisst, etwas darüber auszusagen, inwiefern bestimmte Handlungsweisen zu einem bestimmten Resultat beigetragen haben. Anders als die Begriffe «Täter» oder «Täterin» enthält die Bestellung von «Wirksamkeit» keine Konnotation von Schuld. Leider gibt es im Deutschen keine adäquate Übersetzung.

täten von Frauen widerlegen jede Behauptung von einem passiven, unschuldigen Part der Frauen. Zwar kommen Frauen in den historischen Standardwerken über das Dritte Reich nie vor, im öffentlichen Gedächtnis allerdings kommt ihnen eine wichtige Rolle zu. Film und Fernsehen zeichnen ein dramatisches Bild der deutschen Frauen in jenen – von Hannah Arendt so genannten – «*finsternen Zeiten*». Resolut und einfallsreich wie Mutter Courage, so das Bild, schützten und bewahrten sie in einer Zeit der Barbarei die Familie und die Gemeinschaft. Wichtige Kinowerke, darunter viele Produkte des Neuen Deutschen Films, zeigen normale, brave Bürgerinnen, deren weibliche Tugenden den kleinen Kreis der Familie und der Freunde zusammenhalten und über die Runden bringen. Wenn die Regisseure die teuflischen Seiten des Nationalsozialismus verdeutlichen wollen, konzentrieren sie sich auf die männliche Machtelite um den «Führer», um Figuren wie Goebbels, Göring und Himmler. Im Mittelpunkt steht typischerweise Hitler selbst. So unterschiedliche Autoren wie Joachim Fest und Jürgen Syberberg erzählen die Geschichte des NS-Staats als Hitler-Drama.

Wenn hingegen normale «kleine Leute» im Dritten Reich dargestellt werden, treten die Männer an den Rand des Blickfelds. *Das Boot* und *Die Blechtrommel* sind seltene Ausnahmen – und der Protagonist der *Blechtrommel* ist zweifellos ein ungewöhnlicher Vertreter des<sup>x</sup> männlichen Geschlechts! Angesichts der tiefen und unverhohlenen Frauenverachtung der NS-Führer liegt die Unterstellung nahe, dass Frauen in dieser turbulenten Zeit jeder Anteil an der Macht – und damit auch an der Schuld – verwehrt blieb. Das ist jedenfalls das gängige Bild: die Frau als Unschuldige qua Gnade der weiblichen Geburt. Bereits in dem 1946 entstandenen Film *Die Mörder sind unter uns* repräsentieren zwei Frauengestalten die aufrechten Deutschen. Syberbergs *Winifred Wagner und die Geschichte des Hauses Wahnfried*, Werner Fassbinders *Die Ehe der Maria Braun* (1978), *Lilli Marleen* (1980), und *Die Sehnsucht der Veronika Voss* (1981) wie auch Helma Sanders-Brahms' *Deutschland, bleiche Mutter* zeigen starke Frauen am Rand der Geschichte. In *Heimat – eine Chronik in elf Teilen* von Edgar Reitz (erklärtermassen im Kontrast zu *Holocaust* gedreht) ist es Maria, die das Leben aufrechterhält, während die Männer gleichermassen hilflos wie harmlos erscheinen. Diese Filme verewigen einen Mythos: Das NS-Regime war das Werk mächtiger, politisch agierender Männer, während die bürgerlichen Tugenden von star-



ken, apolitischen Frauen hochgehalten wurden. Diese Klischees vertragen sich aufs Beste mit dem Konzept der getrennten sozialen und moralischen Welten beider Geschlechter, wie es die Nazis selbst propagierten.

Gelegentlich gibt es aber auch Filme, in denen Frauen heroisch und stark sind. In zweien solcher Filme verkörpern sie das Gewissen der Nation. Gabi Teichert in *Die Patriotin* und Anna Elisabeth Rosmus, deren Lebensgeschichte die Vorlage für *Das schreckliche Mädchen* abgab, werden als Märtyrerinnen dargestellt, die ihre psychische Stabilität auf Spiel setzen, um braune Vergangenheit ans Licht zu bringen.

Viele Bücher, die das erlebte Grauen des Nationalsozialismus schildern, sind von Frauen geschrieben worden: vom Tagebuch der Anne Frank und den Briefen Etty Hillesums bis hin zu den Memoiren von Kitty Hart, Margarete Buber-Neumann, Hanna Lévy-Haas und Jeanine Meerapfel. Frauen durchbrachen immer wieder die allgemeine Amnesie über die Deportationen und die Konzentrationslager.

Unabhängig davon, ob die populären Darstellungen Frauen in die Schubladen passiv/Opfer, aktiv/Täterin oder unpolitisch/politisch pressen – die Rolle der Frauen wird mit einem polaren, moralischen Kategorienraster zu erklären versucht, das für das Bedürfnis nach einfachen Erklärungen erhalten muss.

Diese starren Bilder über die Frauen haben sich bis heute gehalten, trotz der Bemühungen von Schriftstellerinnen, das tägliche Leben im Dritten Reich zu veranschaulichen. Christa Wolf, Ingeborg Drewitz, Melita Maschmann, Ilse Koehn, Anna Seghers, Ruth Andreas-Friedrich, Eva Sternheim-Peters, Vera Friedländer und Inge Deutschkron haben auf der Grundlage ihres eigenen Erlebens ein komplexes Bild dieser Zeit gezeichnet. Trotzdem haben die Historiker bei ihren Bemühungen, die Geschichte dieser Jahre zusammenzutragen, die Frauen nicht zur Kenntnis genommen.

### **Der Einzug der Frauen in die Geschichte**

Es erstaunt mich immer wieder, dass alle Theorien, die seit 1945 über den Nationalsozialismus entstanden sind, ausnahmslos die Rolle der Frauen ausklammern. Eigentlich wäre zu erwarten gewesen, dass die Geschichtswissenschaft der letzten Jahre, die Begeisterung für «Graswurzel-Geschichte» bei den Historikern auch ein gesteigertes Interesse für die Frauen

wachgerufen hätte. Schliesslich sind die Frauen ebensowenig wie die Männer den Verhältnissen gegenüber völlig ausgeliefert oder allmächtig. Tatsächlich kommen aber in den Untersuchungen über die frühe Hitler-Anhängerschaft, die regionale oder lokale Entwicklung des Nationalsozialismus, den Kirchenkampf und den Staatsapparat nach 1933 Frauen so gut wie nicht vor. Nur in Zusammenhang mit hohen Parteifunktionären werden Ehefrauen oder Geliebte beiläufig erwähnt – der Name Leni Riefenstahl taucht natürlich immer wieder auf. In sozialgeschichtlichen Werken ist gewöhnlich ein Kapitel den Frauen gewidmet. In einigen neueren Werken finden sich ein paar Verweise zum Thema «Frauen» (nicht aber zu einem Thema «Männer»); in den Sachregistern sind Namen prominenter Frauen so gut wie nicht enthalten.

Bei meinen Recherchen habe ich Archivmaterial entdeckt, das es erlaubt, dieses fehlende Stück Geschichte nachzutragen – die Geschichte der Frauen, die das Gegenstück zu der von den Historikern des Nationalsozialismus am ausgiebigsten beachteten Gruppe der Männer darstellen: der Frauen, die zu jener Zeit in den verschiedenen Bereichen des öffentlichen Lebens aktiv waren. Nach Abschluss der ersten Phase meiner Archiv-Recherchen hatte ich das Glück, die Mitarbeiterinnen des «Projekts Vergleichende Faschismusforschung» am *Zentralinstitut VI der Freien Universität Berlin* kennenzulernen. Ihre Pionier-Studie *Mutterkreuz und Arbeitsbuch* (1981) regte Dutzende weiterer Untersuchungen zu den verschiedensten Themen an: Arbeiten über den BDM, den Arbeitsmarkt und über Zwangssterilisation. Das Interesse der Feministinnen für die Geschichte der Frauen entwickelte sich gleichzeitig mit der Hinwendung zur Alltagsgeschichte innerhalb und ausserhalb der Historikerzunft – Lutz Niethammer und Detlev Peukert schufen hier die wichtigsten Grundlagen. Im Rahmen von grossangelegten Forschungsprojekten wurden Tausende von Tonbandberichten gesammelt; lokale Initiativen, kirchliche und staatliche Archive, regionalgeschichtliche Projekte und Museen rekonstruierten das Alltagsleben unter dem Nationalsozialismus; Studierende beteiligten sich an bundesweiten Aufsatzwettbewerben zum Dritten Reich, Barfusshistoriker/\*innen, Arbeitsprojekte, und Seminare veröffentlichten ihre Arbeitsergebnisse, und Medienteams drehten eindrucksvolle Dokumentarfilme. Die Skepsis gegenüber allen vereinfachenden und verallgemeinernden Aussagen über die Vergangenheit wuchs mit diesen vielfältigen Aktivitäten.

Ende der achtziger Jahre erschienen Dutzende von Büchern mit detaillierten Untersuchungen über die Rolle der Frauen im Nationalsozialismus, und die feministischen Wissenschaftlerinnen begannen, sich mit deren theoretischen Implikationen auseinanderzusetzen. Angelika Ebbinghaus setzte mit ihrem Buch *Opfer und Täterinnen* den Rahmen für die ersten Debatten. Das Buch *Töchter-Fragen, NS-Frauen-Geschichte*, herausgegeben von Lerke Gravenhorst und Carmen Tatschmurat, hat die Debatte aufgenommen und entscheidend weitergeführt, indem es die Frage der Schuld und Verantwortung von Frauen in der NS-Zeit theoretisch und biographisch innerhalb der feministischen Forschung thematisiert. Leider ist *Töchter-Fragen* erst erschienen, als ich die Überarbeitung für dieses Buch weitgehend abgeschlossen hatte.

Als Feministin, die in einem industrialisierten und hochgerüsteten Staat lebt, schreibe ich eher im Hinblick auf unsere gefährdete Zukunft als im Rückblick auf die Vergangenheit. Ich hoffe, dass uns die Analyse der Rolle der Frauen im Nationalsozialismus hilft, ein kritisches Bewusstsein gegenüber dem heute vorhandenen biologischen und nationalistischen Denken zu entwickeln.

In *Mütter im Vaterland* habe ich die Geschichte der Frauen geschrieben, die im Dritten Reich Einfluss besaßen, und versuche, ihr Selbstverständnis innerhalb des NS-Staates, der ihnen Einflussmöglichkeiten in der Öffentlichkeit bot, nachzuzeichnen. Mein Forschungsansatz fällt insofern zwischen Sozial- und Alltagsgeschichte, als ich mich vor allem auf Archivmaterial und nicht auf mündliche Berichte gestützt habe, um das Alltagsleben der Frauen in kirchlichen, lokalen und nationalen Institutionen und Organisationen nachzuzeichnen. Indem ich die «agency» der Frauen darstelle, hoffe ich, die Diskussion der Schuldfrage auf ein anderes Niveau heben zu können, und die Vorstellung, der nationalsozialistische Staat sei ausschließlich eine monolithische zentralistische «Macht» gewesen, aufzubrechen. Waren die Historiker einst auf der Suche nach eindeutig identifizierbaren Täter/\*inne/n, heroischen Widerstandskämpfer/\*inne/n und edlen Märtyrer/\*inne/n, so versuchen wir heute, die sozialen Netzwerke zu rekonstruieren, in denen die Individuen die Vorteile der Kollaboration und den Preis des Widerspruchs gegeneinander abwogen, und Wege suchten, nicht Opfer des Systems zu werden.

Ich stand bei meiner Arbeit auch vor dem Problem, erklären zu wollen, wie und warum eine bestimmte Gruppe oder Einzelperson, die selbst Opfer

einer bestimmten Politik war, andere zu Opfern machen konnte – eine Frage, die sich durch alle Versuche, die verschiedenen Facetten der Geschichte des Nationalsozialismus nachzuzeichnen, hindurchzieht. Ich habe versucht, einen umfassenden Überblick über die ehrenamtlichen und professionellen Aktivitäten von Frauen innerhalb der legalen Organisationen, der Partei und der staatlichen Programme zu geben, und bin der Frage nachgegangen, wie sich diese nationalen Frauennetzwerke mit dem NS-Regime arrangierten und wie sie auf die neuen Möglichkeiten und Zwänge reagierten. Gerade weil die Ideologie und die Administration des Nationalsozialismus den Frauen ein besonderes «Wirkungsfeld» zuwies, sollten diese Frauen Untersuchungsgegenstand jeder Studie über das Dritte Reich sein. Weil die «rassische Erneuerung» bis zum Ende des Dritten Reichs das zentrale und charakteristische Kernstück der nationalsozialistischen Programmatik blieb, bekamen die Frauen nicht nur die Auswirkungen dieser Programme zu spüren, sondern trugen auch wesentlich zum Erfolg und Misserfolg solcher Massnahmen bei. Ich untersuche daher nicht nur die verschiedenen Phasen der nationalsozialistischen Frauenpolitik, sondern auch die Beteiligung der Frauen bei ihrer Umsetzung.

### Die Quellenlage

Historiker/\*innen, die sich mit dem Dritten Reich beschäftigen, greifen gewöhnlich auf zwei Arten von Quellen zurück: zum einen auf Erinnerungen von Zeitzeug/\*inn/en – Memoiren, Interviews, Erinnerungen –, zum anderen auf Archivmaterial. Die Erinnerungen sind immer durch die späteren Erlebnisse gefiltert; das Archivmaterial zeichnet ein verzerrtes Bild der Realität, weil es sich um zensiertes und meist unvollständiges Material handelt. Ich habe mich bei meinem Versuch, die Rolle der Frauen im Nationalsozialismus zu rekonstruieren, vor allem auf Dokumente aus Archiven gestützt. Während im Rahmen Dutzender Oral-History-Projekten persönliche Erinnerungen zum Alltag im nationalsozialistischen Deutschland gesammelt wurden, habe ich nur dann auf Interviews zurückgegriffen, wenn kein Archivmaterial zur Verfügung stand – in erster Linie zum Leben der jüdischen Frauen in den dreissiger Jahren. Da ich mich ja besonders für die Frauen interessierte, die in den dreissiger Jahren bereits führende Ämter auf lokaler

Ebene innehatten und erst in den siebziger Jahren mit meinen Recherchen begann, lebten nur noch wenige dieser Frauen. Ich bin mir sicher, dass die, die ich hätte befragen können, zu ihrer Mitwirkung am nationalsozialistischen Herrschaftsapparat nur mit beschönigenden Erinnerungen aufgewartet hätten.

Das Archivmaterial, auf das ich zurückgreifen konnte, ist zensiertes Material. Alles, was in der NS-Zeit gedruckt wurde, unterlag der Kontrolle. Nirgendwo hätten in dieser Zeit kritische Äusserungen über politische Themen veröffentlicht werden können, Kritik konnte Kopf und Kragen kosten. Aber ein Regime, das bemüht ist, die Bevölkerung permanent für irgendwelche Programme zu mobilisieren, ist darauf angewiesen, Rückmeldungen über Erfolge und Misserfolge zu erhalten. Und diese Dokumente waren meine Fundgrube. Untereinander scheinen die Funktionärinnen relativ angstfrei korrespondiert zu haben. Ihre Tätigkeitsberichte, Versammlungsprotokolle und Rundbriefe geben ein sehr detailliertes Bild der täglichen Realität. Vielleicht hielten die männlichen Parteifunktionäre in ihrer Frauenverachtung das, was von Frauen geschrieben war, für zu unwichtig, um es einer Zensur zu unterziehen. Auch die briefliche Kommunikation zwischen Laien und der Kirche im Dritten Reich blieb offenbar relativ unbehelligt-

Obwohl im *Bundesarchiv Koblenz* zentrale Dokumente über die *NS-Frauenschaft* erhalten sind, entdeckte ich die wertvollsten Quellen in Landes- und Gemeindearchiven und bei den grossen, nicht-staatlichen Institutionen, wo dieses Material oft nicht einmal katalogisiert war. Weil Frauen meist die unteren Positionen im Sozial-, Gesundheits- und Erziehungsbereich einnahmen, bekamen sie sehr viel von der Stimmung an der Basis mit.

Im Gegensatz zu den männlichen erhielten die weiblichen Funktionäre selten Reichsbahn-Freifahrtscheine oder Spesen für Besprechungen «unter vier Augen»; in ihren Budgets waren auch meist keine teuren Ferngespräche vorgesehen. Sie waren auf schriftliche Kommunikation angewiesen. In den Büros sassen Dutzende schlechtbezahlter Schreibkräfte, die es ihren weiblichen Vorgesetzten ermöglichten, einen regen Briefwechsel über ein breites Spektrum von Themen zu führen. Gelegentlich sorgten auch Zufälle für den Erhalt von Material. Dr. Auguste Reber-Gruber beispielsweise, die Referentin für Mädchenerziehung im *Nationalsozialistischen Lehrerbund* (NSLB), war für 100'000 Lehrerinnen zuständig. Sicherlich wäre es für sie am gün-

stigsten gewesen, in der Nähe des Erziehungsministeriums in Bayreuth zu wohnen. Aber ihr Mann, ein Offizier, war in Fürstenfeldbruck stationiert. Weil er darauf bestand, mit seiner Frau zu wohnen, und der Wille des Ehemannes selbst den Anforderungen des Staates übergeordnet war, schrieb Reber-Gruber täglich aus Fürstenfeldbruck Dutzende von Briefen an ihre Untergebenen in Bayreuth und an «ihre Frauen» in ganz Deutschland. In diesen Briefen geht es um banale Dinge – wie die Frage, wer für die Kosten der Erfrischungen bei Versammlungen aufzukommen hat – und um wichtige Angelegenheiten – etwa die Untersuchungen im Fall einer Lehrerin, die im Verdacht stand, «mit jüdisch-liberalem Gedankengut» zu sympathisieren. Diese schriftlichen «Besprechungen» innerhalb des NSLB, die heute zweifellos über Telefon laufen würden, sind im *Hauptstaatsarchiv München* katalogisiert.

Natürlich gehören Frauen (und Männer), die schriftliche Dokumente hinterliessen, nicht zur Masse der Bevölkerung. Ich gehe davon aus, dass die Schriftstücke aus dem Organisationsalltag in etwa die Meinung und Einstellung der aktiven Mitgliedschaft widerspiegeln und ich nicht mit Bestimmtheit sagen kann, inwieweit die Haltung der Führung mit der der Basis übereinstimmte.

Ich habe versucht, die Haltung jener relativ prominenten Frauen zu erschliessen und die wichtigsten Organisationen im Hinblick auf ihre religiösen Einstellungen, die Art ihrer Aktivitäten, ihre Vorgeschichte, ihre Ziele und ihr Verhältnis zur NSDAP und zum Staat zu vergleichen. In dem Masse, in dem weiteres Material gefunden wird, werden vielleicht einige meiner Ergebnisse revidiert werden müssen.

Nach dem Erscheinen der amerikanischen Ausgabe von *„Mütter im Vaterland“* wurde das Archiv des *Deutsch-Evangelischen Frauenbunds* in Hannover geöffnet, und ich habe versucht, für diese Ausgabe noch Teile seiner wertvollen Bestände zu berücksichtigen. Die vergleichende Betrachtung dokumentierter Aktivitäten von Frauen im Dritten Reich ermöglichte Rückschlüsse auf die Situation und die Haltung der Frauen innerhalb des zeitlichen, institutionellen und ideologischen Rahmens der legalen Organisationen. Obgleich ich mich schwerpunktmässig mit den Frauen beschäftigte, die mit dem Nationalsozialismus sympathisierten, schreibe ich auch über Frauen aus dem *Jüdischen Frauenbund*, der die gesamten dreissiger Jahre legal bestehen blieb.

## Frauen und Männer unter dem NS-Regime – ein Vergleich

Angesichts der radikalen Trennung von männlichem und weiblichem Bereich in der offiziellen NS-Politik und des Propaganda-Blitzkriegs, der darauf abzielte, wieder «männlichere» Männer und «fraulichere» Frauen zu schaffen, mag es zunächst erstaunen, wenn ich fundamentale Gemeinsamkeiten für die Situation von Männern und Frauen unter dem NS-Regime behaupte. Nur wenige Bürger/\*innen besaßen im Dritten Reich nennenswerte Macht, und doch wäre die nationalsozialistische Politik ohne die tatsächliche Kooperation von Männern und Frauen eine Totgeburt gewesen. Zu keinem Zeitpunkt bot der nationalsozialistische Machtapparat Frauen für ihren Gehorsam ähnliche Prämien wie den Männern. Aber die Frauen waren an ungleiche Behandlung gewöhnt. Nichts konnte sie davon abhalten, NS-Aktivitäten mitzutragen. Sie lebten genau wie die Männer in einer – wie Foucault es nennt – «biopolitischen» Gesellschaft, und beide Geschlechter standen vor schwierigen Alltagsentscheidungen: Sollte man ein Ehestandsdarlehen in Anspruch nehmen, wenn die Frau dafür die Erwerbsarbeit aufgeben musste? Konnte ein «arischer» Mann oder eine «arische» Frau überhaupt eine Verbindung mit einer «jüdischen» oder «eugenisch minderwertigen» Person in Betracht ziehen? Sollte man zu einem Arzt gehen, auf die Gefahr hin, in die Mühlen der «rassenpflegerischen» Kontrollen zu geraten? Konnte man abtreiben oder verhüten, angesichts des massiven Feldzugs gegen diese «Verbrechen»? Wie sollte man sich zu eugenischen Zwangsmassnahmen verhalten? Etwa ebensoviele Frauen wie Männer wurden zwangssterilisiert (wobei allerdings die Sterblichkeitsrate bei Frauen höher war) oder im Zuge von «Euthanasie»-Programmen umgebracht; Deportation und Vernichtung trafen beide Geschlechter gleichermaßen. Alle, die für die Nazis rassisch und politisch akzeptabel waren, mussten sich entscheiden, ob sie an Freundschaften mit Andersdenkenden, Juden oder sonstigen «riskanten» Personen festzuhalten wagten.

Der Nationalsozialismus stellte alle nicht verfolgten Deutschen vor die Frage, wie sie dieses Regime beurteilen sollten und was es für ihr Leben bedeutete. Angesichts der wild zusammengewürfelten NS-Ideologie und der undurchsichtigen Gesetzgebung war das nicht leicht. War Hitler nun religiös, oder war er Atheist? Konnte man den Glauben an den Führer mit einem anderen, nicht-nazistischen Glaubensbekenntnis, wie etwa dem Konservativis-

mus oder dem Liberalismus, vereinbaren? War *Mein Kampf* die programmatische Grundlage der NS-Politik, oder war es nur der Erguss eines unerfahrenen, jungen Fanatiklers? Würde die Macht diesen Mann zähmen oder erst richtig entfesseln? Wenn die Einzelnen diese Fragen für sich beantwortet hatten, trafen sie ihre taktischen Entscheidungen, wann sie sich der NS-Politik fügen mussten, welchen Anordnungen sie sich widersetzen konnten bzw. wollten, welche sie ignorieren würden. Weil Staat und Partei es darauf angelegt hatten, mit Hilfe eines ausgefeilten Mediensystems und eines engmaschigen Überwachungssystems alle Individuen zu erfassen, war es schwer, sich ihrem Zugriff zu entziehen. Es kam vor, dass Einzelpersonen oder Organisationen zwar vollständig hinter den Zielen des Nationalsozialismus standen, zugleich aber einen bestimmten Aspekt der NS-Politik ablehnten. Jede/r Einzelne suchte ein Fahrwasser zwischen Kollaboration und Dissens, und viele rechneten damit, sich für ihre Kooperation ein gewisses Mass an Autonomie erkaufen zu können. Ich fand, dass – ganz im Gegensatz zu der verbreiteten Auffassung, dass die meisten Frauen in einer von Politik untangierten Sphäre leben – die Ideologie des Nationalsozialismus nahezu alle Bereiche des Lebens der «kleinen Leute» durchdrang. Angesichts der schwierigen Entscheidungsfragen verwischten sich für alle Deutschen die Grenzlinien zwischen Opportunismus, Pragmatismus und Idealismus.

Trotz der Gemeinsamkeiten, die die Situation der Männer und der Frauen im Nationalsozialismus kennzeichneten, waren die Frauen doch besonderen Zwängen ausgesetzt. Natürlich waren auch in anderen Ländern Frauen – und ethnische Minderheiten – ausdrücklich von der Macht ausgeschlossen, aber in Deutschland hatte bereits eine demokratische Reform stattgefunden, die Hitler zu demontieren geschworen hatte. Der NS-Staat verfügte explizit die Unterordnung der Frauen. Nicht nur die Konvention, sondern die Politik bestimmte, dass einige Männer, aber keine Frauen innerhalb der regionalen, nationalen und lokalen Machtstrukturen Einfluss haben sollten. Ähnlich verhielt es sich mit der Diskriminierung der Jüdinnen und Juden, die zwar auch in anderen Ländern trotz formaler Gleichberechtigungsgarantien andauerte, in Deutschland aber ausdrücklich zum Programm erhoben wurde. Wir haben es hier also mit einem Staat zu tun, der explizit das egalitäre Erbe der Aufklärung zurückwies, um die Gesellschaft auf der Grundlage von Rassen- und Geschlechterungleichheit zu strukturieren.



Die Frauen im Dritten Reich waren in verschärfter Form der gleichen Diskriminierung ausgesetzt wie die Frauen in anderen westlichen Staaten.

Seit dem Mittelalter operierten Frauen, die nach Einfluss im öffentlichen oder ökonomischen Leben strebten, ausserhalb der Institutionen. Die Vorstellungen von geschlechtsadäquatem Verhalten beschränkten die Frauen des Bürgertums auf die häusliche Sphäre und verurteilten die armen Städte-rinnen und Frauen auf dem Land zu Erwerbsarbeit und damit zu Doppelbelastung. Im ausgehenden 19. Jahrhundert forderten einige Frauen aus dem Bürgertum Zugang zum öffentlichen Leben, allerdings innerhalb der «weiblichen» Bereiche. Die Industrialisierung verwies die Masse der erwerbstätigen Frauen auf die am wenigsten erstrebenswerten Tätigkeiten. In der Weimarer Republik, deren Verfassung den Frauen das Wahlrecht und gewisse gesetzliche Garantien gewährte, gingen die meisten Frauen, die politisch aktiv waren, von einer besonderen Berufung ihres Geschlechts aus, was sie dann bewog, ihre Energien auf den Schutz der Familie und auf Wohlfahrt und Erziehung zu verwenden. Typischerweise engagierten sich Frauen in Deutschland und in anderen Ländern vor allem auf kommunaler oder regionaler und nicht so sehr auf nationaler Ebene. Die meisten Frauen, die öffentlich tätig wurden, arbeiteten ehrenamtlich oder hauptberuflich in religiösen Institutionen, in der Gemeindeverwaltung, im Gesundheits- und Erziehungswesen und in Bürgervereinen. Erwerbstätige Frauen waren Benachteiligungen ausgesetzt, die mit der «weiblichen Natur» begründet wurden. Diese allgemeinen Grundmuster hielten sich in den Jahren 1933-1945.

## **Die Einbindung der Frauen in den nationalsozialistischen Machtapparat – eine chronologische Übersicht**

### ***Die alten Kämpferinnen: zwanziger Jahre bis 1934***

Wenn sich Historiker/\*innen mit dem Nationalsozialismus befassen, nehmen sie das Jahr 1933 als Anfangs-, das Jahr 1945 als Endpunkt und den Ausbruch des Zweiten Weltkriegs als den entscheidenden Wendepunkt in der Mitte. Diese Standard-Periodisierung gerät jedoch leicht ins Wanken, wenn wir die Aktivitäten der Frauen betrachten. Schon vor der Machtübernahme setzten sich Frauen für die nationalsozialistische Bewegung ein – un-

ter Bedingungen, wie sie später nie wieder gegeben waren. Gerade weil Hitler von den politischen Fähigkeiten der Frauen nicht viel hielt, genossen seine Anhängerinnen vor 1933 einen relativ grossen Spielraum, der es ihnen ermöglichte, ihre eigene Doktrin zu formulieren und ihre eigene «Freiheitsbewegung» zu organisieren. In den zwanziger Jahren wählten prozentual weniger Frauen als Männer nationalsozialistisch. Mit Beginn der spektakulären Wahlerfolge nach 1928 «konvertierten» zunächst mehr Frauen als Männer. In der Weimarer Republik beschränkten sich die Frauen nicht darauf, bei Hitler-Reden in Ohnmacht zu fallen und dem «Führer» bedingungslos zu folgen, sondern sie scharten sich vielmehr um eine Vielzahl einflussreicher Führerinnen auf regionaler Ebene. Die Frauen in der Bewegung jubelten über den Triumph vom 30. Januar 1933; sie bekamen aber die Auswirkungen der veränderten Situation drastischer – wenn auch später – als die Männer zu spüren.

### *Die Gleichschaltung: 1934*

Als ich diese Arbeit mit einer Untersuchung über die Frauen innerhalb der nationalsozialistischen Bewegung vor 1933 begann, ging ich davon aus, mich auch für die Zeit danach hauptsächlich auf dieses Fähnlein der getreuen Kämpferinnen konzentrieren zu können. Dies erwies sich bald als Irrtum, weil nach 1933 die reputierlichen Aktivistinnen aus den bürgerlichen Frauenorganisationen einen entscheidenden Part innerhalb des offiziellen NSDAP-Frauenbereichs übernahmen. Frauen aus Organisationen wie dem *Hausfrauenverein* oder aus religiösen Vereinen fiel der Übergang von der Demokratie in die Diktatur offenbar relativ leicht. Zwar wurden sozialistische und kommunistische Frauenorganisationen und radikale Organisationen wie die *Internationale Frauenliga für Frieden und Freiheit* verboten, die bürgerlichen Frauenvereine aber spürten zunächst wenig von der Machtübernahme der Nazis. Meine Recherchen widerlegen das hehre Bild der Frauenrechtlerinnen als Gegnerinnen des Nationalsozialismus. Nachdem sich der mächtige *Bund deutscher Frauen* 1933 aufgelöst hatte, statt sich in die Gleichschaltung zu fügen, existierten praktisch alle seine Mitgliedsorganisationen legal weiter, nachdem sie alle «Mitglieder jüdischer Abstammung» ausgeschlossen und sich staatlicher Aufsicht unterstellt hatten. Viele Frauen teilten den Standpunkt der langjährigen BDF-Vorsitzenden Gertrud Bäumer, die dafür eintrat, dass Frauen innerhalb jedweden Systems für ihre

Rechte einzutreten hätten. In Deutschland gingen damals bis auf wenige radikale Frauenrechtlerinnen alle Frauen von naturgegebenen Wesensunterschieden der Geschlechter aus, auch wenn sie gegen die Diskriminierung von Frauen im Erwerbsleben, vor dem Gesetz und im öffentlichen Dienst protestierten. Die Überzeugung von den unterschiedlichen Aufgaben der Geschlechter und eine tiefe Abneigung gegen alle gesellschaftsreformerischen Bestrebungen trübten den Blick vieler Aktivistinnen für den grösseren politischen Kontext, in dem sie wirkten.

In der Zwischenzeit erlebten die alten Kämpferinnen einen Schock. Obwohl Hitler und seine Anhänger die Frauen fast völlig übergangen, merkten sie im Laufe des Jahres 1933, wie wichtig die enthusiastische Beteiligung der Frauen für die Realisierung der rassistischen Erneuerung war. Die bürokratische Konfusion innerhalb der NS-Frauenorganisationen endete Anfang 1934 damit, dass praktisch alle alten Kämpferinnen aus ihren Positionen gedrängt wurden. Die männlichen NS-Führer, die jetzt die wichtige Rolle der Frauen bei der Verwirklichung ihrer gesellschaftlichen Ziele erkannten, begriffen auch, dass sich die Kooperation der Frauen nicht erzwingen liess. Die Frauen mussten umworben werden.

### *Die Phase der Harmonie: 1934-1936*

Von 1933-34 an wirkten die aktiven nationalsozialistischen Frauen innerhalb gleichgeschalteter Organisations-Netzwerke, in denen ihre Kooperation von entscheidender Wichtigkeit, ihr politischer Einfluss jedoch verschwindend gering war. Für ihre Fügsamkeit ernteten sie persönliche Vorteile. Ausserdem wurde der gewöhnlichen Frau im NS-Staat ein erstaunliches Mass an öffentlicher Beachtung zuteil. Spezielle Programme, Publikationen, Radiosendungen, öffentliche Ehrungen, finanzielle Anreize und Propagandafanfaren erhoben die Mutter zur Heldin. Wie schon im Ersten Weltkrieg wurden die Frauen als treu, schöpferisch und stark gepriesen, wenn es darum ging, ihren Beitrag zum Wohl des Volkes zu leisten – was in jenen ersten Jahren des Dritten Reichs bedeutete, das demographische und ökonomische Wiedererstarben zu befördern.

Die Ernennung von Gertrud Scholtz-Klink zur Reichsfrauenführerin 1934 brachte zunächst eine Phase harmonischer Kooperation zwischen Staat, bürgerlichen Frauenvereinen und kirchlichen Organisationen.

Scholtz-Klink wusste um die Wichtigkeit der Gefügigkeit nach oben, der Kameradschaftlichkeit zu Gleichgestellten und des straffen Kommandos über Untergebene. Sie betrat die bürokratische Arena mit der Rückendeckung mächtiger männlicher Parteifunktionäre. Wie ihre männlichen Kollegen kannte sie die Erfordernisse ihres Amtes und schaffte es, die Vorteile eines straff organisierten Korps fanatischer Funktionärinnen mit den Vorzügen einer breiten, pragmatisch ausgerichteten Massenorganisation zu vereinbaren. Den Eifrigen bot sie die Aufnahme in die Elite der *NS-Frauenschaft*. Für Frauen, die zwar im Grossen und Ganzen hinter den Zielen des Nationalsozialismus standen, ohne sich wirklich für sie zu begeistern, schuf sie das *Deutsche Frauenwerk*, einen Dachverband aller gesetzlich zugelassenen Frauenorganisationen.

Ihre Funktionärinnen verbreiteten in ihren Reden und Veröffentlichungen eine vergleichsweise harmlose Mischung aus nationalistischen Phrasen, sentimentaler Mutterschafts-Verherrlichung, Lobpreisungen des Führers, Verbrauchererziehung und lokalen Anliegen. Rassen- und arbeitspolitische Fragen blieben weitgehend den männlichen Experten im *Rassenpolitischen Amt*, in der Leitung des Gesundheitswesens, in der *NS-Volkswohlfahrt* und der *Deutschen Arbeitsfront* und im NSLB überlassen. Gemäss den Regierungsdirektiven übernahm Scholtz-Klink die Propagierung der Mutterschaft als wichtigste Aufgabe der Frau. Als die Kampagne erfolgreich war, kam es zu einer plötzlichen Verschiebung der nationalen Prioritäten, die Differenzen und Zwietracht in den Reihen der Frauen stiftete, die am freudigsten kooperiert hatten.

### *Mütter in die Fabriken! 1936-1945*

1936 leiteten Hitler und die Parteiführung die Kriegsvorbereitungen ein. Gleichzeitig begann Scholtz-Klink, ihre Reihen fester zu schliessen. Halberzige Lehrerinnen, Vereinsaktivistinnen und Ortsgruppenmitglieder wurden jungen Frauen unterstellt, die frisch aus den Schulungen kamen. Führerinnen örtlicher Frauenorganisationen konnten nicht mehr gleichzeitig der *NS-Frauenschaft* und kirchlichen Frauenvereinen angehören. Es kam zur Machtprobe. Aber selbst, wenn die Frauen alle Bande zu nicht-nazistischen Organisationen kappten, sorgten sich die Funktionärinnen von Scholtz-Klink doch immer noch wegen der sogenannten «schwarzen Zellen» –

Gruppen von Andersdenkenden innerhalb der breiten Massenorganisationen, die möglicherweise verdeckt und subversiv in staatlichen Organisationen arbeiteten.

In Kontrast zum offiziellen Bild über die Frauen, die sich freudig männlicher Führung unterordneten, offenbaren die Archive für die späten dreißiger Jahre eine angeschlagene Moral. Selbst hundertprozentige Nationalsozialistinnen beschwerten sich über die Auswirkungen der Frauenfeindlichkeit der Parteioberen auf ihre Finanzmittel, ihre Aufstiegsmöglichkeiten, Kompetenzen und ihr politisches Gewicht. Frauen, die sich an der Kampagne für die Mutterschaft beteiligt hatten, beklagten jetzt die staatlichen Programme zur Förderung lediger Mütter. Als die Frauen sich gedrängt sahen, arbeiten zu gehen, wurden sie zwischen den Anforderungen in Familie, Beruf und Partei zerrissen. Das Zögern der Frauen, ins Arbeitsleben einzutreten, würde ich zwar nicht als «Widerstand» werten, es stellte jedoch zweifellos eine Form der Abweichung dar und stellte die Wirtschaftsplaner vor ernsthafte Probleme.

Wie ist die Unzufriedenheit vieler Frauen mit ihrer Führung einzuschätzen? Scholtz-Klink schlüpfte selbst in eine Art Doppelrolle, indem sie zwischen einem lockeren und einem autoritären Führungsstil hin und her wechselte. Vierzig Jahre später sollte sie sich nur noch an ihre vermeintlich apolitische Haltung erinnern und ihren sklavischen Gehorsam den männlichen Parteioberen gegenüber ebenso unter den Tisch fallenlassen wie ihr überzeugtes Eintreten für den Nationalsozialismus. Wie die wenigen hochrangigen männlichen Nazis, die ihre Memoiren geschrieben haben, stellte sich auch Scholtz-Klink selbst als geschickte Opportunistin dar. Aber als Frau befand sie sich in einer besonderen Situation, weil sie – aufgrund des Dogmas von der biologischen Minderwertigkeit der Frau – wie die anderen Funktionärinnen von vornherein mit unterlegenen Waffen in die bürokratische Arena ziehen musste. Ein weiteres Problem ergab sich auch daraus, dass das *Deutsche Frauenwerk* und die *NS-Frauenschaft* Ziele verfolgen mussten, die miteinander in Konflikt geraten konnten: Während die Frauenführerinnen einerseits den Stolz der Frauen gegenüber den «rassisch minderwertigen» Gruppen zu schüren hatten, mussten sie andererseits auch die Unterordnung unter männliche Führer predigen. Die «perfekte» Nationalsozialistin musste es schaffen, Arierstolz und weibliche Demut zu vereinen.

## Die Frauen in ihren religiösen Zusammenhängen

Als ich mit der Forschungsarbeit für dieses Buch begann, hatte ich mir vorgenommen, ausschliesslich Archive mit Material über Frauen innerhalb der NSDAP und des Staatsapparats aufzusuchen. Aber viele Frauen, die mit den Nazis sympathisierten, beteiligten sich an Aktivitäten im Rahmen des *Deutschen Frauenwerks*, ohne in die Partei einzutreten. Und da sich Frauen bereits seit Jahrhunderten eher im kirchlichen Rahmen als in formell politischen Bereichen betätigt hatten, machen die Geschicke der katholischen, evangelischen und jüdischen Frauen eine wesentliche Komponente der Geschichte der Frauen unter dem Nationalsozialismus aus.

### *Die eigenständige Rolle der Frauen im «Kirchenkampf»*

Owohl der Kirchenkampf gewöhnlich als Auseinandersetzung zwischen Kirche und Staat begriffen wird, betrachte ich ihn doch eher als eine Summe von Auseinandersetzungen zwischen kirchlichen Führern und ihrer Anhängerschaft über das Ausmass der Kollaboration. Über Fragen der Lehre und Praxis kam es oft zu Uneinigkeiten zwischen männlichen Kirchenoberen und konfessionell organisierten Lehrerinnen, Müttern, Fürsorgerinnen und Krankenschwestern. Die Frauenführerinnen zählten auf den Beistand ihrer Kirchenoberen gegen staatliche Übergriffe. Oft schien es aber so zu sein, dass katholische und protestantische Kirchenführer die Frauenorganisationen als Faustpfand benutzten, indem sie bei ihren Verhandlungen den Regierungsvertretern eine staatliche Einflussnahme auf die Frauen im Tausch gegen die Erhaltung der Autonomie der Kirche in anderen Bereichen anboten. Die Debatten innerhalb der Katholischen Kirche, der offiziellen *Deutschen Evangelischen Kirche*, der radikal nationalsozialistischen *Deutschen Christen* und der vorsichtig oppositionellen *Bekennenden Kirche* zerrten an der Einheit des christlichen Glaubens, und die Frauen fanden sich im Mittelpunkt der Auseinandersetzung. Wenn eine Frauenorganisation ihre Autonomie verteidigen wollte, hatte sie gewöhnlich nicht nur den Staat gegen sich, sondern auch die männlichen Kirchenoberen.

Für die Frauen in den kirchlichen Organisationen markiert, wie auch für die Frauen innerhalb des bürokratischen Apparats, das Jahr 1936 den entscheidenden Wendepunkt. Bis dahin konnten Deutsche einfach nur

«Stammtischnazis» sein und gleichzeitig kirchlichen und staatlichen Organisationen angehören. Als die Ansprüche des Staates totalitärer wurden, fanden sich die Frauen, die bis dahin ihr kirchliches Engagement und ihre Vaterlandstreue miteinander vereinbaren können, vor die Entscheidung gestellt, die sie zu vermeiden versucht hatten. Es kam zu Reibungen in allen Bereichen: bei Spendenaktionen, in Mütterschulungen und Jugendgruppen, im Religionsunterricht, bei Familienaktivitäten, der Altarpflege und bei theologischen Fragen. Die Grundlagen der karitativen Arbeit gerieten ins Wanken, als die *NS-Volkswohlfahrt* die «lohnendsten Fälle» für ihre Fürsorgerinnen zu beanspruchen begann und nur noch die Schwerstbehinderten den kirchlichen Einrichtungen überliess. Nach und nach wurde den evangelischen und katholischen Frauen klar, dass die nationalsozialistischen Schulen die Loyalität ihrer Kinder forderten.

Verallgemeinernd kann man sagen, dass sich die katholischen Frauenführerinnen den nationalsozialistischen Institutionen gegenüber vorsichtiger verhielten als die evangelischen und dass sie stärker auf den Schutz der Kirche pochten. Die evangelischen Frauen hatten sich 1933 zunächst freudiger den Nationalsozialisten zugewandt. Erst als ihre Bischöfe auf aktive Kollaboration drängten, entzweiten sich ihre Führerinnen. In den späten dreissiger Jahren wurden viele evangelische und katholische Frauenorganisationen verboten, obgleich einige von ihnen während der Kriegsjahre illegal weiterexistierten.

Nach 1933 bekamen evangelische und katholische Frauen die Auswirkungen der Rassengesetze zu spüren. Als Volksschullehrerinnen, Mütter, Krankenschwestern, Fürsorgerinnen, Aktivistinnen im sozialen Bereich, Gemeindemitglieder und Nachbarinnen spielten Frauen bei der Realisierung der «rassepflegerischen» Vorhaben eine entscheidende Rolle. Scholtz-Klink erwartete, wie sie eindeutig klarstellte, von ihren Frauen, dass sie Druck auf Mütter ausübten, die sich weigerten, «rassepflegerische» Gesichtspunkte bei ihrer Familienplanung zu berücksichtigen. Während in beiden grossen Kirchen die männlichen Kirchenoberen zusammen mit Regierungsvertretern allgemeine Leitlinien festlegten, blieb es den Beschäftigten in den unteren Rängen des Gesundheitswesens (und damit vor allem Frauen) überlassen, diese Anweisungen umzusetzen. Dieses Problem stellte sich jedoch katholischen und evangelischen Frauen in sehr unterschiedlicher Form, und es bildete ein zentrales Moment im Kirchenkampf.

### *Die jüdischen Frauenorganisationen*

Unter ganz anderen Gesichtspunkten mussten sich die jüdischen Frauenführerinnen mit den Zielen der karitativen Arbeit auseinandersetzen: Sollten sie dafür sorgen, dass die Gesündesten nach Palästina ausreisen konnten, oder sollten sie die knappen Mittel und Kräfte darauf verwenden, den Bedürftigsten zu helfen? Auch für die jüdischen Frauen brachte das Jahr 1936 eine Verschärfung der Situation. Bis dahin waren die Angriffe gegen einzelne jüdische Personen, die Ausgrenzung und Verfolgung unplanmässig und unorganisiert erfolgt. Natürlich gab es Anzeichen einer wachsenden Feindseligkeit und Diskriminierung, aber erst die Nürnberger Gesetze formalisierten den Hass. Oft war die Einschätzung der Gefahr von der Geschlechtszugehörigkeit bestimmt. Männer, die zu Schulkameraden, Geschäftspartnern oder auch Kriegskameraden aus dem Ersten Weltkrieg enge Verbindungen hatten, sahen es eher als ehrenhaft an, zu bleiben und zu kämpfen als Frauen, die an die Zukunft ihrer Kinder dachten und im täglichen Leben stärker den Antisemitismus zu spüren bekamen. Wie bei den Katholikinnen und Protestantinnen war ihre Reaktion auf den Nationalsozialismus von der geschlechtsspezifischen Erfahrung geprägt. Obgleich dieses Buch sich in erster Linie mit den Frauen beschäftigt, die im staatlichen und kirchlichen Sektor mit dem Nationalsozialismus kooperierten, haben meine Verlegerin und ich beschlossen, dieses Kapitel in die deutsche Ausgabe zu übernehmen, da es einfach nicht möglich ist, über «Mütter» zu schreiben und dabei die Frauen nicht einzubeziehen, die von der «Biopolitik» der Nazis am einschneidendsten und brutalsten betroffen waren.

### **Die Konzepte von «Rasse und Geschlecht» im Nationalsozialismus**

Im Rahmen der grundsätzlich pro-nationalsozialistischen kirchlichen und staatlichen Organisationen entwickelte sich ein erstaunliches Mass an Dissens. Die Frauen gingen offensichtlich davon aus, häretische Ansichten schriftlich austauschen zu können, ohne gleich mit ihrer Verhaftung rechnen zu müssen. Ein Grund hierfür mag darin liegen, dass die meisten Frauen, die solche Zweifel äusserten, sich selbst als loyale Nationalsozialistinnen verstanden.

Auf die in der amerikanischen Ausgabe in einem Kapitel eigens darge-



stellten Protest-Unmuts- und Widerstandsformen habe ich für die deutsche Ausgabe verzichtet, weil mittlerweile sehr viele aktuellere Bücher zu diesem Thema erschienen sind. Sofern sich dieser Protest innerhalb der von mir behandelten Frauenorganisationen entwickelte, habe ich seine Darstellung in die entsprechenden Kapitel der deutschen Ausgabe eingearbeitet.

Im Schlusskapitel des Buches behandle ich den Bereich Sozialgeschichte der Frauen und der Frauenorganisationen, um mich der Frage zuzuwenden, inwiefern die Gedanken- und Wertewelt der mächtigen NS-Männer durch fixe Vorstellungen von Unterschieden zwischen den Geschlechtern und den Rassen («gender» and «racial concepts») geprägt war.\* Ich beschäftige mich mit den im Nationalsozialismus vorherrschenden Vorstellungen über die Eigenschaften der Geschlechter und Rassen, denn sie bildeten den Hintergrund für die politischen Entscheidungen der Kriegsjahre, den Genozid und die Arbeitspolitik. Ich hoffe, dass deutlich wird, dass es nicht in meiner Absicht liegt, einzelne Schuldige dingfest zu machen, sondern der Frage nachzugehen, inwiefern die weltanschaulichen Konzepte, die Rassen- und Geschlechtseigenschaften hypostasieren, das Fühlen und Handeln der herrschenden Männer in den Kriegsjahren bestimmten. Ebenso wenig liegt es in meiner Absicht, den Frauen, deren Verhalten den Mythos von der ewigen und apolitischen weiblichen Natur weiter aufrechterhalten hat, für etwas die Schuld zu geben, was völlig ausserhalb ihrer Kontrolle lag. Wesentlich fruchtbarer als die Diskussion der Schuld ist es, nach den politischen Auswirkungen einer Weltanschauung zu fragen, die die biologischen Unterschiede zur Grundlage ihrer Politik gemacht hat.

Mit meinem Buch verfolge ich nicht das Ziel, programmatische «Lehren» aus der Vergangenheit zu ziehen, sondern der Komplexität historischer Prozesse Geltung zu verschaffen. Nur dies kann die Grundlage einer Argumentation sein, die sich gegen ein Denken wendet, das Individuen oder

---

\* Das englische Wort «gender» hat inzwischen eine spezielle Bedeutung angenommen, die sich nicht unmittelbar ins Deutsche oder andere Sprachen übersetzen lässt. Die Verwendung von «gender» statt «sex» besagt, dass die mit den anatomischen Unterschieden assoziierten Eigenschaften gesellschaftlich, nicht biologisch determiniert sind. Für «Rasse» gibt es weder im Englischen noch im Deutschen die Möglichkeit, begrifflich zwischen «Rasse» als phänotypischer Merkmalsbeschreibung – z.B. Hautfarbe – und «Rasse» als ideologischem Begriff, der vermeintliche charakterliche oder moralische Eigenschaften behauptet, zu unterscheiden.

Gruppen aufgrund von Rassen- und Geschlechtszugehörigkeit oder ethnischer Herkunft geringer bewertet als andere.

Ich habe dieses Buch nicht geschrieben, um eine bestimmte feministische Position zu unterstützen; ich hoffe, dass meine Arbeit Akademikerinnen und politisch aktiven Frauen gleichermaßen dagegen immunisieren wird, mit «Weiblichkeit» Politik zu machen oder das, was Frauen tun, zu substantialisieren. Und ich hoffe auch, dass es mir gelungen ist, meine Leserinnen für die moralischen Implikationen der Anschauung zu sensibilisieren, es gäbe irgendwelche Bereiche des modernen Lebens, die «jenseits» der Politik lägen. Die Geschlechterrollenideologie des Dritten Reichs suggerierte, dass das Alltagsleben untangiert von Terror, Rassenverfolgung, Krieg und Repression weitergehen konnte. Die Nazis kleideten die rassistische Stigmatisierung in ein wissenschaftliches Gewand, um ihr den Anstrich von Objektivität zu geben – ein Verfahren, das selbst Teil des politischen Ausrottungsfeldzugs war.

Im Dritten Reich begründete ein charismatischer Führer, gestützt durch mächtige Medien – noch ohne Fernsehen – und einen engmaschigen Verwaltungsapparat – noch ohne Computer – einen säkularen Fundamentalismus, der auf rassenideologischen Konzepten basierte – ohne Kenntnis der DNS. Hitler und seine Ideologie mögen uns heute fern erscheinen, aber das Dritte Reich wurde auf der Grundlage einer industrialisierten Gesellschaft errichtet, die mit anderen Gesellschaften, die sich auf einem vergleichbaren Entwicklungsstand befinden, Gemeinsamkeiten aufwies. Wir können im Polizei-, Bürokratie-, Medien-, Erziehungs- und Wohlfahrtsapparat der Nationalsozialisten durchaus Paradigmen sehen, die jede westliche Industrienation kennzeichnet. Die faschistische Prioritätenverschiebung stellt eine eindeutige und akute Gefahr für die demokratischen Institutionen dar, vor allem in Krisenzeiten. Die Beschäftigung mit der Massenwirkung des Nationalsozialismus offenbart die Faszination der Kehrseite des Erbes der Aufklärung: des Stolzes auf eine Wissenschaft, von der man glaubte, dass sie die Gesellschaft von allen «unerwünschten» Elementen zu reinigen und das, was sie für «höherwertig» erachtete, zu kultivieren vermochte. Frauen waren an diesem Projekt als Kollaborateurinnen, Akteurinnen und Opfer beteiligt. Erst wenn wir sie in den Blick bekommen, wird unser Bild von der Geschichte des Dritten Reichs vollständig. Ohne sie sehen wir nur Bruchstücke.

Claudia Koonz im Juli 1991

## Begegnung mit einer Nationalsozialistin Gespräch mit der Reichsfrauenführerin Gertrud Scholtz-Klink

Während ich im vollgepfropften Verlagsraum in dem malerischen deutschen Universitätsstädtchen Tübingen sass und darauf wartete, dass die Tür aufginge und Gertrud Scholtz-Klink einträte, versuchte ich mir vorzustellen, wie sich diese Frau wohl verändert haben mochte, seit sich ihre Spur an einem Punkt vor nunmehr vierzig Jahren in den Archiven verloren hatte. Anfang der vierziger Jahre hatte die amerikanische Historikerin Mary Beard staunend die Macht dieser in ihren Augen *«imposanten und über alle Massen skrupellosen»* Person geschildert: *«1941 war sie [Gertrud Scholtz-Klink] die Führerin von dreissig Millionen deutscher Frauen und streckte bereits die Hand nach weiteren zwanzig Millionen Frauen in den von deutschen Truppen besetzten Ländern aus. Die diktatorische Autorität der ‚Lady Führer über Alles‘ wurde sehr lebendig von Peter Engelmann beschrieben. ‚Frau Klink‘, schrieb Engelmann, ‚regelt das Leben der Frauen in allen Be-reichen. Sie sagt ihnen, wie viele Kinder sie gebären sollen und wann; wie sie sich anzuziehen haben und was und wie sie kochen sollen. Was sie sagen sollen, wenn sie lachend ihre Männer und Söhne in den Krieg ziehen liessen. Dass sie lächeln sollen, wenn ihre Männer gefallen sind. Bei den Frauen liegt die Verantwortung für die Stimmung im Heim und der Kern für die Moralvorstellungen der Nation‘.*»<sup>1</sup>

Auf der anderen Seite hatte William Shirer die gleiche Frau als *«besonders unangenehm und geistlos»* beschrieben.<sup>2</sup> Diese Person konnte nun jeden Augenblick ins Zimmer treten, und ich fragte mich, was ich sagen sollte und was ich wohl zu hören bekäme. Was hatte mich hierhergeführt?

Neugier? Natürlich. Aber vor allem mein Drang, nachzuforschen und allem nachzugehen, was es mit der Rolle der Frauen in der NS-Zeit auf sich hatte. Ich hatte bereits aus Büchern und Archiven eine ganze Menge Material zusammengetragen: über Frauen, die den Nationalsozialismus begeistert aufgenommen hatten und der Partei beigetreten waren, über Katholikinnen und Protestantinnen, die zwar Vorbehalte geäußert, aber dennoch 1933 die Hinwendung zu einem autoritären Regime begrüßt hatten, über Frauen, die Widerstand gegen Hitler geleistet hatten, und schliesslich über jüdische Frauen, die sich gegen die wachsende und am Ende tödliche Gefahr zur Wehr gesetzt hatten. Das war, wie Freund/\*inn/en und Kolleg/\*inn/en mir von Anfang an immer wieder gesagt hatten, alles andere als *«ein erfreuliches Stück Geschichte»*.

«Wie hältst du das aus», fragten sie mich, *«dich die ganze Zeit mit einem so depressierenden Thema zu beschäftigen?»* Wie alle Historiker/\*innen hatte ich eine vorgefertigte Antwort parat: *«Wer die Geschichte nicht kennt, ist dazu verurteilt, sie zu wiederholen.»* War das eine faule Ausrede? An unserem politischen Horizont, im Amerika von heute, sind weit und breit keine Hakenkreuze zu erkennen. Der uniformierte Reih- und Glied-Militarismus ist zweifellos tot, seit wir in das Zeitalter der Raketen- und Guerillakriege eingetreten sind. Und dennoch: Unter der konkreten, zeitgebundenen Erscheinungsform des Nationalsozialismus verbarg sich noch etwas anderes – ein Appell an universellere Träume, an die Sehnsucht nach einer einfacheren Welt, an den Wunsch, verlorene Werte wiederherzustellen, sich einem grossen moralischen Kreuzzug anzuschliessen. Welche Wünsche und Bedürfnisse hatten diese Millionen «guter Deutscher» bereitwillig Diktatur, Krieg und Genozid akzeptieren lassen? Existierten solche Wünsche und Bedürfnisse auch zu anderen Zeiten, bei anderen Völkern? Konnte sich dieses, wie Susan Sontag es nannte, *«dramatische Wechselspiel zwischen Führer und Chor»*<sup>3</sup> auch nach der Demontage des faschistischen Helden noch weiter abspielen? In der Zeit der Weltwirtschaftskrise suchten die Deutschen ihr Heil in einem Ein-Mann-eine-Partei-System, in Uniformen, Fahnen und Gewehren, Massenveranstaltungen, Rassenhass und der Beschwörung nationaler Grösse. Was würde in anderen Ländern geschehen, wenn sich kleine Geschäftsleute, Hausfrauen, Handwerker, Angestellte und Studierende angesichts eines nicht als eigene Interessenvertretung empfundenen politischen

Establishments, eines immer brüchiger werdenden sozialen Netzes und chronischer ökonomischer Einbrüche betrogen fühlen würden?

Ich musste immer wieder an die Zeit Ende der fünfziger, Anfang der sechziger Jahre denken, als ich längere Zeit in Deutschland gelebt hatte – an die unzähligen Gespräche, die ich als Anhalterin mit Autofahrer/\*inne/n führte und bei denen ich mein persönliches Befragungsverfahren mit dem Standardsatz einleitete: «*Einfach grossartig, ihre Strassen.*» «*Gefallen Ihnen unsere Autobahnen?*» «*Oh ja, sie sind so schnell und auch landschaftlich so schön.*» «*Sie werden nie erraten, wer sie gebaut hat.*» Ich verkniff es mir dann jedesmal, zu sagen: «*Und ob!*»

Dann entspann sich unweigerlich ganz von selbst ein Gespräch über die «glorreichen» dreissiger Jahre, als endlich ein«tatkräftiger» Führer (erfolgreicher als «euer»Roosevelt) das deutsche Volk aus der Wirtschaftskrise herausgehievt und mit einem neuen Idealismus beseelt hatte. Ich weiss nicht, ob die Autofahrer/\*innen, die anhielten, um eine ausländische Anhalterin mitzunehmen, repräsentativ für alle Deutschen waren. Ich fragte die Leute, warum sie Studierende mitfahren liessen, und alle erzählten mir, dass sie es sich in den Kriegsjahren angewöhnt hätten, weil damals Zusammenhalten wichtiger gewesen sei als Ruhe zu haben. Nach dem Krieg, als es noch keine Eurail-Pässe gab, gewährten die freundlichen europäischen Autofahrer/\*innen einer ausländischen Studentin nicht nur eine Mitfahrgelegenheit, sondern auch intime Einblicke in ihre Kultur und ihre Werte. Hunderte von Deutschen liessen mich auf diese Weise an ihren Erinnerungen an einen Nationalsozialismus teilhaben, der mit Rassismus, Krieg und Genozid überhaupt nichts zu tun hatte. Sie beschworen eine Welt des familiären Zusammenhalts, der sportlichen Aktivitäten und der Urlaubsfreuden, des Gemeinschaftsgeistes, hoher moralischer Werte und wirtschaftlicher Sicherheit. Männer wie Frauen blickten gern auf jene Jahre zurück. Das Einzige, was sie betrübe, war der Krieg – das heisst die Niederlage, nicht die glanzvollen militärischen Siege vor Stalingrad. Weil meine Kindheit von der Verurteilung Hitlers geprägt gewesen war, wunderte ich mich, dass die Leute so offen den NS-Staat in Schutz nahmen. Ich fragte sie immer wieder – vor allem die Frauen, mit denen ich ins Gespräch kam, wie sie denn zum extremen Militarismus des Hitler-Regimes gestanden hätten. «*Politik, Polizei, Wehrmacht – all diese schlimmen Dinge – das war doch Männer sache*», bekam ich von vielen Frauen zur Antwort. Die Geschichtsschreibung hielt

die «schlimmen Dinge» fest, das Gedächtnis der Menschen aber bewahrte ein positives Bild des Faschismus.

15 Jahre später wandte ich mich wieder der Rolle der Frauen im Dritten Reich zu. Mir wurde rasch klar, dass ich selbst Quellen ausfindig machen musste, weil zu diesem Thema so wenig publiziert worden war. Im Zuge dieses Unterfangens forschte ich unter anderem auch nach Dokumenten-Notizen, Verfügungen, Briefen und Artikeln – von und in Zusammenhang mit einer gewissen Gertrud Scholtz-Klink, der unter Hitler das Frauenministerium unterstanden hatte. Ich dachte nicht im Traum daran, dass sie eines Tages aus dem Dunkel der Geschichte heraustreten, Menschengestalt annehmen und sich zu Wort melden könnte. 1980 sah ich eines Tages Scholtz-Klinks Buch *Die Frau im dritten Reich* in einem Berliner Frauenbuchladen. Ich nahm es aus dem Regal. Beim Durchblättern stellte ich fest, dass es sich um Reden und Artikel der Verfasserin sowie ihrer engsten Mitarbeiterinnen aus den dreissiger Jahren handelte. Der Klappentext preist die Sammlung als «*bahnbrechendes Werk von äusserster Wichtigkeit*», als Zeugnis der «*herausragenden Leistungen*» der Verfasserin sowie ihres «*Leidens in verhängnisvollen, bitteren Zeiten*», und er verspricht, dass Scholtz-Klink in ihren Schriften aufzeigt, wie die Frauen, beflügelt von «*völkischen und rassischen Kräften*», zum «*natürlichen Mittelpunkt*» einer neuen Gesellschaft wurden. «*Ohne den Mut, die Kraft und die Standhaftigkeit der Frauen, Mädchen und Mütter im Dritten Reich wäre das Deutschland von heute nicht denkbar.*» So ein Buch, dachte ich, steht in einem Frauenbuchladen. Obwohl es vom Inhalt her zutiefst antifeministisch war, führte es der Laden, weil es von einer Frau stammte. Richard Evans' Geschichte der deutschen Frauenbewegung fand sich dagegen nicht im Sortiment, weil der Autor ein Mann war. Biologie wog hier in Berlin immer noch schwerer als politische Einstellung.

Nachdem mir klar wurde, dass die Autorin möglicherweise noch am Leben war, versuchte ich trotz meiner ideologischen Bedenken, schriftlich über den Verlag mit ihr Kontakt aufzunehmen. Ich rechnete nicht damit, dass sie auf meine Bitte um ein Gespräch einginge, aber ich hätte immerhin in einer Fussnote anmerken können, dass ich mich bemüht hatte.

Eines Tages fand ich, als ich von einer Forschungsreise zurückkehrte, einen Brief vor, der in einer Handschrift adressiert war, die mir vertraut vorkam. Der Poststempel Tübingen sagte mir nichts, ich kannte dort nieman-

den. Plötzlich lief mir ein Schauer über den Rücken. Wie oft hatte ich diese regelmässige, grazile Schrift unter Briefen und Dokumenten gesehen. «*Sehr geehrte Frau Dr. Koonz*», begann das Schreiben. Bislang hatte ich die Menschen, über die ich forschte, immer nur über ihre schriftlichen Hinterlassenschaften kennengelernt. Jetzt aber erhob sich plötzlich aus dem Dunkel der Archive ein Gespenst, um das Wort an mich zu richten. Die Führerin von Millionen nationalsozialistischer Frauen im Hitlerdeutschland hatte beschlossen, mit mir zu sprechen. Was wollte sie? Was wollte ich von ihr?

Als ich mich in meinen Forschungsarbeiten mit der Rolle der Frauen im Nationalsozialismus beschäftigte, fesselte mich das Paradoxe: Im NS-Deutschland hatten Frauen die Möglichkeit gehabt, die grösste Frauenorganisation der Geschichte aufzubauen, und zwar mit dem Segen der so offensichtlich männlich-chauvinistischen NSDAP. Die Vision vieler Frauenrechtlerinnen des 19. Jahrhunderts war hier auf eine alptraumhafte Weise Realität geworden. Die frühen Frauenrechtlerinnen waren von einem leidenschaftlichen Glauben an die hehre Natur der Frau beseelt gewesen und hatten argumentiert, dass das politische Mitspracherecht für Frauen und deren gesetzliche Gleichstellung die öffentliche Diskussion auf ein neues Niveau heben, das Streben der Regierenden auf humanere Ziele lenken und die kriegerischen Ambitionen der männlichen Politiker dämpfen würden. Bei ihrem Kampf um Gleichberechtigung hatten sie sich auf ihr Anderssein berufen und gelobt, niemals zu «vermännlichen».

Dieser Traum lebte auch dann noch weiter, als Krieg, Revolution und Wirtschaftskrise den Idealismus der Nation längst auf gezehrt hatten. Je krasser sich dank der von Menschen-/Männerhand geschaffenen Institutionen die Widersprüche zwischen Arbeitern und Kapitalisten, Sozialisten und Nationalisten, Reichen und Armen zuspitzten, desto grösser wurde die nostalgische Sehnsucht nach dem vermeintlich Natürlichen.

Von der modernen Gesellschaft verdrängt, wurde die Vergangenheit zum Mythos verklärt. Herzstück dieser Vision war das Bild vom starken Mann und der sanften Frau, die, unter der festen Führung eines geordneten Staates, sich gegenseitig ergänzend Zusammenwirken sollen. Dieses Bild ging keineswegs mit der Kapitulation der Deutschen 1945 unter, sondern lebte in den Köpfen der Menschen weiter. Der Nationalsozialismus – als Bewegung vor 1933, als Staatsform während der darauffolgenden zwölf Jahre und als

erinnerte Vergangenheit nach 1945 – verkörpert den Mythos einer von Männern beherrschten, geordneten öffentlichen Welt und einer sanften privaten Welt der Liebe, die die Domäne der Frauen ist. Hunderte von Wissenschaftler/\*innen haben die Entstehungsgeschichte dieses Regimes untersucht, angefangen bei den Basisorganisationen der SA und SS bis hinauf zu den Schreibtischmördern in Berlin. Aber was war mit den Frauen? Diese Frage hatte mich nach Tübingen geführt.

Jetzt wartete ich, dass die Hauptverantwortliche für die Schaffung einer gesonderten Frauensphäre innerhalb der nationalsozialistischen Gesellschaft durch die Tür träte. Ich hatte ihre bürokratischen Manöver verfolgt und den Aufbau der Mammutorganisation, die praktisch alle Aspekte des Lebens der deutschen Frauen erfasste, nachvollzogen. Sie hatte ihren eigenen Führungs- und Administrationsstil entwickelt und sich ein hohes Mass an Loyalität innerhalb ihrer Anhängerinnen gesichert. Immer wieder hatte ich auf Fotos ihre schlichte Erscheinung inmitten prunkender, feister Nazigrößen gesehen. Da Scholtz-Klink ihre Aufgabe darin sah, anderen Frauen ein Vorbild zu sein, wirkte sie stets wie die vergleichsweise unscheinbare Pfauenhenne unter gefiederspreizenden Hähnen. Mir fiel ein, was eine Amerikanerin über ihr Zusammentreffen mit der Führerin geschrieben hatte: *«Sie empfängt einen inmitten von Nazifahnen und Uniformen. Ihre sanfte Weiblichkeit steht in verblüffendem Kontrast zu der ganzen militärischen Atmosphäre. Sie ist eine freundliche Mittdreissigerin, blond, blauäugig, mit ebenmässigen Zügen, schlank. Sie sitzt in ihrem Korbstuhl auf ihrem kleinen Balkon und plaudert mit der Besucherin. Ihr Teint ist so frisch und rein, dass sie es sich leisten kann, auf Puder und Rouge zu verzichten. Sie redet, und man bemerkt, dass ihren energischen, tüchtigen Händen harte Arbeit nichts Fremdes ist. [...] Wie steht sie dazu, dass Deutschland möglicherweise Krieg führen wird? Ihr Blick gleitet hinauf zu den Hakenkreuzen und von da zu den schwarzen Stiefeln der uniformierten Männer draussen vor der Tür, und sie wendet sich rasch ab, um die Tränen in ihren Augen zu verbergen. ‚Ich habe Söhne‘, sagt sie ruhig. Ihre Augen sind dabei genauso traurig wie die all der vielen anderen deutschen Mütter, die nur zu gut das Arbeitsdienst-Motto kennen, das ganz schlicht und offen besagt, Söhne müssen ‚trotzend kämpfen und lachend sterben‘.»*<sup>4</sup>

Was würde die Führerin jetzt, 1981, über die von ihr geschaffene Massenorganisation sagen, die eine ganze Generation junger Frauen und Mädchen dazu erzogen hatte, *«brav, deutsch und rein»* zu sein?



Würde sie nach jahrzehntelangem Schweigen Worte der Reue und der Ermahnung an eine neue Generation richten wollen? Aus den Unterlagen in den Archiven kannte ich sie eher als gläubige Vollstreckerin denn als überzeugte Ideologin. Bei all ihrer sklavischen Führerverehrung waren mir in ihren amtlichen Schreiben nirgendwo antisemitische Äusserungen begegnet. Vielleicht hatte sie ja deshalb jetzt, nach so vielen Jahren zu reden beschlossen, weil sie die Welt warnen oder einfach nur öffentlich Busse tun wollte.

Ohne dass ich selbst recht wusste warum, wurde ich während des Wartens immer nervöser. Ich hatte doch lediglich vor, zuzuhören, Notizen zu machen und gelegentlich nachzuhaken. Wer Geschichtsforschung anhand mündlicher Quellen betreibt, muss neutral und wertfrei an die Sache herangehen, um die ganze Wahrheit zu erfahren. Aber ich hatte seit den Gesprächen als Anhalterin in deutschen Autos nie mehr Ex-Nazis zu befragen versucht. Während ich durchs Fenster auf den trübsinnigen, verregneten Garten hinausschaute, wanderten meine beklommenen Gedanken von meiner Fragenliste weiter zu meinem äusseren Erscheinungsbild. War ich für diese Begegnung angemessen gekleidet? Was war die richtige Aufmachung für ein Gespräch mit einer Ex-NS-Funktionärin? War meine Garderobe dazu angehtan, ihr Vertrauen zu gewinnen: ausgestellter Rock (hellgrau), schlichte Hemdbluse (ebenfalls hellgrau), handgestrickte irische Wolljacke (blau), vernünftige Schuhe (ebenfalls blau)? Würde mein Haar auch schön stramm in meinem germanischen Knoten bleiben? Zumindest, dachte ich mit schlechtem Gewissen, entsprachen meine Haar- und Augenfarbe dem Typus der «Arierin». Hinter diesen Ängsten – das wurde mir klar – steckte ein tiefergehendes Unbehagen. Warum wollte ich überhaupt das Vertrauen einer Ex-NS-Funktionärin gewinnen?

Die Tür ging auf. Eine drahtige, energische Frau trat ein und schüttelte mir mit einem herzlichen Lächeln die Hand. Wir versicherten uns gegenseitig, dass wir erfreut waren, uns kennenzulernen. Sie trug einen ausgestellten Rock (dunkelgrün), eine handgestrickte Trachtenwolljacke (ebenfalls dunkelgrün), eine züchtige Bluse (weiss) mit einer winzigen Brosche und vernünftige Schuhe (braun). Sie schüttelte den Regen von ihrem Schirm. Ein Haarnetz hielt ihre ordentlich zu einem Kranz festgesteckten weissen Zöpfe. Ich hatte mich also instinktiv richtig angezogen: Mich überlief ein Schauer. Abgesehen von den 40 Jahren, die sie älter geworden war, sah Scholtz-Klink genauso aus wie auf den Fotos von damals – stolz, sportlich, adrett.

Ich hatte ihre Spur bis nach dem Zusammenbruch und dem Fall der Reichshauptstadt verfolgt und wusste, dass sie mit einer kleinen Schar Anhängerinnen bei einem Brückenkopf in Spandau von den Russen gefangen genommen worden war. Sie hatte aus einem Gefangenenlager fliehen können und war unerkannt bis zum Landgut einer alten Freundin, der Prinzessin Pauline zu Wied, gelangt. Diese hatte ihr und ihrer Familie eine Zuflucht auf ihrem Schloss im Schwarzwald gewährt. Scholtz-Klink und ihr Mann hatten in einem nahegelegenen Dorf in einer Bäckerei gearbeitet, bis sie 1948 ein Bauer aus der Gegend bei der Polizei angezeigt hatte.

Danach hatte Scholtz-Klink, wie ich im Laufe des Gesprächs erfuhr, friedlich und zurückgezogen gelebt und versucht, die Vergangenheit zu vergessen und sich den veränderten Zeiten anzupassen. Als Albert Speer das Wort ergriff und sich öffentlich zu seiner Rolle als «Architekt des Teufels» bekannte, veranlasste das Scholtz-Klink, ihre eigene Haltung neu zu überdenken. Sie kam zu dem Entschluss, ebenfalls zu der nachgewachsenen Generation sprechen zu wollen – keineswegs in dem von mir vermuteten Sinne, wie sich später herausstellte. Die Zeitungen, erklärte sie, hätten «ein einseitiges Bild» der NS-Zeit gezeichnet. Die deutsche Jugend der Gegenwart müsse sich auf jene Aspekte der Hitlerzeit berufen können, auf die sie mit Fug und Recht stolz sein dürfe. Sie sei über die heuchlerische Unterschlagung «objektiver» Darstellungen verärgert und habe beschlossen, die Wahrheit über ihre eigene Vergangenheit öffentlich zu machen. Ich hatte mit einem Reuebekenntnis à la Speer gerechnet, schliesslich war sie, ebenso wie Speer, sehr jung und enorm ehrgeizig gewesen. Stattdessen bekam ich lauter fromme Ausreden zu hören, die mich an die Rationalisierungen der Angeklagten bei den Nürnberger Prozessen erinnerten. «Woher hätte ich das alles wissen sollen? Wir taten doch nur unsere Pflicht. Man muss doch auch die andere Seite sehen.» Immer wieder drängte sich das Bild jener grossartigen Autobahnen in meine Gedanken.

Ich war nicht hierhergebeten worden, um eine Beichte abzunehmen, und diese Frau war keine Ex-NS-Anhängerin. Sie war noch immer genauso überzeugt, wie sie es 1945 oder 1933 gewesen war. Sie, die zwölf Jahre lang ihre Untergebenen auf hundertprozentige ideologische Gefolgschaftstreue eingeschworen und Millionen deutscher Frauen im Sinne der NS-Propaganda indoktriniert hatte, warf jetzt dem bundesrepublikanischen Staat vor, dass er ihr nicht die Freiheit liess, die NS-Zeit zu verherrlichen. Es ging ihr

keineswegs darum, zu verhindern, dass noch einmal ein ähnlich mörderisches System entstehen konnte, sondern ganz im Gegenteil: Sie rechtfertigte das unmenschliche Regime, das sie selbst mitgetragen hatte.

Ich begriff, dass sie mir statt der Informationen, die ich von ihr haben wollte, eine gereinigte Version des Nationalsozialismus, die den Hitlerstaat in den Köpfen der Menschen verharmlost, auftischen wollte. Sie sah in diesem Gespräch mit einer Amerikanerin die Chance, nicht nur die jüngere Generation, sondern noch breitere Adressatenkreise zu erreichen. Ich beschloss, mich ausschliesslich auf die Fakten zu konzentrieren und der Versuchung zu widerstehen, eine Diskussion vom Zaun zu brechen. Vier Jahrzehnte und die Entnazifizierung hatten es nicht geschafft, sie eines Besseren zu belehren. Dass mir das gelingen würde, war nicht gerade wahrscheinlich.

Sie redete munter darauf los, erteilte den Politiker/\*inne/n der Gegenwart Ratschläge und beklagte sich, dass niemand auf sie hören wolle. Es fiel mir schwer, mich zu konzentrieren.

«Wissen Sie, wenn unsere Politiker aus der Vergangenheit lernen würden, bräuchten sie nicht über die aufsässige Jugend von heute zu lamentieren. Warum fragen sie uns nicht um Rat, wenn es um soziale Probleme geht? Wir Älteren könnten ihnen da einiges erzählen. Während der Weltwirtschaftskrise haben wir einen nationalen Arbeitsdienst eingerichtet, der die Jugendlichen von der Strasse geholt und ihnen Vaterlandsliebe beigebracht hat», erklärte sie stolz. «Meinen Sie die Organisation, die die jungen Männer gelehrt hat, dachend zu sterben'?»

Sie übergang meine Frage und erinnerte mich daran, dass unser «grosser amerikanische Präsident» ganz ähnliche Programme ins Leben gerufen habe. Dann unterbreitete sie mir Ratschläge für die Behandlung jener zweiten aufmüpfigen Bevölkerungsgruppe, der Frauen: «Der neue französische Präsident Mitterrand ist da auf dem richtigen Weg, aber er geht nicht weit genug. Er hat ein Ministerium für Frauenrechte eingerichtet. Mein Ministerium damals befasste sich mit den Pflichten der Frauen. Wir haben fast so etwas wie einen Staat im Staat geschaffen. In meinem Ministerium gab es Abteilungen für Wirtschaftsfragen, Erziehungsfragen, Kolonialangelegenheiten, Verbraucherfragen und Gesundheitswesen, Bildung und Wohlfahrt. Kein Mann hat sich da je eingemischt, wir konnten tun und lassen, was wir wollten.» Ihre Entscheidung, einen eigenen bürokratischen Apparat für Frauenbelange aufzubauen, habe, so insistierte sie, mit «Feminismus nichts

zu tun gehabt», sondern sei einfach daraus erwachsen, dass sie immer stolz darauf gewesen sei, eine Frau zu sein.

Ich blieb stumm, was an Reaktionen von mir kam, war wirr und ziellos. Sie kümmerte sich gar nicht darum, sondern spann unbeirrt ihren Faden weiter.

In ihrem Tätigkeitsfeld, so erklärte sie selbstgefällig, habe sie stets die demokratischen Prinzipien hochgehalten. Meinte sie damit Wahlen und Abstimmungen? Keineswegs, antwortete sie, wenn beispielsweise Meinungsverschiedenheiten zwischen zweien ihrer Mitarbeiterinnen aufgetreten seien, hätte sie die Sache nicht selbst geregelt, sondern die Betroffenen aufgefordert, sich bei einer Tasse Tee zusammzusetzen und in Ruhe darüber zu reden. «Meine Frauen und ich, wir waren sozusagen eine grosse Familie. Sie wussten, dass sie immer auf mich zählen konnten. In all den Jahren meiner Tätigkeit ist niemand freiwillig gegangen, und ich habe niemanden entlassen. Das zeigt doch, wie harmonisch die Zusammenarbeit war. Wir sind nie von Männern in der Öffentlichkeit vertreten worden. Wir haben immer selbst für uns gesprochen.» Ohne die leiseste Spur von Ironie erklärte sie: «Sie hätten sehen müssen, wie die Berlinerinnen ihre Stadt unter Einsatz ihres Lebens gegen die Russen verteidigt haben, dann wäre Ihnen klar, wie innig die deutschen Frauen unseren Führer geliebt haben.» Noch immer veranstalteten sie und ihre Mitarbeiterinnen (wie die SS-Veteranen) regelmässige Treffen, auf denen sie bei Kaffee und Kuchen Erinnerungen und Familienneuigkeiten austauschten. Ihr ganzes Gebaren suggerierte Befriedigung über ein wohlgenutztes Leben.

«Frau Scholtz-Klink, Sie mögen ja in Ihrem Bereich die Freiheit gehabt haben, zu schalten und zu walten, wie Sie wollten, aber glauben Sie wirklich, dass Sie irgendeinen Einfluss auf die zentralen politischen Entscheidungen hatten, deren Ausführung von Ihnen erwartet wurde?» «Aber natürlich hatte ich das. Wir standen in ständigem informellem Kontakt mit den wichtigsten Leuten: Göring, Rosenberg, Hitler, Himmler... Ich habe sie alle persönlich gekannt. Kurz vor seinem Tod hat Goebbels noch gesagt, es täte ihm leid, dass er uns nicht mehr Beachtung geschenkt hätte. Daran erkennen Sie doch, dass er wirklich ein Mensch war. Er gab sein Versäumnis zu und bereute es. Sie können sich gar nicht vorstellen, was für Gentlemen alle diese Leute waren.» «Aber deren Gentlemen-Manieren gaben Ihrem Ministerium ja noch keine reale Macht.» «Ihr jungen Leute seid immer nur auf schriftliche Belege aus. Ihr versteht einfach nicht, dass Hitler seine Ent-

scheidungen nicht auf dem Papier fällte. Ich machte es genauso wie alle anderen massgeblichen Leute auch. Wenn ich etwas wollte, habe ich mit Hitler gesprochen. Besser gesagt, ich hörte geduldig zu, während er redete. Irgendwann, gewöhnlich etwa nach einer Stunde, wurde er dann müde. Wenn er auf diese Weise seine ganze Energie verausgabte, hörte er einem immer ruhig zu. Dann fand ich bei ihm immer ein offenes Ohr. Ihr Amerikaner habt ja das Sprichwort, dass man das Eisen schmieden muss, solange es heiss ist. Aber ich war immer klug genug, nicht an ‚heisse Eisen‘ zu rühren – an Dinge, die ihn aufbrachten. Ich wartete mit offiziellen Ersuchen immer ab, bis das Eisen abgekühlt war, bis ich wusste, ich konnte darauf rechnen, ihn zu überreden. Meine jüngeren Mitarbeiterinnen machte das manchmal ungeduldig.» «Dann waren Sie also mit Hitlers Frauenpolitik einverstanden?» «Voll und ganz. Wenn ich mit ihm nicht einig war, sagte ich es ihm. Meine Stimme war nie laut, aber wir haben in aller Stille eine Menge erreicht. Ihr Historiker guckt immer auf das Geschriebene, aber Hitlers Art und Weise war es, uns zu verstehen zu geben, dass er etwas Bestimmtes wollte, und die politische Umsetzung dann uns zu überlassen.»

«Können Sie mir ein konkretes Beispiel für Ihren politischen Einfluss nennen?» Die Antwort kam ohne Zögern. «Ja, 1944 sollten meine Frauen Uniform anziehen und sich freiwillig zum Wehrdienst melden. Da habe ich gesagt, ich hätte schon Söhne an der Front und dächte nicht daran, meine Töchter auch noch hinzuschicken. Meine Frauen haben keine Wehrmachtsuniform angezogen.» «Aber andere Frauen haben es getan.» «Das war nicht meine Sache.» «Und was war in Ihren Augen Ihre wichtigste Leistung?» Wieder nicht das geringste Zögern. «Unsere Aufgabe, die wir mit Bravour erfüllt haben, bestand darin, die nationalsozialistischen Ideale in das Leben aller Frauen – auch noch im kleinsten Dorf – hineinzutragen. Mindestens ein- bis zweimal im Monat versammelten unsere Ortsgruppenleiterinnen die Frauen in kleinen Gruppen, um sie über unsere Ziele zu informieren und ihnen Gelegenheit zu geben, sich einmal unter sich – ohne Männer – zu treffen. Wie oft sind Frauen gekommen und haben uns mit leuchtenden Augen erklärt: ‚Noch nie hat jemand so zu uns gesprochen, ausser vielleicht im Gottesdienste. Aber das nationale Anliegen war ihnen überhaupt noch nie in dieser Weise nahegebracht worden. Wir wollten alle Frauen in die Volksgemeinschaft eingliedern. Wir haben keine Zeit damit verschwendet, Männern sagen zu wollen, was sie zu tun haben. Wissen Sie, die Männer haben

sich seit damals nicht gross geändert, und die Frauen auch nicht. Wenn ein Mann abends nach Hause kommt, will er abschalten und vielleicht noch über die Probleme bei seiner Arbeit sprechen. Von ihrer Arbeit will er nichts hören. Die Männer haben sich nicht für unsere Arbeit interessiert.»

Es schoss mir durch den Kopf, dass Hitler ganz ähnliche Ansichten geäußert hatte. *«Sehr intelligente Menschen sollen sich eine primitive und dumme Frau nehmen. Sehen Sie, wenn ich nun eine Frau hätte, die mir in meine Arbeit hereinredet! In meiner freien Zeit will ich meine Ruh' haben [...] Heiraten könnte ich nie. Wenn ich Kinder hätte, welche Probleme!»*<sup>5</sup>

Scholtz-Klink begriff sich als Meisterin der Kunst des Möglichen; die männliche Natur zu verändern lag nicht in ihrer Macht. Da die Männer nicht von ihrer Art abrückten, mussten sich eben die Frauen anpassen. Schliesslich hatten sie es immer getan. Und sie fand, «wir» müssten es auch tun. «Ihr habt es mit euren ganzen feministischen Bestrebungen erreicht, dass jetzt ein paar Frauen irgendwo an prominenter Stelle sitzen. Aber habt Ihr in irgendeiner Weise an das Leben der normalen Durchschnittsfrau gerührt? Wir haben das getan. Man muss damit anfangen, Einfluss auf das alltägliche Leben der Frauen zu nehmen. Und die Frauen leben immer noch wie damals für ihre Familien. Ihre jungen Frauen wisst ja gar nicht, was es heisst, eine eigene weibliche Welt zu schaffen.» Sie und ihr Netzwerk von Organisationen verzichteten darauf, Forderungen zu stellen, die über ihren unmittelbaren Einflussbereich hinausgingen, und verwandten ihre Energie stattdessen darauf, ihre Sphäre aufzuwerten. Scholtz-Klink fasste das einmal bei einer Parteiveranstaltung in die Worte: «Auch wenn unsere Waffe nur ein hölzerner Kochlöffel sein mag, muss sie doch genauso mächtig werden wie andere Waffen.»

«Ihr jungen Frauen meint doch, ihr könnt den normalen Hausfrauen erzählen, sie hätten ihr Leben vergeudet. Ihr masst euch an, ihnen zu sagen, ihr Leben sei sinnlos. Und dann erwartet ihr, dass sie euch dankbar folgen. Lasst euch eins von mir sagen: Ihr müsst dort ansetzen, wo ihr Leben stattfindet – sie in ihren Entscheidungen bestärken, ihre Leistungen loben. In Küche und Kinderzimmer anfangen. Das haben wir getan.»

War das schlecht? War das NS-Ideologie? Dieser Rat klang verflücht ähnlich wie die Argumentation, die ich schon so oft aus dem Mund einer von mir sehr bewunderten politischen Aktivistin aus der Lower East Sid in New

York gehört hatte. Das Gespräch war auf die Ebene von Allgemeinplätzen abgeglitten. Scholtz-Klink konnte ja wohl nicht ernsthaft glauben, ich hätte sie eigens aufgesucht, um mir ihre Ansichten über das Leben im Allgemeinen und die Frauen im Besonderen anzuhören. Ich merkte, dass sie endlos über Themen, die um den Bereich mütterlicher Fürsorge kreisten, schwadronieren konnte. Sie sah sich noch immer, genau wie einst, als pragmatische Organisatorin und war stolz auf ihre Tüchtigkeit. Wie Albert Speer behauptete sie, die NS-Ideologie habe sie nie sonderlich angesprochen. Was sie gereizt habe, seien die konkreten Aufgaben gewesen. Speer bekannte Jahre später seinen «blinden Ehrgeiz» und bereute, dass er sich nie eingehender mit der Parteidoktrin beschäftigt habe. Er erklärte im Rückblick auf die Anfänge seiner Parteitätigkeit: *«Ob ich gewusst oder nicht gewusst, und wieviel oder wie wenig ich gewusst habe, wird ganz unerheblich, wenn ich bedenke, was ich an Furchtbarem hätte wissen müssen und welche Konsequenzen schon aus dem wenigen, was ich wusste, selbstverständlich gewesen wären. Die mich fragen, erwarten von mir im Grunde Rechtfertigungen. Doch ich bin ohne Apologie.»*<sup>6</sup>

In Gedanken an Speer fragte ich sie: «Gibt es Dinge, die Sie bereuen?» «Nur einige wenige. Ich bedaure es heute, dass ich in den Anfangszeiten der Bewegung zu beschäftigt war, um mich näher mit ideologischen Dingen zu beschäftigen. Die geistigen Grundlagen der Parteidoktrin habe ich mir nie wirklich angeeignet.» «Aber Ihre Aufgabe war es doch, die Frauen dazu zu erziehen, gute Mütter und gute Deutsche zu sein.» Immerhin hatte Speer es ja mit Bauwerken zu tun gehabt und von daher, im Gegensatz zu Gertrud Scholtz-Klink, seine Aufgaben auch erfüllen können, ohne ideologisch besonders bewandert zu sein. «Meine tägliche Arbeit bestand darin, die deutschen Frauen zusammenzuschliessen. Ich hatte so wenig Zeit für theoretische Lektüre.» «Aber später haben Sie das dann nachgeholt?» «Ja, später habe ich dann mehr gelesen. Inzwischen weiss ich viel mehr über die tieferen Grundlagen der Ideen, von denen wir damals erfüllt waren. Rosenberg, ein so netter Mensch, ja. Aber ich hatte nicht oft die Zeit, seine Bücher zu lesen.» «Und jetzt, wo Sie ja die Zeit haben, wie denken Sie da darüber?» «Natürlich wirken manche Gedanken extrem. Aber die Leute heute bedenken nicht, von welchem Idealismus wir damals beseelt waren.» «Was zum Beispiel finden Sie extrem?» «Manche Zielvorstellungen waren einfach un-realistisch.» Wieder wich sie meiner Frage aus. Hochmütig, borniert und

blindgläubig wie eh und je. Ich fragte weiter: «Worauf führen Sie ihre Erfolge damals zurück?» «Rudolf Hess, Hitlers rechte Hand, hat immer behauptet, es läge an meinem Charme und meinem diplomatischen Geschick. Ich war da anderer Meinung. Ich glaube, ich verdanke den Einfluss, den ich hatte, meinem Geist.» Sie sah bescheiden auf ihre still in ihrem Schoss ruhenden gefalteten Hände. Später las ich eine weitere Erklärung ihrer steilen Karriere. Peter Engelmann, der im Exil lebende Herausgeber einer grossen deutschen Zeitung, erinnerte sich an ein Interview mit Scholtz-Klink, bei dem sie ihm von einem Zusammentreffen mit Hitler erzählt hatte, das die parteihörige Schriftstellerin Marie Diers 1932 für sie arrangiert hatte. Engelmann führte Frau Scholtz-Klinks Aufstieg auf ihre geschickten Manöver hinter den Kulissen zurück.<sup>7</sup>

Sie plauderte munter weiter, tischte mir die gleichen Phrasen auf, die ich schon Dutzende von Malen in den Archiven gelesen hatte. Meine Bemühungen, «Charme und diplomatisches Geschick» walten zu lassen, waren offenbar nicht dazu angetan, unter diese glatte Oberfläche vorzudringen. Scholtz-Klink erzählte freimütig darauf los. Aber was ich zu hören bekam, machte mich beklommen. Vielleicht war das ja gar keine Fassade, vielleicht waren ihre innersten Überzeugungen tatsächlich bei Kriegsende eingefroren und bis heute unverändert erhalten geblieben. Je entspannter sie wurde, desto offener sprach sie über die Vergangenheit und desto unumwundener äusserte sie ihre Ansichten. Standhaftigkeit mag ja eine Tugend sein, aber in ihrem Fall schien sie eher Ausdruck einer stehengebliebenen Entwicklung.

Während meine Gedanken zu solchen und anderen Überlegungen abschweiften, verbreitete sie sich besorgt darüber, wie wichtig es für die deutsche Jugend sei, stolz auf ihre Geschichte sein zu können, womit sie die Hitlerzeit meinte: «Verstehen Sie, wir haben aufrichtig an unsere Ideale geglaubt.» «Welche Ideale?» «Nationale Grösse, Nationalstolz, nationales Erbe.» «Wie sind Sie denn überhaupt zum Nationalsozialismus gekommen?» «Ach, ich hatte zwar die Ansichten meines Mannes geteilt, mich aber im Grunde nie gross für Politik interessiert. Während der Zwanzigerjahre hatte ich alle Hände voll zu tun, den Haushalt zu führen, die Kinder grosszuziehen und ein ordentliches Heim zu schaffen. Aber dann kam eines Tages mein Mann, der mit ganzer Leidenschaft bei der SA war, von einer Grossveranstaltung nicht zurück. Man sagte mir, er habe vor Aufregung über den ganzen Aufmarsch einen Herzschlag erlitten. Das war alles, was ich erfuhr.»



Von Zorn und dem Bedürfnis nach Rache erfüllt, habe sie sich sofort bei ihrem zuständigen Gauleiter gemeldet und ihm ihre Dienste angeboten. Seltsam, dachte ich, dass sie den Feinden des Nationalsozialismus die Schuld gegeben hatte und nicht der Bewegung, unter deren Banner er in den Tod marschiert war. «Ich wollte seinen Platz einnehmen, mein Leben ganz der Bewegung widmen, für die er sich geopfert hatte.» Als der Gauleiter ihr vorschlug, die Frauen in Baden zu organisieren, machte sie sich voller Elan ans Werk. Als die Wirtschaftskrise auf ihrem Tiefpunkt war, mobilisierte sie Frauen für jene sozialen Hilfseinrichtungen, die entscheidend dazu beitrugen, dass jeder Nazi sich als Mitglied einer verschworenen Gemeinschaft fühlen konnte. Mochte das Establishment die Nationalsozialisten auch diffamieren und ächten: Sie schufen sich eine eigene Gegenwelt zu jener materialistischen, freisinnigen Kultur, der sie sich so entfremdet fühlten. «War Ihr Verhältnis zu den Verantwortlichen der bestehenden katholischen Frauenorganisationen in Baden gut?» «Oh ja», sagte sie strahlend. «Wir respektierten uns gegenseitig und wurden schon bald gute Freundinnen.»

Eine sonderbare Sicht der Dinge, dachte ich, da ich aus Schriftstücken von 1932/33 wusste, dass jene «Freundinnen» voller Argwohn die Aktivitäten einer gewissen «Frau Scholtz-Kling» verfolgten, deren Namen korrekt zu schreiben ihnen offenbar der Mühe zu viel war und von der sie befürchteten, sie könnte sich in ihre Pläne im Hinblick auf die Einrichtung eines freiwilligen Arbeitsdienstes für Mädchen einmischen.

Mit der Machtergreifung 1933 veränderte sich die Position Scholtz-Klinks innerhalb von Baden schlagartig. Sie stand nicht mehr im politischen Abseits, sondern genoss die volle Rückendeckung des neuen Regimes. Sie ging sofort schwungvoll daran, andere, nicht-nazistische Frauenorganisationen für ihre Ziele zu mobilisieren: die Schaffung von Arbeitsmöglichkeiten für arbeitslose Frauen, die Bereitstellung von Essen und Kleidung für die Armen und die Einrichtung eines freiwilligen Arbeitsdienstes für junge Frauen. Ende 1933 sprach sie auf einer Versammlung, bei der auch einer von Hitlers engsten Adjunkten auftrat, und dieser trug ihr daraufhin an, nach Berlin zu kommen und die Leitung des nationalen Frauenarbeitsdienstes zu übernehmen. Das war der Beginn eines steilen Aufstiegs. Im Februar 1934 wurde sie mit der Leitung des *Reichsfrauenministeriums* betraut. Ich befragte sie näher nach ihrer Tätigkeit im Ministerium.

Sie blätterte in ihrem Notizbuch herum, offensichtlich auf der Suche nach etwas Bestimmtem. Es entpuppte sich als Organisationsschema ihres Resorts.

Mich überkam allmählich ein gelangweiltes Gefühl. Langeweile? Wie konnte ich in dieser Situation gelangweilt sein? Sie war doch wahrscheinlich die einzige NS-Grösse, die mir in meinem Leben leibhaftig gegenüber sitzen würde. Trotzdem erschien mir dieses Gespräch uferlos und zugleich auf eine bizarre Weise vorhersagbar, seitdem klar geworden war, dass die Reichsfrauenführerin sich in all den Jahren nicht verändert hatte. Hinter Langeweile steckt Deprimiertheit, und hinter Deprimiertheit schwelende Wut.

In der Tat war Scholtz-Klink die ideale Person für die Aufgabe gewesen, die sie übernommen hatte. Hitler, der sich beim Aufbau seiner Bewegung bewusst an das Vorbild katholischer Organisationen und an katholische Symbolik hielt, fand in ihr eine kinderreiche Mutter und Witwe eines nationalsozialistischen Märtyrers, die sich mit Leib und Seele dem Dienst am Vaterland verschrieben hatte. In ihrer mütterlichen Reinheit erinnerte sie fast an eine Holbein-Madonna. Nachdem sie wider Willen die zweite Hälfte ihres Lebens zurückgezogen und unerkannt hatte zubringen müssen, wollte sie jetzt, 1981, auch ihren Platz unter den überlebenden Hitlervertrauten einnehmen, die sich in Interviews und mit ihren Memoiren an die Öffentlichkeit wandten und wieder in das Rampenlicht traten, das sie einst gewöhnt gewesen waren. Ich nahm mir vor, zu erreichen, dass diese Madonna ihren Heiligenschein einbüssen sollte: «Hitlers Judenpolitik war Ihnen also weiter kein Problem?» Sie lächelte unverändert sanft. «Natürlich haben wir nie gewollt, dass so viele Juden einfach verschwinden sollten. Ich war in einer antisemitischen Familie gross geworden, so dass diese Ideen für mich nichts Ungewöhnliches waren. Wir gehörten zum Beamtenbürgertum, wissen Sie. Ausserdem war ja bis zum Krieg mit Russland unsere gesamte Politik streng legal.» Ich rechnete schon halb damit, dass sie den Opfern selbst die Schuld an ihrer Vernichtung zuweisen würde, indem sie mir erklären würde, dass die Juden mit dem Sturz des Zaren 1917 den Einmarsch Hitlers 1941 provoziert hätten. Stattdessen verlegte sie sich auf einen ganz neuen Argumentationsstrang. «Wir haben uns immer an die Gesetze gehalten. Tut ihr das bei euch in Amerika nicht auch? Selbst wenn ihr persönlich mit einem Gesetz nicht einverstanden seid, befolgt ihr es doch. Sonst brähe doch das komplette Chaos aus. «Wenn ein von der Regierung erlassenes Gesetz den

Moralvorstellungen der Einzelnen und der Verfassung widerspricht, dann erhoffe ich mir, dass wir oder auch die Bürger irgendeines anderen Landes diesem Gesetz keine Folge leisten.» «Hören Sie, Frau Koonz, ich glaube, Sie verstehen mich nicht. Wir Frauen hatten mit den Juden überhaupt nichts zu tun. Unsere Aufgabe war es, Wohlfahrtseinrichtungen zu betreiben, die dem deutschen Volk helfen sollten. Und in meiner Eigenschaft als Leiterin dieses Bereichs waren mir Frauen jedweder politischen Provenienz willkommen, solange sie die Bereitschaft zeigten, die anstehende Arbeit zu tun.» «Auch jüdische Frauen?» «Es haben sich keine gemeldet.» «Und was ist mit den Organisationen, die Sie selbst geächtet haben, weil sie sich weigerten, ihre jüdischen Mitglieder auszuschliessen?» «Als ich mein Amt antrat, erhielt ich Briefe von allen grossen deutschen Frauenorganisationen – insgesamt 36 –, in denen sie mich ersuchten, an unserem grossen Werk mitarbeiten zu dürfen. Wenn sie Zweifel hatten, warum äusserten sie sie dann nicht? Wissen Sie, dass die wichtigste Zeitschrift der Frauenbewegung, *Die Frau*, noch bis Ende 1944 herauskam? Nicht einmal die Papierknappheit verhinderte ihr Erscheinen.» Damit hatte sie mich. Ich wusste, dass Gertrud Bäumer, die Führerin der bürgerlichen Frauenrechtsbewegung vor der Machtergreifung, in einem Bewerbungsschreiben vom Sommer 1933 erklärt hatte, sie habe stets hinter den Idealen des Nationalsozialismus gestanden. Die zuständigen Parteistellen müssen ihr wohl geglaubt haben, denn in den nächsten zwölf Jahren konnte sie unbehelligt Vorträge über die Frauenfrage halten, Artikel schreiben und publizistisch tätig sein. Nach dem Krieg behauptete sie, sie habe innerlich immer Widerstand geleistet und nie auch nur ein Wort publiziert, das ihren Grundüberzeugungen widersprochen hätte.

«Haben Sie Gertrud Bäumer je kennengelernt?» «Nein. Für mich war das enttäuschend. Sie muss gewusst haben, dass unsere Tür für sie immer offenstand. Sie hat uns nicht ein einziges Mal besucht. Wir haben ihr keinerlei Schwierigkeiten gemacht, und trotzdem ist sie nie gekommen.» Frau Scholtz-Klink sah nachdenklich aus dem Fenster. «Was gibt diesen Frauen das Recht, heute über uns herzuziehen? Nur weil wir den Krieg verloren haben, führen sie jetzt das grosse Wort. Wir halten an unseren Prinzipien fest.» «Etwa ab 1937 haben Sie angefangen, öffentlich des Geburtstags der Führerin der Frauenrechtsbewegung vor 1933 zu gedenken. In den Jahren zuvor hatten Sie diese Frauen dagegen ‚ungermanischer‘ und zersetzender

Umtriebe bezichtigt.» «In der Anfangszeit, als wir noch ringsum von Feinden umgeben waren, schienen sie uns eine Bedrohung. Aber nachdem ich dann ein paar Jahre politisch tätig gewesen war, hatte ich einiges dazugelernt. Wir überdachten unsere Haltung noch einmal neu.»

«Was erschien Ihnen bei ihrem Amtsantritt als das Wichtigste?» «Anfangs wollten die Männer (sofern sie überhaupt einen Gedanken auf uns verschwendeten), dass wir eine Art weibliches Hilfscorps bilden sollten. Ich war dagegen von Anfang an entschlossen, eine würdige, unabhängige Frauenorganisation zu schaffen. Wirklich etwas auf die Beine zu stellen.» Beherrscht und lächelnd, den Blick unverwandt auf mich gerichtet, bot sie mir Tee und Kekse an. Was für eine Profi-Politikerin, dachte ich. Das Eisen schmieden, solange es heiss ist, von wegen! Sie redete und redete und liess sich durch nichts erschüttern. Höchste Zeit, dachte ich, endlich gezielt einzugreifen. Aber noch ehe ich eine Frage stellen konnte, nahm sie ganz von sich aus ein «heisses Eisen» in Angriff: «Natürlich habe ich geholfen, wenn ich von irgendwelchem Unrecht an jüdischen Frauen erfuhr. Aber was sollte ich tun, wenn ich gar nichts wusste?» Zuerst Tee und Kekse, dann die Judenfrage. Zuerst das Abendbrot und dann die Fernsehnachrichten über die Hungersnot in Afrika oder die Greuel in El Salvador.

Einmal hatte sie einer ins Exil geflohenen Jüdin Geld geschickt. Bei der Erinnerung ereiferte sie sich. «So etwas Undankbares! Nachdem ich für sie getan hatte, was ich konnte, beschuldigte sie mich nach dem Krieg öffentlich der Illoyalität.» In einem anderen Fall hätte sie erst zu spät von der Deportation einer jüdischen Bekannten erfahren.

Ich musste an den Eichmann-Prozess denken. Eichmann hatte ebenfalls nach eigener Aussage zwei Wiener Juden das Leben gerettet, es aber später bereut. Tatsächlich war sein Verhalten in diesen beiden Fällen das Einzige, was er überhaupt bereute. Es offenbarte eine weiche Stelle in seinem moralischen Panzer. Wenn ein Gesetz richtig war, dann musste es ausnahmslos befolgt werden. Wenn ein moralisches Gebot überzeugend war, dann musste es eingehalten werden – ohne Rücksicht auf persönliche Gefühle. Eichmann hatte das selbst klar und deutlich erklärt und seinen Offizieren eingeschärft, kein Mitleid zu haben, wenn sie den Befehl erhielten, Juden zu verhaften und zu deportieren und schliesslich zu töten. Er hatte selbst immer wieder seine Parteigenossen beschworen, keinerlei Mitgefühl einzelnen Juden gegenüber zuzulassen. Er hatte sich die Mahnung Hitlers zu eigen gemacht: «*[Dann] kommen sie alle an, die braven 80 Millionen Deutschen,*

*und jeder hat seinen anständigen Juden. Es ist klar, die anderen sind Schweine, aber dieser eine ist ein prima Jude.»<sup>8</sup>*

Darin steckte immerhin noch eine gewisse perverse Logik. Scholtz-Klink dagegen verteidigte ihr Handeln, indem sie sich einerseits darauf berief, das Gesetz gebrochen zu haben, und andererseits darauf insistierte, dass die Behandlung der Juden absolut legal gewesen sei. Die Ausnahme entlastete ihr Gewissen, bestätigte aber gleichzeitig die moralische Regel.

Mir fiel ein, wie Emmy Göring in ihrer Autobiographie *An der Seite meines Mannes* jene Deutschen kritisiert hatte, die nach 1945 ihre «Renommierjuden» präsentiert haben.<sup>9</sup> Ausserdem fiel mir der zynische Protagonist aus Klaus Manns *Mephisto* ein, der alles tat, um einen «Staatsfeind» zu schützen, für den Fall, dass die Zeiten sich ändern sollten. In Untersuchungsberichten über die Konzentrationslager findet man immer wieder vermerkt, dass sich Lageraufseher/\*innen und -kommandant/\*inn/en typischerweise darauf berufen, mindestens einen Juden gerettet zu haben. «Dann müssen Sie aber doch Ihre Zweifel an den Judengesetzen gehabt haben», sagte ich. «Warum haben sie nicht mehr Juden geholfen?» «Ich kannte keine.» Erneutes Abblocken. «Wenn sie welche gekannt hätten, hätten sie ihnen geholfen?» «Das ist schwer zu sagen. Ich kannte eben keine. Wissen Sie», sie wechselte das Thema, «so etwa 1938 wussten wir alle, dass sich etwas anbahnte ... vielleicht eine grosse Ablösung an der Parteispitze. Wir ahnten, dass sich etwas ändern würde, aber doch nicht das.» Sie nahm ein Spitzentaschentuch aus ihrem Ärmel und tupfte sich damit die Augen ab. Doch kein Themawechsel. Schon 1938 hatte sie also etwas gewusst. Vielleicht waren ihre Augen feucht geworden. Vielleicht auch nicht. «Vor dem Krieg mit Russland war alles absolut legal.» «Meinen Sie denn, was eine Regierung verfügt, muss in jedem Fall befolgt werden, weil es ‚Gesetz‘ ist, auch wenn es gegen die Verfassung oder grundlegende sittliche Werte verstösst? Was änderte sich, als Deutschland auf die Niederlage zusteuerte?» Dieser Frageansatz veranlasste sie lediglich zu halsstarrigen Ausweichmanövern. Es war an der Zeit, dass ich einen neuen Kurs einschlug. «Was haben Sie gedacht, als sie eines Tages im Jahr 1941 plötzlich so viele ihrer Berliner Mitbürger mit dem gelben Stern auf dem Mantel sahen?» Das Bild dieser grossen Masse hilfloser Menschen, über die der Stab gebrochen war, musste sie doch berührt haben. Es hatte sie berührt, aber in anderer Weise als ich erwartet hatte. «Ich weiss nicht, wie ich es ausdrücken soll. Es waren so viele.

Es verletzte mein ästhetisches Empfinden.» «Ästhetische» Bedenken. Keine Reue. Schon gar kein Mitleid. Nichts als eine kaum verbrämte Variation des von der NS-Propaganda verbreiteten drastischen Bildes vom «Judengeschmeiss». Für sie zählten die Juden damals schon längst nicht mehr zu den menschlichen Wesen. Als die gelben Sterne aus dem Strassenbild verschwanden, muss Berlin Leuten wie ihr in der Tat sauberer erschienen sein. Noch heute beschwört der Film *Heimat* diese Idylle einer judenfreien Welt. Claude Lanzmanns *Shoah* dagegen führt uns vor Augen, wie jener Tag von den Leuten erlebt wurde, die den gelben Stern tragen mussten. Inge Deutschkron erzählte Lanzmann: «*An dem Tag, an dem Berlin ‚judenrein‘ gemacht wurde, wollte kein Mensch auf den Strassen bleiben. Die Strassen waren völlig leer. Um nicht hinschauen zu müssen, erledigten sie hastig ihre Einkäufe. [...] Ich erinnere mich sehr genau an diesen Tag: Wir sahen Polizeiwagen durch die Strassen fahren und Leute aus den Häusern holen. Sie haben sie aus den Fabriken zusammengetrieben, aus den Wohnungen, von überall her.*»<sup>10</sup>

Ich goss uns Tee nach. Es war still, bis auf den Regen, der aufs Dach prasselte. Ich unterdrückte meine einzige Reaktion, eine Phantasie: ihr Gesicht, das blau anlief, während sich ein Paar Hände fest um ihren Hals schlossen. Sie redete weiter. Ich trank meinen Tee in hastigen Schlucken. «Manche Parteigenossen wollten ja nach dem Krieg nicht zugeben, dass sie in der Partei gewesen waren.» Aus einem Zeitungsausschnitt wusste ich, dass ihr Mann, ein SS-General, der mit der Aufsicht über die Erziehungsanstalten für die künftige Elite der Nation betraut gewesen war, energisch seine Parteizugehörigkeit abgestritten hatte. Nicht so seine Frau. «Ich habe den Amerikanern natürlich gesagt, dass ich in der NSDAP gewesen war. Es war meine freie Entscheidung gewesen, ihr beizutreten, und ich schäme mich nicht dafür.» Wieder diese merkwürdige Standhaftigkeit. «Es ist an der Zeit, dass wir guten Deutschen, die wir während des Dritten Reichs unserem Volk gedient haben, öffentlich die Wahrheit sagen. Wir schulden es auch dem Andenken unserer Kameraden, die nicht lange genug leben durften, um ihre Ehre zu verteidigen.» Und wieder erging sie sich darüber, dass niemand hatte wissen können, was in Polen vor sich ging.

Dann zitierte sie das deutsche Sprichwort, das ich bei nachfolgenden Gesprächen noch so oft zu hören bekommen sollte: «Nichts wird so heiss gegessen, wie es gekocht wird.» Noch am Eingang zu den Gaskammern beruhigten die Aufseher ihre Opfer mit den Worten:

«Aber, aber! Wie konntet ihr nur so misstrauisch sein? Wir sind doch ein zivilisiertes Volk im 20. Jahrhundert! Wie konntet ihr da annehmen, dass euch hier irgendetwas Schlimmes angetan werden würde?» Wer kann sich denn heute die totale atomare Vernichtung vorstellen? Ich unternahm einen neuen Versuch, den Plätscherton unseres Gesprächs zu durchbrechen.

Fünf Jahrzehnte unerschütterlicher Glaubenstreue hatten Scholtz-Klink in ihrer NS-Gedankenwelt eingemauert. Nachdem sie einmal dem Regime ihre Gefolgschaft geschworen hatte, erfüllte sie ihre Pflicht, ohne weiter nachzudenken. «Wollen Sie sagen, dass Sie und Ihre nationalsozialistischen Frauen bis zuletzt nichts von den Konzentrationslagern wussten? Haben Sie gedacht, es gibt sie nicht, weil Sie nie eins zu Gesicht bekamen?» Meine Fragen bewirkten neue Ausweichmanöver, von der gleichen Sturheit, Borniertheit und Selbstgerechtigkeit. Aber ich hatte eine weite, kostspielige Reise unternommen, um mir diese Litanei anzuhören. Ich schluckte meine Wut hinunter und hielt das Gespräch aufrecht. Historiker/\*innen sind dafür da, die Geschehnisse festzuhalten. Vielleicht wird eines Tages jemand über die Frage der Schuld der Deutschen befinden. Wird unerschütterliche Gefolgschaftstreue einem verbrecherischen Regime gegenüber als Schuld gewertet werden? Wenn ja, dann war Scholtz-Klink schuldig im Sinne der Anklage und auch noch stolz darauf. In seinem Buch 1984 hat George Orwell das Phänomen des «*crimethink*» beschrieben. Scholtz-Klinks behagliche Selbstgerechtigkeit suggerierte so etwas wie ein «*crimefeel*». Wo, so fragte ich mich, war ihr Mitgefühl geblieben? Was für ein Prozess moralischer Abstumpfung hatte dieses Musterbeispiel an Weiblichkeit dazu befähigt, nicht nur den NS-Staat mitzutragen, sondern ihn auch noch vier Jahrzehnte später so blind zu verteidigen? «Aber Sie selbst haben doch irgendwann von den Konzentrationslagern erfahren?» «Ja.» Sie liess den Blick geistesabwesend zu ihrer Teetasse wandern. «Doch, einmal habe ich ein Lager in der Nähe von Berlin besichtigt. Wissen Sie, ein ganz normaler Inspektionsbesuch. Einige meiner Frauen arbeiteten dort als Fürsorgerinnen. Sie sollten sich um die asozialen Lagerinsassinnen kümmern. Ich besichtigte das ganze Lagergelände, und alles schien absolut normal. In bester Ordnung. Nach ihrer Umerziehung sollten die Insassen wieder entlassen werden und ihren Platz als tüchtige Mitglieder der Gesellschaft einnehmen. Als ich gerade wieder gehen wollte, zog mich eine junge Frau zur Seite. Sie flehte mich an,

sie anzuhören. ‚Wie sollen wir sie denn eingliedern, Frau Scholtz-Klink, wenn wir noch nicht einmal ein Kartenspiel oder anständige Seife zur Verfügung haben? Wie sollen wir fürsorglich tätig sein ohne irgendwelche Mittel? Und die Frauen hier wirken alle so deprimiert. So, als würden sie nie wieder nach Hause zurückgehen.› Diese junge Frau riskierte ihre Arbeit, indem sie mich warnte, dass irgendetwas Finsteres im Gange war. Ich gab sofort Order, dass alle meine Frauen aus dem Lager abgezogen werden sollten. Und das geschah dann auch. Bei so etwas machten wir nicht mit.»

Wieder die Andeutung einer Schwachstelle in ihrem Panzer. Hatte sie es denn akzeptabel gefunden, dass andere als «ihre» Frauen in solchen Lagern arbeiteten? Ich sollte daran denken, meinte sie, dass die katholische Kirche sich auch nicht für Nicht-Katholiken eingesetzt hatte oder für Leute, die zwar ein Leben lang katholisch gewesen waren, aber jüdische Vorfahren hatten. Ich musste an Edith Stein denken, eine von Heidegger sehr bewunderte junge Theologin, die zum katholischen Glauben konvertiert und Nonne geworden war. Als die Gestapo die Nonnen in ihrem Kloster verhörte, wurde sie denunziert und deportiert. «Aber es waren doch Frauen, die ihnen unterstanden, an der Durchführung von eugenischen Massnahmen beteiligt, indem sie Menschen gegen deren Willen der Zwangssterilisation auslieferten und ‚lebensunwertes Leben‘ wie Schizophrene, Alkoholiker und geistig zurückgebliebene Kinder dem Euthanasietod zuführten?» «Wissen Sie, neulich habe ich das geistig zurückgebliebene Kind meiner Cousine besucht. Da habe ich mich wirklich gefragt...»

Und die Gesetze zur «Reinhaltung der Rasse»? Wieder hatte sie eine Antwort parat. Da hätte es ja Vorbilder gegeben: die Sterilisationsgesetze in vielen amerikanischen Bundesstaaten, die amerikanischen Einwanderungsbestimmungen, die Harvard-Quoten, die amerikanische Eugenikforschung, die Hasspropaganda gegen deutschstämmige Amerikaner im Ersten Weltkrieg.

Und die Menschenzuchtanstalten? Die Deutschen hätten biologische Erkenntnisse zum Wohl der Menschheit anzuwenden versucht. Ob wir Amerikaner etwa keine Gentechnologie betrieben? Und ob es denn nicht nur human sei, Fürsorgeeinrichtungen für unverheiratete Mütter zu schaffen? «Sie denken doch wohl nicht...», sie sah mich eindringlich an, beugte sich in ihrem Sessel vor und hielt einen Moment inne, «...dass es ein Verbrechen von mir war, an meine Ideale zu glauben?» Ich wusste, ihr Fall war vor Gericht



verhandelt worden, nachdem man sie aufgespürt hatte. Sie erzählte mir stolz, was ich schon wusste: wie sie die Russen überlistet und im Schwarzwald Unterschlupf gefunden hatte.<sup>11</sup> Gegen sie wurde Anklage erhoben, weil sie sich zwischen 1945 und 1947 eine falsche Identität zugelegt hatte. 1949 war sie von den Besatzungsbehörden für entnazifiziert erklärt worden, und sie hatte unbehelligt weiterleben und nach Erreichen des Ruhestandalters sogar eine Beamtenpension kassieren dürfen.

Es war sinnlos, mit ihr diskutieren zu wollen. Da sass ich bei Tee und Keksen und hatte die banale, alltägliche Gestalt des Bösen vor Augen, eine Frau, die sich einer Ideologie verschrieben hatte und die jede persönliche Verantwortung an ein hermetisches System delegiert hatte, das keine Zweifel übrigliess, jedenfalls keine, die sie sich eingestanden hätte. Sie hatte nie die Grenzen ihrer Befugnisse überschritten. Sie hatte sich immer an das Gesetz gehalten. Sie hatte sich ihrer eigenen Aussage nach nie Gedanken über die weitreichenderen Konsequenzen ihres Handelns gemacht. Sie hatte Befehle von oben in Gehorsam von unten umgesetzt. Und sie hatte sich nie im strafrechtlichen Sinne schuldig gemacht oder gegen die Genfer Konvention verstossen. Ich dachte an all das, was ich in den Archiven zutage gefördert hatte, und in meinem Kopf nahm allmählich ein neues Bild des Dritten Reichs Gestalt an. Neben dem vorherrschenden Motiv männlicher Brutalität gab es da eine soziale Ebene der Gewaltherrschaft, und diese hatten Scholtz-Klink und ihre Anhängerinnen etabliert, indem sie eifrig und beflissen Erziehungsmassnahmen, Freizeitaktivitäten, Schulungsprogramme und Verbrauchervereinigungen organisiert hatten. Die NS-Frauen flickten und reparierten, während die Männer marschierten.

Eichmann und Konsorten hatten im Namen einer verbrecherischen Sache und eines verbrecherischen Diktators unsägliche Greuertaten begangen. Sie hatten aktiv gehandelt. Sie hatten bestialische Dinge getan und gemordet. Diese Frau dagegen, die mir so höflich und gesittet, so nett und gastfreundlich gegenüber sass, behauptete, sie habe kein Verbrechen begangen. Worin bestand ihre Schuld? Indem sie sich so blindlings jener Ideologie verschrieben hatte, die Millionen ihrer Landsleute in ihren Bann zog, war sie dem Weg gefolgt, den ihr Generationen von Frauen vorgezeichnet haben. Egal, was von ihr verlangt wurde, sie zweifelte nicht, sondern bemühte sich, «es recht zu machen». Mit mir an diesem Tisch sass der von John Ruskin verehrte, von den Gebrüdern Joyce bewunderte, von Germaine Greer

gepriesene *«Engel des Hauses»*. Jener Engel, dem Virginia Woolf an die Gurgel gefahren war. *«Der Schatten seiner Flügel fiel auf mein Blatt; ich hörte das Rascheln seiner Röcke im Zimmer. Sofort, das heisst, ich hatte eben zu meiner Feder gegriffen, um jene Novelle eines berühmten Mannes zu rezensieren, schlüpfte er hinter mich und flüsterte: ‚Meine Liebe, Du bist eine junge Frau. Du schreibst über ein Buch, das ein Mann geschrieben hat. Sei wohlwollend; sei liebevoll; schmeichle; täusche; gebrauche all die Künste und Schlichen Deines Geschlechts. Lass niemals jemanden erkennen, dass Du eine eigene Meinung hast. Vor allem, sei rein.‘ [...] Ich wandte mich zu ihm um und fuhr ihm an die Gurgel. [...] Den Engel des Hauses zu töten war Teil der Beschäftigung einer weiblichen Schriftstellerin.»*<sup>12</sup>

Die Einhaltung dieser Engelsgebote war das oberste Prinzip im Leben der Reichsfrauenführerin gewesen.

Gibt es so etwas wie eine *«Schuld des Zuschauens»*? Wahrscheinlich wäre eine solche Kategorie sinnvoll, um die Verhältnisse in einer hochtechnisierten und durchbürokratisierten Gesellschaft zu beschreiben, in der niemand mehr die Befehle gibt, und jeder nur noch eine winzige Teilaufgabe ausführt. Scholtz-Klink und ein Heer weiterer Bürokratinnen sorgten entscheidend dafür, dass bis 1939 die Masse der rassistisch *«akzeptablen»* weiblichen Bevölkerung in das nationalsozialistische Netzwerk eingegliedert wurden – drei Millionen Mädchen in die Hitlerjugend, acht Millionen Frauen in die nationalsozialistischen Frauenorganisationen. Über eine Million Frauen bezogen ihre Zeitschrift, die sich ausdrücklich an die loyalen Nationalsozialistinnen richtete.

Die Schriftstellerin Ingeborg Drewitz sprach kürzlich vor einem amerikanischen Auditorium über ihre Kindheit, in der sie Mitglied der Hitlerjugend gewesen war. Sie sagte, sie mache sich oft Gedanken über *«diese KZ-Aufseherinnen mit ihren brutalen, verhärteten Gesichtern. Als man sie verhaftete, starrten sie mit vorgeschobenem Kinn ins Leere [...]. War die Mädchenerziehung darauf angelegt, solche Frauen hervorzubringen?»* Auch wenn Ingeborg Drewitz (im Gegensatz zu Scholtz-Klink) mit Entsetzen auf ihren damaligen Glauben an den Nationalsozialismus zurückblickt, so bestreitet sie den Zusammenhang zwischen nationalsozialistischer Erziehung und der Existenz jener KZ-Aufseherinnen. Schliesslich, so erklärt sie, habe die Erziehung es doch auch nicht verhindern können, dass Sophie Scholl und andere junge Mädchen rebellierten. Wenn eine kleine Minder-

heit dazu fähig war, so die Argumentation von Ingeborg Drewitz, hätten die anderen es doch auch gekonnt. Was sollte ich zu Scholtz-Klink sagen?

Während ich so da sass und diese beherrschte, freundliche alte Frau anschaute, wurde mir klar, dass sie sich schuldig gemacht hatte, indem sie sich aus freien Stücken dafür entschieden hatte, einem auf Krieg und Rassismus gerichteten Regime zu dienen. Niemand hatte sie dazu gezwungen. Die Parteiobere hatten sie dazu verführt. Womit? Das wollte sie mir nicht sagen. Vielleicht mit der Aussicht auf öffentliche Ehrungen, Amt und Würden, mit dem ihr vermittelten Gefühl, zur Machtelite zu gehören, und mit der Herrschaft, die sie über ein ganzes bürokratisches Netzwerk erhielt. Der Philosoph Karl Jaspers reflektierte kurz nach der deutschen Kapitulation über die *«Schuldfrage»*. Wie, so fragte er, lässt sich die moralische Schuld bemessen, die *«im äusseren Mitgehen»*, im *«Mitläufertum»* liegt. Hatten sich die Deutschen, auch wenn sie faktisch keine Verbrechen begingen, durch ihre *«innere Unbetroffenheit von dem gesehenen Unheil»* versündigt?<sup>13</sup> Aber Scholtz-Klink passte nicht in die üblichen Kategorien. Nach 1945 zeigte sie keinerlei Reue. Vor 1944 leitete sie eine gigantische Maschinerie, die den mächtigen Männern des NS-Staates diente und die persönlichen Werte von Millionen Frauen umkrempelte. Im Verein mit Goebbels mächtigem Propagandaapparat entsandte sie Rednerinnen, Aufbauhelferinnen, Sozialhelferinnen, Schulungsleiterinnen, Mütterhelferinnen und Expertinnen für Verbraucherfragen in alle Winkel des Reichs. In einer Weise, die dem Tun von Albert Speer durchaus vergleichbar ist, lenkte sie die deutschen Frauen dahin, ihr Leben an dem auszurichten, was für den Staat Priorität hatte: zunächst an der Mutterschaft und später dann, als Hitler die Nation aufrüstete, an der Doppelaufgabe, in der Landwirtschaft und in der Industrie zu arbeiten und gleichzeitig Kinder grosszuziehen, während die Männer in den Krieg zogen.

Und, was vielleicht noch schwerer wog: Sie zeigte keine Reue. Sie leitete die unter ihrem Namen erschienene Schriftensammlung mit einem Loblied auf die grossen Zeiten ein, da sie am nationalsozialistischen *«Hof»* Ansehen und Einfluss genossen hatte. Sie hätte, zumal nur ein kleiner Teil der Schriften aus ihrer eigenen Feder stammten, den Inhalt grossenteils ihren (mittlerweile überwiegend verstorbenen) Mitarbeiterinnen in die Schuhe schieben können. Aber davon war *«sie weit entfernt. Die ganze Aufmachung des Buches erweckt den Anschein, als sei sie die alleinige Verfasserin. Im Anhang*

finden sich unter der Überschrift *Deutsches Schicksal im Frauenantlitz* 14 Fotos reinrassig «arischer» Frauen. In einigen deutschen Bundesländern kam es wegen des Vertriebs des Buches zu gerichtlichen Auseinandersetzungen, da die Alliierten 1945 verfügt hatten, dass die Pressefreiheit nicht das Recht einschloss, nazistisches und neo-nazistisches Schrifttum zu verbreiten. Aber Scholtz-Klinks Buch war nur ein «Frauenbuch» über die «positiven» Aspekte der NS-Herrschaft.

Während ich ihr an jenem Tag in dem schneien Verlagsbüro gegenübersass und der Tee vor uns auf dem Tisch allmählich kalt wurde, nahm der Plan zu diesem Buch in meinem Kopf Gestalt an. Ich wollte die Geschichte der Beteiligung der Frauen am Aufbau eines Regimes beschreiben, das darauf abzielte, ein hierarchisches, auf Rassismus und Sexismus gegründetes System zu etablieren. Ich wollte herausfinden, was Scholtz-Klink und andere Frauenführerinnen faktisch getan und warum sie es getan hatten. Ich wollte in Erfahrung bringen, wie «normale» Leute – in diesem Fall Frauen – nationalsozialistische Überzeugungen in alltägliches Denken und Handeln umgesetzt hatten. Und vor allem wollte ich die Geschichte gewöhnlicher Durchschnittsmenschen im Dritten Reich schreiben, ohne damit diese Gesellschaft verharmlosend darzustellen. Das bedeutete, dass ich mich eingehend mit dem Leben der Opfer und der Gegnerinnen des NS-Regimes beschäftigen musste, um einen Blick zu gewinnen, der von aussen auf jene geschlossene «Reichs-Frauenwelt» der Gertrud Scholtz-Klink und ihrer Anhängerinnen gerichtet ist. Wie konnten sich «anständige» Menschen einem Regime anpassen, das alle moralischen Werte und zivilisierten Sitten pervertierte und das mitmenschliche Vertrauen in allen Bereichen des gesellschaftlichen Lebens zerstörte? Welches waren die Punkte, an denen Hitlers Charisma brüchig wurde? Wo geriet die nationalsozialistische Politik in Widerspruch zu den Werten des Glaubens oder der Familie? Während ich für mich diese Fragen formulierte, kam ich zu einem weiteren Entschluss. Auch wenn mein Buch auf eigener Archivforschung beruhen sollte, würde ich versuchen, das Material in einen breiteren Kontext einzuordnen und nicht nur für ein rein akademisches Publikum zu schreiben, sondern für all diejenigen, die sich für die Stellung der Frau in der modernen Gesellschaft sowie für Sozialgeschichte interessierten und mehr über die Auswirkungen von Frauenfeindlichkeit und Antisemitismus im gesellschaftlichen Leben wissen wollten.

Die Geschichte der Frauen im Dritten Reich ist nicht so bizarr wie die

Schilderung der Auswüchse des Hitlerschen Grössenwahns; über weite Strecken ist sie unscheinbar und gewöhnlich. Aber gerade hier, an den Wurzeln des gesellschaftlichen Lebens, im ganz normalen Alltag, in der Welt der Frauen, können wir aufdecken, wie Krieg und Genozid geschehen konnten: indem wir der Frage nachgehen, wer sie geschehen liess.

## Die nationalsozialistischen Frauen und ihre «Freiheitsbewegung»

Das Szenario der Weimarer Republik spukt heute in den Alpträumen aller Liberalen, denn es steht für die Zerstörung einer politischen Verfassung durch eine innere Bedrohung, die erst als solche erkannt wurde, als es zu spät war.

NSDAP-Propagandachef Goebbels hatte 1928 ganz offen erklärt: *«Wir gehen in den Reichstag hinein, um uns im Waffenarsenal der Demokratie mit deren eigenen Waffen zu versorgen. Wir werden Reichstagsabgeordnete, um die Weimarer Gesinnung mit ihrer eigenen Unterstützung lahmzulegen. [...] Wir kommen als Feinde! Wie der Wolf in die Schafherde einbricht, so kommen wir.»*<sup>1</sup> Solche Äusserungen können leicht den Eindruck erwecken, als sei der nationalsozialistische Männerbund im Alleingang wie ein Wolf über das ahnungslose Schaf Weimarer Republik hergefallen. Tatsächlich trugen die nationalsozialistischen Frauen – mit sanfteren Mitteln – ganz be-, trächtlich zur Tötung des Schafes bei: So wie die NS-Männer die Demokratie nutzten, um ihr den Garaus zu machen, so nutzten die Frauen die emanzipatorischen Errungenschaften, um die Emanzipation zu zerstören.

Was zog Frauen zur NSDAP? Warum strömten sie nicht eher zu einer der anderen nationalistischen Parteien oder zur *Zentrumspartei*, alles Organisationen, die auch die traditionelle Frauenrolle achteten und gleichzeitig ihren weiblichen Mitgliedern Gelegenheit boten, in politischen Bereichen, in denen es um Frauenfragen ging, Ämter zu bekleiden, Organisationsaufgaben zu übernehmen und Mitspracherechte wahrzunehmen? Diese Frage ist deshalb schwer zu beantworten, weil Hitlers oberste Ziele und Werte in vielen

zentralen Punkten denen der konservativen Parteien sehr ähnelten – z.B. in der Ablehnung des Versailler Vertrags und der Bekämpfung der bolschewistischen Gefahr. Allerdings hatte Hitler noch zwei weitere Ziele auf seine Fahnen geschrieben: den Rassenkampf und den Geschlechterkampf. Er forderte offen, was andere nationalistische Politiker nur andeuteten: den Sieg der «Arier» über die Juden und den Triumph des Mannes über die emanzipierte Frau. Er, der in fast allen anderen zentralen politischen Fragen schwankte, hielt an diesen beiden Prinzipien axiomatisch fest. Der NS-Ideologe Gottfried Feder verknüpfte diese beiden Ziele, indem er behauptete, die unselige Emanzipation der Frauen sei mit der Emanzipation der Juden verknüpft. *«Der Jude hat uns die Frau gestohlen durch die Form der Geschlechtsdemokratie. Wir Jungen müssen ausziehen und den Lindwurm töten, damit wir wieder zum Heiligsten kommen, das es auf dieser Welt gibt; zur Frau, die Magd und Diener ist.»*<sup>2</sup> Alfred Rosenberg befürwortete in seinem *Mythus des 20. Jahrhunderts* die Polygamie, und Männer, deren Ehen kinderlos blieben, rief er offen zum Ehebruch auf.<sup>3</sup>

Warum folgten deutsche Frauen einem Führer, der ihnen ganz unverblümt sagte, sie sollten die Politik den Männern überlassen? Politische Mitsprache, so meinte Hitler, würde nur die Frauen verderben, ohne dass sich die Männer dadurch besserten. Er erklärte, er sei kein Freund des Frauenwahlrechts, aber wenn man es schon beibehalten müsse, solle man auch den grösstmöglichen Vorteil daraus ziehen. Frauen, so versicherte er, würden immer für Recht und Ordnung und eine Uniform stimmen.<sup>4</sup> Ein Hitler-Anhänger erklärte:

*«Die nationalsozialistische Bewegung ist zwar, was den politischen Machtkampf anbetrifft, eine ausgesprochen männliche Erscheinung. Sie ist der Anschauung, dass die Frau im Parlament und als politische Führerin eine unerquickliche Erscheinung des liberalistischen Zeitalters darstellt, eine Erscheinung, die ihre weiblichen Werte geringachtet und in der Nachahmung männlicher Tätigkeit jene nur verzerrt hatte. Wir sind der Überzeugung, dass jeder echten Frau gerade die Männlichkeit des Nationalsozialismus im Innersten entsprechen wird; denn erst dadurch wird sie einst wieder ganz Frau sein können.»*<sup>5</sup> Es überrascht nicht weiter, dass Männer solche Ansichten vertraten. Aber wie erklären wir uns die Tatsache, dass eine Frau in das gleiche Horn bläst? *«Die NSDAP ist eine Männerpartei, – wir treten gerne zurück, sobald uns unser Führer nicht mehr braucht!»*<sup>6</sup>

In den zwanziger Jahren marschierten ständig Trupps von SA-Leuten in

ihren Braunhemden und in militärischer Formation durch die Strassen. Nur wenige Beobachter beachteten diese Horden, die schworen, bis in den Tod für einen hysterischen kleinen Strassendemagogen und seine versponnenen Ideen von einer «*rassischen Revolution*» zu kämpfen. Warum fühlten sich diese Leute nicht eher abgestossen von der offenen Brutalität jener Männer, die Schlägertrupps bildeten, folterten, mordeten und sich damit auch noch brüsteten? In Memoiren wird diese Frage zumindest teilweise beantwortet. Hedwig Eggert schreibt in ihrem Aufsatz über den Nürnberger Parteitag von 1929: «*Ich sage unvergesslich, denn all dieser aufrichtige Jubel, der die Stadt durchbrauste, als die damals auf 60 bis 70'000 geschätzte SA und SS in mustergültiger Disziplin marschierte, kann nicht mehr vergessen werden.*»<sup>7</sup> Und Hilde Boehm-Stoltz schildert, wie sie zum ersten Mal im März oder Mai 1930 die Braunhemden sah: «*In wundervoller Disziplin sah ich sie auf Lastautos in das Innere der Stadt fahren. [...] Tränen traten mir in die Augen vor Scham, dass ich sie bisher nicht gekannt hatte, und erfüllte mich derart, dass ich ausrief: ‚Und die sollen solche Rowdies sein????!! Solch gemeine Verleumdung, das ist nun und nimmermehr wahr! !!!‘*»<sup>8</sup>

Gewalt, die durch militärische Formation gezähmt wird und gegen den Feind gerichtet ist, weckt statt Abscheu Ehrfurcht. Das ist genau der Kern der universellen Anziehungskraft, die Susan Sontag den «*faszinierenden Faschismus*» nannte.<sup>9</sup> Der Ausnahmezustand überspitzt die Geschlechterrollenklischees noch, und die extreme Polarität vermittelt die Illusion von Klarheit und Ordnung, wo in Wahrheit Chaos und Unsicherheit herrschen. Bei Männern wie bei Frauen liessen die NS-Aufmärsche auf den Strassen die Kriegsstimmung von 1914 wieder aufleben.

Die politische Gewalt eskalierte. Zwischen dem Sommer 1931 und dem Sommer 1932 verloren bei Strassenkämpfen in Berlin 182 Männer ihr Leben. An einem einzigen Tag im August 1932 kam es in Schlesien zu 20 Gewaltakten. In der Industriestadt Potempa drangen fünf SA-Männer gewaltsam in das Haus eines kommunistischen Arbeiters ein. Sie stachen dem Mann mit dem Ende eines Billard-Queues die Augen aus, trampelten auf seiner Kehle herum und töteten ihn, nachdem sie ihm zuvor insgesamt 29 Wunden beigebracht hatten.<sup>10</sup> Hindenburgs Berater warn ten. vor Militäreinsätzen gegen die Nazis, da sie befürchteten, die Soldaten würden sich weigern, auf Männer zu schiessen, die sie von ihrer Herkunft und ihren Werten her als ihresgleichen empfanden. Sie brachten Hindenburg sogar dazu,



das Verbot von NS-Aufmärschen wieder aufzuheben. Eine neue Eruption der Gewalt war die Folge. Diese Brutalität der Nazis stiess die potentiellen Sympathisanten jedoch nicht ab. Im Gegenteil: Wo die Opfer als tödliche Bedrohung hingestellt werden, wird der Terror zur heldenhaften Selbstverteidigung, das Verbrechen zur Rettungsmission.

Die Mitgliederzahl der NSDAP stieg nach einem Rückgang Mitte der zwanziger Jahre sprunghaft an, absolut gesehen war sie allerdings auch noch Ende der zwanziger Jahre relativ unbedeutend. 1928 gehörten der Partei 100'000 Menschen an, eine winzige Zahl, wenn man bedenkt, dass der *Bund Deutscher Frauenvereine* (BDF) fünfmal so viele und die *Sozialdemokratische Partei* weit über eine Million Mitglieder zählten. Ausserdem sank die Zahl der Wählerstimmen der NSDAP von knapp zwei Millionen im Jahr 1924 auf etwa 800'000 im Jahr 1928. Da über 30 Millionen deutsche Wähler ihre Stimmen auf die sechs grössten Parteien verteilten, weckte Hitlers marginale Bewegung weiter keine Besorgnis.

Je tiefer die Wirtschaft in die Krise geriet, desto rascher nahm die Popularität der Nazis zu. Bei aller Faszination, die das pulsierende Berliner Grosstadtleben und der Glamour auf den Kino-Leinwänden ausüben mochten, sehnten sich die Menschen doch im Grunde nach Stabilität. Und dieser Sehnsucht kamen die Nazis entgegen. Der wilde Haufen von Fanatikern, der in den vergangenen Jahren kaum mehr geerntet hatte als Spott, konnte jetzt seine Mitgliederzahl in immer kürzeren Abständen verdoppeln. Von 178'000 im Jahr 1927 war sie gegen Ende 1932 bereits auf eineinhalb Millionen gesprungen.

Was den Anteil der Frauen betrifft, hatten vor 1930 nur 7'625 Frauen (d.h. 6%) tatsächlich der Partei angehört.<sup>11</sup> 1931 zählte die Partei eine knappe Million Mitglieder, von denen nicht ganz 50'000 Frauen waren. In den zwanziger Jahren blieb die Zahl der Wählerstimmen von Frauen für NS-Kandidaten um volle 50% hinter denen der Männer zurück.<sup>12</sup> Solange es den Deutschen noch gut ging, wählten die meisten Frauen gemässigte und konservative Kandidaten.

Mit Beginn der Weltwirtschaftskrise holten die Nationalsozialisten auch bei den weiblichen Wählern rasch auf, und in einigen Wahlbezirken wuchs ihre Resonanz bei den Frauen sogar noch schneller als bei den Männern. Fast die Hälfte der gut vier Millionen Deutschen, die bei den Wahlen 1931 für die Nazis stimmten, waren Frauen. Anders gesagt: Über zwei Millionen

Frauen unterstützten die NSDAP bei den Wahlen, was nicht heisst, dass sie auch irgendeiner offiziellen Unterorganisation der Partei angehörten. Gauleiter berichteten, dass zwischen 50 und 80% ihrer weiblichen Anhängerschaft in keiner NS-Organisation erfasst waren.<sup>13</sup>

Manchmal traten die Frauen in blauen Röcken, braunen Blusen mit weissen Kragen, Halstüchern und Hakenkreuzarmbinden zusammen mit den Männern auf. Es gab aber auch NS-Frauen, die Uniformen als zu maskulin ablehnten. Volkslieder singend oder NS-Parolen skandierend, marschierten die Frauen, ebenfalls in Reih und Glied, hinter den Männern her. Eine Zeitzeugin berichtet: *«Man las in der Mittagspause Zeitung, meist die ‚Morgenpost‘, ich hatte den ‚Angriff‘. Einer der Beamten, ein junger Justizsekretär fing folgende Unterhaltung im Allgemeinen an: ‚Wenn ein Mann Nationalsozialist ist, dann ist er ja hübsch verrückt, aber wenn eine Frau sich dazu bekennt, dann ist die entweder total meschugge oder verrückte»*<sup>14</sup> Ein amerikanischer Journalist erinnerte 1932 daran, dass es gutenteils Frauen waren, bei denen die Nazis während der zwanziger Jahre Resonanz fanden. *«Frauen waren von Anfang an die stärkste Säule der Hitlerbewegung [...] Bei Naziversammlungen ist der Anteil der Frauen unter den Anwesenden immer überraschend hoch. Hitler übt auf das schwache Geschlecht in Deutschland eine besondere Faszination aus, die zu analysieren Aufgabe der Psychologen sein wird. Dieses Interesse ist umso erstaunlicher, als die Nazis den Frauen das Wahlrecht nehmen und sie wieder an den Herd zurückschicken wollen.»* Der Reporter beschrieb, welche Bevölkerungsgruppen bei den NS-Aufmärschen am stärksten vertreten waren: *«Verkrachte Künstler, Kleinbürger, die es schwer haben, unzufriedene Bauern und die akademische Jugend, die einer Welt zürnt, in der es für sie keine Zukunft gibt. Die fanatischsten Anhänger des Nationalsozialismus finden sich unter den Frauen.»*<sup>15</sup> Der Reporterin Miriam Beard von der *New York Times* fielen ebenfalls die Tausende von Frauen auf, die bei den Versammlungen der Nazis in Erscheinung traten. Fassungslos fragte sie: *«Warum stimmt die deutsche Frau für eine Gruppierung, die die Absicht hat, ihr das Stimmrecht zu nehmen?»*<sup>16</sup>

Was unterschied die NS-Anhängerinnen von den Millionen Frauen, die andere Parteien wählten? Die NSDAP-Frauen teilten in vielen zentralen Punkten die Grundanschauungen anderer politisch engagierter Frauen in der Weimarer Republik. Sie akzeptierten die herkömmlichen Klischees von der

besonderen weiblichen Natur und setzten sich auf dieser Grundlage für die Verbesserung des gesellschaftlichen Status der Frau ein. Ein wesentlicher Unterschied der NS-Frauen zu Frauen, die sich anderen politischen Bewegungen anschlossen, bestand darin, dass sie wie Mitglieder nicht parteigebundener katholischer und protestantischer Organisationen ausserhalb des bestehenden Organisations-Rahmens arbeiteten. Statt mit den Männern in deren Welt zu konkurrieren, strebten sie danach, ihre eigene Sphäre auszuweiten und sie gleichzeitig der direkten Intervention der Männer zu entziehen, wobei sie sich nach aussen hin auf deren Schutz verliessen. Sie gingen realistischerweise davon aus, dass die Frauen nicht stark genug waren, um grossen Einfluss auf die Männer auszuüben. Aufgrund ihrer Erfahrung waren sie zu dem zynischen Fazit gelangt, dass sich die Männer doch nie ändern würden. Während die Feministinnen für eine gleichberechtigte Zukunft arbeiteten, zimmerten sich die konservativen Frauen das Traumbild einer Vergangenheit zurecht, die es nie gegeben hatte, einer Welt, in der starke Männer die öffentliche Sphäre beherrschten, während liebende Frauen die menschlichen Werte bewahrten. Die NS-Frauen liessen sich darauf ein, in der nationalsozialistischen Bewegung als nicht gleichberechtigte Mitglieder zu fungieren, weil sie sich im Tausch dafür den Freiraum erhofften, ihre eigene weibliche Sphäre unbehelligt von männlicher Einmischung gestalten zu können.

In den zwanziger Jahren umriss Hitler seine Vorstellungen von der Rolle der Frauen in einem nationalsozialistischen Staat: *«Das deutsche Mädchen ist Staatsangehörige und wird mit ihrer Verheiratung erst Bürgerin.»*<sup>17</sup> Und als Nachsatz fügte er hinzu, dass auch unverheirateten, im Erwerbsleben stehenden Frauen das *«Bürgerrecht»* verliehen werden könnte, wenn diese sich dem Vaterland gegenüber durch herausragende Dienste auszeichneten. Goebbels schlug 1926 vor, dass kinderreichen Müttern und Soldaten, die sich durch besondere Tapferkeit ausgezeichnet hatten, mehrere Wahlstimmen zuerkannt werden sollten. Natürlich war ein solches Prämiensystem, das Loyalität mit Bürgerrechten oder Wahlstimmen belohnen sollte, in einer Diktatur bedeutungslos, aber es offenbarte ein grundlegendes Axiom: Frauen wurden nicht mit eigenen Rechten geboren, sie bekamen sie von Männern verliehen. Ein Mann konnte dem Staat auf vielerlei Weise dienen, die einzig wahre Berufung der Frau war hingegen die Ehe, und zwar in einer eng biologischen Definition: als die Sicherung *«der Vermehrung und Erhaltung der Art und Rasse»*.<sup>18</sup> Die Männer sollten im NS-Staat für Politik,

Wirtschaft und Militär zuständig sein, die Frauen den Erziehungsauftrag des «völkischen Staates» erfüllen, der im «Heranzüchten kerngesunder Körper»<sup>19</sup> bestand. Im Parteiprogramm werden Frauen nur ein einziges Mal erwähnt – unter Punkt 21, wo die Partei den Müttern besonderen Schutz verspricht. Nachdem das Gebären in den Rang eines wichtigen Dienstes am Vaterland erhoben worden war, sollten durch eine an die Frauen gerichtete massive Umerziehungskampagne die traditionellen mütterlichen Qualitäten, die das moderne Leben unterminiert hatte, wieder aufgewertet werden. Hitler schrieb: «Diese Pflege und Erziehungsarbeit hat schon einzusetzen bei der jungen Mutter. So wie es möglich wurde, im Laufe einer jahrzehntelangen sorgfältigen Arbeit infektionsfreie Reinlichkeit bei der Geburt zu erzielen und das Kindbettfieber auf wenige Fälle zu beschränken, so muss es und wird es möglich sein, durch gründliche Ausbildung von Schwestern und der Mütter selber, schon in den ersten Jahren des Kindes eine Behandlung herbeizuführen, die zur vorzüglichen Grundlage für die spätere Entwicklung dient.»<sup>20</sup>

Hitlers Vorstellungen im Hinblick auf die Hierarchie der Rassen und der Geschlechter erscheinen, vor dem Hintergrund der demographischen Entwicklungstrends, der Tendenzen des Arbeitsmarkts und der Wandlung der gesellschaftlichen Institutionen betrachtet, hoffnungslos weltfremd. Aber als politische Randfigur hatte Hitler keine Veranlassung, sich mit den praktischen Konsequenzen seiner Ideen auseinanderzusetzen. Er erzählte seinen Zuhörer/\*inne/n instinktiv genau das, was sie hören wollten, und entwarf eine Zukunftsvision, die ebenso faszinierend wie unrealistisch war. Er bot den Deutschen, die aufgrund der schweren Zeiten und der Niederlage ihrer Nation desorientiert waren, die Möglichkeit, von einer neuen Gesellschaft zu träumen, die auf eine unerschütterbare «natürliche», weil biologische Hierarchie gegründet wäre. «Der Jude» und «die Neue Frau» gaben hervorragende Feindbilder ab, gegen die sich der Zorn richten konnte, und die Ängste, die Hitler mit seinen düsteren Warnungen schürte, hielten die Nazis in ständiger Alarmbereitschaft. In gewisser Weise war das Ideal der liebenden Frau ein Gegengewicht zum hässlichen Juden. Verklärende Darstellungen des Familienlebens verknüpften die traditionelle weibliche Rolle mit einer gesunden, natürlichen Ordnung. So beschrieb Goebbels in einem Roman das glückliche Eheleben der Vögel: «Die Frau hat die Aufgabe, schön zu sein und Kinder zur Welt zu bringen. Das ist gar nicht so roh und unmodern, wie

sich das anhört. Die Vogelfrau putzt sich für den Mann und brütet für ihn die Eier aus. Dafür sorgt der Mann für die Nahrung. Sonst steht er auf der Wacht und wehrt den Feind ab.» Goebbels rühmte das Verhalten der Vogelmutter. «Die Frau ist weder ein Engel noch ein Teufel. Sie ist ein Mensch und meist nicht einmal ein bedeutender. [...] Während der Mann das Leben meistert, meistert sie den Kochtopf.»<sup>21</sup> Hitler erklärte immer wieder, die nationalsozialistische Revolution werde eine reine Männersache sein.

Er verachtete zunächst das Werben um Wählerstimmen, um zur Macht zu kommen. Er plante eine Revolution und rekrutierte eine Privat-Armee von SA-Männern, die in ihren Braunhemden als Agitatoren und Soldaten für seine Sache kämpfen sollten. Frauen hatten in diesem Konzept keinen Platz. Im November 1923 unternahm er mit seinem Putsch den Versuch, seine revolutionäre Strategie in die Tat umzusetzen. Das Unternehmen scheiterte kläglich: Hitler landete im Gefängnis statt in der Reichskanzlei.

Jahre später gedachte er der Tatsache, dass es Frauen gewesen waren, die während dieser kurzen Zeit seiner Gefängnishaft den Glauben an die nationalsozialistische Sache am Leben gehalten hatten, während seine männlichen Mitstreiter Zeit und Energie damit vergeudet hatten, mit dem Misserfolg zu hadern. Er erklärte häufig, «dass es die Frau gefühlsmässig in die Reihen seiner Anhänger treibe und weiter, ,die Frauen haben oft genug die Bewegung gerettet, ohne die Hilfe der Frauen wäre es mir im Jahre 1924, nach meiner Festungshaft, wohl kaum möglich gewesen, die Partei aufs Neue zu organisierens In Zeiten, in denen sich politische und persönliche Enttäuschungen häuften und der Intellekt der Männer einmal wankend zu werden begann, haben die ,Frauen mit ihrem standhaften Glauben und ihrem instinktiven Empfinden dem Führer unvergessliche Beweise der Treue zur nationalsozialistischen Idee gegebens»<sup>22</sup> Das hiess jedoch noch lange nicht, dass Hitler den Frauen einen Platz in seiner Partei eingeräumt hätte. Als er beim Reichsjugendtag 1932 Mädchen hinter der männlichen Hitlerjugend hermarschieren sah, fuhr er den HJ-Führer an: «Schirach, was haben Sie mir angetan?»<sup>23</sup> Mit der Auskunft beschieden, dass die Mädchen aus eigenem Antrieb dazugestossen seien, akzeptierte er sie – so die Frau des HJ-Führers – schliesslich grollend. Mitte der zwanziger Jahre führten einige prominente Damen der Münchner Gesellschaft Hitler in einflussreiche Kreise ein, und auch die chronisch leere Parteikasse füllte sich dank der

Spenden dieser Gönnerinnen ein wenig. Zweifelsohne profitierte der gesellschaftlich unbedarfte Hitler von diesen Verbindungen zur Münchner Elite – für die Frauen hatte er dennoch wenig Dank übrig.

Aus der Erfahrung des Münchner Fiaskos 1923 zog Hitler die Schlussfolgerung, innerhalb des bestehenden demokratischen Systems zu arbeiten, oder, wie Goebbels es grossspurig formulierte, die Demokratie zu benutzen, um die Demokratie zu vernichten. Das hiess: Bündnisse zu schliessen, Wähler zu gewinnen und für bestimmte Gesetzesänderungen eine Lobby zu schaffen. Für solche Aufgaben schätzten die Führer der anderen Parteien Frauen als wichtige Helferinnen. Nicht so Hitler. Sorgfältig wurden auf bestimmte Berufsgruppen – Bauern, Arbeiter oder Beamte – und auch auf einzelne Regionen abgestimmte Propagandakampagnen geplant und durchgeführt. Frauen allerdings kamen in der gesamten Parteiliteratur bis in die dreissiger Jahre hinein nicht vor. Die Frauen, die sich der Partei anschlossen, taten es, ohne dass sich irgendjemand darum bemüht hätte, sie zu rekrutieren.

Werke zur Geschichte des Nationalsozialismus würdigen im Allgemeinen den Anteil der Frauen an der Bewegung ebenso wenig wie Hitler selbst. Von den entsprechenden Parteistellen wurden sorgfältige Mitgliederstatistiken geführt, die Auskunft über die vertretenen Alters- und Berufsgruppen, die regionale Verteilung, Bildungsgrade und Interessen gaben. Das Geschlecht zu erheben, schien allerdings keine Mühe wert gewesen zu sein. Wir wissen zwar, dass vor der Machtübernahme 34'000 Hausfrauen der Partei beitraten und dass diese Gruppe weniger als 5% aller Mitglieder ausmachte; wieviele Frauen sich unter den «Bediensteten», «Arbeitern» oder «Angestellten» befanden, bleibt allerdings unbekannt. Allein aus den originalen Regionalstatistiken liesse sich der Frauenanteil rekonstruieren. Es ist anzunehmen, dass er vor 1922 sehr niedrig war, was Aussagen von Zeitzeugen bestätigen.<sup>24</sup> Zur ersten Parteiversammlung in Hannover erschien eine typische Mischung von Teilnehmer/\*inne/n: *«zwei Arbeiter, drei Geschäftsleute, zwei Kunsthandwerker, zwei Beamte, ein Schriftsteller und drei Hausfrauen»*.<sup>25</sup> Reichsminister Hans Frank beschreibt die Teilnehmerinnen und Teilnehmer auf einer Versammlung, bei der Hitler 1920 sprach: *«Es war alles ‚Volk‘ in der umfassendsten Weite des Begriffs. Alte und Junge, Männer, Frauen, ja Greise, Bürger, Arbeiter, Soldaten, Schüler. [...] Über allen lag der Massendunst von Not und Sorge, Spannung und Erwartung, von ner-*

*vöser Unrast, aber auch von breiter Energie. Viele trugen Mäntel aus ‚auf Zivil‘ umgearbeiteten feldgrauen Uniformen, auch Frauen, manche sehr elend, bleich, krank, düster, verzweifelt. »<sup>26</sup>*

Angesichts der spärlichen Informationen über den Anteil der Frauen in der NSDAP der frühen dreissiger Jahre gewinnt eine in Hessen erhalten gebliebene Sammlung von Datenmaterial wichtige Bedeutung. Im *Hessischen Staatsarchiv* in Wiesbaden liegen Unterlagen über die Aufnahmeanträge, die während eines Zeitraums von drei Jahren an die hessische Sektion der Partei ergingen. Auch wenn nicht gesagt ist, dass dieses Material für ganz Deutschland repräsentativ ist, liefert es dennoch aufschlussreiche Daten. Keine der Frauen, die einen Beruf angaben, bezeichnete sich als Fabrikarbeiterin (oder ihren Vater als Fabrikarbeiter); fast alle waren, ehe sie Hausfrauen wurden, als Verkäuferinnen, Büroangestellte, Schneiderinnen oder Lehrerinnen tätig gewesen. Eine Frau gab an, dass ihr Vater Vorarbeiter in einer Spitzenweberei gewesen sei – alle übrigen waren Töchter von Beamten, Büroangestellten, Handwerkern, Bauern oder kleinen Geschäftsleuten, und aus den gleichen Berufsgruppen rekrutierten sich auch ihre Ehemänner.<sup>27</sup> Es ist möglich, dass diese Angaben in manchen Fällen frisiert wurden, um eine proletarische Herkunft zu verleugnen – ein Hinweis darauf, wie wichtig es für die Antragstellerinnen war, ihre Zugehörigkeit zur Mittelschicht hervorzuheben.<sup>28</sup>

Die Mitgliederstatistiken der NSDAP, soweit sie für die dreissiger Jahre existieren, offenbaren einen signifikanten Unterschied zwischen Männern und Frauen: Die Frauen waren im Durchschnitt ein paar Jahre älter.<sup>29</sup> Das mag auf den ersten Blick verwunderlich scheinen, da wir von den Nationalsozialistinnen immer das Bild haben, dass sie passiv ihren Männern oder Vätern folgten. Aber es gibt eine Reihe von Faktoren, die diesen Unterschied erklären können. Die NSDAP galt als eine jugendliche Partei – in den zwanziger Jahren waren zwei Drittel aller Mitglieder zur Zeit ihres Beitritts unter Vierzig. Frauen unter Vierzig dagegen fühlten sich vermutlich durch ihre familiären Verpflichtungen zu sehr eingespannt, um sich politisch zu engagieren. Nur wenige junge Frauen traten der Partei noch vor der Heirat bei. Die meisten weiblichen Mitglieder beantragten die Aufnahme erst mit über vierzig, ein Phänomen, das bei den meisten Organisationen in allen Industrieländern zu beobachten ist. Aber die niedrige Quote an jüngeren Frauen hat auch damit zu tun, dass die männlichen Nazis so wenig Interesse an Mitstreiterinnen zeigten. Die Frauen, die trotzdem der Partei bei-

traten und ihre Mitgliederbeiträge zahlten, dürften daher besonders ehrgeizig gewesen sein und Führungspositionen innerhalb der Frauenorganisationen angestrebt haben. Und in der Tat: Wenn wir die Altersstruktur der weiblichen Mitglieder mit der der männlichen Parteikader vergleichen, verschwindet der Altersunterschied. Hier drängt sich die Schlussfolgerung auf, dass Frauen mit Führungsambitionen der Partei beitraten, während ihr Frauen ohne besonderen politischen Ehrgeiz fernblieben. Albert Krebs, 1926-1928 Gauleiter in Hamburg, erklärte: «*Die Forderung: ‚Frauen haben in der Politik nichts zu suchen!‘ ist mit der von den Gegnern behaupteten Schroffheit von der NSDAP nie erhoben worden, in jener Frühzeit, in der Frauen die eifrigsten Agitatoren waren, schon gar nicht.*»<sup>30</sup>

Wenn die Frauen einmal in die Partei eingetreten waren, fügten sie sich keineswegs in die bestehenden Parteistrukturen ein. Stattdessen schufen sie sich ihre eigene Hierarchie. Natürlich genossen die Frauen an der Spitze dieser Pyramide sehr viel weniger Macht und Ansehen als die Männer in vergleichbaren Positionen. Aber da die Männer sie ignorierten, konnten sie ihre relative Bedeutungslosigkeit vergessen und stattdessen ihren Status in ihrem eigenen Bereich zementieren. Selbst die ehrgeizigsten NSDAP-Frauen wussten, dass sie nach der Machtübernahme mit Sicherheit keine hohen Ämter zu erwarten hatten, und sie konnten sich in der Regel auch nicht mit dem revolutionären Elan ihrer männlichen Parteigenossen identifizieren. Aber das war noch nicht alles: Manche Nazis pflegten Frauen in beleidigender Weise zu diffamieren. Die von Julius Streicher herausgegebene SA-Zeitschrift *Der Stürmer* strotzte von illustrierten Artikeln über jüdische Männer, die blonde Frauen vergewaltigten, und schmähte Frauen als dumm, wollüstig und falsch. Alfred Rosenbergs *Mythus des 20. Jahrhunderts* offenbart schon beim flüchtigen Durchblättern die ganze Frauenfeindlichkeit der Nazis. Selbst in der breiteren Öffentlichkeit hielten die Parteigenossen mit ihrer Frauenverachtung nicht hinterm Berg. So rief beispielsweise, nachdem eine sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete über den Soldatentod ihres Sohnes im Ersten Weltkrieg und ihren Wunsch nach Frieden gesprochen hatte, ein NS-Abgeordneter höhnisch dazwischen: «*Dafür sind sie [die Söhne] Euch Ziegen ja gemacht worden.*»<sup>31</sup> Dennoch gelang es den Parteifrauen, die unverhohlene Misogynie der NS-Führer zu übersehen. Die Juden, und zu einem gewissen Grad auch die Katholiken, erkannten vor 1933, wie feindlich ihnen Hitler gegenüberstand, und mieden seine Partei.



Warum nicht die Frauen? Gewiss spielten hier mehrere Faktoren eine Rolle. Die meisten Deutschen nahmen Hitlers Ansichten in Bezug auf die Juden und auch in Bezug auf die Frauen einfach nicht ernst. Da die NS-Ideologie ein ziemlich verworrenes Konglomerat aus allen möglichen Ideologien darstellte, gab es viele Leute, die ihr trotz ihrer Skepsis in einzelnen Punkten grundsätzlich zustimmten. So mochte ein Wähler etwa erklären: *«Ich bin auch für einen starken Staat, hasse die Kommunisten und will Rache für den Versailler Vertrag. Natürlich sind die rassistischen Ideen dieses Menschen verrückt. Aber wenn er erst einmal an der Macht ist, wird er seine versponnenen Vorstellungen schon ablegen.»*<sup>32</sup> In gleicher Weise sagten sich wohl auch die NS-Anhängerinnen, dass Hitler niemals die Frauen wirklich zu Zuchtstuten machen würde. Die Macht, so meinten sie, würde seinem Extremismus schon die Spitze nehmen.

Ausserdem konnten sie sich sogar mit einigem Recht darauf berufen, dass Hitler selbst nicht gegen Frauen zu Felde zog, auch wenn einige seiner Adlaten wie Streicher und Rosenberg keinen Hehl aus ihrer Frauenfeindlichkeit machten. Hitler selbst vermied solche öffentlichen Diffamierungen, mit Ausnahme seiner Hetztiraden gegen die Prostituierten, denen er vorwarf, Geschlechtskrankheiten zu verbreiten. Er gab klar zu verstehen, dass die Frauen nur eine Aufgabe haben würden: die nächste «arische» Generation in die Welt zu setzen. Aber ihm lag (anders als bei den Juden) daran, sie von seinem Programm zu überzeugen. Sie sollten, so verkündete er, die «natürliche» Rolle wieder einnehmen, die sie jahrhundertlang innegehabt hatten. Verglichen mit den scheinheiligen Verschleierungsmanövern seiner politischen Rivalen äusserte Hitler seine Ansichten offen. Vielleicht bewundert manche Frauen auch diesen unverblümten Konservatismus der Nazis.

Die NSDAP-Frauen fanden in der Partei eine Welt, die genau an ihre Erfahrungen anknüpfte und ganz klar in einen Männer- und einen Frauenbereich aufgeteilt war. Nicht der Staat, in dem sie erst seit kurzer Zeit das Wahlrecht, sondern die Kirche, in der sie immer noch keine vergleichbaren Rechte besaßen, war generationenlang Mittelpunkt ihres öffentlichen Lebens gewesen. Ihre christliche Erziehung hatte sie gelehrt, die frauenfeindlichen Aspekte dieser an sie herangetragenen Lehre auszublenden und an den Erlöser zu glauben. Schliesslich war es Paulus gewesen, nicht Christus, der sich diffamierend über Frauen geäussert hatte – so wie jetzt Streicher die Frauen diffamierte und nicht Hitler. Sie akzeptierten die Aufgaben in-

nerhalb ihres besonderen Zuständigkeitsbereichs und gehorchten den Männern, die ihnen übergeordnet waren. Von aussen betrachtet mag diese Haltung feige erscheinen und die Frage aufwerfen, warum sich diese Frauen einfach damit zufriedengaben, die zweite Geige zu spielen. Emotional gesehen war jedoch die Aussicht, im öffentlichen Leben eine eigene Sphäre zugesprochen zu bekommen, verlockend. Und jetzt präsentierte sich Hitler als der Messias. Die NS-Frauen waren fasziniert von einer Zukunftsvision, die zwar praktisch nicht realisierbar, moralisch nicht haltbar, aber emotional dafür umso attraktiver war.

Viele Zeitzeugen berichten, dass Hitler «für jedermann etwas» verkörpern konnte. Dieses besondere Charisma funktionierte auch den Frauen gegenüber. Der amerikanische Journalist Louis Lochner schildert Hitlers schauspielerische Fähigkeiten: *«Ich hörte den Führer vor einer Gruppe deutscher Frauen reden, und er sprach so liebevoll von seiner Mutter, bekundete ein so herzliches Interesse für die Probleme der Hausfrauen und umriss so beredt, was die deutschen Frauen für die Sache des Nationalsozialismus getan hatten und künftig tun könnten, dass die Zuhörerinnen zu Tränen gerührt waren.»*<sup>33</sup> Und eine britische Deutschland-Besucherin erklärt die Verehrung der deutschen Frauen für ihren Führer: *«In seinen Worten steckte Kraft. Er war emotional. Er war sentimental, er war niemals intellektuell. [...] Der einsame Junggeselle, der Nichtraucher, der militante Abstinenzler – der glorreiche Streiter für Deutschlands Ehre, der für seine Überzeugungen ins Gefängnis gegangen war. Es war ein emotional ergiebige Bild, an dem sich ihre Tag- und Nachträume festmachen konnten.»*<sup>34</sup>

Es gibt nur sehr wenige Aussagen von aktiven NSDAP-Frauen. Die meisten waren zu beschäftigt oder aufgrund ihres Bildungsniveaus nicht in der Lage, sich schriftlich zu äussern. Es gibt allerdings eine überaus aufschlussreiche Sammlung von schriftlichen Zeugnissen, die unsere Spekulationen über die Motive dieser Frauen um einige wichtige psychologische Aspekte zu ergänzen vermögen. 1936 veranstaltete der aus Polen emigrierte Soziologe Theodore Abel einen Aufsatzwettbewerb, der sich ausschliesslich an jene Nazis der ersten Stunde richtete, die bereits vor 1933 der Partei beigetreten waren. Er schickte ein mit dem Briefkopf der renommierten Columbia-Universität versehenes Schreiben an sämtliche Gau-Leitungen, in dem er einen Preis für den besten Aufsatz zum Thema *«Warum ich vor 1933 der NSDAP beigetreten bin»* aussetzte. Von den über 598 Beiträgen, die darauf-

hin eingingen, stammten 33 von Frauen, die zum Zeitpunkt ihrer «Bekehrung» zwischen 17 und 73 gewesen waren. Es handelte sich dabei um Repräsentantinnen eines harten Kerns überaus ehrgeiziger, eloquenter und engagierter Nationalsozialistinnen. Im Mittelpunkt ihrer Aufsätze standen vor allem tragische Lebenserfahrungen wie Verlust der Eltern, Armut, Unsicherheit und Not. Sie kamen fast alle aus bürgerlichen Verhältnissen, fünf von ihnen waren an einer Universität immatrikuliert gewesen. Die Hälfte war verheiratet, ein Viertel war irgendwann erwerbstätig gewesen oder hatte die Handelsschule besucht. Dreiviertel kamen aus einem städtischen Milieu (anders als bei den NS-Wählerinnen und Wählern der zwanziger Jahre, die überwiegend in ländlichen Gegenden beheimatet waren). Die Hälfte hatte mindestens einmal den Wohnort gewechselt (in den allermeisten Fällen durch einen Umzug vom Land in die Stadt). Das heisst zwar noch nicht, dass die Einsenderinnen mehr zu leiden gehabt hätten als der Durchschnitt der Frauen ihrer Generation, aber es besagt doch, dass sie Leid und Opfer als wichtige Momente ihres politischen Werdegangs ansahen. Die Frauen wie die Männer kamen aus Verhältnissen, die objektiv betrachtet vergleichsweise gesichert erscheinen, aber ihr Leben war vor allem von Ängsten und Sorgen geprägt.

Alle Einsenderinnen mit Ausnahme der jüngsten nannten den Ersten Weltkrieg als das zentrale Erlebnis ihrer Jugendzeit – sowohl unter dem Aspekt der extremen materiellen Entbehrung als auch unter dem der patriotischen Begeisterung. Eine Frau schreibt: *«Als Soldaten- und Landkind trug ich von jeher das blutmässige Erbe, dem Vaterland zu dienen und zu opfern, in mir. Ihm gab ich meinen Verlobten im Weltkrieg und nach dessen Heldentod, stellte ich mich selbst in die tätige Arbeit.»*<sup>35</sup> Sie begründete ein Soldaten-Erholungsheim in Flandern und zog dann mit den Truppen wieder in die Heimat, wo sie Revolution und politische Instabilität erwarteten. Schon 1920 wurde sie zur glühenden Anhängerin Adolf Hitlers, aber der Partei trat sie erst 1931 bei. Eine andere Einsenderin erinnert sich, wie sie den Einmarsch der russischen Truppen in ihre ostdeutsche Heimat miterlebte. *«Diese ungeheueren Erlebnisse und Eindrücke dieser Zeit waren es auch, die mich veranlassten, mich mit den politischen Ideen und Gedankengängen stärker als es sonst Frauen tun zu befassen.»*<sup>36</sup> Maria Wiebe (geb. 1860) betätigte sich, nachdem sie bereits in den Afrika-Kolonien Pflegedienste geleistet hatte, während des Krieges als Lazarettschwester. *«Unvergesslich wird mir das Grauenhafte des Krieges bleiben, in dem unter dem*

*mörderischen Feuer der feindlichen Geschütze so viel glühendes, hoffnungsvolles Leben zerstört wurde.»<sup>37</sup> Für andere dagegen war der Begeisterungstaukel des August 1914 die dominierende Erfahrung. «Der Krieg brach aus, ich beneidete brennend meine männlichen Bekannten, die das Glück hatten mit hinaus zu ziehen», erinnert sich Hilde Boehm-Stoltz,<sup>38</sup> und Helene Radtke schildert, wie sie dachte: «Ach wäre ich doch auch ein Junge und könnte für unseren geliebten Heimatboden kämpfen.»<sup>39</sup>*

Der US-amerikanische Politologe Peter Merkel, der die Aufsätze aller Einsenderinnen und Einsender analysierte, bemerkt, dass etwa ein Viertel der Teilnehmer/\*innen als Kind einen Elternteil (gewöhnlich den Vater) verloren hatte. Er weist ferner darauf hin, dass die Beiträge nur zu etwa einem Fünftel starke antisemitische Ressentiments erkennen lassen. In diesem Punkt gibt es so gut wie keinen Unterschied zwischen den Aufsätzen der Männer und denen der Frauen. In einigen Äusserungen spiegelt sich deutlich der Antisemitismus des frühen NS-Schrifttums wider. Eine Frau lehnte die rassistische Haltung der Nationalsozialisten zunächst ab, liess sich dann aber durch die geduldigen Belehrungen ihrer Parteigenossen bekehren:

*«Unchristlich und ungerecht dünkte mich die Rassen- und vor allen Dingen die Judenfrage. Ich sah im Judentum lediglich eine Religionsform. In oft endlosen Auseinandersetzungen erkannte ich es als eines der grössten geschichtlichen Irrtümer, dass Verwecheln von Religion und Rasse ist. Ich verstand Punkt 4 des Programms: ‚Deutscher Volksgenosse kann nur sein, wer deutschen Blutes ist.‘ Diese Erkenntnis gab uns den Glauben, dass kein Volk untergeht, wenn es seine ihm vom Schöpfer gegebene Aufgabe erkennt, sich rassistisch rein zu erhalten und dadurch die Höhe seiner Kultur zu erreichen. Ich lernte den Satz verneinen: ‚Es ist alles gleich was Menschenantlitz trägt.‘ Wenn ich an eine sinnvolle Ordnung alles Geschaffenen glaube, dann besteht sie auf unbedingtem Unterschied der Rassen.»<sup>40</sup>*

Bei Gertrud Michael hingegen, die – ähnlich wie auch Gertrud Scholtz-Klink – in einer protestantischen Familie in Norddeutschland aufwuchs, mit einem Vater, der «[...] wie das früher bei einem pflichttreuen, deutschen Beamten gar nicht anders möglich war – deutschnational und strengster ‚Antisemit‘ [war]», steigerte sich der Antisemitismus zu einer solchen Obsession, dass sie glaubte, die jüdischen Männer seien wegen ihrer «zarten Blondheit» hinter ihr her. Als junge Frau, so erinnert sie sich, «[...] erfasste

*mich ein Abscheu vor allem, was jüdisch [war].»<sup>41</sup> Eine wohl typischere Form des Antisemitismus vertritt Margarethe Schrimppf, die die Juden und die Freimaurer für den Ersten Weltkrieg, die Niederlage und alles damit verbundene Leid verantwortlich macht. «Alle Völker dieser Erde sollten gemeinsam diese Pestbeule ausbrennen und es wäre Ruhe und Frieden und jedes Land kümmerte sich nur um seine eigenen Angelegenheiten», schreibt sie unter Verwendung eines Bildes, das deutlich an Hitlers Phraseologie in *Mein Kampf* erinnert.<sup>42</sup> Der virulente Antisemitismus einer Minderheit verband sich auf unheilvolle Weise mit der eher latenten Judenfeindlichkeit breiter Bevölkerungsschichten. Von der Propaganda angeheizt und vom Staat unterstützt, begannen Fanatiker/\*innen und Mitläufer/\*innen gemeinsam, die Gedanken in die Tat umzusetzen.*

Bei der Schilderung ihrer Hinwendung zu Hitler machen alle Frauen Anleihen bei einem religiösen Vokabular, das sie zweifellos als Kinder im Zuge ihrer christlichen Erziehung erlernt hatten. Lissy Schneider pflegte als junges Mädchen ihren Onkel anzubetteln, ihr abends eine Gute-Nacht-Geschichte von Adolf Hitler zu erzählen. «*Er hatte mir ein Bild von ihm geschenkt, das ich hielt wie ein Heiligtum, zu dem ich in Verehrung aufsaß. Ihn hatte ich in mein kleines Herz geschlossen und mir vorgenommen, nicht eher zu ruhen, bis ich den Sinn seiner Idee und seines Kampfes endgültig verstehen würde.*»<sup>43</sup> Agnes Mosler-Sturm beschreibt, wie sie «*den grausigen Vernichtungsprozess, der unter dem jüdisch-marxistischen Regime auf allen Gebieten begonnen hatte*», erkannt habe, der den Untergang des deutschen Volkes einleiten würde: «*Wir konnten es nicht glauben. So jämmerlich konnte das deutsche Volk nicht untergehen! Aber da stand ja schon längst leuchtend und leuchtender werdend, ein Name am politischen Himmel Deutschlands: Adolf Hitler! Wie eine Offenbarung durchleuchtete es auch uns – er allein ist der Retter Deutschlands – und damit der Retter Europas!*»<sup>44</sup> In einem weiteren Beitrag heisst es: «*Wer einmal unserem Führer tief in die Augen geblickt hat, der wird noch jahrelang an diesem, seinem gewaltigsten Erlebnis zehren! Ich, die nie eine Autorität über sich anerkennen wollte, ich, die nur frei sein wollte, diesem Manne, unserem Adolf Hitler, werde ich bedingungslos gehorchen – ein Leben in dauernder Knechtschaft zu führen!*»<sup>45</sup>

Und an anderer Stelle: «*Die Freude in mir war unbeschreiblich. Dieser einfache Mann mit einem treuen aufrichtigen Blick strahlte Sonnenwärme von sich in die 22'000 begeisterten Menschen. Ich werde diesen Tag im Le-*

*ben nie vergessen. Denn wer einmal Adolf Hitler gehört hat, war ihm ergeben.»<sup>46</sup>*

Maria von Belli beschreibt, wie sie *«unablässig auf den Einen [wartete], der ohne Gold alles zum Guten wenden würdet»<sup>47</sup>*, und Maria Bauer preist den *«unendlichen Glauben»* Hitlers an den Aufstieg Deutschlands und fährt fort: *«[...] bringt der Mann mit seinen paar Getreuen es fertig, Hunderttausenden den Glauben an sich und seine Mission, seinen Willen beizubringen, dann muss dieser Mann uns vom Schicksal, uns von Gott gesandt sein!»<sup>48</sup>*

Natürlich dürfen wir diese Auskünfte nicht unbedingt für bare Münze nehmen. Die Einsenderinnen schrieben das nieder, wovon sie glaubten, dass es geeignet wäre, den Wettbewerb zu gewinnen und – wie einige von ihnen selbst andeuteten – den Amerikanern den Nationalsozialismus näher zu bringen. *«Euch drüben in New York aber, sowie der ganzen Welt rufe ich zu: ,Und wenn die Welt voll Teufel wär ‘ Es wird Hitler doch gelingen ‘»<sup>49</sup>*

Hitler verstand es, ob bewusst oder instinktiv, sein Erlöser-Image zu kultivieren. Lusi Josts Ehemann starb 1928 völlig mittellos, und kurz darauf fand auch ihr inzwischen ebenfalls der SA beigetretener Sohn den Tod. Als daraufhin Hitler persönlich bei ihr erschien, war Lusi Jost überwältigt.

*«In meinem grossen Schmerz kam Adolf Hitler, sah mir ins Auge, drückte mir die Hände. – Ich wusste nun – dein Bub fiel nicht umsonst. Dieser Mann ist die Leben wert, die für ihn und seine Bewegung fallen. Seit dieser Stunde, 6. August 1929, zehn Uhr bin ich Nationalsozialistin. Mein letzter Sohn trat an Erichs [des gefallenen Sohnes] Stelle. [...] Fällt ein Parteigenosse, stehen Hunderte, Tausende auf. [...] Wie herrlich waren die Kampffahre, wir möchten sie nicht missen. Wie herrlich die Entwicklung, Versammlungen, Aufmärsche.»<sup>50</sup>*

Helene Radtke schreibt: *«Da Adolf Hitler Leute brauchte, die gerne bereit waren, als Kämpfer gegen den Marxismus zu stehen, und die bereit waren, für diese heilige Idee unseres geliebten Führers gerne zu bluten und zu sterben, war es mir klar, dass hier mein Ziel und Wunsch erreicht [war]. Es war mir als entzündete sich in mir ein Feuer für diese Bewegung, und ich spürte, dass man den Nationalsozialismus nicht lernen, sondern erleben müsse.»<sup>51</sup>*

Hilde Boehm-Stoltz erklärt: *«Und so wurde uns Adolf Hitler zu dem grossen Warner und Wecker! Wir wissen, dass nicht er allein es schaffen kann, dass nicht wir uns auf ihn verlassen müssen, sondern er muss sich auf*

uns verlassen können, wir müssen jeder an unserem Teil die Erkenntnisse pflegen, müssen sie anderen vermitteln, dass die Bande des Blutes und des Geistes unzerreißbar werden. [...] Hitler wird einst Deutschland in den Stand setzen, Befreier aller nordisch hedingeten Völker zu werden und ihnen den Weg zu weisen zu einer stolzen, freien, von jeder zersetzenden Fremdgeistigkeit sich freihaltenden Volkheit.»<sup>52</sup> Hildegard Passow, eine bayerische Frauenführerin, sieht Hitler mit ganz ähnlichen Qualitäten ausgestattet, wenn auch vor einem weltlicheren Hintergrund. «Adolf Hitler, der Baumeister des neuen Reiches», habe, so meinte sie, das wahre Wesen des deutschen Volkes erkannt und ein politisches System geschaffen, das die neuen Strukturen stärken würde.<sup>53</sup>

Maria Engelhardt schreibt über ihre Hinwendung zum Nationalsozialismus in den zwanziger Jahren: «Und fragt man mich heute, was hat dich in die Reihen Adolf Hitlers gebracht? Ja, ich kann es nicht in Worte kleiden und muss behaupten, der Nationalsozialismus ist im tiefsten Wesen des deutschen Menschen verankert, er entspricht seinen ureigensten Empfindungen und seinem Fühlen [...].» Hitler habe, so resümiert sie, «nichts Neues» zu bieten gehabt, sondern «der Nationalsozialismus [...] ist nur die alte treue deutsche hilfsbereite und edle Art, die jahrelang verschüttet lag und durch unseren Führer wieder an das Tageslicht hervorgeholt wurde.»<sup>54</sup> Diese schwärmerischen Ergüsse könnten leicht zu dem Schluss verführen, dass es sich bei den Verfasserinnen um eine nicht repräsentative Schar hysterischer Fanatikerinnen handelte. In den Erinnerungen männlicher Nazis finden sich allerdings ähnlich absolute Bekenntnisse.

Auch die Männer, die sich der NSDAP anschlossen, überboten einander an Lobeshymnen auf den Führer. Wenn wir uns nur dafür interessieren, warum Frauen einer so frauenfeindlichen Partei beitreten konnten, übersehen wir eine zweite, nicht minder interessante Frage: Wie ist es möglich, dass unter Hitlers Bann auch Männer so sehr ins Schwärmen gerieten? Wieso unterwarfen sich diese brutalen, radikalen Brauhemdenträger in Scharen einem Mann, der von ihnen absolute Hingabe forderte? Welche geheimen Wünsche liessen sie in Scharen zu diesem hysterischen Prediger strömen und ihn in Wort und Schrift mit kitschigen Phrasen besingen, wie sie gewöhnlich der Verherrlichung von Frauen vorbehalten blieben? Es wirkt fast wie eine Liebe-auf-den-ersten-Blick-Beschwörung aus einem Trivialroman, wenn Goebbels Hitler 1923 mit einem Stern vergleicht, der vor den staunen-

den Augen seiner ersten Bewunderer aufging und ihnen in einer Welt des Skeptizismus und der Verzweiflung den Glauben wieder gab.<sup>55</sup>

Genau wie einst Jesus die Wucherer aus dem Tempel verjagt hatte, war jetzt Hitler erschienen, um mit allem Übel aufzuräumen. Herrmann Rauschning, einer der ersten Hitler-Jünger, bekannte, in jener Anfangszeit der Bewegung Hitlers Charisma völlig erlegen zu sein. *«Ich habe mich oft selber überprüfen können und ich gestehe, immer wieder in seiner Nähe unter einen Bann gekommen zu sein, den ich erst hinterher wie eine Hypnose abschütteln musste. [...] Er ist schon so etwas wie der grosse Mediziner.»*<sup>56</sup> Und Hermann Göring sprach im Namen von Tausenden, als er erklärte: *«[...] Es ist für Deutschland zum Segen geworden, dass in Hitler die seltene Vereinigung stattgefunden hat zwischen dem schärfsten logischen Denker und wahrhaft tiefgründigen Philosophen und dem eisernen Tatmenschen, zäh bis zum äussersten. [...] Seit über einem Jahrzehnt stehe ich nun an seiner Seite, und doch ist jeder Tag mit ihm ein neues Erlebnis. Vom ersten Augenblick, da ich ihn sah und hörte, war ich ihm verfallen mit Haut und Haar [...]. Mit leidenschaftlicher Hingabe habe ich mich ihm verpflichtet und bin ich ihm unerschütterlich gefolgt.»*<sup>57</sup>

Hitler befreite die Männer aus den emotionalen Zwangsjacken, in die die Gesellschaft sie normalerweise sperrte, und ermöglichte ihnen mit seiner Forderung nach Gehorsam, ja selbst Hörigkeit, eine «weibliche» Rolle einzunehmen. Er war fähig, diese Hingabebereitschaft durch die besondere Atmosphäre seiner Auftritte hervorzurufen, die Zeugen immer wieder «elektrisierend» beschreiben.

Wenden wir uns den Schilderungen zu, die zwei Frauen von solchen frühen Parteiveranstaltungen geben. Luise Solmitz, eine Hamburger Lehrerin und Offiziersfrau, schreibt: *«Sommerlich heiss strahlte die Aprilsonne und gestaltete alles zu einem Bild fröhlichster Erwartung. Tadellose Ordnung und Disziplin [...] Die Stunden gingen hin, die Sonne strahlte, die Erwartung stieg.»* Dann erscheint Hitler. *«Da stand Hitler im einfachen schwarzen Rock und blickte wartend über die Menge. – Ein Wald von Hakenkreuzfählein rauschte empor, in brausendem Heilruf machte sich der Jubel über diesen Augenblick Luft.»* Der «Hauptgedanke» seiner Rede war, so Luise Solmitz: *«Aus Parteien soll ein Volk werden, das deutsche Volk.»* Sie erinnert sich genau an den Anblick der 120'000 Menschen, die ihr beiwohnten: *«Wieviele sahen zu ihm auf in ergreifender Gläubigkeit als dem Helfer, Er-*



retter, als dem Erlöser aus übergrosser Not. – Zu ihm, der den preussischen Prinzen, den Gelehrten, den Geistlichen, den Bauern, den Arbeiter, den Erwerbslosen aus der Partei rettet ins Volk hinein.»<sup>58</sup> Ihr scheint nicht aufzufallen, dass Frauen in dieser Aufzählung nicht vorkommen.

Marlene Heder beschreibt in ihrem Beitrag zum Abel-Wettbewerb eine andere Grossveranstaltung. Zunächst war die Atmosphäre von munterem Plaudern und Scherzen geprägt. Mit dem Fortschreiten der Tageszeit änderte sich die Stimmung: *«Die Fülle [der Menschenmasse] wurde gegen Abend immer beängstigender, die Luft immer schlechter, der Ohnmächtigen immer mehr, aber die Stimmung immer besser. [...] Um 10 Uhr hatte die Spannung ihren Höhepunkt erreicht, jeden Augenblick musste der Führer kommen. [...] Und dann auf einmal war er da. Hoch auf brauste der Jubel und die Begeisterung [...]. Manches Auge hat sich da mit Tränen gefüllt, manchen Alten war ein Lebenswunsch in Erfüllung gegangen, sie sahen und hörten den Führer. Da war ein altes 70jähriges Mütterchen, hören konnte sie nicht mehr, nur einmal noch wollte sie den Führer sehen, mehr wünsche sie nicht mehr.»* Hitler erschien und sprach. Nachdem sich der tosende Applaus, der Blumenregen und der Jubel gelegt hatten, sahen sich die Zuhörer um, *«[...] aber der Mann in der schlichten braunen Uniform und dem von unbeugsamem Willen geprägten Gesicht und den schmalen sprechenden Händen war nicht mehr da.»*<sup>59</sup> Was veranlasste alle diese Menschen, Männer wie Frauen, alle anerzogenen Hemmungen über Bord zu werfen und in der Masse aufzugehen?

Diese Atmosphäre war keineswegs spontan. Schon in *Mein Kampf* finden sich Hitlers geniale Rezepte für die Manipulation von Massen. Wie das Beispiel der katholischen Messe lehre, diene *«der künstlich gemachte und doch geheimnisvolle Dämmerchein, [...] die brennenden Lichter, Weihrauch, Räucherpfannen usw.»* dazu, die *«Widerstandskraft»* der Zuhörerschaft zu schwächen und sie *«dem neuen Wollen zu gewinnen»*.<sup>60</sup> Die Rhetorik der Nazis und die Inszenierung von Veranstaltungen lebte von religiösen Metaphern. Dazu forderte Hitler die gleiche absolute Hingabe, wie sie Ehefrauen ihren Ehemännern oder Priester und Nonnen der Kirche zu schulden hatten. Wer Nationalsozialist werden wollte, musste Hitler Gehorsam und dem Parteiprogramm Treue schwören. Ausserdem gelobte jedes Parteimitglied, die Grundsätze des Nationalsozialismus unter Einsatz seines Lebens zu verteidigen.

Helene Radtkes Wettbewerbsbeitrag macht deutlich, welche Rolle diese Alles-oder-nichts-Forderung spielte. Als die Verfasserin sich im Besitz des Wahlrechts fand, «schnupperte» sie zunächst einmal bei allen nicht-sozialistischen Parteien herum. Obgleich ihrer Meinung nach «*das Frauenwahlrecht [...] für Deutschland ein Nachteil war*», empfand sie die Verpflichtung, sich aktiv zu engagieren. Eine Parteiveranstaltung der NSDAP überzeugte sie schliesslich. Auf der Suche nach einer politischen Partei hatte sie eine politische Religion gefunden und ihr lebenslange Treue geschworen.

Frauen und Männer konvertierten zu einer Bewegung, die alle Aspekte ihres Daseins erfasste, und erlebten diesen Schritt als eine Art Wiedergeburt in ein neues, erfüllteres Leben. Die idealen Eigenschaften des Hitler-Anhängers waren eher «feminin» als «maskulin»: blinder Gehorsam, leidenschaftliche Inbrunst und Ich-Schwäche. Äusserungen Hitlers seinem alten Weggefährten Ernst [Putzi] Hanfstaengl gegenüber belegen, dass er wohl um die sexuellen Kräfte wusste, die bei seinen Auftritten am Werk waren: «*Wer den zutiefst weiblichen Charakter der Massen nicht versteht, wird nie ein wirkungsvoller Redner werden. Frage dich selbst: Was erwartet ein Weib von einem Mann? Klarheit, Entschlossenheit, Kraft und Handlung. [...] Wie ein Weib schwankt die Masse zwischen den Extremen. Doch die Masse ist nicht nur wie ein Weib – die Weiber bilden auch das wichtigste Element unter den Zuhörern. Gewöhnlich führen die Weiber, dann folgen die Kinder, und wenn ich schon die ganze Familie für mich gewonnen habe, folgen die Väter.*»<sup>61</sup> Hermann Rauschnig erinnert sich, dass bei solchen Anlässen den Frauen immer die vordersten Sitzreihen zugewiesen wurden, damit Hitler «*diese vor Entzückung gebrochenen, feuchten und verschleierten Augen der Hörerinnen*» sehen konnte.<sup>62</sup>

Die magische Kraft von Hitlers Rednerauftritten beruhte gerade auf seiner widersprüchlichen Ausstrahlung. Bei seinem ganzen männlichkühnen Image hatte er auch zugleich etwas Weiches. Während er sein Loblied auf den harten Mann und die liebende Frau sang, transzendierte er in seiner eigenen Person beide Klischees. Genau wie ein populärer Filmstar (eine Ähnlichkeit, die ihm nicht entging) setzte er sich in Pose.<sup>63</sup>

Hitler war jedoch keineswegs eine androgyne Gestalt, in der «männliche» und «weibliche» Züge ineinander verschmolzen – vielmehr war es gerade die Dominanz seines ostentativ zur Schau getragenen männlichen Ich, die ihm einen gewissen Freiraum dafür eröffnete, auf der anderen Seite «fe-

minine» Gesten und Attitüden zu pflegen. Er konnte vor seinem Publikum zunächst hassstrotzende Tiraden gegen das «*Judengeschmeiss*», das es auszurotten galt, vom Stapel lassen und gleich darauf mit gefalteten Händen den Himmel um Unterstützung anflehen wie eine unschuldige Jungfrau. Leni Riefenstahl hat dieses Nebeneinander von Härte und Weichheit in eindringlicher Weise eingefangen. Wir brauchen uns nur anzusehen, wie Hitler in *Triumph des Willens* hysterisch kreischend mit der Reitgerte auf das Rednerpult eindrischt, um dann gleich darauf ruhig zurückzutreten, um sich, während er darauf wartet, dass der Applaus sich legt, schüchtern die Haare aus der schweissnassen Stirn zu streichen. Er diktierte seinen Willen «wie ein Mann» und reagierte zugleich sensibel «wie eine Frau» auf die Stimmung seines Publikums.

Dieses Charisma spielte eine so wichtige Rolle, dass Hitlers frühe Anhänger den Erfolg der Nazis allein der Persönlichkeit des Führers zuschrieben. Das Bild vom mit hypnotischen Kräften begabten Führer und den verzauberten Massen hat etwas Faszinierendes, und in der Tat wurde Hitler oft mit dem Rattenfänger von Hameln verglichen. Schilderungen seiner Auftritte erwecken den Eindruck, dass die Menschen nur seine Stimme zu hören und ihm in die Augen zu blicken brauchten, um unverzüglich für die Nazis zu stimmen und zu marschieren. Tatsächlich aber erhielt Hitler nach seiner Entlassung aus der Haft am 20. Dezember 1924 (als Österreicher und Aufwiegler) von den deutschen Behörden mehrmals Redeverbot. Mehrere Länder untersagten daraufhin sowohl Führer- als auch Parteiveranstaltungen. Bis zur Machtübernahme hatte die NSDAP so gut wie keinen Zugang zu den Medien, die Goebbels dann nach 1933 so geschickt in seine Dienste nahm. Es mögen ein paar Hunderttausend Nazis gewesen sein, die Hitler persönlich gehört hatten, aber schon 1932 stieg die Zahl der Parteimitglieder auf über 800'000, und im Juli desselben Jahres wählten fast 14 Millionen Deutsche die Nationalsozialisten. Die Begeisterung kann also nicht allein auf Hitlers Rednertalent zurückzuführen sein.

Aber wie schaffte es die NSDAP dann, Hunderttausende in ihre Reihen zu holen? Gregor Strasser, Hitlers wichtigster Organisator, stellte sich diese Frage 1932 ebenfalls. Die Antwort war wichtig für ihn, damit er das Erfolgsprinzip gezielt nutzen konnte. Er erklärte seinen Mitstreitern, die Partei vermittele das Bild eines «*straffen autoritären Gefüges*», sie sei «*eine anti-demokratische, auf Autorität, Disziplin und Führergedanke aufgebaute po-*

*litische Organisation, wie sie in dieser Schlagkraft und Geschlossenheit keine andere Partei Deutschlands noch haben kann*». Dennoch war es Strasser bewusst, dass hinter der Fassade der entschiedenen und charismatischen Führung durch Adolf Hitler ideologische Widersprüche und organisatorische Anarchie blühten. Er kritisierte dieses Chaos jedoch nicht, sondern dachte Hitlers Theorie weiter und revidierte sein Erfolgsrezept. Er gelangte zu dem Schluss, dass ein gewisses Mass an Desorganisation den kleinen Grüppchen von Nationalsozialisten überall in Deutschland das Gefühl gab, ihre politischen Grundsätze selbst festlegen und sich eigene Strukturen geben zu können. *«Dabei sind diese Organisationsformen nicht am grünen Tisch erdacht, von oben her befohlen worden, sondern sind organisch aus den Notwendigkeiten des Tageskampfes und des Zieles der Bewegung von unten her herausgewachsen.»*<sup>64</sup> Jeder Einzelne innerhalb der Bewegung konnte den lokalen Bedingungen entsprechend aktiv werden und daraus ein Gefühl der Wichtigkeit ziehen.

Die Popularität der Nazis basierte nicht allein auf einer mächtigen Führungsgestalt, sondern auf der Arbeit Tausender kleiner «Führer» im ganzen Land. Jede kleine Parteizelle blickte auf den entfernten Führer als Quell der Inspiration, während sie ihr eigenes Konzept für die Arbeit vor Ort entwickelte. Schon in *Mein Kampf hätte* Strasser nachlesen können, wie Hitler selbst die Wichtigkeit der *«unermüdliche[n] und wahrhaft gewaltige[n] Propagandaarbeit von zehntausenden unermüdlicher Agitatoren»* betonte.<sup>65</sup> Das Image der straffen Ordnung und die dezentralisierte Organisationsebene zusammen machten den Erfolg der Nazis aus.

Hitlers Erwecker-Pose setzte bei seinen Zuhörern ebenfalls charismatisches Potential frei. Bei einer Gelegenheit erklärte er, eine gute Rede sei *«ein flammender Speer»*, der die Herzen der Zuhörer entzündete.<sup>66</sup> Der *«flammende Speer»* heizte die Anwesenden an, selbst loszuziehen und neue Anhänger zu gewinnen. Diese Kettenreaktion war gerade für die Frauen von entscheidender Bedeutung, die fast alle ohne jede politische Erfahrung zur nationalsozialistischen Bewegung gestossen waren und kaum Ablehnung (oder überhaupt Beachtung) seitens der männlichen Parteihierarchie erfahren hatten. Viele von ihnen erinnerten sich begeistert, wie glücklich es sie gemacht und welches neue Selbstvertrauen es ihnen gegeben hatte, sich einer Gemeinschaft zugehörig fühlen zu können, die über die braven kirchlichen

und bürgerlichen Frauenvereine hinausreichte. Häufig bezeichneten sie ihre Gruppen als «*Kampfgemeinschaft*» oder «*Notgemeinschaft*». Für sie war der Nationalsozialismus viel mehr als nur eine Partei, und sie sprachen daher meistens auch von ihm als «*Unsere Deutsche Freiheitsbewegung*» oder auch der «*Hitler-Bewegung*»<sup>67</sup>, weil er alle Aspekte des täglichen Lebens erfasste. Das Wort «Partei» evozierte ein statisches Bild von Interessenpolitik, Krämerhandel und Kompromissen. «Bewegung» beinhaltete dagegen ständige Aktivität. Wer sich ihr anschloss, nahm an einem grossen Kreuzzug teil.<sup>68</sup> Dieses Gefühl der Solidarität mag auch aus den Führerauftritten erwachsen sein, aber aufrechterhalten wurde es durch die unermüdliche Betriebsamkeit lokaler und regionaler Gruppen, die Projekte, Veranstaltungen, Versammlungen, Demonstrationen und Kampagnen organisierten. Die Verheissung einer starken, verschworenen Gemeinschaft bildete das Gegenstück zur Unterwerfung unter einen fernen, charismatischen Führer.

Die NSDAP-Frauen erklärten immer wieder, dass ihr Leben durch den Schritt in die Partei sowohl aktiver als auch einfacher geworden sei. Über Nacht teilte sich die Welt in «wir» und «die anderen». Oft genug definieren auch die Aktivistinnen diese anderen ausdrücklich als Juden oder Untermenschen. Simplizistisch stellt Maria von Belli den idealistischen Nazis die «*Geldmensen*» gegenüber, die hinter allem her sind, was «*glänzte ohne echt zu sein, was sich laut und überlegen gab ohne eine innere Berechtigung nachweisen zu können. Der ungerechte Frieden, der Marxismus, der Völkerbund, die Regierungen, die das entwaffnete Deutschland nicht gegen die Demütigungen und Ausbeutungen seiner Feinde schützen konnte. [...] Die Geldmensen waren vor allem die Menschen in den Städten, Leute, die noch tanzen mochten, bei Ausländern Geltung finden, feilschen und schieben wollten, nur lange recht viel essen und trinken nach den langen Zeiten der Entbehrung. Von nichts anderem hören und wissen. Negermusik über-tönte alles am besten. Vor allem keine Zukunftsgedanken.*»<sup>69</sup> Theodore Abel berichtet, dass die Teilnahme an einer Versammlung für die Männer und Frauen, die sich an seinem Wettbewerb beteiligten, das häufigste Bekehrungserlebnis war. «*Jetzt wird es immer interessanter. Unsere Versammlungen werden die reine Würze des Lebens*», schrieb Margarethe Schrimppff.<sup>70</sup>

Allein schon die Sprache dieser Berichte vermittelt den Enthusiasmus dieser alten Kämpferinnen. So beginnt eine Frau die Schilderung eines Par-

teitags mit den verzückten Ausrufen: «*Sonntag Morgen! Herr Himmel lachte! Hitler Wetter!*».<sup>71</sup> Der fanatische Glaube an die nationalsozialistische Sache gab dem neugewonnenen Bewegungsmittglied Lebenssinn und ein Handlungsprogramm. Während andere in der Resignation versackten, fühlte sich die kleine Gemeinschaft der Nazis als Elite.

Die Nationalsozialisten waren bekannt für ihre ständige Aktivität – nicht nur die SA-Aufmärsche, sondern auch die Massenveranstaltungen, die Aktivitäten der Strassenredner, die Haustür-Propaganda, die Spendensammlungen und Vortragsreihen. So organisierten die Nazis beispielsweise im Monat vor den Wahlen von 1930 34'000 Veranstaltungen in ganz Deutschland, was bedeutete, dass durchschnittlich in zwei von drei Gemeinden Deutschlands eine NSDAP-Veranstaltung stattfand.<sup>72</sup>

Diese ständige Agitationstätigkeit gab den NS-Aktivistinnen reichlich Gelegenheit, den Kitzel der Macht auf der lokalen Ebene auszukosten, ohne Kontrolle von oben befürchten zu müssen. Während sie sich durch die gemeinsame Teilnahme an einem grossen Kreuzzug fest gegen die feindliche Welt zusammengeschweisst fühlten, sahen sie sich zugleich darin in einer doppelten Randposition: von den männlichen Parteigenossen ignoriert oder beiseite gedrängt und von den nicht-nationalsozialistischen Frauen geschmäht.

Sie schufen sich gezwungenermassen eine eigene Gemeinschaft. Sich selbst überlassen – ohne klaren Status innerhalb der Partei und ohne dem Hauptquartier im *Braunen Haus* durch eine Weisungskette unterstellt zu sein – entwickelte der bunte Haufen von Frauenvereinen eine Vielfalt an Dogmen und Aktivitäten. Indem die Männer nichts von den Frauen wissen wollten, förderten sie in der Partei unabsichtlich diese autonome Entwicklung. Manche Frauenführerin konnte, nach Massgabe ihrer Persönlichkeit und der lokalen Bedingungen, unabhängiger schalten und walten als ihre männlichen Kollegen. Es blieb ihr überlassen, sich ein Braunhemd zu nähen oder sich wahlweise nach dem Ideal eines Wohltätigkeitsfähnlens oder eines militanten Kampftrupps zu stilisieren. In Berichten von Frauen aus den ausgehenden zwanziger und frühen dreissiger Jahren ist immer wieder die Rede von der Befriedigung, die es bedeutete, aus den etablierten Frauenorganisationen und -vereinen ausbrechen zu können.

Tatsächlich übernahmen viele Nationalsozialistinnen herkömmliche Frauenaufgaben. «*Wir Frauen hatten nebenbei noch andere Aufgaben, die*

denen unserer männlichen Kameraden ja nicht im Geringsten gleichkamen, aber wir waren beglückt, ihnen mit unseren schwachen Kräften ihr Los zu erleichtern. [...] Wir Frauen sorgen [...] für das leibliche Wohl unserer Gäste und Kameraden, denn wir können nicht wissen, ob sie nicht heute noch ihre ganzen Kräfte einsetzen müssen.»<sup>73</sup> Ein kleines Grüppchen von Frauen sammelte Geld für den Ankauf einer Nähmaschine, mit der sie dann Kleider für arme Familien von Parteigenossen sowie Fahnen und Armbinden für die Männer nähten: «Die Frauengruppe der NSDAP, Ortsgruppe Leipzig [...] hat beschlossen, Nähabende einzurichten, an denen von den weiblichen Mitgliedern der Partei die Wäsche und Sachen der arbeitslosen und nicht ortsansässigen Parteigenossen ausgebessert werden sollen.»<sup>74</sup>

Charakteristisch für die Nationalsozialistinnen ist, dass sie von sich das Selbstbild hatten, ärmer zu sein oder aus bescheideneren sozialen Verhältnissen zu stammen als die Mitglieder der etablierten Frauenvereine. Sie bedienten sich einer einfachen, unbeholfenen Sprache. Gefragt, wie sie dazu kam, der Partei beizutreten, antwortete Helene Radtke: «Der grösste Teil unserer SA und Parteigenossen waren arbeitslos. Die Not wurde immer grösser. So war die Frauenschaft eine der wichtigsten Organisationen innerhalb der Bewegung. So wurde zur Linderung der Not viel beigetragen und jeder teilte gern mit dem, der nichts hatte. So wurde diese Not zu einer rechten Kameradschaft geschweisst. Dm die Verbundenheit mit der SA und der Bewegung auch äusserlich zum Ausdruck zu bringen, kam mir der Gedanke, mir eine braune Frauenbluse zu nähen, wo sich auch gleich zwei gute Bekannte anschlossen und das Gleiche taten. So führte ich in Darmstadt die braune Bluse ein. Ich trug sie von morgens bis zum Bett gehen.»<sup>75</sup> Viele fühlten sich, gerade weil ihre Schar so klein war, besonders wichtig: «146 Frauen, nach der Zahl geurteilt sind es nicht viele; aber wenn sich jede einzelne Frau selbstlos in den Dienst unserer grossen Sache stellt, im Kleinen und Grossen treu, das Hakenkreuz als Leitgestirn in der Seele, dann können auch 146 Frauen dem deutschen Volke dienen.»<sup>76</sup>

Nähkränzchen trafen sich, um Auszüge aus *Mein Kampf* oder Parteischriften zu lesen und zu diskutieren. Die Mitglieder fühlten sich zwar oft zunächst überfordert, strebten aber eifrig danach, sich ideologisch fortzubilden. «Da ich mich noch nie politisch betätigt hatte, so war ich in der Politik eigentlich ziemlich unerfahren», schrieb eine junge Frau, die der Partei 1925 beigetreten war. Sie sah ein Plakat an einer Litfasssäule und

hörte Hitler bei einer Veranstaltung in München sprechen. *«Von da an wurde ich zu den fanatischsten Kämpferinnen der deutschen Freiheitsbewegung. [...] Nichts konnte mich mehr von meinem Kampf abhalten. Selbst Plakate klebte ich an den Häusern, wenn es dunkel war an.»*<sup>77</sup> *«Es war sehr schwer im Kreise Steinfurt festen Fuss zu fassen, da der ganze Kreis zentrumlich und sozialdemokratisch war»*, berichtet Frau Dornberg aus Münster. Sie erinnert sich an die *«Schmähungen»* ihrer Nachbarn und daran, wie mühevoll es für sie war, die Mitgliedsbeiträge zu bezahlen.<sup>78</sup> Gerade arme Frauen waren oft stolz darauf, die Parteibeiträge aufbringen zu können.

Hinter diesen wenig spektakulären Aktivitäten steckte ein enormer Glaube an die Wichtigkeit solcher «Kleinarbeit». Und damit hatten die Frauen nicht unrecht. Für eine Bewegung, die immer gegen den Bankrott ankämpfte, bedeuteten die Erträge der Spendensammlungen von Haustür zu Haustür wichtige Einnahmen. Aber wichtiger noch war wohl die aus Finanznot geborene persönliche Note, die die politischen Aktivitäten dank der Arbeit der Frauen erhielten. Von Hand adressierte und persönlich abgegebene Einladungen, Stück für Stück gemalte Plakate und Gratismahlzeiten bei den Massenveranstaltungen festigten das Bild von der grossen Gemeinschaft, die ja eine der wichtigsten Verheissungen der Nazis war. *«Was macht man nicht alles als Frau»*, erinnert sich Maria Engelhardt. *«Ich lief wochenlang von Türe zu Türe, warb und sammelte für einen sogenannten Hindenburgfonds, der uns die Wahlgelder einbringen sollte, denn wir waren ja arm in Deutschland. Mit der Wahl Hindenburgs konnte die Nationalsozialistische Bewegung sich etwas mehr an das Tageslicht wagen! In kleinen Sälen fanden wir uns zusammen, immer waren es dieselben Anhänger, die sich glücklich schätzten, wenn sie einen weiteren Freund werben oder mitbringen konnten. Von Mund zu Mund gingen hier unsere Einladungen, wir hatten doch kein Geld, eine Einladung ins Leben zu rufen, auch verfügten wir noch nicht einmal über eine Schreibmaschine. [...] Und unser Zusammenhalt in der Bewegung; es war wirklich ‚Gemeinnutz geht vor Eigennutz!‘»*<sup>79</sup> Wie Frauen, die den Altardienst in einer Kirche verrichten, übernahmen sie, in dem festen Glauben an ihre Wichtigkeit, die banalsten Aufgaben. Sie sahen sich als das stabile Element innerhalb einer himmelsstürmenden Männerbewegung. Maria von Belli erinnert sich, wie sie half, die Partei durch magere Zeiten – wie etwa die kritische Phase, als Hitler im Gefängnis sass – zu bringen. Nach dem misslungenen Bürgerbräu-Putsch in München schrieb sie:



«Wir Frauen mussten des gequälten Lebens Faden wieder vom Boden aufnehmen und weiterspinnen um der Kinder willen. Hitler würde am Leben bleiben, hofften wir, und damit war ja alles nur eine Frage der Zeit. Aber die Männer wollten die Wände einrennen, um alles zu beschleunigen.»<sup>80</sup>

Die Frauen hatten zur Geduld gemahnt, auch wenn es noch so schmerzlich gewesen war, den Führer in der Festung zu wissen. Dieses Gefühl der eigenen Wichtigkeit wirkte als sich selbst erfüllende Prophezeiung, was ja auch Strasser erkannte, als er die positive Funktion eines gewissen Grades an Anarchie innerhalb der Partei einräumte.

Ohne Unterstützung seitens der Parteiführung arbeiteten verschiedene Frauen unabhängig voneinander am Aufbau einer, wie es eine von ihnen nannte, «*Art parallelen Bewegung*», die getrennt von der NSDAP existieren, diese aber unterstützen sollte. Obgleich die Parteiführung alles daran setzte, den Elan der männlichen Parteigenossen in einen zentralisierten Parteiapparat einzubinden, kam es im Frauenbereich nicht zu einer vergleichbaren Strukturierung. Auf der regionalen wie auf der überregionalen Ebene schälten sich Frauenführerinnen heraus, die jede ihren persönlichen Stil, ihre eigenen Ziele und ihre besondere Sorte Anhängerinnen hatten. Als Junge politische Organisation bot der Nationalsozialismus ehrgeizigen Frauen eine einmalige Gelegenheit, sich innovatorisch zu betätigen und in überregionale Führungspositionen aufzusteigen. Die Nazis nahmen die Frauen in ihren Reihen so wenig ernst, dass sie es nicht für nötig erachteten, sie zu kontrollieren, nicht einmal die beiden wichtigsten Führerinnen der zwanziger Jahre: Elsbeth Zander, die vor allem unter den ungebildeteren ärmeren Frauen grossen Zulauf hatte, und Guida Diehl, die eher «wohlanständige» Frauen für ihre Sache gewann.

Elsbeth Zander war die erste weibliche Führergestalt, die in Erscheinung trat. Sie initiierte eine Kampagne für die Mutterschaft und damit für Adolf Hitler, ging auf Rede-Tourneen durch das gesamte Reich, begründete Erholungsheime für SA-Leute und gab eine eigene Zeitung heraus, den *Opferdienst der deutschen Frau*. Bis in ihr viertes Lebensjahrzehnt hatte sie sich nicht weiter um Politik gekümmert und sich ganz ihrem Beruf als Hauswirtschaftslehrerin gewidmet. Obwohl sie jungen Mädchen beibrachte, was sie zu tun hatten, um gute Mütter zu werden, war sie selbst unverheiratet geblieben. Der Erste Weltkrieg hatte ihren Patriotismus geweckt, und die «*Bedrohung durch den Bolschewismus*» trieb sie schliesslich zum Handeln.

Nach eigener Aussage begann sie schon vor dem Bürgerbräu-Putsch, Frauen für Hitlers Bewegung zu rekrutieren. Einer anderen Version zufolge schickte sie Hitler Körbe mit Essen ins Gefängnis. Ihre Organisation *Frauenorden Rotes Hakenkreuz* gründete sie, ebenfalls nach eigener Aussage, bereits 1923. Mit dieser Namensgebung knüpfte Zander an zwei Traditionen an, die im Leben von Frauen eine grosse Rolle spielten: das Christentum (Kreuz) und den Einsatz für andere (Rotes Kreuz). Sie verwob diese beiden Stränge zu einer einzigartigen Bewegung, die zum einen den Sieg des Nationalsozialismus und zum anderen den Rückzug der Frauen aus der Politik auf ihre Fahnen geschrieben hatte. Sie selbst behauptete, Hitler 1924 aufgefördert zu haben, Frauen einen Platz im Parteileben einzuräumen.

Aus Parteidokumenten geht hervor, dass sie 1927 die offizielle Erlaubnis erbat (und auch erhielt), sich als Führerin aller nationalsozialistischen Frauen zu betrachten: *«Hiermit bittet der Deutsche Frauenorden der Reichsleitung der NSDAP reichsunmittelbar unterstellt zu werden, um eine engere Zusammenarbeit zu ermöglichen. Nach wie vor sehen wir unsere heiligste Aufgabe darin, die sozialen Bestrebungen als erste Pflicht der Frauen auszuüben. Als Rotes Hakenkreuz wollen wir für die Partei und somit für das Volk unsere Aufgaben lösen. [...] Mit deutschem Gruss!»*<sup>81</sup>

Bereits 1926 hatte Zander Julius Streicher gebeten, ihren *Deutschen Frauenorden* zu protegieren. Sie schrieb: *«[...] Ihre Erfahrungen mit den Genossen aus Jerusalem könnten uns in Berlin, also Neu-Jerusalem, sehr viel nutzen, vor allen Dingen unseren Frauen ein Licht aufstecken über die furchtbaren und verheerenden Wirkungen auf die Volksgesundung.»*<sup>82</sup> Zander verbergte ihren eigenen Ehrgeiz hinter einem eifrig kultivierten Image bedingungslosen Gehorsams und absoluter Unterordnung dem Führer gegenüber. Sie mied es von Anfang an sorgsam, sich Führerin zu nennen, und pries alles, was Hitler diktierte, in den höchsten Tönen. Obgleich sie sich immer als unterwürfige Dienerin des Führers präsentierte, hatte sie doch manches mit ihrem Idol gemeinsam. Hitler, der sich gern selbst als der *«kleine Mann»*, der *«Frömmeler»* oder der *«Gefreite»* bezeichnete, wurde es nie müde, seine bescheidene Herkunft hervorzukehren. Auch Zander wirkte auf den ersten Blick eher schlicht und nichtssagend. Hitler pflegte in jenen Jahren in schlechtsitzenden, abgewetzten Anzügen aufzutreten und seine bürgerlichen Anhänger durch seinen Mangel an Umgangsformen zu irritieren. Zander in ihren unförmigen Hauskleidern, mit ihrem achtlos zu einem

Knoten aufgesteckten Haar, machte ebenfalls einen überaus gewöhnlichen Eindruck. Aber sobald sie vor ein Publikum trat, wurde sie eine andere: Ihre Stimme begann zu tragen, ihre Rede wurde lebhaft. Wie ihr Idol konnte sie ihre Zuhörer zu Trauer-, Zornes- und Freudentränen rühren. Ungeschliffen und theatralisch wie ihr Held selbst, erging sie sich in ausschweifenden Tiraden über die Reinhaltung der Rasse und den kulturellen Verfall. Sie schien instinktiv die Maxime Hitlers umzusetzen, dass ein grosser Führer der Masse nicht seinen Willen aufzwingt, sondern vielmehr erspürt, was die Masse hören will, und es ihr zu hören gibt. Zanders Auftritte wirkten, als ob sie die Sehnsüchte ihrer Zuhörerinnen erspürte und ihren heimlichen Ärger und ihre Frustration artikulierte.

Auf dem Titelblatt ihrer Zeitschrift prangte ein grosses Megaphon mit den Worten «*FRL. ZANDER SPRICHT!*». Wenn sie in Kleinstädten und Dörfern erschien, begrüsst sie ihre Anhängerinnen mit ähnlich plumpen Verszeilen, wie sie auch Hitler zum Empfang zuteil wurden: «*Willkommen hier in unserem Gau/ Du edle, tapfere, deutsche Frau.*»<sup>83</sup> Zanders Anhängerinnen würzten ihre Lobeshymnen mit «*Heil Zander!*» und erklärten pathetisch: «*trotz Verleumdungen und Neid, ging sie ihren Weg.*»

Zander hatte aber noch etwas anderes mit ihrem Führer gemein. Sie gründete eine eigene Organisation und kontrollierte deren Entwicklung in allen Bereichen. Genau wie sie Hitler absolute Gefolgschaftstreue geschworen hatte, verlangte sie von ihren Anhängerinnen bedingungslosen Einsatz, und diese verherrlichten sie auf eine Weise, die eine stark religiöse Färbung aufweist. Eine junge Zander-Anhängerin, Anna-Luise Kühn, schreibt: «*Der Nationalsozialismus ist gleich einer religiösen Weltanschauung, weil er nie versiegende Glaubensquellen erschliesst! [...] Nationalsozialismus hat den in vielen Fällen bereits verlorengegangenen Glauben zu neuem Leben erweckt und gibt dem tiefen deutschen Seelengemilt eine neue Gestaltung. Trotz Lüge, Verbot und Verleumdung steht die neue Jugend aufrecht.*»<sup>84</sup>

Zander lebte in einer strikt polarisierten Welt, in der die Mächte des Bösen und des Guten miteinander ringen. Ihre Hauptfeinde waren die besser gestellten Damen und die Sozialistinnen. Erstere waren in ihren Augen zu blossen Dekorationsobjekten verkommen, während letztere die Mutterchaft herabwürdigten und die Frauen entweiblichten, indem sie sie zu Arbeiterinnen machten. Am meisten schimpfte sie jedoch auf die «*feinen Damen*», die nichts taten als Karten zu spielen, Romane zu lesen und sich nach-

mittags mit Freundinnen bei Kaffee und Kuchen zu treffen. «*Wir sind nicht bloss ein Kaffeeklatsch-Kränzchen*», donnerte sie. Zander forderte praktischen Einsatz. Sie verwarf mit Nachdruck sowohl die bürgerliche als auch die sozialistische Frauenbewegung. Zu Zanders Organisation mag auch jene Nationalsozialistin gehört haben, die auf die Frage einer britischen Feministin zum Problem der Frauenrechte antwortete: «*Eine einfache Gemüsehändlersfrau aus Berlin hat für Millionen gesprochen, als sie sagte: ‚Eure Veranstaltungen sind nichts für Frauen wie mich. Um solche Reden verstehen zu können, muss man gebildet sein.‘*»<sup>85</sup> Die Nationalsozialistinnen verachteten die gebildeten Damen, die auf sie herabsahen, und begründeten eine, wie sie sagten, echte «*Arbeits-, Lebens- und Kampfgemeinschaft*», die junge und alte, reiche und arme, protestantische und katholische Frauen aus allen Teilen des Vaterlands vereinen sollte. «*[Die NS-Frauenschaft] bekennt sich zur Schicksalsgemeinschaft aller Deutschen und erkennt ihre Verpflichtung zur Schaffung der Volksgemeinschaft durch Überwindung der Klassengegensätze. Sie fühlt sich verantwortlich für den Bestand des Deutschen Volkes und seine Höherentwicklung gemäss ihrer mütterlich-organischen Aufgabe sowohl an den Frauen wie an der gesamten, ihr in Familie und Volk anvertrauten Jugend.*» Sie sahen es als ihre Aufgabe an, das Volk vorzubereiten, damit es der Befreiung durch Hitler würdig wäre.<sup>86</sup> Eine Frau erklärte: «*Wir Frauen in der Freiheitsbewegung reden nicht über die Frauenfrage. Die Frau ist sich in der NSDAP ebensowenig einer Sonderstellung bewusst, wie der aus dem Machtkreis der klassenkämpferischen Gewerkschaftsdiktatoren oder der zentriemlich eifernden Kirchenpolitiker entronnene Arbeiter und Bauer [...].*»<sup>87</sup> Die Frauen unter Zander schufen ein dichtes Netzwerk aus «*Mutterzellen*», die das nationalsozialistische Gedankengut an der Basis der Enttäuschten und Entfremdeten verbreiten sollten. Der Aufbau einer vertikalen Hierarchie kümmerte Zander wenig: Im Mittelpunkt ihres Konzepts stand die horizontale, lokale Vernetzung der Frauen.

Zanders Versprechen, die Politik den Männern zu überlassen, beinhaltete jedoch keineswegs die Zielvorstellung, dass sich die Frauen in ihr privates Heim zurückziehen sollten. Sie rief sie ganz im Gegenteil dazu auf, sich wichtigeren Aufgaben zuzuwenden. Mochten die Männer ruhig die Dreckarbeit übernehmen, auf den Strassen aufzuräumen – die Frauen würden, die «*heilige Flamme der Mutterschaft*» vor sich hertragend, an das weit grössere

Werk gehen, die Kultur des Volkes von Grund auf zu läutern. Zander glaubte, der Rückzug aus der Welt der Männer würde den Frauen neue Freiräume dafür eröffnen, sich ihr eigenes Betätigungsfeld zu schaffen. *«Nein. In die Front der Männer gehören wir nicht. Gestehen wir es uns einmal ehrlich ein: Trotz aller moderner Lehren von der Gleichberechtigung der Frau, trotz allem eigenen Streben nach Selbständigkeit, nach persönlicher und staatlicher Geltung freut es uns Frauen, dass der Nazismus eine rein männliche Bewegung ist.»*<sup>88</sup>

Ausserdem verhiess der Nationalsozialismus ja auch eine pervertierte Form der Gleichberechtigung, da er generell die Rechte der Einzelnen aufhob. So konnte Zander auf einen Wahlauftritt Hitlers verweisen, in dem er erklärte: *«Es gibt keinen Kampf für den Mann, der nicht zugleich ein Kampf für die Frau ist, und es gibt keinen Kampf für die Frau, der nicht zugleich für den Mann ist. Wir kennen keine Männerrechte und keine Frauenrechte, wir kennen für beide Geschlechter nur ein Recht, das zugleich Pflicht ist, für die Nation gemeinsam zu arbeiten, zu leben und zu kämpfen.»*<sup>89</sup> Die bedingungslose Hingabe galt für alle, die konkreten Aufgaben waren nach Geschlechtszugehörigkeit aufgeteilt. Statt zu protestieren, zogen es die Frauen vor, gar nicht erst zu wollen, was sie doch nicht bekommen würden. Das hiess für sie, den Männern die äussere Welt zu überlassen und dafür die Werte des familiären Binnenraums hochzuhalten.

Hitler rief die Männer auf, in den Reihen der SA für die Zukunft zu kämpfen. Zander proklamierte einen *«Mutterschaftskreuzzug»* mit dem Ziel der Wiederbelebung des Patriotismus und der Steigerung der Geburtenrate. Obwohl (oder vielleicht gerade, weil) ihre Art zu reden so wenig elaboriert war, zog sie mit ihrem leidenschaftlichen Ruf nach einer *«Wiedererweckung der Mutter»* Tausende in ihren Bann. Jahrhundertlang, so verkündete sie, hätten die Frauen freudig ihren Ehemännern und Kindern Opfer gebracht. Jetzt, im 20. Jahrhundert, müssten sie lernen, das gleiche für Führer und Vaterland zu tun. Nur dann könnten sie gemeinsam über die Gefahr des jüdisch-marxistiskapitalistischen *«Giftes»* triumphieren, das die *«arische Rasse»* zu vernichten drohe. Mochten die Männer die Demokratie zerstören – die Frauen würden unter ihrer Führung den germanischen Geist auferstehen lassen.

Aus dieser Zielsetzung leitete sie die Forderung ab, die Frauen vom Zwang zur Erwerbstätigkeit ausser Hauses freizusetzen. Da die meisten

Frauen finanzielle Not und nicht persönlicher Ehrgeiz dazu trieb, sich Arbeit zu suchen, forderten Zander und auch andere Nationalsozialistinnen für jede Frau einen gutverdienenden Ehemann. Die Frauen seien, so schrieb eine Parteiideologin, nur noch «*ökonomische Mechanismen*», Anhängsel ihrer Bohrpressen, Schreibmaschinen, Nähmaschinen oder Stöpselkästen. Die Entfremdung durch die moderne Arbeitswelt, in der alles stromlinienförmig und rationalisiert war, betraf zwar die männlichen Erwerbstätigen nicht minder, aber aufgrund des tradierten Bildes von der höheren (und zerbrechlicheren) Natur der Frau erschien es offenbar sehr viel schlimmer, wenn Frauen dem Materialismus anheimfielen. «*Die berufstätige Frau von heute ist ein gequältes und gedrücktes Geschöpf Stundenlang sitzt sie am Tag hinter der Schreibmaschine oder dem Stenogrammblock [...]. Tag für Tag [...] die gleiche Qual! [...] Die Frau ist zur Arbeitsmaschine geworden. [...] Der Nationalsozialismus will jedoch die Frau ihrem wahren Beruf wieder zuführen [...] Gattin und Mutter.*»<sup>90</sup>

Wie konnte sich irgendeine gewöhnliche Form von Erwerbstätigkeit mit der Berufung messen, die die Mutterschaft darstellte? Männer hatten Berufe, Frauen hatten Familien. «*Die Frauenbewegungen des Gestern führten 36 Parlamentarierinnen in den Reichstag und hunderttausende von deutschen Frauen auf die Strassen der Grossstädte, sie machten eine Frau zur Ministerialrätin und hunderttausende zu Lohnsklaven einer kapitalistischen Wirtschaftsordnung*», erklärte Paula Siber, eine Düsseldorfer Frauen-schaftsführerin.<sup>91</sup> Ein Jahrzehnt später räumte eine britische Anti-Faschistin ein, Hitler habe, indem er jeder Frau einen Ehemann versprach, «*an die innersten Gefühle und Wünsche von Millionen Frauen gerührt, für die ‚Gleichberechtigung‘ bis dahin nur das Recht bedeutet hatte, sich ausbeuten zu lassen*». <sup>92</sup> Die Emanzipation, so schrieb die Psychologin Anna Zühlke, eine Sympathisantin der «NS-Bewegung», beraube die Frau ihres ureigensten Selbst, indem sie ihre Weitsicht vermännliche. In einer Zeit, in der die Gesellschaftsordnung aus den Fugen geraten war, bedurften Männer und Frauen einer festen Geschlechtsidentität, um daraus die innere Sicherheit zu ziehen, die sie brauchten, um sich einer feindlichen Welt zu stellen.<sup>93</sup> In solchen Sentenzen artikulierte sich die Sehnsucht nach einer Welt aus – wie es eine Nationalsozialistin ausdrückte – «männlicheren Männern» und «weiblicheren Frauen». Die NSDAP-Frauen zogen dem Scheitern in männlichen Domänen den Erfolg in einem eigenen Bereich vor. Auch Zander nahm die-

ses populäre Thema auf, wenn sie mit schwülstiger Rhetorik über die «*Frauen ohne Frauentum*» herzog.<sup>94</sup>

Während Hitlers Männer lautstark marschierten und paradierten, arbeiteten Zanders Frauen an der Erschaffung einer neuen Gesellschaft, die auf den drei klassischen «weiblichen» Tugenden Glaube, Liebe, Hoffnung begründet sein sollte. Diese Dreieinigkeit figurierte auch auf dem Emblem des *Roten Hakenkreuz* – wobei die Initialen zugleich für die drei Götter in Zanders Pantheon standen: Göring, Ludendorff und Hitler. (Böse Zungen behaupten, ursprünglich habe die Stelle des letzteren Hindenburg eingenommen.) Gelegentlich gebrauchte Zander für die Illustration ihrer Publikationen die Heilige Familie und andere christliche Bilder: «*Der Himmel tat mehr, als das deutsche Volk verdiente: Er gab ihm den fanatischen Vorkämpfer für deutsche Ehre und Freiheit: Adolf Hitler. [...] Er wird uns helfen! Wir glauben, dass er uns von Gott geschenkt wurde, um Deutschland aus Not und Elend zu führen. Auf drum – ihr deutschen Frauen, tragen wir den Kampf auf bebenden Herzen.*»<sup>95</sup> Sie versäumte es dabei nie, «ihre» Frauen daran zu erinnern, dass «*unsere erste Sorge unseren Braunhemden gilt*».

Zander brüstete sich, Ende der zwanziger Jahre bereits über ein treues Heer von 13'000 Frauen verfügt zu haben. Ein Berliner Polizeibericht über das *Rote Hakenkreuz* schätzte dagegen ihren Machtbereich auf 160 Untergruppen mit insgesamt 4'000 Mitgliedern.<sup>96</sup> Exakte Angaben lassen sich deshalb nicht machen, weil Zanders Führungsstil nicht auf die Herausbildung einer straffen Organisation angelegt war und ihr für routinemässige Verwaltungsarbeiten wie Listenführung, Ausgabe von Mitgliedskarten und Eintreiben von Beiträgen jedes Talent abging. Wie Hitler betrachtete sie es als ihre Aufgabe, Inspirationen zu geben, nicht aber zu organisieren. Ihre Gleichgültigkeit in diesem Punkt gestattete es ihren Anhängerinnen, ihre Aktivitäten nach eigenem Ermessen auf die jeweiligen lokalen Bedingungen zuzuschneiden, was von ihren vagen Ratschlägen nur verstärkt wurde: «*Wir wollen neben das geschriebene Gesetz der Wehrpflicht für den Mann das ungeschriebene Gesetz der Einsatzbereitschaft der Frau für ihr Volk, für die Sicherheit und Erhaltung ihres Volkstums setzen.*»<sup>97</sup>

Eine Anhängerin Zanders beschreibt in einer Parteigeschichte des *Deutschen Frauenwerks* die Aufgaben und Erfahrungen der nationalsozialistischen Frauen. Neben der blossen Zahlung von Mitgliedsbeiträgen sollten die Frauen auch materielle Unterstützung leisten, aber das Wichtigste sei es,

«für die Nation zu leben, zu arbeiten und zu kämpfen».<sup>98</sup> Auch der kleinste Akt des Engagements und Einsatzes, so predigte Zander immer wieder, sei segensreich und wichtig. Sie selbst leitete, wenn sie gerade nicht auf einer Vortragsreise war, ein Erholungsheim für SA-Leute in Berlin, deren Räumlichkeiten sie selbst angemietet hatte. Sie rekrutierte eigens «braune Schwestern» und entwarf die Uniformen. Da sie ständig zwischen enthusiastischen Energieausbrüchen und langen Phasen der Untätigkeit hin und her schwankte, war auf sie wenig Verlass, was ihre Mitarbeiterinnen zur Ver zweiflung brachte.

Als Rednerin hatte Zander ein unersetzliches Talent. Sie verstand es, die Ängste und Sorgen ihrer Zuhörerinnen in politische Aktivität umzumünzen und ihnen mit der Eingliederung in die nationalsozialistische Bewegung einen Schutzschild gegen die feindliche Welt anzubieten. Sie schickte ihr Heer auf den Mütterkreuzzug, und in dem Masse, wie die Frauen ihre eigenen Fähigkeiten entdeckten, wagten sie sich über die angestammten Grenzen fraulichen Verhaltens hinaus. In der festen Überzeugung, die Tradition zu verteidigen, hatten sie keine Skrupel, aus der ihnen vorgegebenen Rolle zu fallen. Wie hartgesottene SA-Leute bei Hitler-Auftritten in Tränen ausbrechen konnten, vermochten die – traditionellerweise für liebende Hingabe zuständigen – Frauen ungeahnte Härte zu zeigen, wenn es darum ging, dem Feind die Stirn zu bieten. Das Notstandsklima, das Hitler mit seiner Hysterie erzeugte, weckte Erinnerungen an die Zeit des Ersten Weltkriegs, als viele Frauen ihre tradierte Rolle abgestreift hatten. Zander ermächtigte die Schwachen, während sie in einer allumfassenden Bewegung aufgingen, zugleich für ihre eigenen Interessen zu kämpfen.

Der blinde Glaube schaltete die Vernunft aus, und die ständige Alarmbereitschaft, die Führer und Führerinnen mit ihren flammenden Reden schürten, hielten die nationalsozialistischen Frauen in einem Zustand permanenter Mobilisierung. Auf der emotionalen Ebene fanden sie sich in die Kriegszeit zurückversetzt, nur dass diesmal der Feind in den Reihen der eigenen Landsleute stand. Eine Standarderwiderung auf verbale Angriffe lautete: «*Da gibt es nichts zu argumentieren. Das ist eine Glaubensfrage.*»<sup>99</sup> Diese Frauen nahmen Risiken auf sich, verstießen gegen Gesetze und widersetzten sich den Autoritäten. Lissy Schneider schildert in ihrem Aufsatz für den Abel-Wettbewerb den Glanzpunkt ihrer Schulzeit, die in die zwanziger Jahre fiel. Sie hatte einen Aufsatz in Staatsbürgerkunde mit «*Heil Hitler*»



beschlossen, und der Lehrer stellte sie ob dieser Worte zur Rede: «[Er] fragte in strengem Ton: ‚Was??! Hitler!!?‘ Da stand ich stramm auf, wie ich es von der SA gesehen hatte und sagte, mit dem rechten Arm grüssend: ‚Jawohl, Heil Hitler!‘ Da gab es einen Tumult in der Klasse.» Später, so erklärte sie, hätten sie ihre Mitschüler dafür verhöhnt.<sup>100</sup>

Eine Frau aus einer Kleinstadt in der Nähe von Halle berichtet: «In den Reihen der Kämpfer für Adolf Hitler sind sehr viele arme Volksgenossen [...]. Die Frauen und Mädchen der Kämpfer sahen diese Not. Sie wollen und können nicht tatenlos bleiben, sie wollen an ihrem Teil mithelfen, auf frau-liche Art rufen: ‚Deutschland erwache!‘ Durch kameradschaftliche und mütterliche Liebe wollen sie werben: kommt wir helfen gegen die Not, Einer für Alle, Alle für Einen [...].»<sup>101</sup> Und Maria Engelhardt schildert in ihrem Aufsatz ein nächtliches Erlebnis, das damit begann, dass sie ihre männlichen Parteigenossen um Hilfe schreien hörte. «Banditen» wollten ihnen die Hakenkreuzfahne entreissen, aber sie eilte herbei, ihren Haustürschlüssel wie eine Pistole gezückt. «Zurück, oder ich schiesse!» Die Gegner flüchteten.<sup>102</sup>

Mit ihren roten Armbinden marschierten die Frauen durch die Strassen ihrer Heimatorte und ertrugen es, dass sie als «Nazimensch», «Bluthund» und «braune Schweine» beschimpft wurden.<sup>103</sup> Sie verglichen sich mit den frühen Christen in den Katakomben und betonten später immer wieder, wie beglückend es war, sich einer echten Gemeinschaft zugehörig zu fühlen.

Zur Zeit der grossen Wahlkämpfe, die in die Wirtschaftskrise fielen, war Maria Engelhardt Anfang Dreissig: «Die Parteikämpfe setzten ein! Wir marschieren! SA, SS und Parteigenossen! Vor uns, hinter uns, neben uns eine johlende keifende Menge. In der Altstadt begrüsst man uns mit Blumentöpfen und sonstigen Flüssigkeiten. Unsere Fahne flatterte uns voran und trutzig klang von unseren Lippen unser Kampflied: ‚Wir sind das Heer vom Hakenkreuz, hebt stolz die roten Fahnen.‘ Ja, wir waren stolz auf unsere Hakenkreuzbanner, mochten sie uns beschiessen, mit Steinen bewerfen, mochte uns die Polizei mit Gummiknüppeln bearbeiten, mochten sie uns meuchlings überfallen, wir waren da und kamen wieder.»<sup>104</sup>

Die Beschimpfungen machten die Frauen nur noch entschlossener: «Als ich ferner erkannte, dass gerade die ärmsten Volksgenossen bereit waren und unter Beweis stellten, dass sie die Idee Adolf Hitlers im Kampf auf der Strasse mit ihrem Leben verteidigten, dass auf der anderen Seite aber am

*Biertisch und hinter verschlossenen Türen gegen diesen grossen Mann gehetzt wurde, wurde ich überzeugte Nationalsozialistin. Gegen den Willen meiner Eltern trat ich in die Partei ein. [...] Wenn wir dann einen dieser Helden begraben mussten, und die Kommunisten standen an der Strasse und beschimpften den Leichenzug, dann wuchs unser Kampfwille ins Ungeheuerliche, und gerade bei solchen Gelegenheiten erkannten viele durch den Bolschewismus irregeleiteten deutschen Arbeiter das wirkliche Gesicht des Kommunismus und des dahinterstehenden Juden.»<sup>105</sup> Nicht-Nazis überschütteten die Frauen hinter dem Hakenkreuzbanner mit wüsten Beleidigungen. Kämpferinnen, die sich vorher im Leben nie zu behaupten gewusst hatten, entdeckten plötzlich einen ungeahnten Heldenmut: «Jene Kampfzeit hat uns alte Nationalsozialisten zusammengeschiedet und keine Macht der Welt konnte uns auseinanderreißen!»<sup>106</sup>*

Eine Hausfrau, die an einer Strassenecke zu gleichgültigen Passanten sprach, wurde von einem aufgebrachten «Spiesser» attackiert. Als gute Nationalsozialistin, so meinte er, sollte sie lieber nach Hause gehen und für ihre Familie kochen. Sie fertigte ihn ab: «Wenn wir lauter solche Leute haben wie Sie, dann hätten wir Frauen bald ausgekocht, dann könnten Sie schlafen und die Kommunisten nehmen Sie samt Ihrem Bett weg.»<sup>107</sup> Deutschland, das Vaterland, wurde in vielen Darstellungen zur Mutter, deren Wohl die heroische Tochter über das der eigenen Familie zu stellen hatte. Die NS-Bewegung wurde von den Frauen, die sie mittrugen, als religiöser Kreuzzug, als Ausnahmezustand erlebt, der es ihnen erlaubte, sich anders zu verhalten als bisher. Während sie sich darauf beriefen, nur dem Wohl der Gemeinschaft zu dienen, konnten sie eigenständiger werden und ihre persönliche Umgebung beeinflussen. Wie enig sich die Frauen in diesem Gefühl der Bedrohtheit mit den Männern waren, zeigt dieser Bericht eines ehemaligen SA-Mannes, der den «nationalsozialistischen Geist» der Frauen lobt: «Waffentragen war uns ja bekanntlich verboten und als Polizei bei uns eintraf, fand man bei uns natürlich nichts, die Waffen waren unter die Röcke der anwesenden Frauen gefallen. Meine Mutter hatte schon allein sechs solcher Dinge in den Kleidern hängen.»<sup>108</sup>

Huhn schildert als Antwort auf die Frage, warum sie der NSDAP beigetreten war, welche Genugtuung es ihr bereitete, gegen die Gesetze zu verstossen. Beamtinnen und Lehrerinnen drohte nahezu unweigerlich die Entlassung, wenn sie ihre Parteizugehörigkeit offen zu erkennen gaben. Als das

Tragen von Hakenkreuzen verboten wurde, setzte sich Huhn über diese Order hinweg: «Das war Anfang Juli 1933 und ich trug nun ganz immer und überall mein Parteiabzeichen und war glücklich, eine der vielen grauen Mäuse zu sein, die für das Werk unseres Führers mitarbeiten durften.»<sup>109</sup> In einem BDM-Lied heisst es: «Eine Trommel geht in Deutschland um / und der sie schlägt, der führt, / und die ihm folgen, folgen stumm / sie sind von ihm gekürt. / Sie schwören ihm den Fahnschwur / Gefolgschaft und Gericht / er wirbelt ihre Schicksalsspur / mit ehernem Gesicht. / Er schreitet hart der Sonne zu / mit angespannter Kraft. / Seine Trommel, Deutschland, das hist du! / Volk werde Leidenschaft!»<sup>110</sup> Hitler bezeichnete sich immer wieder als «Trommler» und liebte es, auf seine bescheidene Herkunft anzuspielen. Seine Anhänger, Männer wie Frauen, übernahmen diese Art der Selbstdarstellung und betonten, wie unwichtig sie sich früher gefühlt hatten und wie ihnen erst durch die Bewegung Selbstwert vermittelt wurde. Wenn eine Angehörige des «schwachen» Geschlechts der Polizei trotzte oder Auftritte liberaler oder kommunistischer Redner störte, war diese Mutprobe besonders bemerkenswert, weil es unerwartet war.

Zweifellos hielten sich Tausende nationalsozialistischer Frauen brav an konventionelle, passive «weibliche» Verhaltensmuster, auf der anderen Seite wichen auch Tausende in krasser Weise von dem selbstgesteckten Ideal der «weiblicheren Frau» ab. So schreibt zum Beispiel Helene Radtke: «Da gab es für mich kein Daheimbleiben. Mein Mann unterstützte mich ständig im Haushalt, so dass es mir auch möglich war, Versammlungen ausserhalb zu besuchen.»<sup>111</sup> Wie in Kriegszeiten griffen sie zu neuen Verhaltensformen, um alte Rollenmuster zu verteidigen. Wie während des Ersten Weltkriegs bekundeten einige Frauen ganz offen, dass sie die Männer beneideten. So berichtet Helene Radtke in ihrem Aufsatz für den Abel-Wettbewerb, wie schwer ihr ums Herz geworden war, als sie hatte zusehen müssen, wie die Männer und Jungen aus ihrer Heimatstadt in die Lastwagen und Busse stiegen, die sie zum Nürnberger Parteitag von 1928 bringen sollten. Diese durften den Führer sehen, sie selbst nicht. Statt, wie wir es von einer Frau mit einem ausgeprägten Willen erwarten würden, zu protestieren, reagierte sie, indem sie selbst «maskuline» Züge entwickelte, oder mit der Identifikation mit dem Aggressor. In ihrem Aufsatz verwendet sie ein bezeichnendes Bild: Sie sieht sich selbst als den edlen Prinzen und das Volk als die schlafende Prinzessin: «Wir wollen das Deutsche Volk aus seinem

*Dornröschenschlaf aufwecken, und dazu ist auch die Frau berufen. Meine Kinder sollen nicht einmal sagen, Mutter wo hast du gestanden, als in Deutschland der Ruin drohte.»<sup>112</sup>*

Diese autobiographischen Skizzen zeigen, wie Frauen in der nationalsozialistischen Bewegung Selbstwertgefühl und Selbstvertrauen entwickelten. Die oberste Maxime lautete: «*Du bist nichts, dein Volk ist alles!*», ein Prinzip, das zweifellos nahtloser an die Sozialisation der Frauen anknüpfte als an die der Männer. Und im Zuge dieses selbstlosen Kreuzzuges entdeckten die Anhängerinnen Hitlers, dass sie selbst nicht «niemand», sondern «jemand» waren.

Nicht alle weiblichen Nazis begriffen sich jedoch als weibliches Pendant zu den männlichen Strassenkämpfern und Schlägertrupps. Zander scharte zwar vor allem diese Sorte Frauen um sich, aber zugleich gewann eine Führerin ganz anderen Schlages einen anderen Typ von Frauen für die nationalsozialistische Sache. Während Zanders *Rotem Hakenkreuz* vor allem Frauen mit bescheidenem Bildungsniveau zuströmten, sprach Guida Diehl die konservativen, gebildeten, dem protestantischen Bürgertum angehörenden Frauenkreise an. Diehl schrieb Bücher, wandte sich gezielt an bestehende Frauenorganisationen und gründete eine Mütterschule.

Aus einer nationalistisch und antisemitisch gesonnenen Familie stammend, brüstete sich Diehl gern mit den Heldentaten, die ihr Vater vor 1914 als deutscher Siedler in Südrussland vollbracht hatte. Bei ihrer Lebensplanung hielt sie sich an den Rat Adolf Stöckers, des Hofkaplans Kaiser Wilhelms, der ein erklärter Antisemit war und die Emanzipation der Frau, sofern sie unverheiratet und kinderlos war, befürwortete. Sie besuchte eine Schule für Sozialarbeit und lehrte später in Frankfurt selbst dieses Fach. 1917 gründete sie, getrieben von der Überzeugung, dass das Überleben der Nation vom Einsatz der Frauen abhinge, und dem Unmut über die von ihr so empfundene Gleichgültigkeit des *Verbandes evangelischer Frauenvereine*, die *Neulandbewegung*. Nach der deutschen Niederlage sah sie den neuen Feind im Kommunismus und in der Zerrüttung der kulturellen Werte. Sie forderte die Gründung eines parteiübergreifenden Frauenkampfbundes über alle parteipolitischen Differenzen hinweg.<sup>113</sup> Bald darauf berief sie sich auf eine engagierte Gefolgschaft von 500 Frauen, der sie von ihrem neugegründeten Hauptquartier aus, dem *Neulandhaus* in Eisenach/Sachsen, vorstand.

Sie bediente sich in ihren Schriften gern hochtrabender Begriffs-Trinitä-

ten. «Wahrheit, Reinheit und Liebe», so glaubte sie, könnten nur überdauern, wenn die Frauen über die «Werteanarchie», die infolge des Krieges eingetreten sei, triumphierten. «Amerikanismus, Materialismus und Mammonismus» drohten den Sieg über «Volk, Gott und Vaterland» davonzutragen. Die «germanische Welt» von «Licht, Luft und Sonne» war überschattet von «Humanismus, Individualismus und Romantizismus». Die Männer kämpften zwar – als Soldaten und Staatsmänner – um Territorien, ihr ging es aber um die Erhaltung der Werte. Diehl appellierte an die «erwachten deutschen Frauen»: «Erkennt die ungeheuere Wende in der Geschichte eures Geschlechtes und sucht die rechten, der Frauenseele entsprechenden Wege, das Frauenleben neu zu gestalten. [...] Der neue deutsche Frauenwille muss sich mit dem kämpfenden Manneswillen einen, erst dann wird eine gesunde, kraftvolle deutsche Zukunft und ein neues ‚heiliges‘ deutsches Reich.»<sup>114</sup>

Gelegentlich kleidete sie ihre Appelle auch in Reime: «Mit eisernem Besen/Aus Herzen und Haus/Das undeutsche Wesen/Zum Lande hinaus!» Sie gab eine Zeitschrift heraus, in der sie «Wider die Unkultur im Tanz», «Wider die Unkultur im Badeleben», «Wider die Verschlamung auf der Bühne» und andere, die deutschen Werte untergrabende Unsitten wetterte. 1923 veröffentlichte der *Neulandbund* einen Aufruf zur Gründung eines «Kampfbundes» gegen die «Entsittlichung der Volksmassen».<sup>115</sup>

Diehl wandte sich an protestantische Frauen aller Parteien und Berufsstände. Zu den prominenten Mitgliedern ihrer Bewegung zählten unter anderem die Schriftstellerin Marie Diers, die Reichstagsabgeordnete Margarete Behm, die in ganz Deutschland bekannte Politikerin Käthe Schirrmacher, die Abgeordnete im preussischen Landtag, Elisabeth Spohr, die bekannte Pädagogin Martha Voss-Zietz und die deutschnationale Reichstagsabgeordnete Clara Mende. Männer konnten nur einen Sympathisantenstatus erlangen.<sup>116</sup> Diehls Sicht der Frauenfrage vertrug sich aufs Beste mit der des konservativen Flügels des BDF. Genau wie die bürgerlichen Frauenrechtlerinnen glaubte sie, dass es gottgeschaffene, gesunde Unterschiede zwischen den Geschlechtern gab – in körperlicher, moralischer und emotionaler Hinsicht. «Die Frau lebt ganz anders wie der Mann in einer unmittelbaren Beziehung zu dem Urgrund des Seins. [...] Sie steht als Mutter in einer geheimnisvollen Verwobenheit mit den Geheimnissen hinter den Dingen.»<sup>117</sup> Als Sozialarbeiterin, unverheiratet, fromm und national gesonnen, hätte sie gut

in eine protestantische Frauenorganisation gepasst, allein in einem Punkt war ihre Haltung eine andere: In Anlehnung an Nietzsche verachtete sie die christliche Sanftmut. Sie stiftete Unruhe, indem sie die Frauen aufrief, das Böse in der Welt zu attackieren und sich nicht stillschweigend in Entwicklungen zu fügen, die sie beklagten. Ausserdem legte Diehl einen offeneren Antisemitismus an den Tag, als es in konservativen Kreisen für ziemlich erachtet wurde. Sie sah die wichtigste Aufgabe der Frau in ihrer Verantwortung als «Trägerin rassischen Erbgutes». «Zu den Wahrheiten, die der Frau als Mutter eingehämmert werden, gehört insbesondere auch die Klarheit über die jetzt so besonders wichtigen Rassegesetze», schrieb sie in einem Buch zum Thema Frauen und Nationalsozialismus. In der Frau müsse das «gesunde Rassegefühl» und die «Stimme des Blutes» wiedererweckt werden, um eine «Entrassung» zu verhindern.<sup>118</sup>

Anfang der zwanziger Jahre hörte sie von Hitler und seiner Partei. Sie sympathisierte schon bald darauf mit dem Nationalsozialismus, weigerte sich aber, der Partei beizutreten, woran auch Hitlers Besuch im *Neulandhaus* in Eisenach 1925 nichts zu ändern vermochte. Durch ihre Organisationsstätigkeit während des Ersten Weltkrieges hatte sie einen starken Sinn für Unabhängigkeit entwickelt, und sie dachte nicht daran, ihren persönlichen Einflussbereich der Kontrolle einer Männerpartei zu unterstellen. Ausserdem, so erklärte sie, hätte die Mitgliedschaft in einer Männerorganisation ihren separatistischen Grundsätzen widersprochen. Wahrscheinlich glaubte sie aber auch, mehr erreichen zu können, wenn sie sich ihre Unabhängigkeit bewahrte, da sie dann bei punktuellen Bündnissen Zugeständnisse aushandeln konnte. Bei alledem bekannte sie sich aber leidenschaftlich zu Hitler: «So steht der Führer vor uns: aufrecht, ehrlich, gründlich, gottesfürchtig und heldisch – ein echt deutscher Mann, wie wir Frauen ihn in schwerster Notzeit des Vaterlandes ersehnten und forder ten.»<sup>119</sup> Ihre schwärmerische Rhetorik veranlasste einen Zeitzeugen, Hans Beyer, ihre Mission damit zu umreissen, dass sie es übernahm, entlang des Weges der rohen SA-Leute «Blumen [...] zu streuen.»<sup>120</sup>

Ende der zwanziger Jahre berief sie sich auf eine Anhängerschaft von über 200'000 Frauen und Männern (mit Sicherheit eine übertriebene Zahl) aus bürgerlich-wohlanständigen Kreisen. Sie liebte es, sich schwülstiger Metaphern mit stark religiöser Färbung zu bedienen. Ihre blumigen Hymnen auf die weibliche Kultur waren in gewisser Weise eine präziöse Version des Redestils von Zander. Aber in mehreren wichtigen Punkten unterschieden

sich die beiden Frauenführerinnen ganz beträchtlich. Diehl vertrat einen Verschnitt aus Christentum, Frauenrechtsbewegung sowie der Botschaft von Hitler und rekrutierte ihre Anhängerinnen aus den Reihen des konservativen Flügels des BDF und der protestantischen Frauenorganisationen, während Zander das Wort Gott so gut wie nie in den Mund nahm und Gertrud Bäumer sowie die übrigen BDF-Führerinnen verachtete.

Die Frauenrechts-Kämpferinnen des 19. Jahrhunderts hatten nach Diehls Ansicht richtige Ziele verfolgt, waren aber dem Fehlschluss erlegen, dass sich diese Ziele durch die Anpassung an männliche Werte erreichen liessen. Diese Kapitulation habe, so meinte sie, verderbliche Konsequenzen gehabt: Mutterschaft, Hausarbeit und weibliche Kultur würden von den Frauenrechtskämpferinnen abgewertet, weil diese mit ihrer beruflichen Karriere zu beschäftigt seien. Während einst die unverheiratete «alte Jungfer» Gegenstand des Mitleids von Frauen gewesen sei, so bedauerten inzwischen die intellektualisierten Frauen die arme Mutter als eine Gefangene ihres Haushalts, die mit Erwartungen überfrachtet werde, die sie nicht mehr erfüllen könne. Wie viele ihrer Zeitgenossinnen glaubte Diehl, dass übermässige Verstandesbetontheit und intellektuelle Betätigung die mütterlichen Fähigkeiten der Frau verkümmern liessen. Allerdings vertrat sie auch das gegenläufige Argument: Die Erosion der Frauenrolle habe den bürgerlichen Frauen nur noch ein leeres Heim und damit ein leeres Leben übriggelassen, was zusammen mit Emanzipationsideen zu einer ungesunden Konzentration auf die Sexualität und das Streben nach persönlicher Befriedigung geführt habe. Solche Selbstbezogenheit lasse die Bereitschaft zu opfern versiegen. Kurzum: Die Volksmoral leide, ebenso wie die Frauen selbst, unter einem gesellschaftlichen Milieu, das von Rationalität und Sexualität beherrscht sei. Und schuld daran seien die Frauen selbst.

Der Kapitalismus, räumte Diehl ein, habe zwar die äusseren Lebensumstände der Frauen verändert, ihre innere Verwirrtheit hätten sie sich aber selbst zuzuschreiben. Ihre Aufgabe sei es, innere Klarheit aufzubringen, wenn es um die Moral des Volkes schlecht stünde. Hinter diesen Verirrungen der Frauen steckte aber noch ein weit finsterer Bösewicht: der Jude, der sie zum Intellektualismus und sexuellem Luststreben verführe. Diehl lastete den kulturellen und politischen Zusammenbruch Deutschlands der jüdischen Weltverschwörung an. Obgleich sie – wie ein Grossteil der Antisemiten – behauptete, nichts gegen die Juden im Allgemeinen zu haben, klagte

sie dennoch über die jüdischen Führer, womit sie zweifelsohne die «jüdische Weltverschwörung» meinte. Die antisemitische Phraseologie ist kaum verbrämt, wenn sie das Leiden der Zeit diagnostiziert: «*Hinter dem Machtwillen des Marxismus stand der harte kalte Mammon, der Weltbeherrschungswille des jüdischen internationalen Kapitalismus. [...] Ist der Mensch erst von Gott gelöst, dann ist er ein leichter Spielball in den Händen des internationalen Marxismus, hinter dem der kapitalistische Herrschaftswille des Judentums steht. Dieser letzte Götze, die satanische Macht der Finsternis, ist der furchtbarste und stärkt alle vorigen Verderbungen zu scheusslichster Machtentfaltung. Von dort aus sahen wir nun ein planmässiges Netz von Schlechtem und Gemeinem über das Volk hingeworfen. [...] Diese furchtbaren Machenschaften verfolgten den einheitlichen Plan, die Frauenseele zu vergiften, die Volksseele zu vernichten, sie um den letzten Rest ihrer Würde und Ehre und ihrer instinkthaften Klarheiten zu betrügen und dadurch das Volk als leichten Spielball in die Hand des ausbeutenden Kapitalismus und des machtlüsternen Judentums zu bekommen.*»<sup>121</sup> Gleich nach den Juden figurierten auf Diehls Liste der Volksfeinde im Übrigen die «Neue Frau» und der verweichlichte Mann, die für sie beide ein Produkt der Amerikanisierung waren.

Der gleichen Sorte kodifizierter antisemitischer Hetzpropaganda bediente sich auch Hitler, nachdem er beschlossen hatte, innerhalb des bestehenden politischen Systems zu arbeiten, und sich deshalb gemässiger gab. Er signalisierte seinen antisemitischen Anhängern immer noch, dass er die Juden hasste, und erlaubte es seinen gutbürgerlichen und in der Regel noch neueren Sympathisanten, sich einzureden, er sei weniger radikal geworden.

Im Gegensatz zur pragmatischen Zander begnügte sich Diehl nicht damit, für SA-Leute und bedürftige NS-Familien zu sorgen. Ehrgeizig, wie sie war, projektierte sie ein NS-Frauen-Paradies für die Zeit nach Hitlers Sieg. Auf keinen Fall sollten die Frauen zu blossen Handlangern der neuen Machthaber degradiert werden. In Artikeln und Büchern entfaltete sie ihre Vision von einer eigenständigen Frauenwelt. Ihre Vorstellungen liefen darauf hinaus, die Wünsche und Bestrebungen der Frauen von der «falschen» Hoffnung auf Emanzipation wieder auf die «wahren» Bedürfnisse der Mutterschaft zu lenken, und die Männer damit zu beruhigen, dass ihr Regime durch starke Frauen nur gestärkt werden würde.



Diehl strebte an, dass sich die Frauen aus der Erwerbsarbeit zurückzögen. Sie sah darin für die Betroffenen kein emotionales Problem, da viele Untersuchungen belegten, dass Frauen nicht der inneren Befriedigung, sondern um des Geldes willen arbeiten gingen. Ehrgeizige Frauen, die aus egoistischen Motiven einen Beruf ausüben wollten, sollten nicht ermutigt werden, und die altruistischen intellektuellen Frauen (zu denen sie wahrscheinlich sich selbst rechnete), die einfach eine grössere soziale Aufgabe im Leben suchten als die Haushaltsführung, konnten sich ja Dienstmädchen halten. Auch wenn sie zu klug war, diese Konsequenz ihrer Vorstellungen auszusprechen, war doch absehbar, dass Gesetze gegen die Erwerbsarbeit von Frauen das Angebot an Hauspersonal steigern und die Löhne drücken würden. Mittelstandsfrauen wie sie selbst könnten selbst davon praktisch und finanziell nur profitieren. Soweit deckte sich der Forderungskatalog von Diehl durchaus mit den Vorstellungen konservativer Frauenorganisationen.

Der zweite Teil ihres Programms beinhaltete hingegen etwas Neues: die Forderung nach staatlichen Unterhaltsgeldern für Frauen, deren Ehemänner oder Väter nicht in der Lage waren, angemessen für sie aufzukommen. Auch wenn Diehl niemals zugegeben hätte, dass sie Anleihen bei einer Radikalen wie Helene Stöcker machte, wies dieses Konzept doch starke Ähnlichkeiten mit den Forderungen des *Bundes für Mutterschutz* auf. Idealerweise, so argumentierte Diehl, vermochte ein florierendes Wirtschaftswesen allen verheirateten Männern ein Einkommen zu garantieren, das ausreichte, ihre Familien zu ernähren. Faktisch, das war ihr klar, würden viele Frauen materielle Not leiden müssen. Statt zuzulassen, dass diese Frauen arbeiten gingen, sollte ihnen der Staat durch Unterhaltszahlungen ermöglichen, zu Hause zu bleiben und sich der Kindererziehung und dem Haushalt zu widmen. Denn jeder Frau stünde ein Heim zu. Der Staat sollte dann einspringen, wenn ein Mann dazu nicht in der Lage war. Angesichts der sinkenden Geburtenrate sah ihr Lösungsvorschlag zugleich staatliche Anreize vor, die einen Baby-Boom herbeiführen sollten.

Diehls politische Vorstellungen ergaben sich aus ihrer eingefleischten separatistischen Grundhaltung. Die Erfahrungen der Weimarer Republik hatten in ihren Augen gezeigt, dass es Frauen nicht gelang, nennenswerten Einfluss auf die Politik der Männer zu nehmen. Weder wählten sie als geschlossener Block, noch vermochten sie innerhalb der jeweiligen Parteien, ihre Ansichten durchzusetzen. Warum also Energie auf solch vergebliche Bemü-

hungen verschwenden? Ihre Alternative war die Forderung nach einer «Frauenkammer», einem eigenständigen Legislativ-Organ, für das nur Frauen das aktive und passive Wahlrecht haben sollten. Dieses radikal-separatistische Konzept lief auf einen Ein-Parteien-Staat mit zwei getrennten politischen Hierarchien hinaus: Die Frauen sollten das patriarchalische System unangetastet lassen und dafür Verfügungsgewalt über ihre eigene Sphäre erhalten. Während die Männer sich mit Diplomatie und Wirtschaftspolitik befassen würden, hätten die Frauen den Freiraum, sich um das zu kümmern, was sie unmittelbar betraf: Familienrecht, Gesundheitsfürsorge, Wohlfahrt, Erziehung und öffentliche Moral. Letztendlich lief diese Vorstellung auf einen korporierten Staat hinaus, in dem die Frauen ihr eigenes Hausfrauenparlament besitzen. Einstweilen aber sollte die Aufteilung in zwei gesetzgebende Organe einen Waffenstillstand im Geschlechterkrieg herbeiführen und allen Deutschen ein Forum garantieren, wo Männer und Frauen sich für die eigenen Interessen einsetzen konnten. Wenn es nach Diehl gegangen wäre, hätten die Frauen selbst auf den Zugang zu traditionell männlichen Bereichen verzichtet. Neben der Theologie wären den Mädchen als Schulfächer nur noch Hauswirtschaft, Psychologie, Kunst und Kunsthandwerk, Kultur und Pädagogik geblieben.

Die gesamten zwanziger Jahre verfolgte Diehl diesen Kurs, indem sie u.a. Hilfsangebote für überarbeitete und in einigen Fällen auch für ledige Mütter anbot. Ihre Zeitschrift und ihre düsteren Bücher enthielten überschwängliche Hymnen auf den deutschen Geist, das Volk und die besondere Mission der Frauen, die sich gezielt an ein bürgerliches Publikum richteten.

Zander und Diehl repräsentierten die beiden Extreme innerhalb der weiblichen Anhängerschaft Adolf Hitlers. Die spontane charismatische Rednerin und die nach selbstentworfenem Muster stilisierte Intellektuelle prallten in diesen ersten Jahren, in denen die Partei bestand, nicht ein einziges Mal aufeinander. Es gibt auch keinerlei Hinweise darauf, dass sie sich je begegneten. Ihre Bedeutung gewannen diese beiden unterschiedlichen Richtungen und Auffassungen darüber, was die Aufgabe der Frauen im Nationalsozialismus sei, durch die Tatsache, dass beide sich unter dem Banner einer dogmatischen Partei entfalten konnten. Dieser Freiraum, den die Frauen für die Entwicklung eigener Ideale hatten, ergab sich auch daraus, dass sie als Berufsgruppe mit besonderen Interessen angesehen wurden. Die Propaganda-

Leitung ermutigte speziell auf bestimmte Sparten oder Interessengruppen abgestellte Rekrutierungsbestrebungen und gab auch Schriften heraus, in denen gezielt auf die Probleme bestimmter Kreise potentieller Anhänger/\*innen eingegangen wurde – vorausgesetzt natürlich, sie standen ideologisch nicht im Widerspruch zum offiziellen Parteiprogramm.<sup>122</sup> Die unabhängige Stellung der Frauen innerhalb der Partei war allerdings Resultat einer unbeabsichtigten Entwicklung: Während bei den männlichen Parteikadern die Einhaltung der Parteilinie strikt kontrolliert wurde, konnten sich die Frauen de facto zu einer eigenständigen Unterbewegung formieren.

Folge des informellen Charakters der Frauenorganisationen ist, dass aus jenen ersten Jahren so gut wie keine Unterlagen existieren und das vorliegende Archivmaterial keine Rückschlüsse auf die Gesamtsituation in Deutschland erlaubt. Nur aus Westfalen ist eine sehr aufschlussreiche Sammlung von Schriftstücken, Mitgliederlisten und Tätigkeitsberichten erhalten geblieben. Zwei Frauenführerinnen aus den Regionen Münster und Bielefeld verdanken wir einen Fundus an Material, an dem sich wohl exemplarisch die Gegensätze zwischen den Anhängerinnen von Zander und denen von Diehl ablesen lassen.

Als sich zwischen 1931 und 1933 in Münster die Zahl der Arbeitslosen verdoppelte, verlor die katholische *Zentrumspartei* nicht an Popularität, während den gemäßigten liberalen Parteien und den Sozialdemokraten die Wähler davonliefen. Die Kommunisten und Nationalisten gewannen etwas hinzu, und der Stimmenanteil der Nazis erhöhte sich von ca. 10% im Jahr 1930 auf 24% im November 1933.<sup>123</sup> Die lokale Frauenführerin Elisabeth Polster eiferte Diehl nach und tat ihr Bestes, die Damen aus den angesehenen Kreisen als Teilnehmerinnen an ihren Versammlungen zu gewinnen – allerdings ohne spektakulären Erfolg.<sup>124</sup> Sie vertrat ebenfalls ein Konglomerat aus NS-Ideologie und christlicher Lehre und rief ihre Anhängerinnen auf, weiterhin in den traditionellen Organisationen zu arbeiten und sich an kirchlichen Aktivitäten zu beteiligen. Um ihren Worten mehr Autorität zu verleihen, zitierte sie gern Diehl, nicht aber Zander, die sie verächtlich als «*Kartoffel*» verspottete. Sie gab zu, dass es in extremen Ausnahmesituationen für Frauen notwendig werden konnte, in einer «*beinahe militärischen*» Weise zu agieren, betonte aber, dass im Normalfall ihr Ort der traditionelle weibliche Bereich zu sein hätte. Nach der nationalsozialistischen Revolution, so versprach sie ihren Zuhörerinnen, würde die Familie wieder Lebensmittelpunkt der Frauen werden.

Mit ihren «damenhaften» Methoden gelang es Polster, ein Häuflein Anhängerinnen um sich zu scharen. Auf dem schmalen Grad zwischen energischem Engagement und Reputierlichkeit balancierend, bemühte sie sich, die Frauen aus ihrer Passivität herauszureissen, indem sie ihnen erklärte, dass sie eine besondere Mission zu erfüllen hätten.

Während die Frauenführerinnen in Zanders Gefolge frenetischen Fanatismus schürten, forderte Polster wie Diehl strenge Ordnung. Sie erklärte, es gelte, eine schwesterliche Gemeinschaft zu schaffen, deren Ziel die absolute Unterordnung unter die Bewegung sei, denn die Bewegung verlange die ganze Person.<sup>125</sup> Im Jahr 1932 beschäftigte sie einen Stab von neun Mitarbeiterinnen, und ihre Organisation zählte 5'000 Mitglieder. Sie rekrutierte ihre Anhängerinnen vor allem mit einer ganzen Reihe gemeinnütziger Projekte, für die sie ausgezeichnet Werbung zu machen verstand. So initiierte sie etwa alljährlich im Sommer eine Kinder-Landverschickung, während sie im Winter Kleidersammlungen für bedürftige Familien veranstaltete. Ausserdem betrieb ihre Organisation das ganze Jahr über eine kleine Suppenküche. Ihr Lieblingsprojekt war eine Kampagne zur Bekämpfung der sexuellen Unmoral innerhalb der arbeitenden Bevölkerung. Fest davon überzeugt, dass aus eugenisch fragwürdigen Sexualbeziehungen ein moralisch minderwertiger Nachwuchs hervorgehe, begann sie einen Feldzug für eine sittliche Erneuerung. Da sie sehr praktisch dachte, strebte sie eine Verbesserung der beengten Wohnverhältnisse an, in denen sie eine der Wurzeln des Übels Inzest sah. Wenn sie auch nicht über die Mittel verfügte, den Menschen zu grösseren Wohnungen zu verhelfen, initiierte sie immerhin Bettensammlungen, damit die Kinder nicht mit Geschwistern oder älteren Verwandten zusammen zu schlafen brauchten. Es ist zwar nicht erwiesen, ob ihr Einsatz tatsächlich einen Einfluss auf die Sexualmoral hatte: In jedem Fall verschaffte er ihrer Organisation ein solides Ansehen, das ein gewisses Gegengewicht zu dem lautstarken männlichen Aktionismus der NSDAP-Ortsgruppe bildete.

In Bielefeld wirkte eine Frauenführerin ganz anderen Schlages mit spektakulärem Erfolg. Irene Seydel agitierte auf ihre Weise unter den weniger gebildeten Arbeiterinnen und Landfrauen der Gegend. Das Wahlverhalten der Bielefelder Bevölkerung entsprach der polarisierten Gesamtsituation in Deutschland: 1930 entfielen 40'000 Stimmen auf kommunistische und sozialdemokratische Kandidaten, 20'000 auf die Nationalsozialisten und

10'000 auf die Nationaldemokraten. In dieser Protestantenhochburg mit einem hohen Anteil an Arbeiter/\*inne/n kam die *Zentrumspartei* kaum zum Zuge. Mit der Weltwirtschaftskrise stieg der Stimmenanteil der Nazis von 10% im Jahr 1930 auf knapp 50% im Juli 1932. Während Polster vor allem Frauen aus dem Bürgertum um sich scharte, operierte Seydel in einem Umfeld, in dem marxistische Gruppierungen erhebliche Erfolge verbuchen konnten.

Seydel, die aus einer angesehenen bürgerlichen Familie stammte und mit einem Ingenieur verheiratet war, stiess erst relativ spät und ohne politische Erfahrung zur nationalsozialistischen Bewegung. Bis in die späten zwanziger Jahre hatte sie sich ganz ihrer Familie gewidmet. Zu Beginn der dreissiger Jahre war sie 38, und ihre heranwachsenden Söhne beanspruchten nicht mehr ihre ganze Aufmerksamkeit. Genau wie ihre Nachbarinnen beobachtete sie mit wachsender Beunruhigung, wie immer mehr Betriebe schlossen und die Schlangen der Stempelgeldempfänger immer länger wurden. «Mutter Deutschland», so glaubte sie, brauchte alle ihre Kinder. Nachdem sie die sich anbietenden politischen Lösungsstrategien geprüft hatte, gelangte sie zu dem Schluss, dass nur die Nazis das Chaos würden steuern können, da nur sie stark und entschlossen genug waren, einen kommunistischen Umsturz zu verhindern. Nach sorgfältiger Lektüre von *Mein Kampf* begann Irene Seydel ihre politische Laufbahn, indem sie zunächst kleine Gruppen von Freunden und Bekannten ansprach. Zu ihrem eigenen Erstaunen entpuppten sich diese ersten Auftritte als sehr erfolgreich. Sogar ihr lämmelhafter Bruder, der sogar im Kino einschläft, sei wach geblieben, um sie zu hören.<sup>126</sup> Sie zog über die Dörfer und sprach vor allen, die bereit waren, ihr zuzuhören: «*Aus meiner Arbeit heraus kann ich viel erzählen von Frauen, die durch uns wieder helle Augen bekommen haben, weil sie wieder lernten, dass der Dienst der Frau an ihrem Volk nur durch die Reinheit ihres Herzens und durch die Kraft ihres Gemütes geleistet werden kann, wer die deutsche Frau erfolgreich einsetzen will im Leben unseres Volkes, der muss von dem Grundgedanken ausgehen, dass die Politik der Frau nur die Liebe selbst sein kann, die sich für andere opfert. [...] Die deutsche Frau verschießt ihre Fähigkeiten unter dem Kommandoton nord-östlich orientierter Sturmbläser. Sie ist aber zu jeder Mitarbeit rührendst bereit, wenn nur irgendwie ein freundlicher Sonnenstrahl von der verantwortlichen Führung ihr gegönnt wird [...].*»<sup>127</sup>

Männer, so meinte sie, brächten Verstand und Vernunft in die Politik ein, aber ohne die Emotionalität der Frauen könne keine Bewegung existieren. Männer seien für die Form zuständig, Frauen für den Inhalt. «[...] *Die Männer mit grossen Brillen, vertrockneter Gesichtsfarbe und einer Paraphrasensprache*» hätten den Frauen nichts zu sagen. Aber die nationalsozialistische Bewegung stelle nun einmal «*Gemeinnutz vor Eigennutz!*» «*Darum*», so schloss sie, «*sind wir schärfste Gegner aller derer, die sagen, ‚Die Frau gehört an den Kochtopf und damit basta.‘*» Und eine ihrer Anhängerinnen bläst ins gleiche Horn: «*Ohne Weiteres muss zugegeben werden, dass Frauen sich auf einem Pionierposten befinden, der für die Bewegung von nutzen ist.*» Wie so viele andere Frauenführerinnen auch, erging sich Seydel gern in lyrischen Beschwörungen von: «*Liebe, Glaube, Treue und Ehre, herausgewachsen aus der Sehnsucht nach Freiheit und Kraft.*» Sie erklärte vor begeisterten Zuhörerinnen, der politische Kampf beginne im eigenen Heim. «*Hier wird in kleinstem Rahmen der Kampf gegen den inneren Feind, den undeutschen Geist, ausgetragen.*»<sup>128</sup> «Undeutsch» bedeutete für sie, dass private Wünsche über das Gemeinwohl gestellt wurden. «Undeutsch», so sagte sie, verhielt sich ebenso ein Kapitalist, dem sein Profit vor dem Wohl seiner Arbeiter ging, wie eine Hausfrau, die ihrer Familie feine Mahlzeiten auf-tischte, während ihre Nachbarn nur Rüben zu essen hatten. «Deutsch» dagegen war für sie patriotisches Hintanstellen der eigenen Interessen zugunsten des Gemeinwohls.

Seydel versetzte ihre Zuhörerinnen in einen Begeisterungstaumel und appellierte gleichzeitig an ihre Opferbereitschaft. Sie erkannte intuitiv, dass es den Leuten nichts ausmachte, Opfer zu bringen, solange sie davon überzeugt waren, dass die Sache die Einschränkungen lohnte und dass ihre Mitstreiter/\*innen ebenfalls Einbussen auf sich nahmen. Ihre engagiertesten Anhängerinnen sah Seydel in Hausfrauen, Lehrerinnen und unverheirateten Frauen. Ihnen verhiess sie eine auf Schwesterlichkeit gegründete Gemeinschaft über die Klassenschranken hinweg. «*So aber stehen wir nicht als Frauenverein oder Damenklub vor unserem Volk, sondern mitten UNTER ihm als Helferinnen und Pflegerinnen, die die Wunden der schweren dunklen Jahre heilen und verbinden wollen.*»<sup>129</sup>

Die Frauen, so Seydel, hielten die gemeinschaftlichen Traditionen des Volkes aufrecht, während die Männer immer schon auf Konkurrenz hin erzogen worden waren. Im nationalsozialistischen Staat würden die Männer

die Positionen in der gesellschaftlichen Hierarchie einnehmen und die Frauen für das Zusammenhörigkeitsgefühl der Gemeinschaft zuständig sein. Seydel, die meist mit dem Fahrrad, manchmal aber auch mit dem Zug über die westfälischen Dörfer tingelte, war eine Meisterin öffentlicher Auftritte. Getreu den Anweisungen Adolf Hitlers achtete sie auf die Reaktionen des Publikums, um ihm zu erzählen, was es hören wollte. Hitlers Ratschläge in *Mein Kampf* schienen ja auch (obwohl gewiss nicht so gemeint) eigens auf Zuhörerinnen und deren «weibliche» Rezeptivität zugeschnitten: «*Er [der Redner] wird sich von der breiten Masse immer so tragen lassen, dass ihm daraus gefühlsmässig gerade die Worte flüssig werden, die er braucht, um seinen jeweiligen Zuhörern zu Herzen zu sprechen. Irrt er sich aber noch so leise, so hat er die lebendige Korrektur stets vor sich. [...] Sieht er – erstens –, dass sie ihn nicht verstehen, so wird er in seiner Erklärung so primitiv und deutlich werden, dass selbst der letzte ihn begreifen muss; fühlt er – zweitens –, dass sie ihm nicht zu folgen vermögen, so wird er so vorsichtig und langsam seine Gedanken aufbauen, bis selbst der Schwächste unter allen nicht mehr zurückbleibt, und er wird – drittens –, sowie er ahnt, dass sie von der Richtigkeit des Vorgebrachten nicht überzeugt zu sein scheinen, dieses so oft und in immer wieder neuen Beispielen wiederholen, ihre Einwände, die er unausgesprochen spürt, selbst vorbringen und so lange widerlegen und zersplittern, bis endlich selbst die letzte Gruppe einer Opposition schon durch ihre Haltung und ihr Mienenspiel ihn die Kapitulation vor seiner Beweisführung erkennen lässt.*»<sup>130</sup>

Ohne irgendeiner Form von Kontrolle durch die regionale oder überregionale männliche Parteiführung ausgesetzt zu sein, konnten Seydel und Polster jeweils mit ihren eigenen Methoden und auf Grundlage ihrer eigenen Überzeugungen die Kreise von Frauen ansprechen, die sie gewinnen wollten. Solange sie der Partei immer neue Hilfskräfte und Wählerinnen zuführten, kümmerte sich niemand um ihre Aktivitäten. Die beiden westfälischen Frauenführerinnen hatten allerdings, trotz aller Unterschiede, zwei wichtige Dinge gemeinsam: Sie waren dem Parteiapparat gegenüber vollständig ergeben und betraten die politische Bühne als Hausfrauen, die keinerlei politische Vergangenheit hatten. Deshalb wirkten sie auf die Parteiführung wohl auch vertrauenswürdig. Seydel und Polster waren – ebenso wie die Frauen des Abel-Wettbewerbs – nach eigener Darstellung von einem Mass an Sorge um die Zukunft des deutschen Volkes und besonders der Frauen getrieben,

das sie von den in herkömmlichen kirchlichen und bürgerlichen Vereinen organisierten Geschlechtsgenossinnen unterschied. Diese tiefe Beunruhigung liess sie nach einer über die traditionellen Aktivitäten hinausgehenden Betätigungsmöglichkeit suchen. Angetreten, der Mutterschaft wieder zu Recht und Geltung zu verhelfen, überschritten sie nicht nur die Grenzen weiblicher Rollenvorschriften, sondern auch die allgemein-moralischer Akzeptanz.

Wieviele Frauen insgesamt den verschiedenen Frauenorganisationen angehörten, konnte niemand genau sagen. Diehl reklamierte 200'000, Zander 14'000 Anhängerinnen.

Neben den beiden vergleichsweise prominenten «alten Kämpferinnen» Diehl und Zander drängten nun aber auch neue Kräfte nach vorn. Unter ihnen taten sich zwei junge, energische Frauen, Pia Sophie Rogge-Börner und Lydia Gottschewski, besonders hervor, indem sie Ansichten vertraten, die sich noch viel weiter von Hitlers enger Konzeption der Geschlechterrollen entfernten als die der alten Garde. Aber selbst das schien im *Braunen Haus* und in der *Reichsorganisationsleitung* (ROL) niemanden zu kümmern. Eine kurze Zusammenfassung der ideologischen Grundüberzeugungen dieser beiden Frauen mag illustrieren, welche Meinungsvielfalt die Parteiführung in dieser Zeit unter den Frauen tolerierte.

Für die Anthropologin Pia Sophie Rogge-Börner stand die «rassenkundliche» Argumentation im Vordergrund, da sie davon überzeugt war, dass vor allem die Rassenzugehörigkeit den menschlichen Charakter bestimmte. Darin unterschied sie sich von Frauen wie Diehl und Zander, die in der Geschlechtszugehörigkeit die wichtigste Determinante der Persönlichkeitsentwicklung sahen. In ihrem in den zwanziger Jahren veröffentlichten Buch *Am geweihten Brunnen. Die deutsche Frauenbewegung im Lichte des Rassengedankens* verteidigte sie ein spezifisches «*germanisches Frauenrecht*» gegen «*frauenfeindliche*» liberale Angriffe.<sup>131</sup> Mit Beginn der geschichtlichen Überlieferung, so behauptete sie, habe «*die brutale Austossung der Frau aus der Staatsführung alle Regierungsformen entseelt und die Völker in Abgründe gestürzt, aus denen sie sich jetzt vergeblich ans Licht zu arbeiten suchen*».<sup>132</sup> Rogge-Börner träumte von der Wiedergeburt eines neuen Christentums und von einer Wiederbelebung der nordischen Rasse. In schwülstigen Sätzen träumte sie von neuer weiblicher Grösse: «*Auch in der Frau erbliht das schöpferische Chaos, das tanzende Sterne gebiert; die Sehnsucht nach Vollendung eines Künstlertums oder der Drang zu forschen,*



zu suchen, zu wissen, kann sie ruhelos über den Erdkreis jagen; in die Unendlichkeit ausgreifen möchte ihr Forschertrieb [...].»<sup>133</sup> Religion, so glaubte sie, «ist im Blut, ist unmittelbare Auswirkung der sittlichen Stufe [...]».»

Sie schwärmte von einer vergangenen Zeit der «Geschlechterharmonie» oder «Grundharmonie», in der die Menschen noch begriffen hätten, dass «Mann und Weib einer Rasse» und «von einem geistig-seelischen Stilypus» seien. Durch diese Berufung auf ein glorreiches Erbe wollte sie den Weg aus einer düsteren Gegenwart weisen. Sie warnte nicht nur vor der «jüdischen Sexuologie des alten Testaments», sondern ebenso vor der Glorifizierung der Polygamie, wie sie der NS-Ideologe Alfred Rosenberg vertrat, da diese in ihren Augen in krassem Widerspruch zu der germanischen Tradition der «Einehe» oder «Dauerehe» stand. Sie verabscheute den «Androkratismus» in jedweder politischen Erscheinungsform und sah in ihm das Übel, das den «krankhaft entarteten Europäer» hervorgebracht hatte. «Das Göttliche, der Geist, ist ungeschlechtig; hier segnet er ein weibliches Hirn, dort ein männliches; denn er ist immer eine Summe von bestimmten Chromosomen mütterlicher und väterlicher Herkunft [...].»<sup>134</sup>

In einer an Nietzsche gemahnenden Sprache beschwor sie eine grossartige Vergangenheit, die (nicht zufällig) grosse Ähnlichkeit mit ihrer Vision einer nationalsozialistischen Zukunft hatte. «Die kommende Generation wird in der Lage sein, einen kritischen Überblick über die schöpferischen Werke der Frau zu geben, und das wird der Anfang sein zu der bis heute noch nicht geschriebenen ‚Metaphysik der Magna Mater‘.»<sup>135</sup> Sie warnte allerdings vor einer blossen Rückwärtsgerichtetheit: «Zurück zum Mutterrecht wollen wir nicht», denn «die neu denkende Frau will nicht allein, sondern nur in der wiederhergestellten Gemeinsamkeit mit dem Manne den Weg zu den neuen Ufern suchen und den neuen Staat gestalten.»<sup>136</sup>

Um ihre Ideen unter den jungen Frauen zu verbreiten, publizierte Rogge-Börner die Zeitschrift *Die Deutsche Kämpferin*, in der auch andere konservative Streiterinnen wie Else Lüders, Leonore Kühn, Margarete Adam und Sophie Diederichs zu Wort kamen. Obgleich Rogge-Börner zurecht befürchtete, dass ein maskulinistischer Staat die Frauen auf die Rolle der blossen Gebärerin reduzieren würde, begriff sie sich doch als loyale Kritikerin innerhalb der nationalsozialistischen Bewegung.

Lydia Gottschewski, eine Frau mit ganz anders gearteten Vorstellungen

von der besonderen Macht und Aufgabe der Frau, tat sich in der Weltwirtschaftskrise durch ihre organisatorischen Fähigkeiten und ihr imponierendes Auftreten hervor. Gottschewski war, obgleich erst in den Zwanzigern, eine beeindruckende Rednerin und unermüdliche Aktivistin, die gnadenlose Attacken gegen die «unpatriotischen» Führerinnen der alten Frauenbewegung ritt.<sup>137</sup> Während des Krieges, so behauptete sie, hätten diese Mittelstandsfrauen die Kriegsanstrengungen durch ihre Stimmrechtsforderungen behindert und damit Schande nicht nur auf sich, sondern auf alle Frauen geladen. Die Frauen bräuchten eine neue Sammelbewegung, da die «alte Frauenbewegung» die persönliche Emanzipation über die kollektive Lösung der alle Frauen betreffenden Probleme stelle. Die liberalen Frauen hatten den Zugang zu kostspieligen «männlichen» Ausbildungsgängen und zur Berufswelt der Männer gefordert (und zum Teil auch erreicht). Statt sich mit den Frauen aller Klassen zusammenzuschliessen, hätten diese privilegierten Frauen ihre weibliche Identität aufgegeben und die Bande der Frauensolidarität abgestreift. Anstelle eines puerilen Liberalismus forderte Gottschewski den Zusammenhalt aller Frauen. «*Unser Ausgangspunkt ist nicht mehr die liberale Rechnung: Mann gleich Mensch, Frau gleich Mensch, also: wir können das Gleiche!! Sondern die Frage: Gibt es für die Frau die Möglichkeit arbeitspolitischer Arbeit, können aus der Wesensmitte der Frau entspringende Kräfte fruchtbar gemacht werden für das Leben des Staates?*»<sup>138</sup> Gottschewski warf der alten Frauenbewegung ausserdem ihre Kooperation mit Frauen anderer Nationen und ihren Pazifismus vor. Statt sich auf die Ziele und Aktivitäten der konservativen Mehrheit im BDF zu beziehen, die ihren eigenen Idealen recht nahekamen, machte sie die gesamte Organisation für die Ansichten ihres geächteten linken Flügels verantwortlich.

Gottschewski nahm sich für ihre Organisationsstrategie die männlichen Nazis mit ihrem klassenübergreifenden «*Männerbund*» zum Vorbild. Sie meinte, dass für die Frauen die Zeit gekommen sei, sich für ihre Interessen in einem «*Frauenbund*» zusammenzuschliessen. Der Erste Weltkrieg habe das Bewusstsein der Männer geschärft. Die Wirtschaftskrise mit ihrer sozialen Not würde ein vergleichbares Erwachen der Frauen nach sich ziehen. Die Aufgabe der deutschen Männer sei die Verteidigung ihres Landes gegen äussere Feinde, die der Frauen der Kampf gegen den sozialen Niedergang im Inneren. Gottschewski glaubte, dass die Frauen eigene Gruppen nach dem Muster der Männerbünde bilden müssten, um dem Vorbild der wegen

ihrer hingebungsvollen Liebe zu ihrem Mann und ihren vielen Kindern zur Nationalheidin avancierten Preussenkönigin Louise nachzueifern. Nur vereint könnten die Frauen eine gefährliche «*Übersteigerung des männerbündischen Gedankens*» verhindern. In Anlehnung an Hitlers rhetorische Frage, was die Erschaffung eines neuen Staates ohne die Erschaffung eines neuen Menschen nutze, erklärte Gottschewski: «*Der neue Staat wird dann ein Phantasieprodukt sein, wenn er nicht einen neuen Menschen schafft. Seit zweieinhalbtausend Jahren sind nahezu sämtliche Revolutionen gescheitert, weil ihre Führer nicht erkannt haben, dass das Wesentliche einer Revolution nicht die Machtübernahme ist, sondern die Erziehung des Menschen.*»<sup>139</sup>

Gottschewski warf den männlichen Nazis vor, dass sie die Frauen aus dem engen Zusammenhalt ihrer Männerbünde ausschlossen, und rief die Frauen auf, es diesen Männerbünden gleichzutun und einen eigenen Frauenbund zu gründen. Die ROL reagierte ob solch weiblicher Anmassung keineswegs mit einem strengen Tadel. Im Gegenteil: Sie übertrug Gottschewski die Aufgabe, Mädchen und junge Frauen in der Hitlerjugend zu organisieren. Unter dem Banner «*geistiger Mütterlichkeit*» rief Gottschewski alle Frauen auf, sich «*mütterlichen*» Aufgaben zu widmen, womit nicht nur biologische Mutterschaft gemeint war, sondern eine globale Verantwortung für den Schutz der schwächsten Angehörigen der Herrenrasse. Auf die Männer, so unterstellte sie, könne man sich nicht verlassen, wenn es darum ging, den Gemeinschaftsgeist aufzubringen, der erst ein Volk zusammenschweisste.

Während Diehl und Zander, Gottschewski und Rogge-Börner auf breiter Ebene Anhängerinnen hinter sich scharten, traten in allen NS-Hochburgen lokale Frauenführerinnen hervor, die ihre eigenen kleinen Gruppen organisierten. Ohne Richtlinien oder einheitliche Anweisungen seitens der Parteiführung mobilisierten diese Frauen ihre Nachbarinnen und Freundinnen für die Sache des Nationalsozialismus. Ohne definierten Status innerhalb der Partei und ohne Weisungskette zum Braunen Haus in München entwickelten diese selbstgestrickten Frauenorganisationen eine bunte Vielfalt an Prinzipien und Aktivitäten. Diese Frauenführerinnen konnten ihren Wirkungsbereich letztlich eigenständiger als ihre männlichen Kollegen nach Massgabe ihrer Persönlichkeitsstruktur und der lokalen Bedingungen gestalten. Die wenigen erhaltenen Berichte der späten zwanziger und der

frühen dreissiger Jahren zeigen, wie diese Frauen von der Erfahrung, aus den etablierten karitativen, kirchlichen oder pädagogischen Institutionen auszubrechen und eine eigene Gefolgschaft um sich scharen zu können, beflügelt waren. Im typischen Fall fühlten sich die nationalsozialistischen Frauen den «feinen Damen» in den althergebrachten Organisationen sozial unterlegen. Daher begriffen sie ihren Zusammenschluss, wie eine von ihnen es formulierte, als eine «*Frauennotgemeinschaft*» und nicht als einen «*geselligen Bund wie etwa der Luisenorden*». <sup>140</sup> Unter dem Banner der Mutterschaft und der «arischen» Schwesterlichkeit zogen sie gegen die demokratischen Institutionen zu Felde. <sup>141</sup> Die NS-Frauen formierten sich, ebenso wie die NS-Männer, als Kampfgemeinschaft und schmähten all diejenigen, die kleinmütig und tatenlos beiseite standen und ihrem Ruf nicht folgten.

In der Frauenfrage konnten sich die führenden Nazis nicht einig werden. Hitler überschüttete die «*vorbildlichen deutschen Mütter*» mit sentimental Lobeshymnen, während Julius Streicher die Frauen fast schon in Soft-Porno-Manier entwertete und entwürdigte. Die NS-Frauen schufen sich eine Nische am Rand der Partei-Aktivitäten und der bürgerlichen Respektabilität. Sie waren sich in wichtigen Kernfragen nicht einig, teilten aber den Stolz auf ihr Frausein, die Befriedigung darüber, sich aktiv für ihre Sache einzusetzen, und den festen Glauben an die biologische Determiniertheit des menschlichen Charakters.

Diese Frauen verklärten einerseits das besondere Wesen der Frauen, hielten aber auch daran fest, dass die Frauen auf keinen Fall nur an den häuslichen Herd zurückkehren dürften. Ihr Platz war in ihrem eigenen öffentlichen «Lebensraum». Aber wie sollte er aussehen? Rogge-Börner und Gottschewski übten – vielleicht, weil sie noch jünger waren – offen Kritik an der martialisch-maskulinen Ausrichtung der Partei, während Diehl und Zander sich kaum zu den Aktivitäten der Männer äusserten. Diehl sah den Protestantismus und den Nationalsozialismus als zwei sich gegenseitig bestärkende Bewegungen, während Zander, Rogge-Börner und Gottschewski eher einem neuen heidnischen Glauben anhängen. Sie alle begriffen sich als national, hassten alles, was mit Kommunismus zu tun hatte, und äusserten sich abfällig über die Juden. Vor allem aber glaubten sie alle an die Naturgewolltheit strikt getrennter Wirkungsbereiche der Geschlechter.

Die De-facto-Autonomie gab jeder einzelnen Frauenführerin Gelegenheit, ihre eigenen Ideen und Talente zu entfalten. Solange die Partei noch

relativ klein war, entstanden daraus kaum Zwistigkeiten. Aber die Strukturen, die für eine Organisation von wenigen tausend Mitgliedern geeignet gewesen sein mochten, versagten angesichts der Flut von über einer Million neu gewonnener Anhängerinnen. Hitler beauftragte Gregor Strasser mit einer durchgreifenden organisatorischen Neuordnung. Strasser wusste kaum, wo anfangen, und in Privatgesprächen gaben führende Funktionäre zu, dass die Partei keineswegs so geschlossen und diszipliniert war, wie ihr Image suggerierte. Schon die bloße Tatsache, dass sich die Mitgliederzahl zwischen 1929 und 1932 vervierfacht hatte, bedeutete unweigerlich Chaos.

Die Spannungen zwischen den Anhängerinnen Zanders und Diehls steigerten sich zu einer Art klassenkämpferischen Auseinandersetzung, die durch persönliche Aversionen noch angeheizt wurde. Zander präsentierte sich als eine Frau aus dem Volk, während Diehl vor allem die «besser gestellten Frauen» ansprach. Ausserdem schuf sich Zander durch ihre persönliche Art Feindinnen. Schon 1924 hatte sich Rogge-Börner anlässlich eines Konflikts um publizistische Fragen bei der Parteiführung über Zander beschwert. Ausserdem hatte sie an Zander kritisiert, ihre Worte und ihre Taten seien «zwei voneinander grundverschiedene Dinge»<sup>142</sup> 1931 warf sie ihr erneut vor, es ginge ihr nur darum, sich selbst zu verherrlichen und diktatorisch über ihre Untergebenen zu herrschen. Zander müsse begreifen, dass sie nicht in der Lage sei, eine «gediegene, gehaltvolle und vielseitige Zeitung» herauszugeben.<sup>143</sup> Eine andere Kollegin Zanders, Elisabeth Bosch, Verfasserin der von Zander vertriebenen Publikation *Die Katholikin und das Hakenkreuz*, schrieb: «Sie verhindern jede Mitarbeit, um die Ihnen un-bequemen wirklichen Arbeitskräfte loszuwerden und dann an massgebender Stelle sagen zu können, diese Frauen hätten Ihre Arbeit gehindert [...]» Bosch bezichtigte Zander der «Klatschsucht» und erklärte, diese habe «keine Lust zur Arbeit» und wolle sich nur «einen Posten warmhalten», der sie ernähre.<sup>144</sup> Eine Anhängerin Diehls beschwerte sich bei Strasser über die geistige Verarmung der «Freiheitsbewegung» der Frauen.<sup>145</sup>

Auch fernab dieser Querelen unter den prominenten Frauenführerinnen griff auf lokaler Ebene das Chaos um sich. Der Erfolg der Mitgliederwerbung liess die organisatorischen Schwächen offenkundig werden.<sup>146</sup> Zwar scheuten die meisten Frauen den Schritt des offiziellen Parteibeitritts, aber sie strömten in Massen in die pro-nationalsozialistischen Frauenorganisationen. Immer neue Gruppierungen schossen aus dem Boden; die Folge wa-

ren Rivalitätskämpfe und Zerwürfnisse. Über das *Braune Haus* in München brach eine Flut von Beschwerden herein. Eine Münchener Frauenführerin schrieb Strasser im Namen des *Deutschen Frauenordens*: «[Wir sollen] als *Frauenorganisation ausgelöscht werden und nur mehr die auszupressenden Zitronen sein [...]. Ich glaubte, es solle besser werden, aber der Kampf ist schärfer denn je, denn dadurch, dass man den S.A., H.J., O.Gr und Bez.Gr. Anteil an dem Gesammelten versprach, hat man sie alle zu unseren Gegnern gemacht. Es ist fast unerträglich, hier zu stehen und diese allen Angriffen preisgegebene Festung zu verteidigen.*» Sie schloss «*Mit treudeutschem Heilgruss!*».<sup>147</sup>

Auch aus dem Osten kamen Klagen: «*Ich dachte immer, dass unsere Parteiarbeit ein kleines Abbild unseres kommenden Dritten Reiches sein müsste, doch will ich auch Ihnen sagen, wie ich es dem hiesigen Bezirksleiter sagte, dass, wenn das Dritte Reich so aussieht wie unsere Arbeit in Breslau, dann ist jedes Atom Kraft und jeder Funke Gefühl zu schade, um darauf angewendet zu werden.*»<sup>148</sup> Aus Lübeck beschwerte sich eine Frauenführerin über die Entstehung von «*Splittergruppen*». Es gebe noch immer Probleme, obwohl sie, wie sie sich rühmte, gerade «*einer schlechten Führerin*» die Kontrolle über die Lübecker Frauen wieder entrissen habe. Über diese Rivalin, eine gewisse Frau Schwohn, berichtete sie Strasser: «*[Sie] hat leider in wenigen Monaten, was ich in Lübeck aufgebaut habe – Lübeck war nie eine Hochburg des Nationalsozialismus! – gänzlich her unter gewirtschaftet, d.h. aus einer disziplinierten, arbeitsfreudigen, opferbereiten Schar deutscher Frauen eine meuternde Kaffeeklatsch gruppe gemacht.*» Ihrer Meinung nach stand es nur der obersten Parteiführung zu, die Partei von «*unsauberen, zersetzenden Elementen*» zu säubern: «*Die Ortgruppenleitung der N.S.D.A.P. in Lübeck hat nicht das Recht, über den Frauenorden hier den Stab zu brechen!*» Sie klagte: «*[...] der seit fast 2 Jahren bestehende Zustand ist inzwischen unerträglich geworden, nicht nur für den Frauenorden, sondern für unsere nationalsozialistische Bewegung als solche! Auf Disziplin hat Adolf Hitler sein Werk aufgebaut, die strenge Zucht innerhalb unserer Reihen hat den gewaltigen Aufstieg gewährleistet. Wie aber ist es möglich, dass innerhalb unserer Bewegung nunmehr zwei Frauenorganisationen bestehen und geduldet werden.*»<sup>149</sup> Sie beschrieb den «*unerträglichen Zustand*» genauer: «*Es wird geradezu eine Disziplinlosigkeit unter unseren Parteigenossinnen gezüchtet: Greift eine Führerin energisch durch, und dies ist zuweilen unbedingt notwendig, weil Frauen immer*

zur Undiszipliniertheit neigen, so ist das Ergebnis dieses: Die Unterführerin trennt ihre Gruppe von der einen Organisation (Frauenorden), führt sie hinüber zur Arbeitsgemeinschaft und – hetzt obendrein gegen den Frauenorden, oder umgekehrt. Ich kann Ihnen versichern, sehr geehrter Strasser, langjährige, wertvolle Parteigenossinnen lassen ihre Hände von der gesamten Frauenarbeit, leiden geradezu Qualen unter diesen Zuständen, unsere Gegner und Gegnerinnen aber reiben sich die Hände und wissen, wo sie einzusetzen haben, um uns von innen heraus zu zernagen. Frauen können das zuschanden machen, was Männer in mühseligem Kampfferrungen und aufgebaut haben! [...] Sehr verehrter Herr Strasser, greifen Sie durch, ehe es zu spät ist [...]. Aber schnellste Klärung und Organisierung ist notwendig! Heil Hitler.»<sup>150</sup>

Der Erfolg brachte unvorhergesehene Probleme mit sich. Frauen aus Süddeutschland schrieben, sie hätten ihre gesamte Kraft der Sache zur Verfügung gestellt und ihre Mitgliederzahl zu verdoppeln vermocht, aber dann hätte sich ihre Organisation gespalten, und jetzt herrsche eine «skandalöse» Rivalität. Es sei noch nicht einmal klar, ob die Frauen innerhalb der Bewegung Uniform tragen sollten oder nicht. Es ginge das Gerücht um, Gauleiter Wagner habe Frauen bei einem Aufmarsch die Armbinden heruntergerissen, aber viele Frauen forderten eine offizielle Uniform und ein Parteiabzeichen.<sup>151</sup>

Frau Röpke schilderte das Chaos, das ihre Arbeit in Chemnitz zunichte zu machen drohte: «Fähige Führerinnen werden abgesetzt, Kassen des Deutschen Frauenorden sollen einfach in Beschlag genommen werden.»<sup>152</sup> Viele NS-Frauen sehnten sich nach den «alten Zeiten» zurück, als sie noch eine eng verschweisste, kleine Kampfgruppe mit untadeligem Ruf gewesen waren. Der Erfolg bei den Massen verwässere das Wesen der Bewegung. Aus Leipzig schrieb die Frauenführerin Lotte Rühlemann: «Ich & mit mir wohl alle Frauen der Bewegung sind herzlich froh, dass es nun endlich so weit ist, dass wir nun eine geschlossene Organisation haben werden. Sie glauben nicht, wie schwer es oft war, als Führerin in der Grossstadt Rede und Antwort zu stehen auf Entgegnungen Aussenstehender. Längst wollte ich Ihnen einmal darüber schreiben.» Rühlemann gibt der Enttäuschung vieler strammer Kämpferinnen Ausdruck, wenn sie fordert, es müsse Schluss gemacht werden mit «Rauchen und Modetorheiten (Haarfärben, extravagante Kleidung und Haartracht [...] )». Sie meint: «Gerade [hier] müssen wir Frauen einen etwas strengeren Massstab anlegen wie die männ-

lichen Pg. Wenn wir nun alle aufnehmen müssen, so wird der Charakter der Gruppe ein ganz anderer; [...]. Wir würden es begrüßen, wenn es erlaubt wäre, solche uns nicht genehmen Frauen aus der Partei auszuschliessen, mit Hilfe des Uschla natürlich, der aber dann vielleicht reichlich Arbeit bekäme.»<sup>153</sup> Auch Heinrich Himmler äusserte ähnliche Bedenken wegen der um sich greifenden «Schwätzererei und Prahlsucht» innerhalb der SS.<sup>154</sup>

Aber die Führung auf nationaler Ebene war selbst in so heftige Rivalitätskämpfe verstrickt, dass sich die Situation weiter verschlimmerte. Ein 1931 erstellter Bericht spricht von unzufriedenen Frauenordensmitgliedern, die einstimmig ausgesagt hätten, «dass die [...] herrschenden Zustände in sachlicher wie moralischer Beziehung ein Hohn auf jedes nationalsozialistische Empfinden sind.»<sup>155</sup> Der gleiche Bericht gibt auch eine Beschwerde einer gewissen Klothilde Schütz bei Major Buch aus dem Jahr 1930 wieder: «Ich sage Ihnen, dass Frl. Zander ein intrigantes und verlogenes Weib ist, welches körperlich genauso schmutzig ist wie moralisch.» Zu Beginn des Jahres 1931 bekräftigt Schütz ihre Klagen noch einmal: «Frl. Zander belog mich dauernd [...]. Frl. Zander führte in Essen und Trinken ein verschwenderisches Leben. Es musste stets das Teuerste für sie und ihre Lieblinge da sein, oft auf Kosten Armer und Ärmster. [...] Ihre so gerne in Reden gebrauchten Worte: ‚Ich hungere für die S.A.‘ sind eine ihrer vielen Lügen. [...] Ich sah mit Hausfrauenaugen den entsetzlichen Schmutz im S.A.Heim und in der Wohnung.»<sup>156</sup>

Um dem Deutschen Frauenorden wieder Ansehen zu verschaffen, schlugen Mitglieder drastische Reformen vor: «Da dies vor allem von der Frauenschaft in die Ortsgruppe hineingeflösst werden soll, muss insonderheit aller Klatsch, alle Kleinlichkeit, alles zänkische und wichtigtuende Wesen und alles niedrige, läppische, gefallsüchtige und irrlicht erier ende Frauentum durch den ganzen Corpsgeist der Frauenschaft unmöglich werden.»<sup>157</sup>

Zander gelobte Strasser ihre Unterstützung und bekräftigte noch einmal ausdrücklich, dass es ihr oberstes Ziel sei, die Frauen zu entpolitisieren, indem sie ihre Kräfte in die Erfüllung sozialer Aufgaben lenkte. Sie erliess Richtlinien, die es ermöglichten, alle Frauen auszuschliessen, «die den Bestrebungen des Ordens zuwiderhandeln, die durch ihr sittliches Verhalten im Orden oder in der Öffentlichkeit Anstoss erregen, die innerhalb des Ordens oder der NSDAP Anlass zu Streit und Zwist geben oder das Ansehen



*des Ordens schädigende Gerüchte verbreiten [...].*<sup>158</sup> Zander bezeichnete den Deutschen Frauenorden als «die völkische Frauenbewegung» und rief alle «deutsch blutigen Frauen und Mädchen», die «mindestens 18 Jahre alt» waren, zum Beitritt auf. Für sie war der Frauenorden ein «Hilfsdienst der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei unter Führung Adolf Hitlers». Als ihre Hauptanliegen nannte sie: «Ausbildung in der Krankenpflege und [...] Pflege der Fürsorge jeglicher Art. [...] Unterstützung kinderreicher Familien, [...] der politischen Gefangenen, [...] der Auslandsdeutschen und der Vertriebenen aus den besetzten Gebieten» sowie «die Erziehung junger Mädchen zu rassebewussten Deutschen Frauen und zu tätigen Mitgliedern der deutschen Volksgemeinschaft.»<sup>159</sup> Doch trotz dieser wohlklingenden offiziellen Proklamationen provozierte Zander durch ihr persönliches Auftreten tiefe Spaltungen unter den Frauen. Die Reformversprechen vermochten an den Vorbehalten ihr gegenüber auch nichts zu ändern.

Aber Zander hatte sich nicht nur den Unmut vieler Frauen zugezogen, sondern auch bei Joseph Goebbels, damals Gauleiter Gross-Berlins, zunehmend Missfallen erregt. In den Anfangsjahren hatten sich beide noch bei Veranstaltungen die Rednertribüne geteilt.<sup>160</sup> Jetzt legte Goebbels seine Vorbehalte in seinem Tagebuch nieder und kam zu dem Schluss: «Ich glaube, es ist da nicht viel zu machen. Die Zander ist misstrauisch und lügt.» Und nach einem neuerlichen Gespräch notierte er: «Mit dem Chef die Frage ‚Frauenorden‘ durchgesprochen. Da muss etwas getan werden. Fräulein Zander ist unmöglich. Er sieht das jetzt auch ein.» Und später dann: «Fräulein Zander ist für einen Mann unausstehlich. So eine Frau schlägt durch ihre Existenz der Schönheit und Güte der Frau direkt ins Gesicht.»<sup>161</sup>

Auch eine der engsten Mitarbeiterinnen Zanders, Maria Martschenke, berichtete von zahlreichen enttäuschenden Erfahrungen. Aber, so erklärt sie, «Frl. Zander verstand es wieder, mich einigermaßen zu beruhigen. [...] Da ich nicht sah, ob die Frauen, die auf Frl. Zander schimpften, etwas Besonderes taten, glaubte ich Frl. Zander alles, was sie mir sagte, und schaffte mir dadurch viele Feinde. Ich stand aber auf dem Standpunkt, wenn Herr Hitler Frl. Zander anerkennt, dürfen wir nicht gegen sie sein. [...] Wiederum konnte ich es nicht glauben, dass eine Frau, die öffentlich im Namen Adolf Hitlers spricht, mit der Lüge arbeiten sollte. [...] Ich hatte das Gefühl, dass Frl. Zanders ‚mütterliche‘ Erziehung an Tonak nur verschlechternd auf ihn wirkte.» (Tonak war Goebbels Fahrer und half gelegentlich in Zanders SA-Heim aus.)

Martschenke meinte: «*Abgesehen von der grossen Schlamperei, die Frl. Zanders grösste Eigenschaft ist, [...] muss sie eine grosse Gefahr für die Bewegung sein. [...] Frl. Zander untergräbt damit selbst die Moral der ganzen Frauen in der NSDAP, dass sie sich als Vorbild der Frauen des dritten Reiches sozusagen hinstellen lässt.*» Martschenke, die hier für die Konkurrenzorganisation zum *Deutschen Frauenorden* (DFO), die *Frauenarbeitsgemeinschaft* (FAG), spricht, beklagt die «*moralische Ungeeignetheit*» Zanders und erklärte, für aufrechte NS-Frauen sei es «*geradezu grotesk*», sich einer solchen Frau unterordnen zu sollen.<sup>162</sup> Eine andere NS-Frau schreibt wiederum über die *NS-Frauenschaft* (NSF): «*Hier wird die Treue auf eine recht harte Probe gestellt.*» Der Kampf «*für die Bewegung nach aussen*» wirke zermürbend, «*wenn einem aus der Bewegung selbst heraus Knüppel geworfen werden und man im Arbeiten nicht unterstützt, sondern nur gehemmt wird. Seit Jahren macht uns nun schon der Zwiespalt bei der nat. soz. Frauenschaft zu schaffen. Hier Frauenorden – dort Frauengruppen! Es besteht tatsächlich eine Art Feindschaft zwischen den beiden.*»<sup>163</sup>

Ein altgedienter SA-Mann, der sich von Februar bis Juni 1929 in Zanders Erholungsheim aufgehalten hatte, berichtete, sie verschwende Geld, lüge und beute ihre Helferinnen aus. Strasser, weit davon entfernt, Zander zur Ordnung zu rufen, forderte den SA-Mann auf, sich vor Augen zu halten: «*[...] dass Sie ein rauher Kriegermann sind und Frl. Zander eine sensible, weiche, edle Frau, die natürlich mit besonderer Liebenswürdigkeit und weichen Händen angefasst werden muss [...].*» Er bat ihn, Zanders Einsatz und Opferbereitschaft für die Einheit der Partei zu würdigen.<sup>164</sup> Aber trotz Strassers Rückendeckung steigerten sich die Klagen über Zander im Crescendo. Die Vorwürfe reichten von der Behauptung, sie sei «*moralisch minderwertig*», bis zur der Anschuldigung: «*Sie lag zu viel im Bett.*»<sup>165</sup> Die Parteiführung beauftragte einen gewissen Pfarrer Lossin, die Sache zu untersuchen. Zander, so schien es, hatte ihre Organisation in die Verschuldung geführt, Mitgliederbeiträge unzweckgemäss vergeudet und ihr SA-Heim schlampig geführt. Lossin fand Berge unbeantworteter Post, eine miserable Moral und eine lückenhafte Buchführung.<sup>166</sup>

Im Juni 1931 inspizierte Leonardo Conti, damals Sachbearbeiter des Gaus Berlin für Medizinalfragen sowie Obmann des *Nationalsozialistischen deutschen Ärztebundes* und später oberster SS-Arzt, Zanders Wirkungsbereich. Er berichtete Goebbels: «*Die Mehrzahl der Helferinnen tritt noch heute in ihrer braunen schwesternartigen Fantasie-Uniform ohne jeden Zu-*

sammenhang mit dem Sanitätsdienst auf. Dieses Auftreten ist [...] nicht mehr zu dulden: [...] Ihr Auftreten ist vordringlich, laut und störend und hat dazu geführt, dass die wirklichen staatlich anerkannten Krankenschwestern sich dem Sanitätsdienst nicht zur Verfügung stellen [...].» Conti riet, die «wilde Tätigkeit dieser Pseudo-Schwestern in eine geordnete Eingliederung in den Sanitätsdienst zu verwandeln [...]». Aufgrund der wirren Finanzen erklärte er: «Wenn jetzt der D.F.O. noch weiterhin für ein Heim oder die Versorgung Verwundeter sammelt, so ist es völlig unverständlich, welche Leistungen ihm hierzu die Berechtigung geben sollen. Strengstes Verbot der weiteren Sammeltätigkeit ist eine Forderung der Gerechtigkeit.»<sup>167</sup>

Conti empfahl, die Organisation der «psychopathischen Persönlichkeit von Frl. Zander» zu entziehen und das SA-Heim direkt seiner Aufsicht zu unterstellen. Eine ausgiebige Korrespondenz innerhalb der Parteiführung lässt erkennen, dass man sich der Schwächen Zanders durchaus bewusst war. Ihre Zeitschrift *Der Opferdienst* wurde als «lächerlich» bezeichnet. Aber der Disput um Zander brachte die Parteiführung in eine peinliche Situation. Schliesslich gelang es Zander, monatlich 500 neue Mitglieder zu rekrutieren und erhebliche Spendengelder zu mobilisieren, und das verliert ihr grosse Anerkennung. Selbst ihre Feindinnen mussten zugeben: «Über die agitatorischen und volkstheoretischen Talente Frl. Zanders besteht kein Zweifel, im Übrigen sind ihre Führerqualitäten von erschreckender Dürftigkeit [...]». Die Bewegung brauchte jedoch dringend eine starke Führung.<sup>168</sup>

Trotz einer schweren Erkrankung ging Zander zu einem energischen Gegenangriff über: Sie warf den Männern Eifersucht vor. Sobald Frauen in irgendeiner Sache Erfolg hätten, meinte sie, würden die Männer sich plötzlich dafür interessieren und schliesslich das Heft an sich reißen. «Leider war ich allein machtlos, gegen diese Leute anzukämpfen. An wen hätte ich mich halten sollen?» Sie beschuldigte verschiedene männliche Parteifunktionäre, sie wollten die Arbeit der Frauen nicht anerkennen und würden sie deshalb anschwärzen. «Ich weiss [...] natürlich, dass er [Lossin] alles versuchen wird, uns zu schädigen.» Sie wälzte Probleme mit ihren Publikationen auf Herrn Stennes ab, beschwerte sich über verleumderischen Klatsch und rief Strasser auf, «meine Bemühungen zu unterstützen; vor allem Ihre Gauleiter zu benachrichtigen, dass jegliche Gegenarbeit gegen den Deutschen Frauenorden zu unterlassen ist». Sie erklärte sich empört darüber,

«wie der Gauleiter versucht, den Frauenorden zu zerschlagen, um Kräfte freizubekommen zur Gründung von Frauenarbeitsgemeinschaften». <sup>169</sup>

Angesichts dieser chaotischen Zustände erstaunt es, dass Zander sich weiter im Sattel halten konnte. Zwar löste die *Reichsorganisationsleitung* im September 1931 den DFO auf, <sup>170</sup> aber Strasser, der das Bestreben, die Frauenorganisationen zu einen, unterstützte, blieb standhaft und ernannte Zander, gegen den Willen der meisten mächtigen Männer in der Partei, zur Leiterin der reorganisierten *Nationalsozialistischen Frauenschaft*.<sup>171</sup> Im September 1931 erklärten Parteiinspektoren die Frauenorganisationen für finanziell gesund. «Auf Grund der aktenmässig festgelegten Unterlagen über die gewaltigen ideellen Leistungen aller seiner Glieder hat sich der DFO zu einem Machtfaktor der nationalsozialistischen Bewegung ausgewirkt und wird die Grundlage der neuen grossen Frauenorganisation bilden.» Die Verfasser merkten an, dass Hitler persönlich beim *Reichsordenstag* in Potsdam die Gründung einer neuen Frauenorganisation begrüsst habe.<sup>172</sup>

Im Winter 1931/32 wurde offenkundig, dass Zander ihre Position gegen den Willen der meisten mächtigen Männer in der Partei behalten hatte. Obgleich sie ihre Führungsposition weiterhin innehatte, umfasste die neue *NS-Frauenschaft* doch auch mehrere Gruppen, die ihr unliebsam waren.

Schon seit einiger Zeit hatte sich Guida Diehl um ein Parteiamt bemüht. Aber selbst die öffentliche Unterstützung Wilhelm Fricks 1930 hatte ihr nicht helfen können.<sup>173</sup> Um ihrem Anliegen Nachdruck zu verleihen, erklärte sie Strasser, ihr Buch *Deutscher Frauenwille* sei «in der demokratisch-liberalistischen Frauenbewegung [...] [und sogar] von ihren gemässigeren, ja christlichen Anhängerinnen scharf angegriffen, ja förmlich boykottiert worden. Daraus erkennt man deutlich, wie weit unsere Frauenwelt bis in ihre denkenden Kreise hinein schon in die Irre gegangen ist, wie stark die Entmütterlichung, Entweiblichung und Entleerung unseres Geschlechts schon fortgeschritten ist.»<sup>174</sup> Diehl forderte eine besondere Zeitschrift für die nationalsozialistischen Frauen: «Sowohl auf der Seite der bürgerlichen Mittelparteien und des Zentrums als auf Seiten der proletarischen Frauen hat man sehr gute Zeitschriften, und wir haben so gut wie nichts.»<sup>175</sup> Am selben Tag, an dem sie sich mit dieser Forderung an Strasser wandte, versprach sie Zander ihre Mitarbeit.<sup>176</sup>

In dieser entscheidenden Phase hatte Strasser einen schweren Unfall, der ihn zwang, sich für eine Zeit aus der politischen Arena zurückzuziehen.<sup>177</sup> Obgleich Zander sich vorerst siegreich behauptet hatte, wurde doch bald klar, dass ihre Ernennung zur Frauenführerin nur ein Fortdauern der Zwi-  
stigkeiten unter den Frauen bedeutete.

Führende Mitglieder der neugebildeten *NS-Frauenschaft* in München erklärten als ihr Ziel die «*Weckung, Erziehung und Erneuerung der Frauen zu ihrer Aufgabe als Hüterinnen des Quellgebietes der Nation [...]*». Deutschland, erklärten sie, sei «*nicht allein verfälscht durch Irrlehren des Rassechaos, Materialismus, Marxismus, sondern auch durch ganz falsche Frauenentwicklung und Frauenpolitik*». Zu ihrer Zielsetzung erklärten sie: «*Wir wollen eine Frauen-Erneuerungsbewegung, die jene tiefsten Frauenkräfte wieder erweckt und die Frau zu den besonderen Aufgaben der Freiheitsbewegung und des kommenden Deutschland stark macht. [...] Wir richten [gegen die Zerstörung der Frauenwürde] einen deutschen Frauenwillen auf, der verwurzelt ist in GOTT, Natur, Familie, Volk und Vaterland und ein eigenes Frauen-Kultur-Programm, das seine Ausgestaltung im 3. Reich finden soll.*»<sup>178</sup>

Heute fragen wir uns immer wieder, warum die Frauen eine Unterweisung in die «grossen Ideen» oder in das «Gedankengut» Adolf Hitlers forderten. Aber auch wenn es uns schwerfallen mag, die «Lehre» des Nationalsozialismus inhaltlich ernst zu nehmen, wird doch aus Äusserungen vieler NS-Anhängerinnen deutlich, dass sie sich intellektuell herausgefordert fühlten. Wie Gläubige in der heiligen Schrift unterwiesen werden wollen, forderten diese Frauen, Zugang zur Ideologie des Nationalsozialismus zu erhalten. Alle Parteiredner erhielten ein- oder zweimal im Monat Rundbriefe, in denen die Themen genannt wurden, die es besonders in den Vordergrund zu stellen galt und wie man der Ablehnung aus dem Publikum begegnen konnte. Wenn die Frauen feststellten, dass es ihnen schwerfiel, *Mein Kampf* oder Rosenbergs *Mythus des zwanzigsten Jahrhunderts* zu verstehen, führten sie dies auf ihre mangelnde Intelligenz zurück. Sie forderten Hilfe und Anleitung. Aus der Flut der Reformvorschläge wird das misogyn gefärbte Selbstbild der Frauen deutlich: «*Die Frauen gehen noch leichter wie Männer im Kleinkram und Alltag auf, wenn man ihnen nicht grosse Gedanken und hohe Ziele gibt, und wieviel kann doch wieder eine Frau ihrem Mann sein, wenn sie ihm geistig folgen kann [...]*»<sup>179</sup> Aber es gab auch Frauen mit weit-

reichenderen Ambitionen. Eine von ihnen erklärte Strasser, es sei ja wunderbar, wie die NS-Frauen für die SA-Männer nähten und sorgten, aber *«sie wollen ja viel mehr. Sie brauchen eine ebenso hohe, ideale Zielsetzung, wie sie Adolf Hitler den Männern gibt. Überall wenden sie sich mit der dringenden Bitte an mich, ihnen dazu zu verhelfen»*.<sup>180</sup> Hildegard Passow legte Strasser sogar ein Konzept für eine spezielle Frauen-Propaganda dar.<sup>181</sup> Und eine andere Frau schrieb: *«Der Sinn des Roten Hakenkreuzes begrenzt sich nicht auf die Verwundeten-Fürsorge allein, sondern er umfasst auch die Heilung der kranken Volksseele. Die deutsche Volksseele aber wird nicht mit Hilfe irgendeines wissenschaftlichen Mittels geheilt werden, sondern durch aufopfernde Pflege und Wachsamkeit.»* Die Frauen, hiess es weiter, forderten *«Vertiefung in deutscher Religion und Rassenkunde. Letzteres ist eine der wichtigsten Aufgaben, denn die Frau ist die berufene Hüterin des Blutes. Erforderlich ist auch, dass die Frau in der Politik Bescheid weiss.»*<sup>182</sup>

Die Frauen meinten, die Männer hätten deshalb Zugang zu Führungspositionen, weil ihre Kenntnis der nationalsozialistischen Ideologie sie qualifizierte. Sie glaubten, dass eine gründlichere Schulung den Status der Frauen als eigenständiger Ableger der Männerpartei stärken und festigen würde. Ausserdem waren Rednerinnen und Parteiwerberinnen in der Praxis ständig mit schlagfertigen Zwischenrufern und Gegnern konfrontiert.<sup>183</sup>

Eine Anhängerin Diehls aus einem abgelegenen ländlichen Ort forderte ideologische Unterweisung, damit sie befähigt würde, die Übertragung von *Mein Kampf* in *«Unser Kampf»* zu leisten. Sie stellte dem individualistischen, männlichen «mein» ein kollektivistisches, weibliches «unser» gegenüber. *«Wir, die NS-Frauenschaft, haben dafür zu sorgen, dass die Kampffähigkeit und Kampffreudigkeit unserer SS und SA erhalten und gestärkt wird. Schwierigkeiten zu überwinden und in diesem Dienst nicht zu erlahmen, das ist unser Kampf und unser Sieg! Heil!»*<sup>184</sup>

Die Frauen hatten bislang zwar erfolgreich eigene Bücher, Streitschriften und Flugblätter verfasst, wollten sich aber jetzt mit der offiziellen Lehre des Nationalsozialismus befassen. Ausserdem waren sie erstmals mit dem konzertierten Widerstand nicht-nationalsozialistischer Frauen konfrontiert, die die Frauenfeindlichkeit ihrer Partei attackierten.

Diehl revidierte ihre frühere Entscheidung, sich von Männerorganisationen fernzuhalten. Sie war von den Erfolgen der Nazis beeindruckt und we-

gen des allgemeinen Ordnungsverfalls sehr beunruhigt. Sie strebte jetzt eine festere Einbindung in die Partei an. 1931 drängte sie Gregor Strasser, die Parteistrukturen zu straffen und gleichzeitig einen engeren Zusammenschluss mit nicht-nationalsozialistischen Organisationen wie der ihren in die Wege zu leiten. Während Diehl mit Strasser verhandelte, suchte sie parallel dazu das Gespräch mit dem evangelischen Bischof in Berlin, in der Hoffnung, eine engere Zusammenarbeit mit der evangelischen Kirche etablieren zu können. Diehl bemühte sich um ein offizielles Parteiamt und versprach Strasser, sich für Zanders SA-Heime einzusetzen. Den Bischöfen gegenüber betonte sie ihre Entschlossenheit, Pornographie und Abtreibung zu bekämpfen. Im Gegensatz zu Zander war sie politisch flexibel. Sie verstand es, sich durch geschickte Manöver überall dort Gewicht zu verschaffen, wo sie Macht witterte. Der Bischof prüfte ihr Ansinnen und antwortete mit einem höflichen Ablehnungsschreiben. Strasser hingegen nahm an und versprach, ihr ein Amt im Kulturbereich zu verschaffen.<sup>185</sup>

Als sich der triumphale Wahlerfolg der Nazis bereits abzeichnete, gab es allerdings auch führende Frauen aus nahezu allen Parteien, die noch einen verzweifelten Versuch unternahmen, das Heft zu wenden, indem sie harsche Attacken gegen den Nationalsozialismus und dessen Sicht der Frauenfrage führten. Diese Anti-NS-Propaganda ist deshalb deprimierend, weil zwar kluge Frauen in überzeugenden Artikeln vor den Folgen der nationalsozialistischen Revolution warnten und Marxistinnen, Christinnen und Frauenrechtlerinnen deutlich und entschieden gegen die NSDAP argumentierten, aber niemand in der Lage war, eine Strategie zu entwickeln, wie der tiefen emotionalen Faszination zu begegnen war, die von Hitlers Person und von der nationalsozialistischen «Frauen-Freiheitsbewegung» ausging.

Die SPD-Frauen veröffentlichten eine Schrift mit dem Titel: *Nationalsozialismus und Frauenfragen: Material zur Information und Bekämpfung*, die Äusserungen von NS-Führern zur Frauenfrage zitierte. Die Herausgeberinnen gingen davon aus, dass diese Materialien für sich selbst sprechen und die Zuhörerinnen gegen Hitler immunisieren würden. Aber selbst dort, wo sie aktive Versuche unternahmen, Widerstand gegen den Nationalsozialismus zu mobilisieren, waren ihre Aufrufe wenig mitreissend, da sie sich einer hölzernen marxistischen Sprache bedienten: «Vor uns steht die Rie senaufgabe, die Frauen der arbeitenden Klasse zu erfassen, die heute den Nazis zugeströmt sind. Die Frauen halten gewöhnlich fest, sehr fest, was sie ein-

mal als richtig erkannt haben. Es wird grosser Mühe bedürfen, um die Frauen und Mädchen aus dem Laden und Büro, die Haustochter und die Hausfrau, die unverheiratete Frau und die Mutter, die da glaubten, ihr Heil bei den Verkündern des Dritten Reiches zu finden, zur wirklichen sozialistischen Erkenntnis zu bringen. Die Grösse der Aufgabe darf uns nicht schrecken.»<sup>186</sup> Die Sozialistin Maria Juchacz gab warnend zu bedenken, dass die Weltwirtschaftskrise den Frauen mehr genommen habe als nur Brot und Butter: eine gesamte Lebensform sei verschwunden. «Vor allem ist es das Rechtsbewusstsein und der Begriff des Rechtes, das den Frauen verfälscht wird.» Auf zwei Millionen unverheiratete Frauen und auf unzählige weitere, deren Männer arbeitslos waren, so meinte sie, müsse der Ruf nach einer Stärkung der Familie unwiderstehliche Anziehungskraft üben. «Das Gemeinschaftsgefühl, nicht der enge Familienegoismus der Frauen muss es sein, der diese Pläne dauernd zum Verstummen zwingt.»<sup>187</sup> In ihrer Fixierung auf rein materialistische Erklärungen politischer Phänomene waren die Sozialistinnen nicht imstande, die tiefe emotionale Faszination, die von der NSDAP ausging, zu begreifen und ihr wirksam zu begegnen.

Der BDF war durch die Popularität, die die Nazis an die Macht zu tragen drohte, alarmiert und entschloss sich, einen speziellen Rundbrief für Frauenführerinnen herauszugeben: *Die gelben Blätter*. Das Unterfangen war sehr ambivalent: Das Blatt kritisierte einerseits die Frauenfeindlichkeit Hitlers, andererseits druckte es mit implizitem Wohlwollen lange Auszüge aus Reden und Schriften Diehls und anderer prominenter NS-Frauen. Beim Lesen dieser Artikel spürt man jedoch deutlich, dass die Verfasserinnen zwar hofften, die Nationalsozialisten aufhalten zu können, zugleich aber auch darauf spekulierten, im Fall eines Sieges der Nazis punktuell mit ihnen zu kooperieren.<sup>188</sup>

In der Zeitschrift *Die Frau* artikulierten Frauenrechtlerinnen Hilflosigkeit. Und tatsächlich schienen sie allen Anlass zur Sorge zu haben. So schilderte eine junge Frau einen Auftritt Gertrud Bäumers bei einer BDF-Veranstaltung im November 1931: «Sie sprach über das Berufsschicksal der weiblichen Jugend – aber die Jugend war nicht da – von akademischen Darstellungen will die grosse Masse nichts wissen, und mit der liberalen Idee will die heutige Jugend, ob Mädels oder Junge, nichts zu tun haben [...]. Die heutige Jugend ist gottlob national und heroisch.»<sup>189</sup> Der US-amerikanische Soziologe Clifford Kirkpatrick, der in Deutschland lebte, vermerkte das Desinteresse der jungen Frauen am Feminismus: «Den begeisterten jungen



*Mädchen erschienen die alten Frauenführerinnen als langweilige alte Jungfern, die eine Aura des Scheiterns umgab.»<sup>190</sup>*

Unter dem Eindruck der überwältigenden Erfolge der Nazis fragten sich die Gegnerinnen der NSDAP, welche Möglichkeiten der Reaktion sie hatten: Sollten sie auf die gleiche Linie einschwenken und versprechen, die Familie wieder zu stärken, dem moralischen Verfall ein Ende zu setzen und die Frauen wieder an den häuslichen Herd zurückzubefördern? Oder sollten sie es wagen, eine neue Vision der Familie zu entwerfen, für eine Lockerung der moralischen Prinzipien einzutreten, für die «neue Frau» zu werben, die eine aktive Rolle im öffentlichen Leben spielte? Besonders schwer war es, der auf einem biologistischen Gesellschaftsbild beruhenden Kulturpolitik der Nazis etwas eigenes entgegenzusetzen. Hinsichtlich des Antisemitismus scheuten Liberale und Sozialistinnen sowohl die entschiedene Opposition als auch die offene Kapitulation. Schweigen erschien oft als der sicherste Kurs. Vor dem Hintergrund dieser politischen Paralyse und des ökonomischen Desasters wird die Faszination verständlich, die das Geschlechterrollenmodell der «Freiheitsbewegung» (d.h. der NSDAP) auf die verunsicherten Menschen ausübte: In einer Gesellschaftsordnung, in der alles ins Wanken geraten war, versprachen die NS-Führer, die Juden aus dem öffentlichen Leben zu eliminieren und die Frauen wieder ihrer «natürlichen» Aufgabe zuzuführen.

Die Männer brüsteten sich mit militärischer Stärke, die Frauen lancierten eine machtvolle Offensive für die Mutterschaft. Die Männer spielten Soldaten, die Frauen verglichen sich mit den Urchristinnen in den Katakomben. Von heute aus betrachtet, erscheint uns beides ziemlich abwegig, zumal sich bald herausstellte, dass die Träume der SA-Männer von einer militärischen Revolution ebenso illusionär waren wie die der Frauen von einer «mütterlichen» Autonomie. Die Selbstverherrlichung der Frauen als Sachwalterinnen einer unsichtbaren Macht mag uns naiv vorkommen, aber aus ihrer faktischen Ohnmachtssituation heraus zimmerten sich die Menschen ein Weltbild zurecht, in dem überall heimliche Mächte am Werk waren. Die meisten Anhänger Hitlers glaubten an die jüdische Weltverschwörung. Die Frauen kehrten diesen Mythos gewissermassen um und sahen sich selbst als heimliche, ideelle und potentiell starke Macht. Eine Frauenführerin beschrieb die Rolle der Frau in der «*germanischen Blut- und Schicksalsgemeinschaft*»: «*Die Frau hat einst das Christentum in die Länder gebracht und sie wird auch unsere Bewegung letzten Endes zum Ziele führen. Wo sie aber fehlen*

würde, fehlt nicht nur das Weib, sondern mit ihr auch die Jugend und die Zukunft.»<sup>191</sup> Unterschieden sich diese Phantasien grundsätzlich von den Proklamationen des Hausfrauenvereins, die den stillen Einfluss der Frauen priesen? Oder von den Visionen der Mittelstandsfrauen von «geistiger Mütterlichkeit»? Oder von der christlichen Hoffnung auf jenen Tag, da die Schwachen die Starken sein würden? Für die NS-Frauen verschmolzen alle diese Visionen zu einem übersteigerten Gefühl der eigenen Wichtigkeit und Macht. Eine Parteidelegierte sagte vor Zuhörerinnen in London: «Wir sind fest davon überzeugt, dass das germanische Frauentum in der Lage ist, germanisches Mannestum zu schaffen. Diese gewaltige Macht, die in die Hände der Frauen gelegt ist, bedeutet grosse Verantwortung und heilige Pflichten, die auf uns zu nehmen wir entschlossen sind.»<sup>192</sup>

Innerhalb der streng nach Geschlechterrollen aufgeteilten NS-Welt konnten im allgemeinen Gewirr aus Vorurteilen und Visionen verschiedenste Meinungen nebeneinander existieren, solange nur alle Beteiligten der Person Adolf Hitler absoluten Gehorsam schworen. Die Kombination aus emotionaler Intensität und programmatischer Diffusität liess selbst im Rahmen einer scheinbar so totalitären Partei grosse Freiräume für individuelle Auslegungen. Das Chaos, das nichtnationalsozialistische Zeitgenossen oft so verwirrend fanden, gab ehrgeizigen Führerinnenfiguren Gelegenheit, ihre Energien und Ideen zu entfalten, und sie genossen dabei den grössten Freiraum. Sie standen in nie gekannter Weise ausserhalb jeder männlichen Kontrolle, während sie zugleich das Gefühl haben konnten, an einer grossen politisch-religiösen Erneuerungsbewegung teilzuhaben. Die Frauen begingen allerdings den Fehler, diese Autonomie ihrem eigenen taktischen Geschick zuzuschreiben. Die Realitätsprobe sollte mit dem Sieg der Nazis kommen.

Während der Wahlkampfeschlachten der Jahre 1930 bis 1933 waren alle ideologischen Facetten willkommen, die Wählerstimmen brachten. Gelegentlich wurden Begriffe wie «weiblich» oder «fraulich» inhaltlich diskutiert, aber im Allgemeinen gab man sich nicht mit solchen Haarspaltereien ab.<sup>193</sup> Diese Begriffe suggerierten generell eine eigene Welt der Frau, die abseits des Machtdenkens, der Gewalt und des Materialismus der Männerwelt liegen sollte. Die Vorstellungen von der Erweiterung des Lebensraums der Frau gingen aber stark auseinander: Wie weit abseits der Männermacht würde dieser Bereich liegen?

Konnten Frauen ein Recht auf Bildung und Arbeit beanspruchen? Welche Privilegien sollten Müttern zustehen? Wie sah eine «mütterliche» Kämpferin aus? Wenn die Frauen über eigene organisatorische Strukturen verfügen würden, wo würde ihre Hierarchie innerhalb der Führungsstrukturen angesiedelt sein? Auf alle diese Fragen gab es keine Antworten. Nach 1933 verschwand der Begriff «*Lebensraum*» als Bezeichnung für die eigene Sphäre der Frauen völlig und wurde von der Partei nur noch im Zusammenhang mit der Begründung territorialer Eroberungspläne gebraucht.

Wie immer die Frauenwelt nach der nationalsozialistischen Revolution aussehen sollte, die NS-Frauen rechneten fest damit, dass sie unter ihrer Führung stehen würde. Zwar war ihnen die «Neue Frau» ein Greuel, aber die Vorstellung, dass die Frauen nur noch am häuslichen Herd walten sollten, lag ihnen fern. Im Deutschland der zwanziger Jahre existierten die «Neue Frau» und die «Hausfrau» nebeneinander – beide konkurrierten um gesellschaftlichen Einfluss. Aber die Hausfrau – auch die NS-Hausfrau – sah sich nie ausschliesslich als Hüterin des häuslichen Herds oder gefügige Dienerin des Mannes. Die NS-Frauen hingen einer Vorstellung von Mütterlichkeit an, die auch soziales und patriotisches Engagement, Brauchtumpflege und die Arbeit in Hausfrauenorganisationen umfasste. Sie verachteten zwar die «Neue Frau» als den Inbegriff von Individualismus und Selbstsucht, aber an Energie und Ambitioniertheit sollte ihr die «Neue Mutter» nicht nachstehen. Die NS-Frauen, die sich durch die Wirtschaftskrise bedroht und desorientiert fühlten, hofften auf einen starken Staat als Verteidiger ihres Lebensraums und konnten sich nicht vorstellen, dass eben dieser Staat letztlich ihre Welt vereinnahmen und ihre Ziele pervertieren würde.

Die NS-Frauenführerinnen flohen vor der Freiheit in die Sicherheit des Gruppenzusammenhalts. Eine junge Frau schildert diesen Gemeinschaftsgeist, der ihr im Kontext der Weimarer Emanzipation als etwas so Revolutionäres erschien: *«Wir kämpfen an unserem Platz in treuer Verantwortung und Pflicht Tag für Tag um die seelische Heimat unseres Volkes. Wir helfen, die deutsche Jugend reif zu machen für das kommende Reich, das deutschehewusste, zielsichere Menschen braucht. [...] Wir treiben nicht die Politik von Frauenrechtlerinnen und Fanatikern für das Frauenstimmrecht. Wir machen keine Demonstrationen und Frauen-Kongresse, wir wollen nicht handelnd in die Tagespolitik eingreifen. Aber wir wollen nicht mit uns spie-*

*len lassen und müssen wissen, was um uns geschieht. Einer inneren Politik wollen wir offen sein. Wir haben eine unterbewusste sichere Stimme in uns [...]. Diese Stimme ist das Verantwortungsgefühl. [...] Wir wollen die neue Volksgemeinschaft mit auf rich ten [...]. Wir wollen Revolution, Umwälzung, Arbeit und Aufbau!»<sup>194</sup>*

Solche Worte, die die jungen Adressatinnen für die nationalsozialistische Sache begeistern sollten, evozierten ein rebellisches Selbstbewusstsein, das wenig mit den hergebrachten Vorstellungen von «weiblicher» Unterordnung und Gefügigkeit gemein hatten. Diese Kombination aus radikalem Gestus, dem Aufruf zu politischem Aktivismus und konservativen Auffassungen von den Aufgaben der Frau unterschied die Frauen in der nationalsozialistischen Bewegung von ihren Zeitgenossinnen.

Die Frauen, die sich in dieser Bewegung engagierten, verliehen ihrer Enttäuschung darüber zum Ausdruck, dass sie eine Emanzipation verfolgten, die sie nie angestrebt hatten. Für sie war die Weimarer Demokratie im besten Fall ein Notbehelf und im schlechtesten Fall eine Bedrohung. Als die ökonomische Entwicklung ihnen die materielle Grundlage ihres häuslichen Lebens nahm, wandten sich die traditionalistischen Frauen erbittert gegen das System, das sie freigesetzt hatte. Diese Frauen entwarfen eine alternative Vision von einem autoritären Staat und einer starken Familie, die zusammen alle rassistisch wertvollen Deutschen gegen Entfremdung, Armut und Chaos abschirmen würden.

## Die alten Kämpferinnen im neuen Staat

Im Nachhinein erweist sich die Weimarer Republik, die von den Nationalsozialistinnen selbst als Zeit des Niedergangs der kulturellen Werte, der Hemmungslosigkeit, der sexuellen Freizügigkeit, des Materialismus und des Chaos verteufelt wurde, als deren grosse Zeit. Der Liberalismus der zwanziger Jahre war für die «alten Kämpferinnen» nicht nur Zielscheibe ihrer Entrüstung, sondern auch Garant ihrer Organisations-, Rede- und Demonstrationsfreiheit. Die NSDAP liess ihnen, wenn auch unabsichtlich, zunächst ebenfalls grossen Spielraum. Unter dem Tarnmantel ihrer glühenden Treueide auf den Führer hatten sich die Parteifrauen eine eigene Ideologie zu rechtgezimmert, die auf die besonderen Bedürfnisse der Frauen ausgerichtet war. Zanders platter Bombast, Diehls präventöse Theorien, Gottschewskis Traum einer Kampfgemeinschaft der Frauen und Rogge-Börnerts Rassismus koexistierten nebeneinander und zogen verschiedene Kreise von Frauen an.

Jedoch hatte der zunehmende Erfolg der NSDAP für die Frauen durchaus seine Schattenseiten. Solange die Partei noch ein kleines Häuflein gewesen war, hatte ihr Aussenseitertum sie fest zusammengeschweisst. Als sich die Partei dagegen nach den Reichstagswahlen im Juli 1932 auf 13,8 Millionen Wählerinnen und Wähler, 850'000 Mitglieder und 400'000 SA-Leute stützen konnte, machte sich Chef-Organisator Strasser daran, die Partei von Grund auf neu zu strukturieren. Erstmals wurden die Aktivitäten der Frauen genauer unter die Lupe genommen. Mit dem politischen Erfolg hielten Konkurrenz und Spaltungstendenzen Einzug in Gruppierungen, die bis dahin durch eine weitgehend reibungsfreie Koexistenz unterschiedlicher Standpunkte geprägt gewesen waren.

In den «alten Zeiten» hatten die männlichen Parteigenossen die Unterstützung der Frauen angenommen, ohne sich die Mühe zu machen, deren Auslegung der nationalsozialistischen Lehre einer genaueren Prüfung zu unterziehen. Die Nichtbeachtung durch die Männer hatte ihnen eine Gedankenfreiheit beschert, die sie naiverweise für selbstverständlich gehalten hatten. Der Erfolg Zanders, Diehls, Gottschewskis, Rogge-Börners und anderer regionaler Frauenführerinnen liess den Nationalsozialistinnen die Illusion, starke Frauen würden sich gegenüber dem Parteiapparat durchsetzen können. Sie waren darauf eingestellt, vorerst ganz am Rande der Partei zu operieren, richteten ihre Hoffnungen allerdings auf den Sieg Hitlers und auf den Tag, da sich ihr informeller Einfluss in offizielle Macht verwandeln würde. Die nationalsozialistische Revolution würde sie bestimmt nicht wieder an den heimischen Herd entlassen, sondern ihnen im Gegenteil Zugang zu Machtpositionen in Politik und Verwaltung, Rassenforschung und -lehre, im Erziehungswesen und im sozialen Bereich eröffnen. So erklärte eine Publizistin, die Umwandlung der Gesellschaft durch die Nationalsozialisten werde durch die Verschmelzung matriarchaler Stärke und weiblicher Hingabe ein neues Frauengeschlecht hervorbringen, das *«hart gegen sich seiht, diszipliniert und tapfer ist, ohne die frauliche Güte, die mütterliche Selbstlosigkeit und die reinigende und erlösende Hoheit der Priesterin einzubüssen»*.<sup>1</sup> Die Parteifrauen rationalisierten diese Hoffnung, indem sie die Nazi-Doktrin ihren eigenen Wünschen entsprechend zurechtbogen. Hatte nicht Hitler selbst immer wieder die Zuverlässigkeit der Frauen gepriesen und den Männern (die er für intelligenter hielt) ihr geringeres Stehvermögen vorgehalten? Goebbels vermerkte in seinem Tagebuch, dass auch Hitler in neuer Weise über die Frauen zu denken begann. *«Der Führer entwickelt ganz neue Gedanken über unsere Stellung zur Frau. [...] Die Frau ist Geschlechts- und Arbeitsgenossin des Mannes. Sie ist das immer gewesen und wird das immer bleiben. Auch bei den heutigen wirtschaftlichen Verhältnissen muss sie das sein. Ehedem auf dem Felde, heute auf dem Büro. Der Mann ist Organisator des Lebens, die Frau seine Hilfe und sein Ausführungsorgan.»*<sup>2</sup>

Nichtsdestoweniger zeigte sich Hitler auf dem Nürnberger Parteitag von 1932 den Organisierungsbestrebungen seiner «Ausführungsorgane» wenig gewogen. Henriette von Schirach erinnerte sich: *«Hitler selbst wollte keine organisierten Frauen, keinen Bund deutscher Mädel, keine Frauenschaft.»*<sup>3</sup> Weil Hitler sich aber niemals öffentlich gegen die Organisierung der Frauen

aussprach, konnten seine Anhängerinnen ihre Selbsttäuschung aufrechterhalten: Um einen politischen Sieg zu erringen, bedurfte es des «männlichen Willens»; aber nur «weiblicher Glaube» wäre in der Lage, im aufgewühlten Kielwasser revolutionärer Gewalt die innere Harmonie wieder herzustellen. Sache der Männer war es, den Sieg zu erzwingen, Sache der Frauen, zu überzeugen.

Im Sommer 1932 sahen sich die Parteifrauen, was ihre organisatorische Einbindung anbelangte, in einer widersprüchlichen Situation. Einerseits hatte Strasser Zander zur Leiterin der *Nationalsozialistischen Frauenschaft* gemacht und Diehl das Kulturressort übertragen, andererseits aber war jede regionale Gruppe unmittelbar einem männlichen Gauleiter unterstellt. Zweimal trafen sich in jenem Jahr regionale Frauenführerinnen auf nationalen Kongressen, um sich über Differenzen auseinanderzusetzen und über Strategien auszutauschen. Im Sommer 1932 wurde auch die erste nationale Zeitschrift für Frauen, die *NS-Frauenwarte*, gegründet.<sup>4</sup> Die Parteimitglieder waren vom erstaunlichen Wahlerfolg der Nazis im Juli beflügelt und begannen, in Gruppierungen einzudringen, die bisher verächtlich auf sie herabgesehen hatten.

So unternahm die alte Kämpferin Hedwig Förster einen Vorstoss in Richtung bürgerliche Frauenbewegung. Im August 1932 berichtete sie dem Leiter für das Erziehungswesen Hans Schemm: *«Gleichzeitig möchte ich Ihnen mitteilen, dass eine mehrstündige Aussprache zwischen Gertrud Bäumer und mir letzten Freitag, 5.5.32, in Berlin stattgefunden hat. Gertrud Bäumer [...] steht dem Nationalsozialismus als solchem keineswegs ablehnend gegenüber. Sobald wir zu sachlicher Aufbauarbeit im Staate schreiten, würde sie sich jedenfalls mit innerlicher Anteilnahme zur Verfügung stellen. Und eine Frau wie Gertrud Bäumer mit ihrem grossen organisatorischen Talent, ihren Kenntnissen, und Verbindungen wird jedenfalls eine ungemein wertvolle Hilfskraft sein.»*<sup>5</sup>

Hedwig Förster glaubte, dass sie das Vertrauen Gertrud Bäumers besass und dass diese *«einen neuen und ganz starken Antrieb»* bekommen habe, *«sich mit dem Nationalsozialismus rein sachlich und auch noch wohlwollender als bisher auseinanderzusetzen.»* Sie fuhr fort: *«Gewinnt man Gertrud Bäumer noch innerlicher für den Nationalsozialismus, so hat man damit überhaupt die gesamte organisierte deutsche Frauenwelt zur Verfügung, was für jede sachliche Aufbauarbeit nicht nur wünschenswert sondern not-*

wendig ist. Durch Austausch von Büchern bleibe ich auch weiterhin mit ihr in rein persönlicher Fühlung.» Ausserdem wusste Hedwig Förster zu berichten, dass Bäumer in ihrer Zeitschrift *Die Frau* einen Artikel über den Nationalsozialismus veröffentlichen wollte. Dieser Brief kündigt bereits den Schwenk Bäumers und anderer Führerinnen der Frauenbewegung nach der Machtübernahme im Januar 1933 an.

Im Wahlkampf bemühte sich die speziell an Wählerinnen gerichtete Propaganda, die von konkurrierenden Parteien gegen die männlichen Nazis erhobenen Vorwürfe der Frauenfeindlichkeit zu entkräften. Liberale und nationalistische Nazi-Gegner hatten sich zu einer Front zusammengefunden und behaupteten, Hitler plane, die Frauen zu entrecchten und die Werk tätigen unter ihnen dem Hunger preiszugeben. Davon könne keine Rede sein, erklärte eine Wahlbroschüre der Nazis. Es gehe vielmehr darum, dass «*hunderttausende von Frauen und Mädchen, die heute notgedrungen beruflich tätig sein müssen, ihrer eigentlichen Bestimmung wieder zugeführt werden*».<sup>6</sup> Solche Erklärungen genügten jedoch nicht, um die vorhandene Skepsis zu zerstreuen. Die Frauenführerinnen merkten, dass sie überzeugendere Beweise für den guten Willen ihrer Partei brauchten. Eine Mitarbeiterin Zanders beschwerte sich bei Strasser über die Behandlung der Frauen durch politische Amtswalter. Sie kritisierte, dass «*die Aufgaben der Propaganda in grossem Masse vom Mann auf die Frau abgewälzt*» würden und die Parteipresse «*sich der Bedeutung der Frauenarbeit nicht bewusst*» sei. Sie schloss einen Vorschlag an, wie dem negativen Image bei den Frauen zu begegnen sei: «*Für den jetzigen Wahlkampf [...] ist es von Bedeutung, die Frauen für den Nationalsozialismus zu gewinnen. Es wäre wertvoll, den Kampf von der Entrechtung der Frau [...] zu entkräften. Es wurde der Gedanke geüssert, ein ausgezeichnete Weg hierfür sei, dass zu den bevorstehenden Gemeindewahlen auch die Frau auf die Liste der Gemeindeparlamente gesetzt wird.*» Es wurden jedoch keine nationalsozialistischen Kandidatinnen aufgestellt, und die Partei bekräftigte Anfang 1933 ihren diesbezüglichen Standpunkt: «*Frauen sind in die Wahlvorschläge nicht aufzunehmen. Es ist jedoch dafür zu sorgen, dass ihre Mitwirkung in den späterhin zu bildenden Wohlfahrts- und Jugendamtsausschüssen sowie in etwaigen Bürgerdeputationen, die auf erzieherischem und sozialem Gebiet tätig sind, gesichert ist. Der eigentliche politische Kampf ist Aufgabe des Mannes.*»<sup>7</sup>



Vom Herbst 1932 an lud Strasser Funktionärinnen aus Zanders *NS-Frauenschaft* zu Treffen mit männlichen Parteikadern, die für die Bereiche Gesundheits- und Erziehungswesen, Landwirtschaft, Arbeiterorganisationen und öffentlicher Dienst zuständig waren. Damit einhergehend erhielt die *NS-Frauenschaft* den Status eines Hauptamtes innerhalb der Parteistruktur, und es wurden darin neue Ressorts geschaffen, die deutlich den festen Vorsatz der Partei widerspiegeln, die Frauen aus dem politischen Bereich fernzuhalten und auf soziale Aufgaben zu verweisen. Die wichtigsten dieser Abteilungen waren: Wohlfahrt und Jugend, Hygiene und Beschäftigungsmassnahmen, Verbraucher- und Wirtschaftsfragen sowie Öffentlichkeitsarbeit und Schulung.<sup>8</sup> Diehl, die sich zur harmonischen Zusammenarbeit mit Zander verpflichtet hatte, behielt ihr Amt als Reichskultursachbearbeiterin.

Die verstärkte Beachtung änderte allerdings nichts an den Rivalitäten unter den Frauenführerinnen. Zu den chronischen Spannungen zwischen Gauleitern und nationalen Frauenführerinnen und den Konflikten zwischen Zander und Diehl kam nun noch der ständige Kampf, den Gottschewski und ihr *Bund deutscher Mädel* (BDM) gegen Baldur von Schirach, den Führer der *Hitlerjugend* (HJ), führten. Die *NS-Frauenschaft* erklärte, der Grundsatz der Geschlechtertrennung bedeute, dass die Mädchen zu ihrer Organisation gehörten und nicht zur HJ.<sup>9</sup> Käte Auerhahn, die neuernannte Mit-Herausgeberin der *NS-Frauenwarte*, erging sich in wiederholten Angriffen gegen Zander und Diehl. Zander verlor nach Strassers Austritt innerhalb der Partei rasch an Boden. Sie schadete sich ausserdem durch rebellische Äusserungen wie: «*Der heutige Mann imponiert uns nicht mehr!*» Da nützte es ihr wenig, wenn ihre einsichtigeren Mitstreiterinnen gelobten: «*Wir bleiben zurück. Im Geist aber begleiten wir unsere SA im frohen Bewusstsein [...] aufopferndem Dienst etwas erreicht zu haben.*»<sup>10</sup> Wachsende Mitgliederzahlen und die offizielle Anerkennung innerhalb der Partei spitzten die Konflikte zu und untergruben die Kampfmoral der Frauen.

Aussagen von Parteifrauen vom Herbst 1932 spiegeln die allgemeine Malaise innerhalb der Partei wieder. Zum ersten Mal seit Beginn der Wirtschaftskrise zeichnete sich ein schwacher ökonomischer Aufwärtstrend ab; zwischen Juli und November büssten die Nazis zwei Millionen Wählerstimmen ein. Das bedeutete 34 Abgeordnetensitze im Reichstag weniger.<sup>11</sup> Dieses Stocken und schliesslich das Stagnieren des scheinbar unaufhaltsamen

Siegeszuges der Nazis liess die Parteimitglieder fürchten (und ihre Gegner hoffen), dass Hitlers Stunde vorüber war, noch ehe er sie hatte nutzen können. Die *New York Times* schrieb: «*Es besteht nicht der geringste Zweifel, dass Hitlers Chance, ein zweiter Mussolini zu werden, vertan ist. Was immer die Zukunft für Hitler noch bereithalten mag: er wird nicht Diktator über Deutschland sein. Das, so wurde ihm klar zu verstehen gegeben, ist verboten.*»<sup>12</sup> Die Wähler liefen der Partei, die so viel versprach und so wenig einlöste, einfach davon. Sie waren ohnehin nie ein stabiler Block gewesen, und Beobachter meinten, dass der wirtschaftliche Aufschwung den Deutschen den Glauben an den demokratischen Prozess wiedergegeben und die radikale Minderheit unter ihnen ins kommunistische Lager getrieben hätte.<sup>13</sup>

Im Münchener Partei-Hauptquartier herrschte Hoffnungslosigkeit. Die Flutwelle der Popularität war gebrochen, die Parteikasse leer und Hitler in so schwere Depressionen verfallen, dass er mit Selbstmord drohte. Angesichts einer Anhängerschaft, die zu gross war für einen Staatsstreich und zu klein, um eine Mehrheit zu erringen, waren die Parteiführer gelähmt. Die thüringischen Wahlen im Dezember ergaben einen Popularitätsverlust von 40%, und Goebbels schrieb: «*Die Lage im Reich ist katastrophal.*»<sup>14</sup> Die Zwistigkeiten innerhalb der Partei unterminierten die Kampfmoral. Ausserdem verlor Hitler ebenfalls noch im Dezember seinen glänzenden Organisationsstrategen Strasser, der mit der rauflustigen, schwer kontrollierbaren SA nichts im Sinn hatte. Er warf Hitler vor, er habe es auf Gewalt angelegt, wolle Deutschland in einen Trümmerhaufen verwandeln und trat aus der Partei aus.<sup>15</sup> Goebbels gestand: «*Wir sind alle sehr deprimiert, vor allem im Hinblick darauf, dass nun die Gefahr besteht, dass die ganze Partei auseinanderfällt und alle unsere Arbeit umsonst getan ist.*»<sup>16</sup> Auf die vergangenen Monate zurückblickend, artikuliert er die Verzweiflung, die auch seine Parteigenossen überkommen hatte.

Den weiblichen Parteimitgliedern an der Basis erging es nicht besser. «*Der Winter 1932 war noch recht schwer für uns Frauen*», erinnerte sich Frau Huhn aus Berlin.<sup>17</sup> Eine andere Berliner Nationalsozialistin brachte die Gefühle vieler Tausende zum Ausdruck, als sie meinte, die Politik biete schlichtweg keine Lösung. Sie sei zu chaotisch geworden. «*Ein Kabinett jagte das andere, eine Wahl folgte der anderen. Ein Dutzend Reichskanzler haben wir in einem Zeitraum von 15 Jahren gehabt. Wir Nazis hatten herrliche Wahlerfolge. Doch dann kam einmal ein Rückgang [...]. Wir weinten*

und bangten um unseren Führer. Wir hätten ihm gerne einmal die Hand gedrückt, damit er nicht verzagte. Aber es war ja gar nicht nötig. Er blieb ja standhaft wie immer.»<sup>18</sup> Marlene Heder berichtet in ihrem Beitrag zum Abel-Wettbewerb ebenfalls von der schwankenden Stimmung jener Monate: «Der Winter 1932 brachte auf der ganzen Linie den Höhepunkt der Verzweiflung, Spannung und Hoffnung. Bald, bald musste doch auch wieder einmal gewählt werden, aber das Volk war es längst müde [...]. Die Spreu hatte sich vom Weizen geschieden, aber wir waren auch um mehrere Reichstagsitze gekommen. Ein gefundenes Fressen für unsere Gegner [...]. Durchhalten hiess die Parole [...].»<sup>19</sup> Sie schreibt weiter: «Unser Stimmungsbarometer wurde nachgerade wechselnd und launenhaft. Einmal freudige Hoffnung, zum andern Mal tiefste Niedergeschlagenheit [...]. Unsere Nerven waren zum Zerreißen.» Während die Nazi-Partei augenscheinlich dem Untergang zusteuerte, sah sich die Regierung mit einer neuen politischen Krise konfrontiert.

Dem unlängst von Hindenburg ernannten Kanzler, General von Schleicher, gelang es nicht, eine Regierung zu bilden, die von einer Reichstagsmehrheit getragen wurde. Das bedeutete, dass Hindenburg nach Artikel 48 quasi-diktatorische Machtbefugnisse beanspruchen konnte. Aber der greise Präsident hatte sich per Eid auf die Demokratie verpflichtet und sah, dass er ein Kabinett brauchte, das sich auf eine breitere politische Basis stützen konnte. Würde er sich bei der Ernennung seines nächsten Kanzlers zur demokratischen Linken oder zur radikalen Rechten hin orientieren? Nationalistischen Ratgebern folgend, fand sich Hindenburg Ende Januar bereit, Hitler (den er abwertend den «österreichischen Gefreiten» nannte)<sup>20</sup>, das Amt des Reichskanzlers und die Bildung eines vom Reichstag gestützten Kabinetts anzutragen. Die Aristokraten um Hindenburg verachteten Hitler als ungehobelten Parvenu und Spinner und hielten ihn für wesentlich ungefährlicher als einen Kommunisten oder Sozialisten. «Was wollen Sie denn!» wiegelte Ex-Kanzler Franz von Papen ab: «In zwei Monaten haben wir Hitler in die Ecke gedrückt, dass er quietscht.»<sup>21</sup> Im Herbst 1931 hatte General von Schleicher über Hitler gesagt, er sei «ein interessanter Mann mit überragender Rednergabe. In seinen Plänen versteigt er sich in höhere Regionen. Man muss ihn dann am Rockzipfel auf den Boden der Tatsachen herunterziehen.»<sup>22</sup> Unter den wenigen Rechten, die Hindenburgs Entscheidung kritisierten, war ein Mann, der den neuen Kanzler noch aus den Tagen des

Bürgerbräu-Putsches kannte: General Erich Ludendorff. Er nannte Hitler «*einen der grössten Demagogen aller Zeiten*» und prophezeite Hindenburg, dass «*[...] dieser unselige Mann unser Reich in den Abgrund stürzen und unsere Nation in unfassbares Elend bringen wird. Kommende Geschlechter werden Sie wegen dieser Handlung in ihrem Grabe verfluchen.*»<sup>23</sup> Die populäre liberale Romanschriftstellerin Vicki Baum erinnerte sich Jahre später, wie sie und ihre Freunde über diesen «*verrückten Hanswurst*» und «*Idioten*» gelacht hatten. Später wurde ihr klar, dass eben das, was sie für Hitlers Schwäche gehalten hatte, seine grösste Stärke war: «*Hitler, ein Kind des Volkes, wusste, was das Volk wollte und gab es ihm [...].*»<sup>24</sup> Das Image des harmlosen Hanswurst und Spinners machte Hitler erst recht gefährlich, da man ihn unterschätzte.

Monatelang hatte Hitler immer wieder damit angegeben, er werde das Kanzleramt nur annehmen, wenn seine Anhänger eine Mehrheit im Kabinett erhielten. Aber bis zum Januar 1933 war er doch so nervös geworden, dass er sich mit drei von neun Kabinettsitzen zufriedengab. Kein Wunder also, wenn die Konservativen über «*Hindenburgs Gefangenen*» witzelten. Allerdings benahm sich Hitler keineswegs wie irgendjemandes Gefangener: Er bewies im Gegenteil seine geradezu unheimliche Gabe, gerade dann aufzutrompfen, wenn alles glaubte, das Glück habe ihn verlassen. Zwar war Hitler lediglich zum Kanzler ernannt worden, aber die Partei triumphierte, als hätte er einen gewaltigen Sieg errungen. SS-Einheiten feierten seine Ernennung mit einem siebenstündigen Fackelzug durch das Brandenburger Tor. Überall in Deutschland veranstalteten die Nazis Aufmärsche, skandierten ihre Parolen. Selbst Nicht-Nazis waren von dem Spektakel fasziniert.<sup>25</sup> Melita Maschmann erinnert sich, wie beeindruckt sie als Fünfzehnjährige von einer solchen Parade war: «*Am Abend des 30. Januar nahmen meine Eltern uns Kinder [...] mit in das Stadtzentrum. Dort erlebten wir den Fackelzug, mit dem die Nationalsozialisten ihren Sieg feierten. Etwas Unheimliches ist mir von dieser Nacht her gegenwärtig geblieben. Das Hämmern der Schritte, die düstere Feierlichkeit roter und schwarzer Fahnen, zuckender Widerschein der Fackeln auf den Gesichtern und Lieder, deren Melodien aufpeitschend und sentimental zugleich klangen. Stundenlang marschierten die Kolonnen vorüber [...]. Irgendwann sprang plötzlich jemand aus der Marschkolonne und schlug auf einen Mann ein, der nur wenige Schritte von uns entfernt gestanden hatte. Vielleicht hatte er eine feindselige Bemerkung ge-*

*macht. Ich sah ihn mit blutüberströmtem Gesicht zu Boden fallen, und ich hörte ihn schreien. [...] Sein Bild verfolgte mich tagelang. In dem Grauen, das es mir einflösste, war eine winzige Zutat von berauschender Lust: ‚Für die Fahne wollen wir sterben‘, hatten die Fackelträger gesungen. Es ging um Leben und Tod. [...] Ich wollte aus meinem kindlichen, engen Leben heraus und wollte mich an etwas binden, das gross und wesentlich war.›<sup>26</sup>*

Renate Finckh, damals 12 Jahre alt, schilderte die Auswirkungen des Hitlerschen Triumphes auf ihre Familie. Ihre Eltern waren der Partei in den zwanziger Jahren beigetreten. *«Meine Eltern wollten an dieser neuen ‚Volksgemeinschaft‘ mitarbeiten. Sie waren sich einig darin. Und diese Einigkeit gab ihrer Ehe einen neuen Sinn.›*<sup>27</sup> Der elterliche Glaube an die Zukunft, die mit diesem Jahr 1933 angebrochen schien, färbte auch auf die Tochter ab. *«Der ‚Führer‘ musste ein wunderbarer Mann sein, dass er meine Eltern so froh machen konnte. Nach der Machtergreifung verwandelte sich das Gefühl der Hoffnung bei meinen Eltern in Triumph: Sie hatten recht behalten, nun würde alles gut werden.›*

Eine Reihe von Nationalsozialistinnen, die vor 1933 für die NSDAP im Wahlkampf aktiv gewesen waren, schildern ihre Ekstase anlässlich der Machtübernahme in einer Sprache, die stark an Hitlers eigene pathetische Reden erinnert. So schreibt das Alt-Parteimitglied Margarethe Schrimppf in ihrem Beitrag zum Abel-Wettbewerb, wie sie nach dem *«langen, schweren und blutigen Kampf»* endlich hatte jubeln können. Sie glaubte, wie Millionen anderer Nazis, dass ihre Bewegung den Sieg durch ihren harten Kampf verdient hatte.<sup>28</sup>

Rütha Eiden beschreibt den Tag der Machtübernahme als *«eine Hochzeit höchster Begeisterung, die das ganze Volk erfasst hatte. Wir weinten vor Glück und heisser Freude und konnten es kaum glauben, dass der geliebte Führer an der Spitze des Reiches stand und dass das Dritte Reich Tatsache war. [...] Es lag eine magnetische Kraft über allem, die auch jene mitreissen musste, die innerlich noch Widerstand leisteten. Das Ergebnis der Volksbefragung des Führers zeigte, dass ein neuer Lebenswille deutsches Geschick bestimmen wird und ein Widersetzen sinnlos ist. Es war für uns ein unsagbar wonnesames Hochgefühl als zum ersten Mal unsere verpönte und geschmähte Fahne von allen öffentlichen Gebäuden wehte. Erwachte deutsche Arbeiter verbrannten am 21. März ihre roten Fahnen öffentlich auf den Marktplätzen.›*<sup>29</sup>

Für Marlene Heder, die sich ebenfalls für den Abel-Wettbewerb über je-

ne grosse Stunde äusserte, hielt «*ein neuer Frühling*» Einzug, den sie jubelnd begrüsstete. «*Wir [...] sind froh und stolz, mit unserem kleinen Können am grossen Werk des grössten Deutschen mitgeholfen zu haben. Und nun geht es weiter, denn der schwerste Kampf ist noch zu bestehen.*»<sup>30</sup> Helene Radtke beschreibt sowohl Erschöpfung als auch Erleichterung: «*Es war für mich ein grosses Erlebnis, da nun der lang ersehnte Sieg seinen Einzug hielt. Meine Hakenkreuzfahne wurde dann an Stelle der Drei-Pfeilchenfahne auf gezogen [...]. Der Kampf mit all seiner Tragik war nun beendet. Doch die Erinnerung wird in mir weiterleben in dem Bewusstsein, meine Pflicht dem Vaterlande gegenüber getan zu haben.*»<sup>31</sup>

Luise Solmitz erinnert sich, wie sie den Sieg in Hamburg erlebte. Um zehn Uhr nachts veranstalteten SA-Leute gemeinsam mit den in Grauhemden gekleideten Veteranen des *Stahlhelm* einen Aufmarsch: «*Es wurde 22 Uhr, ehe die ersten Fackeln kamen, und dann folgten sich, wie Wellen im Meer, an die 20'000 Braunhemden, begeistert leuchteten die Gesichter im Fackelschein. [...] Sie sangen ‚Die Republik ist Schiet‘ [...] Wir waren wie berauscht vor Begeisterung, geblendet vom Licht der Fackeln gerade vor unseren Gesichtern und immer in ihrem Dunst, wie in einer süssen Wolke von Weihrauch. Und vor uns Männer, Männer, Männer, braun, bunt, grau, braun, eine Flut von einer Stunde und 20 Minuten. [...] Was für Augenblicke!!*»<sup>32</sup>

Warum alarmierten diese Demonstrationen rückhaltloser Begeisterung für eine gewaltorientierte Bewegung die Nicht-Nazis damals nicht in stärkerem Mass? Die vorwiegend marxistisch orientierten Gewerkschaften waren mit ihren über fünf Millionen Mitgliedern zahlenmässig fast fünfmal so stark wie die NSDAP. Den (vorwiegend katholischen) christlichen Gewerkschaften, die das Hitlerkabinett im Februar scharf angriff, gehörten mehr als 600'000 Arbeiter an. Die Liberalen bewunderten den Elan der Nazis und teilten ihren Anti-Sozialismus. Ausserdem beruhigten sie sich damit, dass der neue Kanzler ja nur drei Kabinettposten mit Parteigenossen besetzen konnte. Auf den ersten Blick schien ihr Kalkül logisch. Die Streitkräfte unterstanden dem Befehl des greisen Nationalhelden Hindenburg, der geschworen hatte, die Republik zu verteidigen. Aber alle diese rationalen Überlegungen unterschätzten Hitlers Entschlossenheit: «*Etwas habe ich meinem Gegenspieler voraus: Der Reichspräsident ist 85 Jahre alt, und ich bin 43 und fühle mich kerngesund. Ich habe auch die Überzeugung und das sichere Gefühl, dass mir nichts zustossen kann, weil ich weiss, dass ich von*

*der Vorsehung zur Erfüllung meiner Aufgabe bestimmt bin. Mein Wille ist zäh, unbändig und unerschütterlich.»*<sup>33</sup> Die Gegner Hitlers im eigenen Land versäumten es, ebenso wie Ende der dreissiger Jahre die Grossmächte mit ihrer Appeasement-Politik, eine entschlossene Front gegen die Bedrohung zu bilden, da sie Hitlers langfristige Absichten verkannten. Sie glaubten immer noch daran, dass Hitler bei der nächsten Wahl wieder von der Bildfläche verschwinden würde. Hitlers Entscheidung, seine Revolution unter dem Mäntelchen der «Legalität» voranzutreiben, erleichterte es den Deutschen, an ihrem Glauben an Recht und Ordnung festzuhalten.

Selbst ausländischen Journalist/\*inn/en schien Hitler ein Scharlatan zu sein. Die amerikanische Autorin Dorothy Thompson schrieb: *«Ein kleiner Mann hat sich in Deutschland emporgeschwungen. Er besitzt keine nennenswerten Waffen. Ein paar Pistolen, manche davon mit Wasser oder Knallkapselchen geladen, ein paar Gewehre, ein paar Schlagringe.»* Die Vorstellung, er könnte zum Kanzler ernannt werden, entlockte ihr nur Spott: *«Oh Dolf! Adolf! Da wird dich das Glück verlassen.»*<sup>34</sup> Ein Reporter der *New York Times* beruhigte seine Leser, Hitler werde seine nationalistischen Versprechungen einlösen, indem er *«nach dem Vorbild Mahatma Gandhis [...] 60 Millionen Deutsche ihre Lenden mit handgewebtem Tuch gürten»* heissen würde, um sie in die *«totale Autarkie»* zu führen.<sup>35</sup>

Dass sowohl die Deutschen als auch die ausländischen Beobachter so kurzsichtig waren, lässt sich nur darauf zurückführen, dass Hitler es so brillant verstand, sich als die einzige Kraft darzustellen, die die kommunistische Gefahr abzuwenden vermochte. Im Februar 1933 warnte er (wie ja auch 1938 in München) davor, dass eine kraftlose Demokratie nicht in der Lage wäre, der Flutwelle des Weltkommunismus Einhalt zu gebieten. Wäre er nicht Kanzler geworden, so erklärte er nur 48 Stunden nach seiner Ernennung, würde die Revolution in Kürze ganz Europa überrollt haben: *«14 Jahre Marxismus haben Deutschland ruiniert. Ein Jahr Bolschewismus würde Deutschland vernichten. Die heute reichsten und schönsten Kulturgebiete der Welt würden in ein Chaos und Trümmerfeld verwandelt. Selbst das Leid der letzten anderthalb Jahrzehnte könnte nicht verglichen werden mit dem Jammer eines Europas, in dessen Herzen die rote Fahne der Vernichtung aufgezo-gen würde.»*<sup>36</sup> Bei all dieser vehementen antikommunistischen Rhetorik unternahm er in den ersten Wochen seiner Amtszeit keine konkreten Schritte gegen seine Feinde. Was hinter dieser zeitweiligen Waf-

fenruhe steckte, erläutert Goebbels in einem Tagebucheintrag vom 31. Januar 1933: *«Vorläufig wollen wir von direkten Gegenmassnahmen absehen. Der bolschewistische Revolutionsversuch muss erst einmal aufflammen. Im geeigneten Moment werden wir dann zuschlagen.»*<sup>37</sup>

Der «Wolf» ging vorsichtig vor, während er darauf sann, das «Schaf» zu reissen. Dann flammte jedoch die schwelende Drohung des Aufruhrs plötzlich auf, als in der Nacht zum 27. Februar der Reichstag brannte. Der grosse Hypnotiseur Hitler nutzte den Vorfall, um das Augenmerk der Deutschen vom Terror der Nazis abzulenken, indem er die Kommunisten der versuchten Revolution bezichtigte. *«Jetzt habe ich sie!»* frohlockte er.<sup>38</sup> Ein Mitstreiter schildert Hitlers Reaktion: *«Hitler wandte sich zu der Versammlung. Nun sah ich, dass sein Gesicht flammend rot war vor Erregung und von der Hitze, die sich in der Kuppel sammelte. Als ob er bersten wollte, schrie er in so unbeherrschter Weise, wie ich es bisher nicht an ihm erlebt hatte: ‚Es gibt jetzt kein Erbarmen; wer sich uns in den Weg stellt, wird nieder gemacht. Das deutsche Volk wird für Milde kein Verständnis haben. Jeder kommunistische Funktionär wird erschossen, wo er angetroffen wird. [...] Auch gegen Sozialdemokraten und Reichsbanner gibt es jetzt keine Schonung mehr[...].’*

*Diese Untermenschen ahnen ja gar nicht, wie das Volk auf unserer Seite steht! In ihren Mauselöchern, aus denen sie jetzt herauskommen wollen, hören sie ja nichts von dem Jauchzen der Massen.»*<sup>39</sup>

Hitlers Anhänger setzten die aufgeheizte Stimmung in Handeln um. Polizeichef Göring ernannte 4'000 SA-Leute zu Berliner Polizisten und ordnete ihnen 22'000 ehemalige SA-Angehörige als Hilfstruppe bei. Er entfesselte eine massive Hetzjagd auf alle Verdächtigen und erklärte: *«Jede Kugel, [...] die jetzt aus dem Lauf einer Polizeipistole geht, ist meine Kugel. Wenn man das Mord nennt, dann habe ich gemordet, das alles habe ich befohlen, ich decke das.»*<sup>40</sup>

Am Morgen nach dem Reichstagsbrand eilte Hitler mit einer Notstandsverordnung zu Hindenburg, die sämtliche von der Verfassung garantierten Schutzrechte für alle Deutschen aufheben sollte. Hindenburg unterzeichnete. Dieser Erlass, der den euphemistischen Namen *«Verordnung gegen Verrat am deutschen Volk und hochverräterische Umtriebe»* trug und alle Bürgerrechte ausser Kraft setzte, blieb faktisch bis zum Juni 1945 in Kraft.<sup>41</sup> Als nächsten Schritt finanzierte Hitler mit Staatsmitteln eine massive Wahl-



kampfkampagne, die bei den im März anstehenden Reichstagswahlen einen Erdbeben zugunsten der Nationalsozialisten herbeiführen sollte. Die Deutschen wurden aufgefordert, mit «*harten Hammerschlägen*» den Marxismus zu bekämpfen. Hitler erklärte in einem Appell an das deutsche Volk, der im Radio übertragen wurde: «*Trage Dein Haupt jetzt wieder hoch und stolz! Nun bist Du nicht mehr versklavt und unfrei, Du bist nun wieder frei [...] durch Gottes gnädige Hilfe.*»<sup>42</sup> Er rief die Deutschen auf, ihre individuellen Freiheiten zu opfern und sich für die Befreiung des Volkes aus der Knechtschaft der Siegermächte des Ersten Weltkriegs einzusetzen.

Der Wahlkampf der Nazis, der von polizeilichen Einschüchterungsmassnahmen begleitet wurde, erstreckte sich über Wochen. Den Wählern wurde nicht verschwiegen, was sie in einer nationalsozialistischen Gesellschaft erwartete. Auch die Frauen konnten keinen Zweifel mehr haben, wie ihre Zukunft aussehen würde. Die Rhetorik von der Gleichheit zwischen Männern und Frauen «im Opfer» liess klar erkennen, dass dies die einzige Form von Gleichheit war, auf die die Frauen hoffen konnten. «*Auf unseren Listen kandidieren [...] auch diesmal ausschliesslich Männer, weil die Tausende von Frauen, die in unseren Reihen in vollster staatsbürgerlicher Gleichberechtigung aktiv mitarbeiten, von jeher und entschieden für die etwas zweifelhafte Ehre dankten, sich ‚in die Drecklinie‘ des politischen Kampfes in den Parlamenten zu begeben. Im Übrigen erkennen wir natürlich die Frau als vollkommen gleichberechtigte Gefährtin des Mannes im politischen Leben unbedingt an [...].*»<sup>43</sup> Bei aller Augenwischerei war für die Frauen klar herauszuhören, dass sie zwar gleichberechtigt an sämtlichen Pflichten teilhaben durften, ohne jedoch in den Genuss der Privilegien zu kommen. Trotzdem gelang es den NS-Frauen auch weiterhin, die Bedrohung mit einem Schulterzucken abzutun.

Die Wahlergebnisse schockierten die Parteiführung. Obwohl die SA und Görings Polizeikräfte linke und katholische Gegner terrorisierten, ihre Presseorgane zerschlugen, ihre Versammlungen für illegal erklärten und ihre Parteikassen beschlagnahmten, errang die NSDAP nicht einmal die Hälfte der Stimmen. Tatsächlich stieg der prozentuale Anteil der Stimmen gegenüber dem Juli 1932 (39%) lediglich um 7%.<sup>44</sup> Die Mehrheit der deutschen Wähler/\*innen lehnte Hitler auch nach der Ernennung zum Kanzler noch immer ab. Es war jetzt Sache des Reichstags, Hitler Einhalt zu gebieten.

Wenn Hitler weiter die Fassade der Legalität wahren wollte, benötigte er

die Zweidrittelmehrheit im Reichstag, um die Verfassung ausser Kraft zu setzen. Er konnte zwar auf die Unterstützung der 52 nationalsozialistischen Abgeordneten rechnen, musste seine parlamentarische Basis dennoch verbreitern. Die *Zentrumspartei* besass entscheidende 73 Sitze. Nach langem Überlegen und Verhandeln schloss der Parteivorsitzende, Monsignore Ludwig Kaas, seine Fraktion dem Lager der Nazis an. Weitere kleinere konservative Parteien und Teile der Demokraten folgten. Nur Otto Wels, der Führer der Sozialdemokraten, wagte es, bei der Reichstagssitzung, die Hitler für vier Jahre diktatorische Vollmachten übertragen sollte, offen zu opponieren. Wels schwor, die deutsche Ehre zu verteidigen und sich einer Nazi-Diktatur entgegenzustellen. Hitler bestieg das Rednerpodium und schrie: *«Sie scheinen ganz vergessen zu haben, dass man uns jahrelang die Hemden herunterriss, weil Ihnen die Farbe nicht passte. [...] Sie sagen [...], dass die Sozialdemokratie auch von uns nicht weggedacht werden kann, weil sie die erste gewesen sei, die diese Plätze hier freigemacht hätte für das Volk, für die arbeitenden Menschen und nicht für Barone oder Grafen. [...] Warum haben Sie über diese Ihre Gesinnung nicht beizeiten Ihren Freund Grzesinski [sozialdemokratischer Berliner Polizeipräsident], warum nicht Ihre anderen Freunde Braun und Severing belehrt, die jahrelang mir vorwarfen, ich sei doch nur ein Anstreichergeselle! [...] Und endlich hat man mir sogar gedroht, mich mit der Hundepeitsche aus Deutschland hinauszutreiben! [...] Sie meinen, dass ihr Stern wieder aufgehen könnte! Meine Herren, der Stern Deutschland wird aufgehen und Ihrer wird sinken. [...] Was im Völkerleben morsch und alt und gebrechlich wird, das vergeht und kommt nicht wieder. [...] Deutschland soll frei werden, aber nicht durch Sie!»*<sup>45</sup>

Der Volksempfänger trug die Auseinandersetzung zwischen Wels und Hitler in Millionen deutsche Wohnstuben. Die Zuhörer vernahmen die frenetischen Hochrufe der Abgeordneten und die Dankbarkeitsbekundungen der Nationalisten und Hugenbergs an Hitler *«[...] für das eindrucksvolle und erfolgreiche Auftreten im Reichstag, vor allem für die glänzende Abfertigung des Marxistenführers Wels»*.<sup>46</sup> Als zur Abstimmung aufgerufen wurde, taten die Abgeordneten, was ihre Basis verweigert hatte: Über zwei Drittel (441) stimmten dafür, Hitler für vier Jahre diktatorische Vollmachten einzuräumen. Da die gesamte kommunistische Fraktion festgenommen oder inhaftiert war und auch 26 führende Sozialdemokraten im Gefängnis sassen, waren von der Linken nur noch Reste der SPD-Fraktion bei der Reichstags-

sitzung anwesend. Sie standen allein mit ihrem Widerstand gegen das Ermächtigungsgesetz, das offiziell «*Gesetz zur Behebung der Not von Volk und Reich*» genannt wurde.

Für Millionen Nazi-Gegner hatte damit die Not begonnen.

Am 31. März 1933 wurden alle Organisationen in Deutschland verpflichtet, sich der Gleichschaltung oder Nazifizierung zu unterziehen, was praktisch den Ausschluss aller jüdischen Mitglieder und die Unterordnung unter die Kontrolle der Partei bedeutete. Binnen weniger Monate waren die meisten nicht-nazistischen Organisationen verboten und viele nicht-kollaborationsbereite Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens inhaftiert oder geflüchtet. «Volksgefährdendes» Schrifttum wurde verbrannt, die gesamte Presse einer strikten Zensur unterworfen. Hitler machte sich nicht die Mühe, die Weimarer Verfassung abzuschaffen: Der Aufwand dünkte ihn überflüssig. Wieder sollte man meinen, dass die ausländische Presse sich hätte alarmiert zeigen müssen. Zwei Tage nach Hitlers Ernennung nannte ihn *Le Temps* «*nichts weiter als einen Agitator*», von dem nicht zu erwarten stünde, dass er je «*ein grosser Politiker wie Mussolini*» würde.<sup>47</sup> Die *London Times* meinte vorsichtig: «*Er verdient eine Chance, zu zeigen, dass er mehr ist als nur ein Redner und Agitator.*»<sup>48</sup> In den folgenden Wochen berichteten beide Zeitungen auf den hinteren Seiten von Verhaftungen, illegalen Hausdurchsuchungen, Folterungen und von der steigenden Zahl politischer Morde. Aus den Schlagzeilen und Artikeln auf den Vorderseiten sprach jedoch zunehmend ein neuer Tenor. Je schärfer die Repression wurde, desto mehr verschob sich die Bewertung von «*unerträglich im Rahmen einer verfassungsmässig garantierten Demokratie*» hin zu «*diszipliniert und kontrolliert vor dem Hintergrund einer revolutionären Diktatur*». In dem Masse, wie die SA nicht mehr als Schlägerbande, sondern als Revolutionsarmee betrachtet wurde, ist sie eher akzeptiert worden.

Vor dem März 1933 war Hitler von der ausländischen Presse als «*Emporkömmling*» und «*Demagoge*» scharf kritisiert worden. Ab jenem Zeitpunkt wurde er jedoch von Journalisten und Staatsmännern gleichermassen mit einer neuen Elle gemessen. Die *London Times* verkündete, die «*Nazi-Dampfwalze*» habe jede Opposition zerschlagen und hinter sich «*nichts als braune Einförmigkeit*» zurückgelassen. Aber statt die Gewalt zu verurteilen, mit der die populäre «*Dampfwalze*» vorging, bewunderten die Reporter die Ordnung, die sie schuf. «*Niemand kann erwarten, dass eine Revolution mit*

*Rosenwasser gemacht wird.»*<sup>49</sup> Und auch *Le Temps*, der bis zum Januar 1933 jeden SA-Übergriff angeprangert hatte, änderte jetzt seinen Ton. Hitler wurde zu einem gemäßigten, in ungewöhnlichem Mass der Demokratie verpflichteten Führer – allein, weil er zugelassen hatte, dass die Märzahlen überhaupt stattfanden. *«Keine Diktatur in der Geschichte hat je ein solches Ereignis erlebt.»*<sup>50</sup> Als rüpelhafter Parvenu war Hitler von der ausländischen Presse wegen seiner Brutalität angegriffen worden, als revolutionärer Diktator wurde er für seine gemässigte Haltung gelobt.

*«Alles in allem ist dieses Geschehen, das wohl als gleichbedeutend mit einer Revolution zu werten ist, [...] mit bemerkenswert wenigen unerfreulichen Zwischenfällen über die Bühne gegangen. Es muss zugegeben werden, dass eine absolute, eiserne Kontrolle über jeden einzelnen Teil einer so breiten Bewegung nicht möglich ist, vor allem nicht angesichts der Verfolgungen, denen die Nazis in ihren Zeiten als Opposition ausgesetzt waren, und der Parteipropaganda, die [...] labile Gemüter zu glühendem Hass aufgestachelt hat. [...] Man muss dieser Bewegung dazu gratulieren, dass sie eine Disziplin aufrechterhalten hat, die es zuließ, dass die Wahlen und andere spannungsgeladene Momente ohne massivere Ausbrüche von Gewalt vorübergehen konnten.»*<sup>51</sup> Nach und nach versiegten die Meldungen, in denen von Repressalien die Rede war. *«Das Alltagsleben der Durchschnittsbürger»,* so berichtete die *London Times*, *«verläuft recht normal[...]Einheimische und Besucher merken wenig bis nichts von den Gewaltausbrüchen. Es wird ihnen nichts getan und sie erleiden auch keine Unannehmlichkeiten [...].»*<sup>52</sup>

Touristen, die im Frühjahr 1933 Deutschland bereisten, berichteten ausnahmslos von den erstaunlichen Veränderungen, die das NS-Regime bewirkt hatte. Berlin, das in den zwanziger Jahren die Avantgarde Europas beherbergt hatte, präsentierte sich nach dem März 1933 als Hochburg von Tradition und Ordnung. Ein schwedischer Geschäftsmann und Autor, der häufig in Deutschland gewesen war, erinnerte sich, dass die Reichshauptstadt in alten Zeiten *«so mit Pornographie in Wort und Bild überschwemmt»* gewesen war, dass man den Eindruck hatte gewinnen können, *«die Deutschen beschäftige nichts anderes als das Sexualleben und insbesondere seine abartigen Formen»*. Im «neuen» Berlin von 1933 drängte sich jedoch ein ganz anderer Eindruck auf; *«Der eiserne Besen hat gründliche Arbeit geleistet. [...] Man hat jetzt das positive Gefühl, dass Anstand und guter Ge-*

*schmack gesiegt haben.»* Wie durch ein Wunder sah man nichts mehr von all dem *«Ungesunden, Gemeinen und Perversen.»*<sup>53</sup>

Hitler funktionierte den Ersten Mai zu einem Frühlingsfest um und machte ihn zum bezahlten Feiertag. Die Jahre zuvor hatten die Demonstranten, sofern dieser Kampftag nicht gerade auf einen Sonntag fiel, Repressalien riskiert und einen Tageslohn verloren. Während die Gestapo die Arbeiterführer verhaftete, inszenierte Hitler eine Feier zu Ehren der arbeitenden Bevölkerung. Die leichtgläubigen ausländischen Journalisten sassen dieser Farce auf. So berichtete etwa der Korrespondent der *London Times*: *«Statt einer eher mageren Demonstration»* wie in der Vergangenheit habe es auf den Rollbahnen des Flughafens Tempelhof eine *«gewaltige Versammlung»* von einer Million Arbeitern gegeben, die *«in dem sicheren Wissen erschienen, dass ihnen ein bezahlter Urlaubstag zuerkannt würde.»*

*«Riesige Marschkolonnen von Arbeitern zogen auf, noch die grauesten Strassen verwandelten sich in farbenfrohe Täler»,* geschmückt mit Tannenzweigen, *«Frühjahrsgrün und einem Wald von Fahnen»*. Am wolkenlosen Himmel schwebte ein Zeppelin, während Flugzeuge über die Köpfe flogen und *«das Dröhnen der Motoren»* durch die ganze Stadt hallte. Die Berliner, so meinte der Korrespondent, hätten *«Gefallen an den Fahnen, dem geschäftigen Treiben, dem Lärm, der die Luft erfüllte, den Uniformen, Kapellen und Zuschauermassen.»* Die Menschen waren Zeugen, wie der Führer ihnen die Einheit von *«Geist, Seele und Faust»*, von *«Arbeiter, Bauer und Bürger»* verhiess.<sup>54</sup>

Auch Hitler selbst schien erstaunt, wie leicht es schliesslich gewesen war. Anfang Juli erklärte er vor einer Versammlung in Westfalen: *«Man hätte nie einen so kläglichen Zusammenbruch für möglich gehalten.»*<sup>55</sup> Jahrelang hatten seine Anhänger im politischen Tauziehen alle ihre Kräfte aufgeboden. Dann hatte die andere Seite auf einmal ihr Seilende losgelassen. Der Sieg überrumpelte die Nazis. Zwar hatte Strasser die Partei wie einen Staat im Staate organisiert, mit Ministern, Amtsbereichen und speziellen Zuständigkeiten. Aber wie sollte sie faktisch die Verwaltung einer ganzen Nation übernehmen? Die Wirtschaftskrise hielt noch immer an, die Arbeitslosenquote lag weiterhin bei etwa 30%, die Menschen wollten Taten sehen. Hitler hatte seine Parolen und Versprechungen auf den Gewinn von Wählerstimmen zugeschnitten und sich keine Gedanken über die praktische Realisierung gemacht. Es gab nach wie vor eine massive Rundfunk- und Plakatpropaganda, die sich um die beiden Zielgruppen der rassistischen Erneuerung,

die Frauen und die Juden, drehte; konkrete politische Massnahmen zeichnen sich nicht ab.

Während Hitler im innenpolitischen Bereich suchend herumtastete, lenkte er das Augenmerk der Öffentlichkeit auf aussenpolitische Erfolge. Zum Erstaunen seiner Feinde wie seiner Anhänger pflegte er plötzlich ein neues Image: das des Versöhnungsstifters. In den «alten Zeiten» vor 1933 hatten die Nazis grosse Reden darüber geschwungen, dass es gelte, Deutschland wieder aufzuзüsten und «den Versailler Vertrag in Stücke zu reissen». Die Rhetorik des Kanzlers Hitler nahm jetzt einen anderen Tenor an. In einer Rede, die William Shirer als «eine der grössten [...] seiner gesamten Laufbahn» bezeichnete, rief er zur internationalen Abrüstung auf. Er schwor: «Deutschland ist ohne Weiteres bereit, auf Angriffswaffen überhaupt Verzicht zu leisten, wenn [...] die gerüsteten Nationen ihrerseits diese Angriffswaffen vernichten.» Ein Krieg, so erklärte er, sei «heller Wahnsinn», da er zum «Zusammenbruch der heutigen Gesellschaftsordnung» führen würde. Die Welt war entzückt, berichtete Shirer. In London, Washington und selbst Paris forderten konservative und sozialistische Zeitungen, dass man Hitler eine Chance geben und ihn «beim Wort nehmen» müsse. Wie erleichternd war es doch, aus Hitlers Mund zu vernehmen: «[...] Deutschland denkt nicht an einen Angriff, sondern an seine Sicherheit.»<sup>56</sup>

Während Hitlers Berater noch dabei waren, ein wirtschaftspolitisches Konzept auf die Beine zu stellen, sicherten sie sich die Unterstützung der Frauen, indem sie sich, was die Frauenfrage anbelangte, als Ehrenmänner gaben. Kein massgebliches Parteimitglied deutete auch nur an, dass man plante, den Frauen die ihnen von der Weimarer Verfassung zugebilligten Rechte zu nehmen. Stattdessen trat Hitler für die traditionellen Familienwerte ein, was seinem Bemühen um bürgerliches Ansehen und seinem Image als starker Mann und Friedensstifter überaus dienlich war. In der Nazi-Propaganda wurden «die Frau» und «die Mutter» mit respektvollen Lobreden bedacht, und die altgedienten Nationalsozialistinnen glaubten, dass nun der Zeitpunkt da sei, da ihnen eine entscheidende und geachtete Rolle im neuen Staat zuerkannt werden würde. Eine dieser Frauen erinnert sich in ihrem Beitrag für den Abel-Wettbewerb: «Der äussere Kampf der Bewegung war beendet, wir sind hineingestellt in einen neuen Kampf – um die Erringung des deutschen Menschen, das Erwecken der Charakterwerte und die Wiederherstellung der deutschen Ehre. Wir wollen vor allem der Jugend

*die Weltanschauung geben, die zutiefst im deutschen Wesen liegt, [...] dass alle politische Kraft wächst aus dem Wissen um die Grösse unseres Volkes.»<sup>57</sup>*

Davon ausgehend, dass sich der Kampf von der Strasse in die Herzen und Seelen verlagert hatte, rüsteten sich die Nationalsozialistinnen dafür, eine Revolution im Bewusstsein der Menschen in Gang zu setzen, die bis in die privatesten Bereiche des Lebens aller Deutschen hineinreichen sollte. Trotz ihrer breitgefächerten politischen Ansichten waren sich die Frauenführerinnen doch in zwei zentralen Erwartungen einig: dass sie ihre Macht durch den Ausbau einer eigenen weiblichen Sphäre innerhalb der nationalsozialistischen Gesellschaft würden stärken können und dass sie dabei mit heftiger Opposition seitens der Frauenrechtsbewegung und der religiösen Frauenorganisationen konfrontiert sein würden. Anders als die sozialdemokratischen, kommunistischen, pazifistischen und radikal-feministischen Gruppierungen waren die bürgerlichen Frauenorganisationen nicht verboten worden; sie erhielten die Chance, mit der neuen Regierung zu kooperieren. Nach dem Januar-Sieg rechneten die nationalsozialistischen Frauenführerinnen mit einer starken Rückendeckung durch ein mächtiges Regime. Sie gingen nicht mehr davon aus, dass sie ein Mitspracherecht in den offiziellen politischen Institutionen erhielten, waren aber nicht willens, sich an den heimischen Herd zurückzuschicken zu lassen. Viele «alte Kämpferinnen» sahen in den Jahren nach diesem Sieg einen ganz neuen Beginn für den Beitrag der Frauen für die Bewegung: *«Wenn wir aber glaubten, nach dem 30. Januar 1933 würde unsere Hilfe nicht mehr gebraucht werden, so war das ein grosser Irrtum. Denn nach wie vor trabe ich treppauf, treppab, jetzt für die N.S.-Volkswohlfahrt, die geradezu unersättlich ist im Nehmen und durch diese Unersättlichkeit vielen, vielen armen Volksgenossen im Sinne unseres Führers helfen kann. Wenn alle Volksgenossen sich des Wortes unseres Führers (Gemeinwohl geht vor Eigennutz) bewusst wären, dann könnten noch viele, viele geben.»<sup>58</sup>* In einer offiziellen Parteizeitschrift forderte Marie Baltzer eine *«organisierte Mütterlichkeit»*, die beinhaltete, dass die Frauen ihre körperliche Gesundheit stärken und ihre hausfraulichen Fähigkeiten entwickeln sollten, um die edelste Tradition der Frauenbewegung fortzuführen.<sup>59</sup>

Schon vor seiner Ernennung zum Kanzler hatte Hitler seine engsten Vertrauten sorgfältig auf den Tag vorbereitet, an dem sie ein Ministeramt übernehmen würden. Beobachter berichteten immer wie der, dass die Partei eher

wie ein «Schattenstaat» aufgebaut war denn wie eine politische Organisation. Hitler hatte sich über die Organisierung der weiblichen Hälfte der Gesellschaft bislang keine Gedanken gemacht, obgleich seine rassenpolitischen Vorstellungen nur mit Unterstützung der Frauen umsetzbar waren und seine Pläne, was die ideologische Erziehung aller Kinder anbelangte, mit der Kooperation der Mütter standen und fielen. Dagegen hatten sich die Frauenführerinnen der Jahre vor 1933 viele Gedanken darüber gemacht, wie sie ihre Frauenwelt strukturieren wollten. Auch wenn sie in vielen zentralen Punkten uneins waren, stimmten sie doch darin überein, dass die Nationalsozialistinnen die führende Rolle bei der Revolutionierung des privaten Bereichs spielen sollten. Die weibliche Avantgarde der Bewegung wartete auf Instruktionen von oben, aber es kamen keine, da die Parteiführung in Bezug auf die Frauenfrage noch keine konkreten Pläne entworfen hatte. Wie chaotisch die Verwaltungsstrukturen 1933 waren, erhellt sich aus der Tatsache, dass für kurze Zeit die Frau des Propagandaministers zur Sprecherin der Parteiführung avancierte. Magda Goebbels, die nie das geringste Interesse für Frauenfragen gezeigt hatte, verkündete, dass im neuen Staat die Frauen Zugang zu allen Berufen haben würden – Militär, Rechtspflege und Regierung ausgenommen.<sup>60</sup> Es gab sicher Frauen, die durch eine solche Erklärung beruhigt wurden. Aber hätten sie nicht misstrauisch werden müssen, wenn eine Ministersgattin und nicht eine Frauenführerin als Sprachrohr der Regierung fungierte? Tatsächlich hatten die NS-Führer Magda Goebbels vermutlich deshalb mit dieser Aufgabe betraut, weil sie keine Vorstellung hatten, wie sie diesen von enthusiastischen Emotionen brodelnden Frauenbereich organisieren sollten.

Es gab ja die Frauen – dynamische Führungspersönlichkeiten und linientreue Nationalsozialistinnen wie Diehl, Zander, Gottschewski und Rogge-Börner –, die nur zu gern die Aufgabe übernommen hätten, ein Frauenministerium einzurichten. Alle hatten darum gebeten, mit der Zuständigkeit für Frauenangelegenheiten betraut zu werden. Aber die männlichen Parteiführer, für die Frauen biologisch und psychologisch andersartige und untergeordnete Wesen waren, dachten nicht daran, einer eigenständigen, charismatischen Frau die Führung der Hälfte der Bevölkerung zu übertragen. Die Frauenführerinnen der ersten Jahre disqualifizierten sich selbst, ohne es zu wissen, für einflussreiche Posten im Nazi-Staat, indem sie ihre Fähigkeiten unter Beweis stellten.



Binnen weniger Wochen nach den Märzahlen wurde die 65jährige Diehl still und leise politisch kaltgestellt. Ich habe kein Archivmaterial gefunden, das diese Entscheidung begründen würde, vermute aber, dass in der Partei kein Platz für ihre blumige christliche Rhetorik war: Was immer das Dritte Reich den Frauen bescheren würde – die Richtschnur war jedenfalls nicht Diehls Plädoyer für *«Wahrheit, Gerechtigkeit und Liebe [...] innere Wiedergeburt und äussere Befreiung.»* Solange sie die NS-Politik nicht infrage stellte und keine öffentlichen Reden hielt, konnte sie ihre *Neulandbewegung* ungestört betreiben. Sie bemühte sich gleichwohl, nachdem sie ihre Stellung innerhalb der Partei eingebüsst hatte, um eine Zusammenarbeit mit der evangelischen Kirche, was allerdings erfolglos blieb. Zander zog sich ebenfalls ohne Protest aus der Konkurrenz um das Führungsamt zurück und nahm einen Behördenposten in der Kurmark an, den sie behielt, bis ihr 1941 Rudolf Hess in Anbetracht ihrer früheren Verdienste um die Bewegung eine grosszügige Pension zusicherte und sie in den Ruhestand trat.<sup>61</sup>

Diehl und Zander waren nicht die einzigen verdienten weiblichen Parteimitglieder, für die der Sieg andere Folgen brachte, als sie erwartet hatten. Männer mit einer Mitgliedsnummer unter 100'000 war ein Parteiposten praktisch sicher; für Frauen galt eine andere Order: *«Es ist festgestellt worden, dass in einzelnen Fällen weibliche Personen als Amtswalter der PO [Parteiorganisation] tätig sind. Diese weiblichen Amtswalter sind auf Anordnung von [...] Dr. Ley in geeigneter Weise durch männliche zu ersetzen. Dieses gilt selbstverständlich nicht für die NSFS, weiter nicht für die Stellvertreter der NSV [...]»*<sup>62</sup>

Auf diese Weise wurden die alten Kämpferinnen entmachteter. Wie die Frauen offiziell organisiert werden sollten, war nach wie vor nicht klar. Noch ehe eine neue Führung eingesetzt wurde, gab es jedoch Hinweise darauf, in welche Richtung die Entwicklung gehen sollte.

Als 1933 das Ende der innerparteilichen Autonomie der Frauen gekommen war, wurde die Geschichte der weiblichen Trägerschaft der Bewegung dem neuen Image der Nationalsozialistin entsprechend umgeschrieben, was die Konditionierung der neuen Generation der Parteigenossinnen bezwecken sollte: Es hatte die autonomen «alten Kämpferinnen» nie gegeben. Die heroischen Parteifrauen *«waren nicht nur treue Lebensgefährten und Arbeitskameraden [der Männer], sie standen auch im Kampf neben ihnen und trugen dazu das bei, was von Frauen getan werden konnte. [...]Für die SA-*

*Kameraden mussten sie sorgen, Wäsche, Strümpfe, Kleider beschaffen und auch immer bei der Hand sein, wenn es einen traf, der an Leib und Seele der Pflege bedurfte. [...] Die nationalsozialistischen Frauen der Kampfzeit standen an der Seite des Mannes, aktiv beteiligt am Kampf, auf dem Platz, den sie ausfüllen mussten durch ihre helfende und sorgende Mütterlichkeit, mit ihrem unerschütterlichen Glauben und in der opferstarken Bereitschaft, das Liebste zum Einsatz zu bringen für den Sieg einer neuen lebensstarken Idee, um der Zukunft ihrer Kinder willen. [...] Sie war dabei, wenn man Säle schmückte und Veranstaltungen vorbereitete, sie wand Kränze und Girlanden, half die Requisiten herbeischaffen, die zur Ausgestaltung von Festen und Feiern gebraucht wurden, führte Sammlungen durch, trug Einladungen von Haus zu Haus und verkaufte nun erst recht Werbematerial und Plaketten.»<sup>63</sup> Die Nationalsozialistinnen wurden auf die abhängige Rolle vorbereitet, die sie künftig spielen sollten.*

Landesweit bekannte Frauenführerinnen verschwanden ebenso in der Versenkung wie die von ihnen gegründeten Organisationen. Die weibliche Hälfte der nationalsozialistischen Gesellschaft blieb führungslos. Das Chaos, das in den oberen Rängen der Partei und des Staates herrschte, hatte zur Folge, dass regionale Frauenführerinnen noch monatelang vergleichsweise eigenständig vor sich hinarbeiten konnten, als sich andere gesellschaftliche Bereiche schon fest im Zugriff der Partei befanden. Sie gingen jetzt, wo die Männer den politischen Siegen errungen hatten, daran, die Deutschen «*im Innersten*» zu bekehren. Die Presse verbreitete Slogans wie «*Pack Kochtopf, Schaufel und Besen an, Du bekommst viel eher einen Mann*» und «*Nicht im Beruf kannst Du glücklich sein, Dein richtiger Wirkungskreis ist das Heim*». <sup>64</sup> Plakate verkündeten: «*Die deutsche Frau strickt wieder*», aber niemand sagte, was sie sonst noch tun oder an wem sie sich orientieren sollte.

Hitler selbst äusserte sich, was politische Entscheidungen bezüglich des Frauenbereichs anbelangte, gar nicht, sondern verlegte sich darauf, die Frauen öffentlich zu loben. Er erklärte im Juli 1933 der amerikanischen Journalistin Anne O'Hare McCormick, dass er von Frauen schon immer die stärkste Unterstützung erfahren habe. «*Sie fühlen, dass mein Sieg auch ihr Sieg ist. Sie wissen, dass ich ihrer Sache diene, wenn ich daran arbeite, die deutsche Jugend zu retten, eine neue soziale Ordnung zu schaffen und Hoffnung und Gesundheit wiederherzustellen.*»<sup>65</sup> Schöne Worte nach einer langen Zeit des Schweigens, aber ewig vermochten propagandistische Äusse-

rungen die Organisierung des Frauenbereichs nicht zu ersetzen. Was Hitler anzubieten hatte, wusste niemand. Das Fehlen klarer Anweisungen resultierte auch aus der Verwirrung der Nazi-Führung heraus, was die allgemeine Organisation der Verwaltung anbelangte. Auf einer Kabinettsitzung im März wies Hitler seine Mitstreiter an, «*das Volk durch Kundgebungen, Gepränge, Betriebsamkeit ,auf das rein Politische abzulenken, weil die wirtschaftlichen Entschlüsse noch abgewartet werden müssten.*»<sup>66</sup> Die meisten Leute rechneten damit, dass die Nazis die Uhr zurückdrehen würden. Ein subalternen Funktionär resümierte die allgemeinen Erwartungen an Hitlers Wirtschaftsprogramm mit den Schlagworten: «*Vernünftige Verteilung der verfügbaren Arbeitsplätze, Ersetzung von Maschinen durch Handarbeit [...] Schluss mit dem Doppelverdienertum[...].*»<sup>67</sup> Andere hofften auf einen berufsständisch verfassten Staat nach den Plänen, die Mussolini für eine Legislative entwickelt hatte, die die Interessen der verschiedenen Berufsgruppen repräsentieren sollte. Alle Prognosen deuteten darauf hin, dass die Frauen auf Ehe und Mutterschaft verwiesen werden würden. Aber im Sommer 1933 schälten sich noch immer keine klaren Leitlinien heraus. Diese Konfusion bezüglich der Rolle der Frau nach der Machtübernahme ist angesichts des erklärten Pro-Natalismus und der Eugenik-Pläne Hitlers mehr als erstaunlich. In den ersten Monaten der Amtszeit Hitlers entwickelten viele Frauen Vorstellungen, die zeigen, wie verbreitet der Traum von der Wiedererweckung einer idealisierten Vergangenheit und mythischer weiblicher Stärke als Grundlage einer revolutionären Zukunft war.

Während Hitler und seine Minister über aussen-, sozial- und wirtschaftspolitische Fragen debattierten, entwarf eine Gruppe nationalsozialistischer Akademikerinnen ein eigenes frauenpolitisches Programm, das sie unter dem Titel *Deutsche Frauen an Adolf Hitler* veröffentlichten.<sup>68</sup> Sie nahmen Hitlers rassistische Parolen ernst und leiteten daraus ihre Forderungen ab. Wenn die Gesellschaft nach rassistischen Gesichtspunkten neu gestaltet und die Frauen mit ihrer eigenen weiblichen Welt daran mitwirken sollten, seien dafür Bildung, gesellschaftliche und berufliche Anerkennung unabdingbare Voraussetzungen. Leonore Kühn, lange Jahre führendes Mitglied der bürgerlichen Frauenbewegung, entschloss sich, Hitler zu unterstützen, gab aber gleichzeitig eine Sammlung kämpferischer frauenpolitischer Vorschläge heraus. Sie forderte «*freien Spielraum*» für die «*heldische Frau*», damit sie

in ihrem Bereich mobilisierend und organisierend wirken könne. Irmgard Reichenau verlangte eine Gleichberechtigungsgarantie mit der Begründung, die Natur der Frau und die des Mannes seien nun einmal so verschieden, dass ein gesetzlicher Ausschluss der Frauen aus «männlichen» Tätigkeitsbereichen nur schaden könne, da das Land seine «geistig hochstehenden Frauen» brauche. Sie wehrte sich gegen den Versuch, Frauen und Männer «künstlich» durch die Zuweisung von Berufsbereichen zu trennen, da sie schon von Natur aus so krass unterschieden seien. «Weder kann es für jede Frau notwendig oder auch nur wünschenswert sein, aus Heim und Haus in Berufe und einflussreiche Stellungen vorzudringen, noch kann andererseits jede Frau in Heim und Mutterschaft volle Erfüllung ihrer Lebensaufgaben finden.» Unter einer nationalsozialistischen Regierung, so argumentierte sie, würden Frauen wenigstens die Möglichkeit haben, ihre wahren Fähigkeiten zu beweisen. Da eine «dekadente Kultur» die Frauen zu minderwertigen Wesen gemacht habe, sei es unmöglich geworden, zu beurteilen, was in ihnen stecke, zumal die Männer die Geschichtsbücher geschrieben und die Frauen ihres Erbes beraubt hätten.<sup>69</sup> Eine andere Autorin gelangte, von separatistischen Prämissen ausgehend, zu dem logischen Schluss, dass neben den traditionellen Bereichen Kinder, Küche, Kirche auch noch Krankenhaus und Kultur zur Sphäre der Frauen gehören sollten. Und Sophie Philipps forderte als weitere «K»s noch die Bereiche Kleider (einschliesslich der Textil- und Bekleidungsindustrie) und Kammer (womit sie ein Frauenparlament meinte, was jedoch spöttisch als «Schlafzimmer» interpretiert wurde).<sup>70</sup>

Irmgard Reichenau unterstützte diese Forderungen, indem sie behauptete, «nordische» Skelette, die man bei Ausgrabungen in Skandinavien gefunden habe, zeigten, dass in der Urzeit Männer und Frauen sowohl gleich gross als auch gleich stark gewesen seien. Die Männer hätten, nachdem sie Sieger im Geschlechterkampf geblieben waren, ihre Frauen beständig unterernährt, so dass sie schliesslich körperlich kleiner und schwächer geworden seien. Die Frauen seien aufgrund der Unterdrückung so verkümmert wie die eingebundenen Füsse der Chinesinnen.<sup>71</sup> Die Kultur der nationalsozialistischen Gesellschaft sollte den Frauen wieder zur Gleichheit verhelfen, indem sie sich, wie es Yella Erdmann formulierte, zurückbesinnt auf «nordische Seelenart, nordisches Volkstum und nordische Kultur. [...] Unsere Kinder sollen in neuem Geist aufwachsen, unsere Frauen in neuem Geist

*Mütter sein, – gebt uns die Vorbedingungen dazu, drückt uns nicht herab, sondern lasst uns aufsteigen, stolz darauf, deutsche Frauen, deutsche Menschen zu sein.*»<sup>72</sup> Die Frauen, die sich in *Deutsche Frauen an Adolf Hitler* zu Wort meldeten – fast alle Akademikerinnen – rechneten zweifellos damit, dass das neue Regime ihre Ausführungen dankbar aufnehmen würde. Ihre pseudo-intellektuell verbrämten biologistischen und rassistischen Ansichten lagen fraglos gut im Trend. Obwohl ihr Werk zwei Auflagen erlebte, erhielt keine von ihnen einen politischen Posten. Ein Jahr später beklagte sich die Herausgeberin Leonore Kühn: «*Wir Frauen haben dem Führer gegenüber mancherlei auf dem Herzen, was wir ihm nicht sagen können, weil wir nicht gefragt werden.*»<sup>73</sup>

Eine aussichtsreichere Anwärterin für das Amt, um einerseits die bereits der Bewegung angehörenden Frauen zu organisieren und andererseits die Kontrolle der Partei über die nicht verbotenen sonstigen Frauenorganisationen auszuweiten, schien Lydia Gottschewski zu sein. Das galt allerdings nur solange, wie die Parteiführung erwo, Hunderte nicht-nazistischer (bürgerlicher, religiöser und frauenrechtlicher) Frauenorganisationen gleichzuschalten. Solange, mit anderen Worten, Zanders Vorstellungen und nicht die Diehls zum Tragen kamen, hatte Gottschewski reelle Chancen, da ihre über lange Jahre offen bekundete Geringschätzung für alles, was mit der «alten» Frauenbewegung zusammenhing, sie dafür qualifizierte, diese als eigenständige Bewegung zu liquidieren.<sup>74</sup>

Die Frauen, meinte sie, würden mit Freuden das bisschen politische Macht, das sie in der Weimarer Republik errungen hatten, abgeben und in ihren angestammten Bereich zurückkehren, wo sie eine neue wichtige Mission erwartete: die Zuständigkeit für die Erziehung, die geistige Entwicklung, die «*Inspiration der Jugend*» – so nannte es Gottschewski –, wir würden heute sagen: die Indoktrinierung der Kinder. Die energische junge Parteiarbeiterin bewegte sich allerdings schon am Rande der Häresie, wenn sie zu einer «*Frauenkampffront*» aufrief, die Machtübernahme als «*blosse*» politische Revolution bezeichnete und andeutete, dass die viel wichtigere «*geistige*» Revolution in den Händen der Frauen läge. «*Die Wurzeln unseres Reiches, der Samen unserer Weltanschauung können gar nicht tief genug versenkt werden in das Land der Kinder und Mütter, in den Seelengrund unseres deutschen Volkes. Denn nur dann wird unser Reich Bestand haben über die Jahrhunderte, ihre Stürme und Erschütterungen hinweg, wenn es*

*verwurzelt bleibt in den Herzen der Menschen, ‚ein Seelenreich, das nie zerbricht!‘*<sup>75</sup> Am 10. Mai 1933 kündigte der Leiter der *Arbeitsfront* Robert Ley die Bildung einer eigenen «*Frauenfront*» an. Er beauftragte Gottschewski mit der Gleichschaltung der 230 bürgerlichen und religiösen Frauenorganisationen in Deutschland. Diese beinhaltete, dass die betreffenden Gruppen sich den Zielen des Nationalsozialismus verpflichten mussten. Konkret hiess das, dass Frauen mit jüdischen Vorfahren keine führenden Positionen mehr innehaben durften, dass die Bücher vorgelegt und Veranstaltungsprogramme vorher gebilligt werden mussten und dass nur Nationalsozialistinnen für die Bekleidung von Ämtern in Frage kamen.<sup>76</sup> Jede Organisation hatte die Wahl, sich aufzulösen oder sich der Gleichschaltung zu fügen. Vor diese Entscheidung stellte Gottschewski die deutschen Frauenorganisationen in knappen, fast barsch zu nennenden Worten.

In ganz Deutschland diskutierten die betroffenen Gruppen die Vorteile, die eine Gleichschaltung für sie haben würde. Gottschewskis arroganter Ton schien fast schon darauf abzuzielen, Frauen aus gutbürgerlichen und gehobenen Kreisen zu verprellen. Ausserdem förderte die Geringschätzung, die sie lange Jahre dem BDF gegenüber gezeigt hatte, auch nicht gerade das Vertrauen in ihre Absichten. Dennoch gingen nach und nach die Einwilligungserklärungen ein. Die wichtigste Bastion der patriotischen Frauen, der *Bund Königin Luise* mit seinen 150'000 Mitgliedern, kapitulierte ebenso prompt wie der *Deutsche Frauenbund* mit seinen 100'000 Anhängerinnen, das *Deutsche Rote Kreuz*, das sich auf 750'000 Mitglieder berief, und mehrere andere konservative Organisationen.<sup>77</sup> Die Kooperationswilligkeit dieser Gruppierungen war nicht weiter überraschend, weil sie sich schon immer durch einen virulenten anti-demokratischen Nationalismus ausgezeichnet hatten. Anders stand es um jene Organisation, die seit dem 19. Jahrhundert das Herzstück der mächtigen bürgerlichen Frauenbewegung bildete. Was würde aus dem über 60 Organisationen und 750'000 Mitglieder umfassenden BDF werden?<sup>78</sup> Gertrud Bäumer hatte in der BDF-Zeitschrift *Die Frau* bereits erklärt, der Kampf um die Frauenrechte werde und müsse weiter jenseits der politischen Institutionen stattfinden.<sup>79</sup> Die Präsidentin, Agnes von Zahn-Harnack, schrieb an das Parteimitglied Leonore Kühn, es sei keine andere Haltung denkbar, als die nationalsozialistische Regierung gutzuheissen und sich hinter sie zu stellen.<sup>80</sup> Die BDF-Führung diskutierte Anfang Mai 1933 die Alternativen und votierte (entgegen dem Rat Bäumers) dafür,

lieber den BDF aufzulösen als sich zu fügen. Doch es blieb abzuwarten, wie sich die einzelnen Mitgliedsorganisationen entscheiden würden.

Im selben Monat debattierten auch die 40'000 Mitglieder des *Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins* (ADLV) über die einzuschlagende Richtung. Die Organisation, die lange als das eigentliche Kernstück der Frauenemanzipation in Deutschland gegolten hatte, löste sich offiziell auf, drängte aber ihre nicht-jüdischen Mitglieder, sich nationalsozialistischen Organisationen anzuschließen und dort den Kampf für die Frauenrechte weiterzuführen. Der *Verein katholischer deutscher Lehrerinnen* (VkdL) und der *Verein Deutscher Evangelischer Lehrerinnen* (VDEL) folgten dem Beispiel ihrer säkularen Schwesterorganisation. Bis zum Ende des Sommers hatten praktisch alle wichtigen Mitgliedsorganisationen des BDF der Gleichschaltung den Vorzug vor der Selbstauflösung gegeben.<sup>81</sup> Der *Verband der Studentinnenvereine Deutschlands* löste sich auf und bildete den *Altmitgliederbund des Verbandes der Studentinnenvereine Deutschlands*. Sie beschloss, nur noch «arische» Mitglieder zuzulassen und ihre Geldmittel für politisch wünschenswerte Projekte zu verwenden. Berliner Studentinnen bemerkten dazu, dass der «Arierparagraph» bereits bedeutungslos sei, da die jüdischen Mitglieder ihrer Organisation sich ohnehin schon zurückgezogen oder seit mehreren Jahren jeder aktiven Mitarbeit enthalten hätten.<sup>82</sup> 2'500 Ärztinnen (d.h. 5,4% aller Ärztinnen) beschlossen, sich hinsichtlich der «Arierfrage» ebenfalls den neuen Verhältnissen anzupassen. Die ehemals entschiedenen Verfechterinnen des Selbstbestimmungsrechts der Frauen beugten sich den Forderungen der Nazis. Bayerische Ärztinnen erklärten, sie seien immer schon naturnäher und daher rassenbewusster gewesen als ihre Kolleginnen in anderen Teilen Deutschlands. Ein jüdisches Mitglied des *Bundes Deutscher Ärztinnen*, Hertha Nathorff-Einstein in Berlin, schilderte, wie sie zu einer Versammlung kam und ihre alten Freundinnen und Kolleginnen ihr und ungefähr 25 anderen Frauen knapp mitteilte: «Nun bitten wir die jüdischen Ärztinnen, das Lokal zu verlassen, wir schalten jetzt nämlich gleich.»<sup>83</sup> Nachdem die Organisation sich neu konstituiert hatte, erschienen in ihrer Zeitschrift Anzeigen, in denen Mitgliedern durch das «Ausscheiden» jüdischer Kolleginnen frei gewordene Stellen angeboten wurden.

Frauenorganisationen, die die Nazis lange als «Abschaum» und «Pöbel» geschmäht hatten, fügten sich jetzt ohne Umstände in die neue Situation.

Die Mühelosigkeit, mit der die Gleichschaltung voranschritt, überraschte die Parteibürokratie. Statt sich mit einer widerspenstigen Frauenbewegung herumschlagen zu müssen, stand die Parteiführung vor dem Problem, wie sie den Enthusiasmus bürgerlicher Frauenführerinnen in organisierte Formen lenken sollte. Die Massenorganisationen, von denen die Feministinnen im Ausland erwarteten, dass sie die Interessen der Frauen gegen die Nazis verteidigen würden, beschleunigten im Gegenteil die Eingliederung der weiblichen Bevölkerung in den NS-Staat. Ihre Kapitulation entstand keineswegs nur aus Resignation, denn die bürgerlichen Frauenrechtsorganisationen hingen einem Mutterschaftsideal an, das sich mit dem Hitlers und seiner Anhänger vertrug. Der Nationalismus ihrer Mitglieder machte sie anfällig für die Versprechungen einer Diktatur, die die Wiederherstellung von Recht und Ordnung und die Erweckung eines neuen Patriotismus auf ihre Fahnen geschrieben hatte. Trotz aller Aversionen gegen Hitlers politischen Stil begrüßten sie seine nationalistische, antidemokratische und antikommunistische Haltung. Im Gegensatz zu den eher farblosen Führern der konservativen und liberalen Parteien, denen diese Frauen angehörten, hatte der Führer einen völlig neuen Elan zu bieten. Die Frauen protestierten zwar energisch, wenn es um ihre eigenen beruflichen Interessen ging, glaubten sich aber dank ihrer Bildung und ihres gesellschaftlichen Prestiges vor dem Polizeiterror sicher. Und sie hatten recht. Bäumers konnte ihre Führungsrolle wieder einnehmen, ihre Zeitschrift *Die Frau* wurde weiter gedruckt, die Angriffe gegen Akademikerinnen liessen nach, und den kooperationsbereiten Führerinnen der vor-nazistischen Frauenorganisationen blieben Haussuchungen, Verhaftungen und Verhöre erspart. Statt einen Schutzwall gegen die Einverleibung der Frauen durch das NS-Regime zu bilden, fungierte die bürgerliche Frauenbewegung im Gegenteil als dessen Zuträgerin.

Mit Beginn der nationalsozialistischen Herrschaft wurden die Frauen automatisch aus Machtpositionen ausgeschlossen. Betroffen waren davon vor allem Frauen, die liberalen oder sozialdemokratischen Gruppierungen angehörten. Von 74 Frauen, die vor der Machtübernahme politische Ämter innehatten, zu denen sie berufen worden waren, behielt keine ihren Posten über das Jahr 1933 hinaus. Das gleiche galt auch für die fast 19'000 weiblichen Amtsinhaberinnen auf der regionalen und lokalen Ebene, und die Zahl der Lehrerinnen aller Schulstufen ging um 15% zurück.<sup>84</sup>



Anfang 1934 hatten innerhalb der preussischen Behörden alle verheirateten Frauen ihre Arbeitsplätze verloren. Im Justizbereich betrug der Anteil der Frauen nur 3% – und diese Frauen wurden ständig diskriminiert. Nach 1936 durften Frauen (auch wenn sie der NSDAP angehörten) überhaupt nicht mehr als Richterinnen oder Staatsanwältinnen amtieren. Unter Berufung auf ihre Unfähigkeit, *«logisch und sachlich zu denken»*, verwehrte man ihnen auch die Ausübung des Geschworenenamtes. Rechtsanwälte forderten vom preussischen Justizministerium den Ausschluss der Frauen aus ihrem Berufsstand. Richter und Anwälte bejubelten den Niedergang der Weimarer Verfassung, die die Grundlage ihrer Tätigkeit gewesen war, da sie eine *«bewusste Ablehnung männlicher Denkart»* darstellte und *«nicht nur zeitlich, sondern innerlich zusammen mit der Abschaffung der Wehrpflicht [fiel]. Das gesunde Volksempfinden betrachtet die Rechtspflege ähnlich wie die Pflege des Wehrsinnes immer als Männersache. [...] Die weibliche ‚Geschworene‘ und ‚Schöffin‘ wirkt peinlich, aber erst recht die weibliche ‚Berufsnchterin‘.»*<sup>85</sup>

Verheiratete Ärztinnen durften nicht mehr praktizieren; 1935 verloren Ärztinnen (ebenso wie jüdische Ärzte) die Kassenzulassung.

Kritik wehrte die Parteiführung mit dem Argument ab, hochqualifizierten Frauen blieben genügend Betätigungsmöglichkeiten bei der ehrenamtlichen Arbeit oder in spezifisch weiblichen Berufen, sofern sie gute Nationalsozialistinnen wären.<sup>86</sup> Die *«politisch zuverlässigen»* unter diesen Frauen wüssten wohl, dass sie in der Verwaltung des Frauenbereichs hochwillkommen wären. Allerdings existierte im Herbst 1933 eine solche Verwaltung überhaupt nicht, und ausserdem war dieses Angebot gewiss keine verlockende Alternative für Frauen, die es gewohnt waren, an Reichstagsdebatten teilzunehmen, sich im Wahlkampf zu betätigen, in Gemeinderäten oder in Ministerien zu arbeiten.

Frauenführerinnen, die während der Wirtschaftskrise weder gegen Zwangssterilisationsprogramme eingetreten waren noch sich für die Rechte von Fabrikarbeiterinnen oder Büroangestellten eingesetzt hatten, protestierten jetzt vehement, als sie ihre eigenen beruflichen Möglichkeiten gefährdet sahen. Aber sie gründeten ihren Protest nicht auf das Postulat eines allgemeinen Rechts der Frauen auf Arbeit. Sie beriefen sich vielmehr darauf, dass es zwar falsch sei, wenn Frauen in *«Männerberufe»* strebten, das Land aber Frauen brauche, die *«weibliche»* Aufgaben erfüllten und das Motiv dieser

arbeitenden Frauen «weibliche» Opferbereitschaft und nicht «männlicher» Eigennutz sei.<sup>87</sup>

Agnes von Zahn-Harnack, unter deren Vorsitz die Selbstaflösung des BDF beschlossen worden war, beklagte sich öffentlich: «*Mit Spannung verfolgen wir die weitere Entwicklung der Dinge: sehr zahlreiche Frauen in leitenden und höheren Stellungen sind jetzt aus politischen Gründen abgebaut oder beurlaubt worden; aber nur zwei von ihnen sind bisher wieder durch Frauen ersetzt worden, und auch Aufgabengebiete, die unzweifelhaft in den unmittelbaren sozialen und kulturellen Arbeitskreis der Frau gehören, sind in Männerhände gelegt worden.*»<sup>88</sup> Und der konservative Ring Nationaler Frauenbünde schrieb an Hitler persönlich: «*Wir müssen es [...] beklagen, wenn die Stellungen dieser Frauen nicht wieder durch Frauen besetzt werden, sondern Männer ihre Posten einnehmen.*»<sup>89</sup> Auch aus den Reihen der Nationalsozialistinnen wurden ähnliche Klagen laut. Paradoxiertweise war es gerade Gottschewski, die, trotz ihrer Antipathien der «alten» Frauenbewegung gegenüber, den ehemaligen BDF-Führerinnen zur Seite sprang. «*Die Frau solle weder aus dem öffentlichen noch aus dem privaten Leben ausgeschaltet werden. [...] Man beabsichtige in der Tat, die Frau und Mutter aus der rationalisierten und technisierten Fronberufsarbeit herauszunehmen. Die Mütter bedürfen des Schutzes; die Unverheiratete soll ihre mütterlichen Anlagen im Beruf dem ganzen Volke nutzbar machen. [...] Aus der Politik solle die Frau nicht verschwinden. Wo sie das Zeug in sich habe, politischen Rat und Hinweise zu geben, würde sie gehört werden, wie die Germanen einst, ehe sie volksentscheidende Entschlüsse fassten, ihre Priesterinnen hörten.*»<sup>90</sup> Sie begründete die Nichtexistenz einer eigenständigen Frauenführung mit Ordnungsnotwendigkeiten, kritisierte aber diese Rechtfertigung ihrer männlichen Parteivorgesetzten scharf: «*Wir müssen die Möglichkeit haben, einen eigenen Stil herauszubilden, eigene, unserem Wesen gemässe Formen des Miteinanderseins zu schaffen, einen Stil, der ebenso echt weiblich wie echt nationalsozialistisch ist.*» Ohne starke Führerinnen, so warnte Gottschewski, drohten die Frauen einen männlichen Stil zu übernehmen und beispielsweise wie Männer zu marschieren. «*Das Führertum der Frau ist vielleicht in noch stärkerem Masse als das des Mannes letztlich eine Charakterfrage. Vor allem gehört eins dazu: der unbedingte Verzicht auf die sogenannten ‚weiblichen‘ Mittel [...].*» Frauen hatten «klar und sauber» zu sein.<sup>91</sup> Sie müssten sich, so insistierte Gottschewski, strikt

an die nationalsozialistische Moral halten und eine eigene Vereinigung bilden, eine fest zusammengeschweisste «Schwesterschaft», die die Botschaft des Nationalsozialismus verbreiten würde.

Margarete Adam kritisierte öffentlich den *«Kampf gegen die berufstätige Frau»*. In der Zeitschrift *Die Deutsche Kämpferin* verteidigte sie das Recht der Lehrerinnen auf Ausübung ihres Berufs und zitierte eine katholische Untersuchung aus den Endzwanzigern, aus der hervorging, dass dreiviertel aller Lehrerinnen ihr Gehalt für den Unterhalt von Familienmitgliedern benötigten. Da sie arbeiten mussten, hätten sie es auch verdient, ihre Stellen zu behalten. Sie führte noch ein weiteres Argument an: *«Die fortschreitende Verdrängung der Frau aus den Berufen bedeutet die gleichzeitige Ausschaltung eines volkswirtschaftlichen Faktors, dessen Fortfall sich empfindlich spürbar machen muss.»*<sup>92</sup>

Innenminister Wilhelm Frick sah sich zu einer Stellungnahme gezwungen: *«Vie ich aus zahlreichen Eingaben entnehme, herrscht in den Kreisen der weiblichen Beamten, Lehrer und Angestellten starke Beunruhigung über die von verschiedenen Reichs-, Landes- und Gemeindebehörden gegen sie durchgeführten, weitgehendsten Abbaumassnahmen. [...] Ich muss nachdrücklich darauf hinweisen, dass die Gesetzeslage zu einem derartigen allgemeinen Vorgehen gegen weibliche Beamte und Lehrer keine Handhabe bietet.»* Er betonte, dass es ihm lediglich darum ginge, dafür zu sorgen, dass nur die Frauen ihre Arbeit aufgaben, die nicht auf dieses Einkommen angewiesen seien. Er fügte hinzu: *«Ich halte es grundsätzlich für richtig, dass bei gleicher Eignung männlicher und weiblicher Kräfte für eine Verwendung im öffentlichen Dienste dem männlichen Bewerber der Vorzug gegeben wird.»*<sup>93</sup> Wenige Monate äusserte sich auch Goebbels dazu: *«So wie in der Vergangenheit die Frau die Arbeitsgenossin des Mannes gewesen ist, wird es auch in Zukunft sein, nur mit dem Unterschied, dass [...] sich selbstverständlich auch der Anteil der Frau an der Arbeit des Mannes ändern muss.»*<sup>94</sup> Dass ihr Protest zur Kenntnis genommen wurde, liess die Frauen glauben, es könnte ihnen gelingen, den totalitären Staat in ihrem Sinn zu rechtzubiegen. Ausserdem schien das Resultat die Strategie zu rechtfertigen, für die sie sich im Sommer des Vorjahres entschieden hatten: freiwillig zu kooperieren, um mit Konzessionen und organisatorischer Autonomie belohnt zu werden.

Die Entschlossenheit, mit der die Führerinnen der bürgerlichen Frauenbewegung ihre Arbeitsplätze und ihre Organisationen verteidigten, zeigt,

dass diese Frauen durchaus kämpferisch waren. Hätte es ihnen wirklich widerstrebt, Mitglieder mit jüdischen Vorfahren aus ihren Gruppierungen auszuschließen, hätten sie dagegen opponiert. Aber es erhob sich kein Proteststurm, nicht einmal ein leises Murren, als sie die Weisung erhielten, zunächst die Führung, dann auch die Basis ihrer Organisationen zu «säubern». Die Führerinnen der bürgerlichen Frauenbewegung wurden keineswegs von den Nazis in die Knie gezwungen – sie kollaborierten von sich aus.

Wie Eigeninteresse und Gefügigkeit zusammenhingen, mögen einige Beispiele illustrieren. Bäumer, die höchste nicht gewählte Amtsträgerin in der Weimarer Republik, verlor ihren Posten im Kultusministerium binnen weniger Wochen nach Hitlers Ernennung zum Reichskanzler. Im April 1933 wurde sie zur Referentin für weibliche Erziehung im *Reichsministerium des Innern* ernannt. Eine Flut zorniger Telegramme und Briefe brach daraufhin über die nationalsozialistischen Regierungs- und Parteistellen herein. Unzählige Frauen verurteilten ihre Entlassung als beleidigenden Akt und schlechtes Omen für die Zukunft. Ausserdem, so schrieb eine Organisation, sei Bäumer «*im besten nationalen und sozialen Sinn seit Jahren tätig und für den Aufbau eines in seinen Grundzügen einheitlichen Deutschen Schulwesens [...] gegen die unsozialen Auswüchse des Berechtigungswesens [eingetreten]*».<sup>95</sup> Der *Deutsche Akademikerinnenbund* in Berlin pries Bäumer als eine «*Führerin der deutschen Frauenbewegung*» und «*von deutschem Frauentum überhaupt*».

Bäumer ersuchte nicht explizit um die Gunst des neuen Regimes, sondern legte lediglich eine Neufassung ihres Lebenslaufs und ihren «rein-arischen» Stammbaum vor. Sie passte sich den neuen Verhältnissen an, indem sie ihre Zusammenarbeit mit Friedrich Naumann, der 1919 die *Deutsche Demokratische Partei* gegründet hatte, in ein günstiges Licht rückte. Naumann hatte vor dem Ersten Weltkrieg den Terminus «Nationalsozialist» geprägt, um seine politischen Ziele zu umreißen. Obgleich weder ihn noch Bäumer vor 1933 irgendetwas mit der NSDAP verbunden hatte, schrieb sie jetzt in ihrem Lebenslauf, sie sei «*im nationalsozialistischen Flügel der Demokratischen Partei*» aktiv gewesen. Ausserdem verfasste sie im März für *Die Hilfe* einen Artikel mit dem Titel «*Unsere nationalsoziale Bewegung und der Nationalsozialismus*»<sup>96</sup> Einer ihrer engsten Freundinnen erklärte sie im April 1933: «*Die nationalsozialistischen Frauen werden, wenn sie wirklich Frauenbewegung sind, [...] selbst genug zu kämpfen bekommen.*»

*Ich zweifle keinen Augenblick daran, dass sie den Kampf aufnehmen müssen. Es kommt eine neue, seelisch anders gefärbte Phase der Frauenbewegung, und ich persönlich habe Lust, sie mitzumachen, soweit man es generationsmässig kann.»<sup>97</sup>*

Ihre öffentlichen Äusserungen in den folgenden zwölf Jahren waren eher gemässigt und vermieden jegliche Kritik an der NS-Politik. Sie trat für eine Erweiterung der beruflichen Möglichkeiten der Frauen ein, während sie sich in ihrer eigenen wissenschaftlichen Arbeit harmlosen mediävistischen Themen zuwandte. Obgleich ihr Name aus dem Impressum der Zeitschrift *Die Frau* verschwand, schrieb sie weiter regelmässig Beiträge, Ihr Standpunkt wurde bereits 1933 deutlich, als sie ihre Leserinnen aufrief, die positiven Seiten der «nationalen Revolution» zu sehen und den Kampf um die Frauenrechte, in welchem Rahmen auch immer, fortzuführen. «In einer Entwicklung, deren Wesen viel grössere Zeiträume erfordert als das Leben einer einzigen Generation, ist das [der Verlust frauenpolitischer Errungenschaften des letzten halben Jahrhunderts] aber nicht endgültig vernichtend, sondern eine Bewährung an neuen Anschauungen und Formen.»<sup>98</sup>

Sie selbst hielt sich an diese Devise. Im August 1933 befürwortete sie eine Quotenregelung zur Beschränkung der Studentinnenzahl, weil der Leistungsstandard der weiblichen Studierenden in den letzten Jahren nachgelassen habe.<sup>99</sup> 1934 definierte sie das Wesen der Frauenbewegung in einer Weise, die den neuen Herren nur genehm sein konnte. Die organisierten Frauen, so erklärte sie, stellten eine unpolitische Kraft dar, die in keiner Weise machtpolitische Ziele verfolge, sondern allein motiviert sei von der «Sehnsucht nach Auswirkung der geistigen Kräfte».<sup>100</sup> Die Zeitschrift *Die Frau* erschien weiter, selbst dann noch, als während des Krieges wegen Papierknappheit viele Publikationen eingestellt werden mussten. Nach dem Krieg behauptete Bäumer rückblickend, sie habe nie ein einziges Wort veröffentlicht, das gegen ihre Prinzipien verstossen hätte.

Die meisten alten Kämpferinnen für die Frauenrechte bemühten sich, Zugang zu den Medien zu behalten, um ihren Kampf fortzusetzen, auch wenn sie damit das NS-Regime unterstützten. Diese Entscheidung zu beurteilen ist nicht einfach. Die blossе Tatsache, dass im In- und Ausland geachtete Frauenführerinnen in linientreuen Zeitschriften Beiträge publizierten, machte die Nazis als eine die Belange der Frauen achtenden Partei glaubwürdig. Bäumer und ihre Mitstreiterinnen glaubten allerdings, dass die

Möglichkeit, frauenspezifische Interessen auch unter widrigen Umständen weiter zu vertreten, ihre Kooperation rechtfertige. Der radikale Flügel der Frauenbewegung verschwand dagegen von der Bildfläche. Lida Gustava Heymann, Anita Augspurg und Helene Stöcker entschieden sich gegen eine Kollaboration mit den Nationalsozialisten.

Bäumers kompromissbereite Haltung drückte ihre Bereitschaft aus, von dem umfassenden Ziel einer allgemein menschlichen Emanzipation, wie es ihre Vorkämpferinnen verfolgt hatten, abzurücken. Auch vor 1933 hatte der BDF nicht generell das Recht der Frauen auf Erwerbsarbeit verteidigt, sondern sich in erster Linie für die beruflichen Möglichkeiten der Frauen in gehobenen Tätigkeitsbereichen eingesetzt. Was die Durchschnitts-Frauen anbelangte, hatten die BDF-Führerinnen immer schon die Bereitschaft gezeigt, das nationale Interesse vor die eng gefassten Frauenrechte, d.h. die Mutterschaft vor das Recht auf Arbeit zu stellen.

Noch ehe die Parteiführung der Nationalsozialisten eine eindeutige Haltung zur Frauenfrage entwickelt hatte, waren Frauenführerinnen wie Bäumer bereits entschieden. Die bürgerlichen Frauenorganisationen schlossen eine nach der anderen Frieden mit dem neuen Staat, um künftig innerhalb seiner Institutionen zu lobbyieren. Während die Parteiführung noch zwischen allen möglichen Plänen für die Gestaltung des «Frauenbereichs» hin und herschwankte, passte sich die Führung der bürgerlichen Frauenbewegung rasch den neuen Realitäten an. Organisationen, die nicht-kollaborationsbereiten Frauen eine Zuflucht hätten bieten oder gar Widerstand hätten leisten können, akzeptierten das Dritte Reich. Anstatt ihren Einfluss zu nutzen, um sich oppositionell zu verhalten, stellten sie ihn in den Dienst der neuen Herren. Eine nach der anderen kapitulierte. Sofern es überhaupt Widerstand gab, ging er von Einzelnen aus, nicht von Organisationen.

Nach 1945 versuchten einige Frauen, die sich 1933 für die Kollaboration mit den Nazis entschieden oder aus dem öffentlichen Leben zurückgezogen hatten, ihre Haltung als lediglich äusserlich und folgenlos darzustellen und ihre Vorbehalte gegen die Nazi-Politik als heimlichen Widerstand auszugeben.<sup>101</sup> Sie hätten sich, so behaupteten sie, zwischen 1933 und 1945 nazitreu gegeben, um Verhaftungen und Schikanen zu entgehen, und könnten nun, nach Kriegsende, die Wahrheit erzählen. Es gibt sogar Stimmen, die diese Generation von jungen deutschen Frauen dafür preisen, dass sie den «*mütterlichen Geist*» gegen einen feindlichen Staat aufrechterhalten hätten.<sup>102</sup>

Auch wenn das Bedürfnis der Tochtergeneration nach einer positiven Identifikationsmöglichkeit verständlich ist, werten solche Behauptungen doch die mutige Haltung derjenigen Feministinnen, Sozialistinnen und unpolitischen Einzelkämpferinnen ab, die tatsächlich Widerstand leisteten und von denen kaum eine überlebte und ihre Memoiren schreiben konnte.

Während die Frauenbewegung auf Kollaborationskurs steuerte und die Organisationsstrukturen im Frauenbereich immer noch chaotisch waren, versäumte Hitler es nicht, das Kernstück seiner Vorstellungen zur Frauenfrage zu realisieren. Die Gesundheits- und Sozialbehörden ergriffen Massnahmen, damit die «reinrassigen» Frauen Kinder in die Welt setzten, während die «untüchtigen» und «erbkranken» daran gehindert werden sollten. Prämien für Ehe und Mutterschaft sind keine Erfindung des Nationalsozialismus. Bereits 1920 hatte die französische Regierung einen Mütterorden eingeführt, der in Bronze für fünf, in Silber für acht und in Gold für zehn Kinder verliehen wurde. In den dreissiger Jahren verschärften die Franzosen die Strafen für Abtreibungen, unterstützten kinderreiche Familien und gewährten Geldprämien für stillende sowie Beihilfen für nicht berufstätige Mütter. Auch in der stalinistischen Sowjetunion wurde Mutterschaft belohnt und Geburtenkontrolle nahezu verunmöglicht.<sup>103</sup>

Die pro-natalistische Politik in Deutschland stellte allerdings bald alle Programme in anderen Ländern in den Schatten – was die zur Verfügung gestellten Mittel, die Breite der Massnahmen und den «Erfindungsreichtum» der Verantwortlichen betraf. Die Nazis erklärten: «*Dein Körper gehört nicht Dir, sondern Deiner Sippe und durch die Sippe Deinem Volk.*»<sup>104</sup> Binnen weniger Monate nach der Machtübernahme wurde ein breit angelegtes Eheförderungsprogramm eingeführt, das Neuvermählten einen Zuschuss von bis zu 1'000 Reichsmark gewährte, sofern sie zwei Voraussetzungen erfüllten: Die Frau durfte nicht ausser Haus arbeiten, und beide Partner mussten den Nachweis eines «judenfreien» Stammbaumes über zwei Generationen erbringen. Um sicherzustellen, dass die Eheleute diesen unverhofften Geldsegen nicht verschwendeten, erhielten sie Wertmarken, die nur für Haushaltsanschaffungen verwendet werden konnten. Um das ganze Unterfangen zu finanzieren, wurde Unverheirateten eine Ledigensteuer in Höhe von 2 bis 5% des Bruttoeinkommens auferlegt.<sup>105</sup>

Die kurzfristige Wirkung dieser Massnahme war beeindruckend. Die Zahl der Eheschliessungen stieg sofort an – 500'000 Eheschliessungen hol-

ten eine gewaltige Zahl von Frauen vom Arbeitsmarkt und schufen auf diese Weise Arbeitsplätze für Männer. Der geburtensteigernde Wert dieser Massnahme wurde allerdings erst zwei bis drei Jahre später erkennbar. Ausserdem stimulierten die Wertmarken den Konsum und schufen auch weitere Arbeitsplätze.<sup>106</sup>

In der Zwischenzeit versuchte man durch Sterilisationspropaganda die Säuberung der «arischen» Bevölkerung von «unwerten Elementen» voranzutreiben. Eugenik-«Experten» stellten allerdings fest, dass gerade die «fortpflanzungsunwerten» Personen häufig die geringste Einsicht in die «fundamentale Wahrheit» zeigten, dass ihre Körper dem Volk gehörten.<sup>107</sup>

Um der Propaganda Nachdruck zu verleihen, erliess die Hitlerregierung im Juli 1933 ein Gesetz, das alle im Sozial- und Gesundheitswesen Beschäftigten verpflichtete, genetisch minderwertige Personen den Gesundheitsbehörden zu melden, damit über eine mögliche Sterilisation befunden werden könnte. Um moralischen Einwänden zu begegnen, präsentierte die Regierung ihre rassenpolitischen Massnahmen in einem pseudo-wissenschaftlichen Gewand und scheute sich nicht, Hitler mit Kopernikus und Galilei als den Begründern eines revolutionären naturwissenschaftlichen Weltbildes zu vergleichen.

Die Nutzbarmachung der genetischen Gesetze, so argumentierten sie, würde über die Zukunft der Menschheit bestimmen. Die Politiker hätten lediglich die Wahl, die Erkenntnisse auf diesem Gebiet zum Vorteil der Menschheit zu nutzen oder ihre Umsetzung zu verweigern und damit das Volk dem Untergang durch «rassische Degeneration» preiszugeben.<sup>108</sup> Eine Nationalsozialistin resümierte den Anspruch der neuen Wissenschaft: «Gross werden, absinken, vergehen. Es gibt keine falschere Theorie als diese. Die Ursachen erkennen, die Schäden sehen und vermeiden, ist Erkenntnis und Ziel des Nationalsozialismus.»<sup>109</sup>

Der Fanatismus der Nazi-Führer mag einmalig gewesen sein, aber der Glaube an die Eugenik und ein biologistisches Herangehen an gesellschaftliche Probleme waren zwischen den beiden Weltkriegen in kapitalistischen wie sozialistischen Ländern weit verbreitet. So erklärte, um nur eines von vielen Beispielen zu nennen, der amerikanische *Supreme Court* 1927 die Gesetze zur Zwangssterilisation des Bundesstaates Virginia für verfassungsgemäss.<sup>110</sup> In vielen Ländern beschränkten sich die Sterilisationsprogramme allerdings weitestgehend auf Eingriffe mit dem freiwilligen Einverständnis der Betroffenen.



Deutschland war das einzige Land, in dem ein autoritärer Staat seine ganze Macht darauf verwandte, «lebensunwertes Leben» auszurotten. Hierzu zählten, je nachdem, wem die Massnahmen unterstanden, Menschen, bei denen Epilepsie, Schizophrenie – die anhand von Symptomen wie Verstimtheit oder Tobsuchtsanfällen, Vernachlässigung des Haushalts bei Frauen oder unregelmässiger Arbeit bei Männern diagnostiziert wurde –, Taubheit, Stummheit, Prostitution, Schwachsinn oder bestimmte Geschlechtskrankheiten «festgestellt» worden waren.

In der Art, wie die Eugeniker den Ausdruck «lebensunwertes Leben» verwandten, bedeutete dieser Ausdruck keineswegs, dass das Leben der betroffenen Person für diese selbst so schmerzlich oder eingeschränkt war, dass der Tod eine Erlösung darstellte. Er besagte vielmehr, dass das Leben der für minderwertig befundenen Person die Gesellschaft belastete. Daher wurden potentielle Mütter und Väter «lebensunwerter» Kinder aufgerufen, ihrer «patriotischen» Pflicht nachzukommen und auf Nachkommen zu verzichten, um künftigen «Arier»-Generationen eine bessere Lebensqualität zu sichern. Die gleiche Regierung, die die Fortpflanzung als oberste Bürgerpflicht und Quelle der Erfüllung verherrlichte, verfügte, dass die «lebensunwerten» Männer und Frauen sich der Unfruchtbarmachung zu unterziehen hätten.<sup>111</sup>

Da die eugenischen Massnahmen das Kernstück der Zukunftspläne Hitlers bildeten, war die Kooperation der Frauen von zentraler Bedeutung. Die Parteiführung stand vor der Entscheidung, entweder eine zahlenmässig kleinere Frauenorganisation unter der Führung eingeschworener und erprobter alter Kämpferinnen zu schaffen, oder eine Massenorganisation, an deren Spitze neu einzusetzende, gemässigtere Führerinnen stünden. Das erste Modell bot möglicherweise Gelegenheit, eine neue Generation fanatisch ergebener Vorkämpferinnen heranzuziehen; das zweite versprach, Millionen Frauen in einer pragmatisch orientierten und undogmatischen Form nationalsozialistischer Bewegung zu erfassen. Gegen das Vorgehen, den Frauenbereich einer Frauenführerin zu unterstellen, sprach, dass eine Frau, die mit Machtbefugnissen über die Hälfte der Bevölkerung ausgestattet wäre, die männlichen Parteiführer, die ja zudem geschworen hatten, die Frauen aus der Politik fernzuhalten, zu sehr bedroht hätte. So stritt man darüber, wer die administrative Kontrolle über die Frauen ausüben sollte. Das Wohlfahrtsministerium beanspruchte die Sozialarbeiterinnen, die *Arbeitsfront* wollte die Arbeiterinnen in ihrer Organisation behalten, das Erziehungs-

ministerium beharrte auf den Lehrerinnen und das Landwirtschaftsministerium auf den Landfrauen. Aber auch nachdem die Rivalen ihre Geltungsbereiche abgesteckt hatten, blieb die Notwendigkeit bestehen, eine Frauenführerin einzusetzen. Ein Staat, der auf der radikalen Trennung der Lebensbereiche von Männern und Frauen beharrte, musste für beide Teile der Gesellschaft einen institutionellen Rahmen schaffen. An der Basis wurde der Ruf nach Führerinnen immer lauter: *«Jedenfalls steht fest, dass die Männer nicht im Stand sind, die zerfahrenen Zustände hier zu ordnen, das kann nur durch die Frauenschaft selbst geschehen»*, beschwerte sich die regionale Frauenführerin aus Münster, Dora von Langen.<sup>112</sup> Die Spannungen kamen öffentlich zutage, als ein 18jähriges BDM-Mitglied einen SA-Mann als *«Geso-socks»* beschimpfte, was dieser mit *«rabiate Frauen»* konterte. *«Mit Tränen in den Augen erhob sich unsere verehrte greise Parteigenossin und sagte, dass sie so etwas noch nicht erlebt habe seit den langen Jahren, in welchen sie dieser Bewegung angehöre [...]»*

Die ideale Anwärtlerin für die Führung der Frauen musste zwei Anforderungen genügen: Einerseits musste sie in der Lage sein, die Frauen zu organisieren, andererseits sollte sie opportunistisch genug denken, um sich den Männern, die auch den Frauenbereich kontrollieren wollten – wie Rudolf Hess, Wilhelm Frick, Walter Darré, Baldur von Schirach, Hans Schemm und Robert Ley – zu beugen.

Nachdem Zander und Diehl als Frauenführerinnen nicht mehr in Frage kamen, schien Gottschewski, hinter der Robert Ley, der Führer der *Deutschen Arbeitsfront* stand, die aussichtsreichste Kandidatin zu sein. Aber Wilhelm Frick (der sich gern selbst als den «Schutzherrn» der Frauenorganisationen bezeichnete) protegierte eine andere Bewerberin: die Düsseldorf-Lokalgrösse Paula Siber. In ihrer Eigenschaft als Beraterin für Frauenfragen im Innenministerium wurde sie mit der Koordination sämtlicher Frauenaktivitäten beauftragt, die nicht in die Ressorts Wohlfahrt, Arbeit oder Erziehung fielen. Während Gottschewski vom Parteihauptquartier in München aus ihre *Frauenfront* organisierte, etablierte Siber in Berlin ihre *Reichsarbeitsgemeinschaft für Frauenangelegenheiten*. Beide Frauen befanden sich ideologisch wie persönlich auf einem eindeutigen Kollisionskurs. Gottschewski rüstete zum Angriff. Im Juli warnte sie Robert Ley, indem sie behauptete, Siber strebe ein staatliches Monopol über den Frauenbereich anstelle der Eingliederung in die Partei an. Damit aber würde ihrer

*Frauenfront* nur noch «*der schäbige Rest*» bleiben. Wenn sich das Gespann Frick-Siber durchsetzen könnte, würde dies, so fürchtete sie, «*praktisch bedeuten, dass die Frauenfront zu einem Schattendasein verurteilt wäre [...]. Es wäre vollkommen falsch und widersprüche durchaus den Gesetzmässigkeiten des Nationalsozialismus, wenn an die Stelle eines von der Bewegung getragenen, freiwilligen Zusammenschlusses die Zwangsorganisation eines MINISTERIU MS treten würde [...] Ein Ding der Unmöglichkeit!*»<sup>113</sup> Im Spätsommer scharte Gottschewski die Avantgarde eines «neuen Frauentyps» um sich, der sich durch absolute Loyalität gegenüber Hitler auszeichnen sollte. Sie forderte von der Nationalsozialistin den Kampf «*gegen das eigene Ich, das immer kleiner werden muss, damit das Du, das Wir, grösser werden*». <sup>114</sup>

Siber war eher als ihre Rivalinnen bereit, die kirchlichen Frauenorganisationen zu akzeptieren und ihre Führerinnen für ihre eigenen Zwecke zu gewinnen. Ausserdem war sie strikt dagegen, dass Frauen in «typisch männliche» Berufe oder politische Aktivitäten eindringen. Sie war verheiratet, 20 Jahre älter als ihre Münchner Konkurrentin und repräsentierte ein eher mütterliches, religiös gefärbtes Image. Sie war erst relativ spät (1931) der Partei beigetreten, hatte sich aber bald in Westfalen als tüchtige Organisatorin und populäre Rednerin hervorgetan. Während Gottschewski junge Frauen hinter sich scharte, sprach Siber vor allem Hausfrauen, Mütter und Lehrerinnen an. Obwohl sie scharfe Kritik an der bürgerlichen Frauenrechtsbewegung übte, versuchte sie, deren Ziele in ihrem Sinn zurechtzubiegen und hob immer wieder hervor, sie wäre «irreführt» worden. Gottschewski rebellierte gegen die ältere Frauengeneration; Siber war bestrebt, diese Frauen für ihre *Reichsarbeitsgemeinschaft für Frauenangelegenheiten* einzuspannen. <sup>115</sup>

Siber bewunderte Diehl und sprach in ihren eigenen Reden oft von Gott und Glauben. Gottschewski verherrlichte dagegen nur Hitler und seine Rasendoktrin. In ihrem Blatt für Frauenführerinnen, der *Amtlichen Frauenkorrespondenz*, rief sie 1933 ihre Leserinnen auf, jedes Mitleid aus ihren Herzen zu verbannen, wenn es um die Juden ging. «*Oft, viel zu oft – namentlich von den Frauen – hört man es noch: Ich finde den Kampf gegen das Judentum zu hart. Ich finde es nicht recht, dass auch die Guten unter den Juden nur wegen ihrer Rasse leiden müssen, ich finde nicht recht, dass... und so geht es weiter! Gefühlsduselei: zu sagen, der andre ist doch auch ein Mensch und empfindet wie wir. Beschränktheit: zu glauben, Adolf Hitler wäre es nur*

*darum zu tun, die Fremdrassigen vom Geschäft und von den Lehrstühlen zu jagen. Nein, nein, das sind nur Nebenerscheinungen. Der Mann, der durch seine letzte Reichskanzlerrede die ganze Welt staunend aufhorchen liess [...], der wohl wie kein anderer ein tiefes, unbegreiflich tiefes Wissen um die letzten Dinge und Zusammenhänge hat, weiss, was uns not tut. [...] Wir Frauen sollten Gott danken, dass die Bewegung ist und sollten uns mit Wort und Tat, mit unserem Verhalten dafür einsetzen.»<sup>116</sup>*

Diese Propaganda war darauf angelegt, den Leserinnen beizubringen, Juden als Untermenschen zu betrachten. Die Metaphern erinnern an die hetzerischsten Passagen von *Mein Kampf*, in denen das «kranke» Volk aufgerufen wird, sich zu heilen, indem es sich der «Parasiten» oder des «Giftes» entledigt. Anders als Hitler, der sich eines pseudo-wissenschaftlichen Jargons bedient, berief sich die Verfasserin dieses Pamphlets auf Christus als rettenden Chirurgen. Wenn man die Reinerhaltung der Rasse zum ersten Gebot der Frauen machte, dann war die junge, fanatische Gottschewski gewiss die geeignetste Person für das Amt der Führerin. Ihre Rivalin verkörperte einen ganz anderen Kämpferinentypus.

Siber organisierte die Frauen um praktische Aufgaben wie Hauswirtschaftsunterricht, Folkloreabende und Wohltätigkeitsaktionen. Vor 1933 hatte sie noch eine «Kampftruppe» von Frauen gefordert, die den Kommunismus bekämpfen und neue Frauen für die Bewegung rekrutieren sollte.<sup>117</sup> Sie war jedoch bereit, sich den Parteidirektiven unterzuordnen. Als Frick den Ausschluss der Frauen aus der Erwerbsarbeit ankündigte, kritisierte sie beispielsweise – anders als Gottschewski – nicht die Politik der Regierung, sondern tröstete die Opfer. Sie rief die Frauen dazu auf, nicht Konflikte, sondern Harmonie zu schaffen: «Mögen Männer sich befehlen – Kampf gebührt dem Manne – Frauenaufgabe ist es, Kampf durch Willen zum Gleichklang zu glätten – Gegensätze zu überbrücken – und Trennendes zum gemeinsamen grossen Lebens-Ja zu binden.»

Während Gottschewskis Ideal der eigenständige «Frauenkampfbund» wax, stand für Siber die «ergänzende» Rolle der Frau im Vordergrund: «Der männlichste Mann sehnt sich immer nach der weiblichsten Frau [...] Nur Mittelmässigkeit begnügt sich mit Mittelart [...] So folgert der Nationalsozialismus, dass der männliche Staat in seinem Wirken der fraulichen Ergänzung bedarf, um für alle seine volklichen Aufgaben die Seele dieses Volkes voll und ganz auszudeuten und ihr voll und ganz gerecht zu werden.»<sup>118</sup> Die

Aufgabe der Frauenarbeit bestand für sie darin, den «*männlichen Staatswillen*» zu «*verankern*».

Im Gegensatz zu Gottschewski mässigte sich Siber nach der Machtübernahme in ihren Ansichten und ihrer Rhetorik. Ihre Themen waren jetzt nicht mehr «*die Juden*» und «*die gottlosen Bolschewiken*». Sie passte sich den Erfordernissen des neuen Staates an und wurde pragmatisch. Unter Vermeidung allen rhetorischen und ideologischen Ballasts entwarf sie einen «*Vorschlag zur unbedingt notwendigen Entpolitisierung der deutschen Frau*» mittels «*fraulicher Arbeit*». Die Frauen sollten jüdische Geschäfte boykottieren, deutsche Kleidung tragen und nur deutsche Produkte kaufen. Obwohl diese Aktivitäten familienorientiert zu sein schienen, wollte Siber in Wirklichkeit das Engagement der Frauen von der einzelnen Familie weg hin zu staatlich geförderten Programmen lenken. Das weitverzweigte Netzwerk der Frauen sollte in die Ressorts Wirtschaft, Wohlfahrt und Kultur eingeteilt werden. «*Das bedeutet die Herauslösung der Frau aus der Arena des politischen Kampfes.*»<sup>119</sup> Indem sie die Mütter in hausfraulichen Fähigkeiten schulte, trat sie nur scheinbar für eine Festigung der traditionellen Frauenrolle ein. Sie untergrub die Privatheit des Familienlebens, weil sie mit einem mächtigen Staat im Rücken operierte.

Man könnte meinen, dass solche Vorhaben den ungeteilten Beifall der Nazis hätten finden müssen, wäre da nicht ein heikler Punkt in ihrem Konzept gewesen: die Rede von einer «*weiblichen Kultur*». Was, fragten sich die Parteioberen misstrauisch, meinte sie damit? In ihren Augen signalisierte dieser Begriff separatistische Bestrebungen, die sie für häretisch hielten. Siber beruhigte die Skeptiker, indem sie in sorgsam gewählten Worten erklärte, «*Kultur*» beziehe sich nicht auf speziell weibliche Eigenschaften, Traditionen oder Ziele, sondern lediglich auf die Absteckung der besonderen Aufgabenbereiche der Frau. Sie leugnete die Existenz einer weiblichen Kultur und betonte, welchen wichtigen Beitrag die Frauen bei der Verwirklichung des Nationalsozialismus leisten konnten.

Die Widersprüche zwischen Berlin und München schafften Verwirrung und wirkten demoralisierend. Anstelle der Ordnung, die die Nazis versprochen hatten, herrschte im Frauenbereich Chaos. Statt eine einheitliche «*Frauenfront*» zu schaffen, rivalisierten die Parteifrauen miteinander, während sie sich gleichzeitig gegen ehrgeizige Minister verteidigen mussten, die ihren Machtbereich auf die Frauen ausdehnen wollten. Da es keine für das

ganze Reich verbindliche Führung gab, orientierten sich die Ortsgruppen eher an den Regionalführerinnen als an den Direktiven aus Berlin oder München. Viele Frauen hofften auf ein Wiederaufleben des Diebischen Konzepts einer «*Frauenkammer*», die als oberstes Organ eines eigenständigen Frauenbereichs fungieren sollte. Dieser Plan war Teil des alten nationalsozialistischen Konzepts vom berufsständisch verfassten – statt regional gegliederten – Staat. Jeder «Berufsstand», dem die Frauen angehörten, sollte Delegierte wählen, die dann zusammen mit den Vertretern aus anderen Bereichen – wie der Schwerindustrie, der Büroarbeit oder des Bauerntums – eine Kammer bilden. Auf diese Weise hätten die Führerinnen der Hausfrauenorganisationen die Hausangestellten und Heimarbeiterinnen unter ihre Kontrolle bekommen.<sup>120</sup> Paradoxerweise war unter der von den Hausfrauen so geschmähten Weimarer Regierung eine solche Kammer bereits eingerichtet worden. Die Hoffnungen, sie werde sich zu einem mächtigen Organ entwickeln, hatten sich allerdings rasch zerschlagen. Weder ergaben sich bei den Frauen klassenübergreifende Interessen, noch gewannen die Fraueninstitutionen den Einfluss, den sie sich erhofft hatten.

Die internen Rivalitäten hielten an. Indem die Hitlerregierung Siber und Gottschewski um die Vormachtstellung konkurrieren liess, konnte sie die Lösung der Frauenfrage weiter offenlassen und das Aufdecken der Karten noch hinauszögern. Mit den Sterilisationsgesetzen und den Eheförderungsprogrammen hatte sie der «Neuen Frau» bereits den Garaus gemacht. Um die Kontrolle der deutschen Frauen umfassend zu realisieren, brauchte sie junge Frauen, die ehrgeizig waren und über Charisma verfügten oder, mit anderen Worten, die Wesenszüge der «Neuen Frau» mit den Werten ihrer Grossmutter in sich vereinigten.

Unter dem Effizienzgesichtspunkt mochten diese Rivalitäten störend scheinen. Die Doppelarbeit und die chronischen Eifersüchteleien unterminierten die Leistungsfähigkeit der *Frauenfront* und der *Reichsarbeitsgemeinschaft*. Aber gerade diese disfunktionale Struktur war ein Markenzeichen des vielgerühmten Organisationsapparates der Nazis. Der Vorteil dieser «autoritären Anarchie» bestand darin, dass Entscheidungen solange vermieden wurden, bis der Führer selbst eingriff und auf diese Weise seine Vormachtstellung festigte. Es gab niemanden innerhalb des bürokratischen Apparats, der sich je seiner Stellung sicher sein konnte. Jeder musste fürchten, von heute auf morgen durch einen Rivalen ausgebootet zu werden. Die-

ses ständige Misstrauen sorgte dafür, dass die Nazis sich stets nach oben hin orientierten und eine horizontale Kooperation nicht zustandekam.<sup>121</sup>

Bis zum Herbst 1933 hatte das Chaos solche Ausmasse angenommen, dass nicht-nazistische Frauenorganisationen, die kollaborationsbereit waren und den Lohn für ihr Wöhlverhalten einstreichen wollten, überhaupt nicht mehr wussten, an wen sie sich wenden sollten. Unter den «alten Kämpferinnen» begann sich die Desillusionierung breit zu machen. Hitlers Verfügung, alle Organisationen gleichzuschalten, half den Frauenführerinnen in der Frage, ob sie sich Gottschewskis *Frauenfrynt* oder Sibers *Reichsarbeitsgemeinschaft* anschliessen sollten, nicht weiter. Bedeutete Gleichschaltung die Eingliederung in die Partei oder in den Staat, wo lag der Unterschied? Konnte eine Frau beispielsweise treues Mitglied des Akademikerinnenvereins und zugleich gute Nationalsozialistin sein? Und die wesentlichere Frage: War es ratsamer, der Partei beizutreten als einer ihrer Frauenorganisationen? Die Statistiken zeigen, dass auch Frauen, die Führungspositionen anstrebten, nicht Parteimitglieder zu werden brauchten, um das Vertrauen des neuen Regimes zu gewinnen. Die Partei konnte 1932 ihre Mitgliederzahl von knapp einer Million plötzlich verdreifachen, aber der Anteil der Frauen sank dabei jäh unter 5%.<sup>122</sup> Ein Indikator für den Status einer bestimmten Institution im sich rasch aus weitenden NS-Staatsapparat war der Anteil der Parteimitglieder unter den Beschäftigten. Nur 3% aller *Frauenwerks*-Mitglieder traten der Partei bei. Gertrud Scholtz-Klink interpretierte in unserem Gespräch diese Zahlen ganz anders: Sie behauptete, der geringe Anteil an Parteimitgliedern beweise, wie wenig Wert sie innerhalb des *Frauenwerks* auf ideologische Dinge gelegt habe. Sie habe sich, jenseits der theoretischen Haarspaltereien der Männer, auf die praktischen Aufgaben konzentriert.

1933/34 litten die alten Aktivistinnen unter dem Chaos des Frauenbereichs. Die Phantasien über ihre Zukunft im Nationalsozialismus zerschlugen sich, als sie feststellen mussten, dass sie von den Frauen, auf die sie verächtlich herabgesehen und die sie nicht für vollgenommen hatten, verdrängt wurden. Der neue Staat dachte gar nicht daran, die unabhängigen, dynamischen Frauen für die langjährige Unterstützung, die sie Hitler erwiesen hatten, zu belohnen, sondern rekrutierte neue Kader aus etablierten Mittelschichtskreisen. Die «alten Kämpferinnen» sahen sich plötzlich von neuen Führerinnen abgelöst, die viel Gemeinschaftsgeist, aber keinen ideologischen Standpunkt mitbrachten und neue Anhängerinnen lediglich über

praktische Aufgaben mobilisierten.<sup>123</sup> Auf lokaler und nationaler Ebene brachen Konflikte auf. Die alten Kämpferinnen begriffen Hitlers «Revolution» als Beginn einer umfassenden Gleichschaltung, während die Gemäßigten zwar den mächtigen NS-Staat begrüßten, zugleich aber hofften, dass Hitler eine Diktatur errichten würde, die zwar für alle politischen Entscheidungsfragen zuständig wäre, die herkömmlichen gesellschaftlichen Institutionen aber unangetastet lassen würde.

Wie sich diese chaotische Situation auf lokaler Ebene auswirkte, lässt sich gut am Beispiel der alten Kämpferin Irene Seydel aus Westfalen und ihrer Partei-Vorgesetzten Elisabeth Polster illustrieren. In deren Wirkungsbereich herrschte aufgrund des Konflikts zwischen Partei und Staat, wie eine Frau berichtete, *«scheinbar grösste Verwirrung»*.<sup>124</sup> Seydel schloss sich der begeisterten Masse an, die in ihrer Heimatstadt den Sieg Hitlers feierte und nahm auch an der nächsten Massenveranstaltung teil. Aber während andere jubelten, fühlte sich Seydel im Stich gelassen. Eine ihrer Mitarbeiterinnen schrieb: *«Beiliegender Bericht über die erste Mitgliederversammlung mag Ihnen zeigen, wie kleinlich und ohne Schwung diese Versammlung gelaufen ist. Ganz Bielefeld war da! Was hätte man daraus machen können! So kommen die Menschen zusammen und bilden nicht viel mehr als eine leise atmende Menschenmenge, ohne den zündenden Funken der Begeisterung auch nur zu ahnen.»* Die Führung, so klagte sie, habe in *«kalten Händen»* gelegen. Offenbar bestand die Versammlung darin, dass die Redner vorbereitete Statements abgaben und die Zuhörerschaft gähnte. Hinterher beeilten sich die Frauen, dem nicht-nazistischen Hausfrauenbund beizutreten, statt zum Rekrutierungsstand der NS-Frauen zu strömen. Wie sollte ein derart farbloser Verein von Parteifunktionären je die *«geistige Revolution»* in Gang setzen, von der Seydel glaubte, dass alle deutschen Frauen sie herbeisehnten?

Die Männer machten sich nicht die Mühe, Frauenversammlungen einzuberufen, und die lokale Frauenführerin trat ihr Amt damit an, dass sie zu einem geschlossenen Marsch der nationalsozialistischen Frauen zum Ostergottesdienst aufrief. *«Befohlener Kirchgang, der geradezu eine groteske Herausforderung deutscher Frauensitte bedeutet, macht uns in den Augen der Bielefelder Öffentlichkeit abermals zu einem lächerlichen Abklatsch militärischer Gepflogenheit [...] Jeder Aufmarsch und Einmarsch von Frauen ist entsetzlich.»*<sup>125</sup> Nach jahrelangem Propagandaeinsatz musste Seydel hilf-



los zusehen, wie «kleinkarierte und farblose» Männer die Bewegung an sich rissen. Mit aufgebauschten Skandalgeschichten versuchte man, den Ruf der unabhängigen Frauen zu ruinieren: Bald ging es darum, dass eine Frauenführerin beim Einkauf in einem jüdischen Geschäft ertappt worden war, bald darum, dass die Gau-Frauenleiterin ihre Familie im Stich liess, um ihre Zeit in der Düsseldorfer Parteizentrale zuzubringen. Das war nicht die harmonische Gesellschaft, von der Seydel geträumt hatte. Als die lokalen männlichen Partei-grössen sie ihrer Proteste wegen tadelten, wurde sie von ihren Anhängerinnen ermutigt, an ihren Überzeugungen festzuhalten, selbst wenn es den Bruch mit der Partei bedeutete. Jahrelang, klagte sie, hätten die nationalsozialistischen Frauen mehr Führung durch ihre männlichen Parteigenossen gefordert. Jetzt, da sie ihnen zuteil wurde, war sie so beschaffen, dass sie sie nur ablehnen konnten.

Im Sommer 1933 hofften Seydel und ihre Sympathisantinnen, dass der Nürnberger Parteitag ihre schwindende Moral wieder stärken würde. Als sie dort ankamen, traf sie und die wenigen anderen teilnehmenden Frauen der Schock. Auf der Tagesordnung gab es keine einzige Frauenveranstaltung, nicht eine einzige Stunde der sieben Tage, die voller Reden, Festzüge, Aufmärsche und Versammlungen waren, war für die Frauen eingeplant. Seydels Desillusionierung erreichte einen neuen Höhepunkt, als sie hörte, dass der Führer die NS-Frauen als «*hysterische Weiber in braunen Kartoffelsäcken*» betrachtete. Die Parteitagsteilnehmerinnen stellten erbot fest, «*dass wir Frauen skandalös behandelt wurden*». Eine Gruppe beschloss, sich direkt bei Robert Ley zu beschweren. Seydel erklärte: «*[Der Führer] soll sich selber überzeugen, dass eine deutsche Frau seit Jahren unter den schwersten Umständen die Gründung der Frauenschaft vorgenommen hat, die weder einen Kartoffelsack trägt, noch strähnige Haare und Hakennase hat und weder geltungswahnsinnig noch ehrgeizig ist. Ich muss alles daran setzen, das zu erreichen [...] Der Eindruck bleibt und hilft dem Führer, daran zu glauben, dass innerhalb der Freiheitsbewegung deutsche Frauen stehen und nicht nur [im Original durchgestrichen: keine] hysterische Weiber.*»<sup>126</sup>

Wie konnten die Frauen Hitler eines Besseren belehren? Seydel schrieb an die Schwester Hitlers und verlied ihrer Sorge «*um das Schicksal unserer Frauenschaft, das mir auf der Seele brennt*», Ausdruck. Nachdem sie ihre Interpretation der nationalsozialistischen Lehre dargelegt hatte, äusserte sie ihr Anliegen. Sie habe bislang «*Dienst in der Stille*» verrichtet, sei sich nun

aber darüber klar geworden, was die wichtigste Aufgabe der Frau sei: «als Trägerin und Hüterin deutschen Lebens auch aktiv die Gesundung auf allen Gebieten unseres Volkslebens vorwärts zu treiben.» Sie klagte: «Alles, was Frauenhände mit unendlicher Mühe und Liebe in dieser Beziehung in meinem Gau geleistet haben, wird brutal zerstört durch die Art und Methode, mit der man seit Wochen mit uns umzugehen für richtig hält [...]. Erlass folgt auf Erlass. Niemand ruft die Frauen, auf deren Rat man, wenn man ihn auch NICHT befolgt, wenigstens hören sollte, weil sie selber ein Teilchen des Lebenskreises darstellen, dem man doch helfen will und das man zu fördern die Pflicht hat. Jedes Amtswalts-Blatt aus München wird schon mit Zittern erwartet. Und das vor mir liegende vom 15.12. zwingt mich nunmehr, ein drittes Mal zu versuchen, ob unser Führer mir erlaubt, mit ihm über meine Vorschläge, die Nationalsozialistische Frauenschaft als vorbildliche Volksgemeinschaftsschulung aufzuziehen, sprechen zu dürfen. Viel lieber hätte ich es von ihm ferngehalten. [...] Es bleibt mir aber kein anderer Weg, die Hilferufe aus allen Gebieten meiner mir anvertrauten Frauenschaften häufen sich bei mir [...]. Von hier aus muss der Frauenorganisation die Form gegeben werden, in der sie sich wohl fühlt und deren Atmosphäre NICHT fortgesetzt zu Wachstumsstörungen führt [...].»<sup>127</sup>

Eine ihrer Mitstreiterinnen formulierte es so: «Die Parole heisst nun also, den eingeschlagenen Weg fortzusetzen. Gottschewski kommt aus Mangel an Bluts- und Gesinnungsverwandtschaft als die geistige Frau nicht in Frage [...] Ich bin fest entschlossen, mit der ganzen Kraft meines Lebens den Typ der deutschen Frau als Idealbild in alle Herzen hineinzupflanzen. Nicht der marschierenden Frau, sondern derjenigen, die, wie Erde selber, klaglos und freudig den Opfersinn ihres Schicksals erfüllt. Dieser Typ gleicht nicht Lydia und gleicht nicht Frau Braun. In wie weit er Siber nicht gleicht, wissen Sie selbst [...] Ich weiss nun wenigstens, dass der Führer die Entwicklung der Frauenschaft von dieser Leitung nicht erwartet [...] Wir sind in eine neue Phase des Kampfes eingetreten. Kein Sterblicher kann wissen, wie lang dieser Weg noch ist – Gott befohlen.»<sup>128</sup>

Diese Vorschläge bewirkten nichts, ausser dass Polster vom Braunen Haus zurechtgewiesen wurde: «Wollen Sie bitte dafür sorgen, dass der Führer bzw. die Schwester des Führers nicht mit derartigen Sachen belästigt wird. Immer und immer wieder weisen wir darauf hin, und trotzdem bekom-

*men wir täglich Dutzende von Briefen aus der Reichskanzlei, die von Frauen über alle möglichen Dinge an den Reichskanzler gerichtet werden.»<sup>129</sup>*

Die Widersprüche, die auf Reichsebene zwischen Zander, Gottschewski und Siber herrschten, wirkten sich auch auf die Basis aus. Einfache Frauen wie Seydel fanden das Leben jetzt noch chaotischer als in der Weimarer Republik, die sie bekämpft hatten. Damals war zumindest der Feind eindeutig gewesen. Jetzt sahen die unabhängigen Frauen ihre Arbeit von jenen Führern bedroht, deren Sieg sie erst vor Kurzem gefeiert hatten. Zur gleichen Zeit, als Seydel gegen diese Zustände protestierte, fanden die beiden Lager Berlin und München zu einer Einigung, wie sie die Organisierung des Frauenbereichs in Angriff nehmen sollten: Es wurde ein dem Innenministerium unterstehendes *Deutsches Frauenwerk* gegründet. Das bedeutete zunächst einen Sieg für das Gespann Siber-Frick und eine Niederlage für ihre süddeutsche Rivalin Gottschewski. Kurz nach dieser Entscheidung verlor Gottschewski ihren Posten. In der NS-Presse wurde darüber weiter kein Aufheben gemacht. Vielleicht sollte nicht bekannt werden, dass Gottschewskis Namen aus dem Impressum der von ihr selbst gegründeten Zeitschrift getilgt wurde. Gottschewski ergriff sofort rechtliche Schritte zur Verteidigung ihrer Stellung, die jedoch erfolglos blieben. Der Richter am Parteigerichtshof erklärte zur Begründung seiner Entscheidung, Gottschewski mit der Verantwortung für die deutschen Frauen zu betrauen hiesse, Töchtern die Verantwortung für ihre Mütter zu übertragen. Es war offensichtlich, dass die vor 1933 für ihren jugendlichen Schwung gepriesene Gottschewski ausgedient hatte. Wenige Monate später war sie von der politischen Bühne verschwunden. Sie heiratete 1935 und versuchte sich als Schriftstellerin. Der nationalsozialistische Schriftstellerverband lehnte jedoch ihren Mitgliedschaftsantrag ab, was ihr faktisch jede publizistische Betätigung unmöglich machte.<sup>130</sup>

Sibers Aktien schienen, zumindest ein paar Monate lang, besser zu stehen. Sie forderte nicht nur die Rückbesinnung der Frauen auf ihre Rolle innerhalb der Familie, sondern verkörperte selbst – im Kontrast zu der jugendlich-radikalen Gottschewski, der schwülstigen Diehl und der bombastischen Zander – idealtypisch frauliche Eigenschaften. Bormann erklärte Frick in einem vertraulichen Schreiben aus dem NSDAP-Hauptquartier: *«Wir dürfen in den Frauen nicht das Gefühl einer Minderwertigkeit oder einer Nichtbeachtung aufkommen lassen. Deswegen habe ich die Berufung Sibers so*

*ausserordentlich begrüsst, die nicht nur eine Frau von Geist und Seele, sondern auch von grösster praktischer Erfahrung auf dem Gebiet der Wohlfahrt, der sozialen Fürsorge usw. ist [...].»<sup>131</sup>*

Diese Qualitäten sicherten Siber allerdings noch lange nicht das Amt der Frauenführerin. Fricks männliche Rivalen machten ihm die Kontrolle über den Frauenbereich streitig, indem sie andere Aspirantinnen unterstützten. Als Kompromisslösung schuf Rudolf Hess ein neues *Deutsches Frauenwerk*, das vorerst führungslos blieb. Siber blieb als «Beraterin für Frauenangelegenheiten» im Innenministerium und umriss ein Programm, das ihr das Wohlwollen der Mitglieder der Parteiführung eintragen musste, die mit Gottschewski gefordert hatten, dass die Frauen der Partei und nicht dem Staat unterstellt werden müssten: «Grundsätzlich aber muss sich jeder Verband darüber klar sein, dass das Deutsche Frauenwerk als eine Schöpfung des Nationalsozialismus nur unter rein nationalsozialistischer Führung stehen kann, und sich jeder Verband gegenüber dem Nationalsozialismus zu absoluter Gefolgschaftstreue und restloser Anerkennung verpflichtet.» Sie forderte von den Frauen «brennenden Idealismus» und schwor, das Werk der «Erstkämpferinnen der deutschen Frauenbewegung» fortzusetzen, die «um Anerkennung und Verankerung ihrer Arbeit in Volk und Staat ergebnislos gekämpft» hätten. Inzwischen, so meinte sie, sei «dieses Ziel im Staat erreicht».<sup>132</sup>

Siber bewies ihre Liebe zur Kultur, indem sie neben amtlichen Schreiben auch Gedichte verfasste. So schrieb sie etwa im November über «Mutter Erde»: «Jetzt schlafen, wie sie einstmal glücklich wuchsen / Und sich zum Leben drängten, Mensch und Baum / Bis dass der grosse, unbegriffne Traum / des Lebens ausgeträumt und ausgelitten / Und die, die sich geliebt und sich gestritten / Nun ohne Wissen beieinander ruhn.»<sup>133</sup>

Der Frieden währte nicht lange. Im Oktober erschien im Kreis derer, die sich für die Führung der Frauen zuständig glaubten, plötzlich ein neues (und noch dazu männliches) Gesicht: Gottfried Krummacher, 'seines Zeichens verdienter Parteikader ohne jede Erfahrung mit Frauenorganisationen. Als Lokalfunktionär in Gummersbach im Rheinland und führendes Mitglied pro-nazistischer protestantischer Zirkel hatte er sich den Ruf besonderer Rückgratlosigkeit erworben.<sup>134</sup> Ein Geheimbericht sagte ihm mehr Loyalität gegenüber der reaktionären Veteranenorganisation *Stahlhelm* denn gegenüber seinen Parteivorgesetzten nach.<sup>135</sup>

Immerhin hatte er aber öffentlich den von den Nazis verfügten Ausschluss aller «Nicht-Arier» aus sämtlichen weltlichen und kirchlichen Organisationen verteidigt und sich inbrünstig für ein Christentum eingesetzt, das heidnische Riten wieder aufleben lassen und die Befehle des Führers über die Bibel stellen sollte.

Krummachers absolute Unerfahrenheit in Sachen Frauenorganisationen verließ ihm den Anstrich der Unparteilichkeit. Ausserdem hatte er einen ausgezeichneten Ruf als Redner. Ihn hielt die Parteiführung offenbar für den geeigneten Mann, um Ordnung in die allzu selbständigen Ableger pro-nazistischer Organisationen zu bringen. Um seine Ambitionen in Sachen Frauen zu begründen, zitierte Krummacher den Führer: *«Es ist schön, die Macht zu haben, es ist noch schöner, die Liebe und das Vertrauen des Volkes zu gewinnen.»* Er versprach, durch einen *«Blitzkrieg»* die Seelen der Frauen zu *«bekehren»* und ihre Körper für Hitlers Traum von einer gereinigten Rasse zu gewinnen.<sup>136</sup> *«Der deutsche Mensch muss alles das, was ein Jahrhundert ihm einzuimpfen suchte, gleichsam in einem Reinigungsbad ausschwitzen, um reif zu werden, den neuen Staat und seine Idee zu tragen.»* Wie Siber rief Krummacher die Frauen auf, ihre Rivalitäten zu begraben: *«[...] denn der Staat duldet keine zwecklose und ziellose Vereinsmeierei, er will zielklare und wohlgegliederte Arbeit [...]. Der ganze Aufbau wird Schritt für Schritt vollzogen werden, nicht mit jüdischer Hast, sondern mit deutscher Gründlichkeit [...].»*<sup>137</sup>

Allerdings gestand Krummacher, er fühle sich als *«Hahn im Korb»*.<sup>138</sup> Die Frauen, so wusste er, waren die *«Hüterinnen der deutschen Seele»* und die Schlüsselfiguren für Hitlers *«rassische Revolution»*. Ihre *«Hauptaufgabe»* liege in der nationalsozialistischen Schulung der deutschen Frau in der *«Rassenkunde, Geschichte, Vorgeschichte, Kindererziehung, Wohlfahrt, Mütterdienst und Schulung, Wirtschaftskunde.»*<sup>139</sup> Krummacher erwartete von den Frauen, *«dass sie ihre Arbeit, ihren Dienst am deutschen Volk, als einen Ruf, als einen Befehl Gottes auffassen, wie unser Führer Adolf Hitler immer wieder betont, dass er sein Amt und seine Aufgabe als einen Gottesruf auffasst.»*<sup>140</sup>

Krummacher vermied jegliche Berufung auf die *«weibliche Natur»* und stellte Opferbereitschaft und Gehorsam als oberste Pflichten der Frau in den Vordergrund: *«Die deutsche Frau gehört in erster Linie ihrer Familie.»* Sein erster öffentlicher Akt bestand darin, alle rivalisierenden Frauenorganisationen für aufgelöst und sich zum Führer des neukonstituierten *Frauenwerks*

der «*geeinten deutschen Frauenverbände*» zu erklären. Während Siber und Gottschewski von der Würde und Gleichberechtigung der Frau gesprochen hatten, zerschlug Krummacher jetzt alle Hoffnungen auf eine Art von Frauenrechten: «*Die Frauenrechtlerin machte Anspruch auf Gleichheit gegenüber dem Mann! Sie wollte die gleichen Rechte im Staat haben. Man hat sie ihr gegeben und sie damit nicht glücklich gemacht, den Staat aber hat man noch unglücklicher gemacht [...] Man denke an [...] Frau Zethien [sic] [...] oder etwa die kreischende Sozialdemokratin Wegscheiden-Ziegler – diese Gestalten kompromittierten das deutsche Frauentum vor der Welt, sie schädigten das Ansehen der Frau [...] Wie der Staat dem Manne nicht etwa Rechte, sondern Pflichten gibt, so wird er der Frau nicht minder Pflichten geben und mit diesen Pflichten Ehre [...]*»<sup>141</sup> Künftig würden nur noch Frauen, die weder Männer noch Kinder zu Hause hatten, dem NS-Staat in irgendeiner öffentlichen Funktion dienen dürfen. Das hiess mit anderen Worten, dass die Frauen, die für ihn arbeiteten, eine Art «drittes Geschlecht» zwischen den Männern und den Müttern, ein Corps nonnenähnlicher Hilfskräfte darstellen sollten, die sich nur der Umsetzung seiner Anweisungen zur Verfügung zu stellen hatten. Endlich, schien es, hatte die Partei jemanden für das Führungsamt im Frauenbereich gefunden, dem sie vertrauen konnte.

Krummacher selbst erklärte, der Führer habe ihn mit der vielleicht schwierigsten Aufgabe innerhalb der Partei betraut, «*nämlich die Ordnung und Führung der N.S.-Frauenshaft und die Befriedung des gesamten Frauenvereinswesens in Deutschland. [...] Ich habe die Pflicht, alle unfraulichen Typen, [...] die sich in der Vergangenheit innerhalb der Deutschen Frauenfront und der N.S.-Frauenshaft eine Misswirtschaft haben zuschulden kommen lassen, abzusetzen und auszuschalten. Ich habe weiter die Verpflichtung, alle diejenigen Frauen, die gegen andere Frauenvereine mit unfraulichen und unnationalsozialistischen Methoden, statt sie zu gewinnen, einen teilweise recht üblen Kampf führten, entweder zur Ordnung zu rufen oder kaltzustellen.*»<sup>142</sup> Er verkündete: «*Es kommt auch nicht immer darauf an, wer recht und wer unrecht hat, sondern es wird in erster Linie festzustellen sein, wer in heisser Liebe zu Volkstum und Vaterland bereit ist, um der Einheit und der Zusammenarbeit willen auch einmal Unrecht zu tragen, und sich zutraut, mit der Kraft seiner Liebe das Böse, das ihm entgegentritt, zu überwinden.*» Auch er bediente sich wieder der Metapher von den Krankheitskeimen, die Hitler so häufig in seinen Hetztiraden gegen die Juden be-

nutzte. «Auf der anderen Seite ist es naturgemäss notwendig, dass von Seiten der Führung dafür gesorgt wird, die Bazillenträger der Zwiertucht aus der Gemeinschaft auszuschalten und damit unschädlich zu machen.»<sup>143</sup>

Die nationalsozialistischen Frauen waren keineswegs erfreut über ihren neuen Führer. Wie, fragte die Verfasserin eines Artikels in *Die Deutsche Kämpferin*, sollte eine Frauenarbeit ohne Führerinnen zustande kommen?<sup>144</sup> Seydel berichtete aus Westfalen, dass die Frauen verärgert darüber waren, dass man ihnen einen Mann als Führer vorsetzte: «Man hörte mehr als einmal: ‚Wir beneiden die Luise, die brauchen sich wenigstens nicht von einem Manne, der nichts von Frauensachen versteht, [kommandieren zu lassen].‘ Andere lachten und sagten: ‚Der Dr. Krummacher kommandiert vom Tisch. Da wird er bald nichts mehr zu kommandieren haben!‘»<sup>145</sup> Ausserdem warf sie Krummacher «Beleidigung» und «Verspottung» des christlichen Glaubens vor. Sie erklärte, die HJ-Organisationen hätten, indem sie einen Keil zwischen Eltern und Kinder, Jungen und Mädchen schob, den Familienzusammenhalt bereits geschwächt. Jetzt, so warnte sie, würde Krummacher noch die Frauen und die Männer zu Gegnern machen.<sup>146</sup>

*Die Deutsche Kämpferin* mit ihrer Herausgeberin Sophie Rogge-Börner veröffentlichte bittere Kommentare zum Vorgehen eines Staates, der die Frauen in den höchsten Tönen pries, aber eine «Frauenarbeit ohne Frauen» auf die Beine stellen wollte. Binnen eines Jahres verschwand das Blatt jedoch in der Versenkung (während die weniger explizit nazistische Zeitschrift *Die Frau* weiter erscheinen durfte).<sup>147</sup> Andere Beschwerden richteten sich gegen das Frömmelertum des neuen Führers: «Herr Krummacher kann keine drei Minuten reden, ohne viermal die Bibel zu zitieren.» Eine Gaufrauenchaftsleiterin berichtete, die Frauen fänden ihn überheblich, schulmeisterhaft und autoritär. Die Parteiführung regte daraufhin an, Krummacher solle ab und an einmal den Umgang mit Unruhestifterinnen an eine Frau delegieren, um sein Image aufzubessern.<sup>148</sup> Krummacher blieb aber hart. Wohl realisierend, dass etwas für die Aufwertung der Frauen getan werden musste, präsentierte er als einziges Konzept den Vorschlag, dass einige besonders vorbildliche Vertreterinnen ihres Geschlechts, «die den Typ der Frauen darstellen, wie er in Zukunft innerhalb der Frauenschaft zur Geltung kommen soll», von Hitler persönlich empfangen werden sollten, «damit [sie] das Gefühl haben, sich zwanglos mit dem Führer aussprechen zu können».<sup>149</sup> Seine Anregung wurde ignoriert.

Das Chaos war vollkommen, als es auch noch zu einem Gerangel zwischen Siber und Krummacher kam. Er weigerte sich seiner Familie wegen, aus dem kleinen rheinischen Gummersbach wegzuziehen, während Sibers Mann sich widerstrebend bereitgefunden hatte, ihr in die Reichshauptstadt zu folgen. Die Hoffnung der nationalsozialistischen Frauen, dass mit der NS-Diktatur an die Stelle des demokratischen Durcheinanders die Herrschaft eines einzigen, starken Willens treten würde, hatte sich erneut zer schlagen. Als die alten Kämpferinnen sich gegen Bevormundung wehrten und ihre Posten zu verlieren begannen, sprangen viele Nicht-Nationalsozialistinnen aus der Mittelschicht auf das Trittbrett der Bewegung auf. Viele nicht-nazistische Frauenorganisationen sahen die Chance gekommen, sich für den Staat, an den sie glaubten, zu engagieren, ohne dabei ihre Integrität zu verlieren.

Ein gutes Beispiel für diesen Prozess der Eingliederung in Partei und Staat ist der Weg des *Reichsbunds Deutscher Hausfrauen*. Die Hausfrauen unter der Führung Maria Jeckers brüsteten sich einer bis ins 19. Jahrhundert zurückreichenden eigenständigen Tradition. Gertrud Scholtz-Klink hat Maria Jecker als «*einen prächtigen Menschen*» in Erinnerung, was nicht weiter verwunderlich ist, wenn wir bedenken, wie Maria Jecker den Frühmärz 1933 als «*Frühling in der Natur, Frühling auch im Leben unseres Volkes!*» bejubelte und «*nach langer Sehnsucht in Elend und Not*» ihre «*frohe Hoffnung*» bekundete, dass sich nun «*die Reihen [...] zum festen Ring schließen*» würden.<sup>150</sup> Die Hausfrauen beharrten stolz auf ihrer Unabhängigkeit von männerdominierten Organisationen wie der Kirche oder politischen Institutionen. Jahrzehntlang hatten sie erbittert gegen die Forderung des Frauenwahlrechts gekämpft und sich erst damit angefreundet, als es 1918 Wirklichkeit geworden war. Obleich sie sich in den zwanziger Jahren dem BDF angeschlossen hatten, kündigten sie diese Mitgliedschaft 1932 wieder auf, weil ihnen der Bund zu «*links eingestellt*» war und Bäumer «*irrige Auffassungen [...] über die geistige Ziellosigkeit der Hausfrauenbewegung*» vertrat. Sie fanden sich nicht genug beachtet und in einen «*Minderwertigkeitskomplex*» getrieben.<sup>151</sup>

Der *Reichsbund Deutscher Hausfrauen* präsentierte sich selbst als eine Lobby für die durch sexuelle Freizügigkeit und Kulturverfall bedrohte Familie. Hinter diesen hehren Zielen verfolgte er jedoch durchaus egoistische Interessen. Er schloss beispielsweise mit der reaktionären *Deutschnationalen Volkspartei* ein Bündnis, wenn es darum ging, Dienstboten gegen bol-



schewistische und sozialistische Propaganda zu immunisieren. Als Hitler zum Reichskanzler ernannt wurde, verkündete die Vorsitzende Bertha Hindenberg-Delbrück in Hannover ekstatisch: «*Um der grossen nationalen Sache willen darf aber kein Kampf, sondern es muss Verständigung stattfinden.*» Sie erklärte weiter, dass den Nazis die Befähigung fehle, «*führende Posten*» auszufüllen und die Hausfrauen sich ihnen dafür gern zur Verfügung stellen würden. «*Ich persönlich habe seit Jahren auf dem Gebiet der Frauenarbeit in Wort, Schrift und Tat Ansichten vertreten, die vollkommen üb er einstimmen mit dem, was der Nationalsozialismus will, so dass mir die Mitarbeit eine Freude sein wird.*» Sie begrüßte den Anbruch einer neuen Ära «*des Friedens und der Versöhnung*» und insbesondere die Erlösung von «*Materialismus, Individualismus, Liberalismus durch überzeitliche, nationale, sittliche und religiöse Bindung für die Volksgemeinschaft.*» Nach dem künftigen Status der Frau befragt, antwortete sie, das NS-Regime bedeute «*nicht Entrechtung, sondern Vertiefung des Fraueneinflusses und Entlastung der Frau [...] Die GERMANISCHE AUFFASSUNG DER FRAUENAUFGABEN erkennt gerade hierin ihren [...] ewigen nationalen WERT.*» Die Hausfrauen begrüßten dankbar die nationale Erhebung und gelobten, am Aufbau von Volk und Staat auf dem Fundament der Familie mitzuwirken. Sie meldeten Gottschewski ihre Einsatzbereitschaft und warteten auf weitere Order.<sup>152</sup> Da sie Hitlers Versprechungen, den Status der Frauen aufzuwerten, für bare Münze nahmen, fühlten sie sich berechtigt, ihre Ansprüche anzumelden. Weil sie sich selbst für die Verkörperung des Idealbilds der Frau hielten, bauten sie darauf, dass ihnen das Dritte Reich besondere Privilegien bescheren würde. Noch ehe in den offiziellen NS-Frauenzeitschriften von den Sterilisationsprogrammen überhaupt die Rede war, propagierte die *Deutsche Hausfrau* schon eugenische Massnahmen, indem sie *Mein Kampf* zitierte und ihre Leserinnen aufrief, sich dem «*bevölkerungspolitischen Feldzug*» für die Sterilisation aller «*fortpflanzungsunwerten*» Personen anzuschliessen. Ausserdem warb das Blatt für die Regierungsbroschüre «*Mütter, kämpft für eure Kinder!*»,<sup>153</sup>

Im Herbst 1933, nachdem Krummacher als Leiter des Frauenbereichs eingesetzt worden war, legte der *Reichsbund Deutscher Hausfrauen* Veranstaltungsplanungen und personelle Entscheidungen den zuständigen lokalen Parteistellen vor, um sie absegnen zu lassen. Nachdem er sich zuerst Gottschewski unterstellt hatte, wechselte er jetzt über in das Lager Krumm-

achers, wobei sich einige Verwirrung dadurch ergab, dass Siber augenscheinlich mit beiden in Konkurrenz getreten war.<sup>154</sup> Die Hausfrauen erklärten, es gelte nunmehr den alten Kampfgeist, der dem Nationalsozialismus zum Sieg verholfen und das Volk vor dem Bolschewismus gerettet habe, abzulegen und die Schwierigkeiten, die die alten Kampfmethoden mit sich gebracht hätten, ruhig und geduldig zu überwinden.<sup>155</sup>

Die einzige Bedingung für die Beteiligung am nationalsozialistischen Feldzug war nach wie vor der Ausschluss der jüdischen Mitglieder. Obwohl hunderte jüdischer Frauen dem *Reichsbund Deutscher Hausfrauen* schon viele Jahre lang als Mitglieder angehörten oder sogar Führungsämter innehatten, fügte sich die Organisation ohne Protest. Bertha Hindenberg-Delbrück begrüßte die Nazi-Verordnung: *«Ich war und bin überzeugt, dass sie [...] eine innere Notwendigkeit ist. Unser von vielen Strömungen immer wieder mit Zersplitterung bedrohtes Volk kann sich nur behaupten, wenn [es ihm gelingt], seine KRÄFTE unbeirrt auf ein Ziel zu lenken.»* Der Verband verfügte: *«Alle Mitglieder müssen christlich und national gesinnt sein.»* Möglicherweise fühlten sich die Hausfrauen in der Defensive, weil sie wussten, dass einige NS-Funktionärinnen ihnen nicht trauten. Eine Mitarbeiterin des Reichsorganisationsleiters in München hatte ihren Vorgesetzten 1932 gemeldet, die Hausfrauen stünden zum grössten Teil unter Führung marxistischer oder liberalistischer Frauen, Jüdinnen bekleideten hohe Ämter, und ihre Organisationen seien ausgesprochen frauenrechtlerisch orientiert. Vielleicht fügte sich Hindenberg-Delbrück deshalb so willig, weil sie diese Verdächtigungen entkräften wollte.<sup>156</sup> Die Hausfrauen mussten alle «nicht-arisches» Mitglieder ausschliessen. Sie gehorchten, allerdings verlief der Prozess nicht ganz reibungslos. Wo war, in dieser angeblich so klar und eindeutig auf «natürliche» Unterschiede gegründeten «arischen» Gesellschaft, die Trennungslinie zu ziehen? Was galt im Falle der Frau Dieselhorst, die darauf beharrte, dass ihr Vorstand keinesfalls eine Frau, die jahrelang eine zentrale Funktion in der Ortsgruppe innegehabt hatte, entbehren konnte, nur weil sie «Halbjüdin» war? *«Es ist mir nicht ganz verständlich, wie diese Dame jetzt noch in Ihren Vorstand hineingekommen ist»*, schrieb Hindenberg-Delbrück. *«Ein Wählen im früheren Sinne gibt es ja nicht mehr, sondern es wird ganz allgemein so verfahren, dass [...] die Wahl durch die Mitglieder in Wirklichkeit nur eine Bestätigung ist.»* Sie riet *«die Dame zu bitten, auf ihr*

*Amt bei Ihnen zu verzichten, da in diesem Punkt auch gemässigte Nationalsozialisten ganz unerbittlich sind [...]»<sup>157</sup>*

Die «Halbjüdin» trat zurück, aber Hindenberg-Delbrücks Probleme waren damit noch längst nicht aus der Welt. Sie konnte ein paar Frauen unauffällig aus ihren Ämtern entfernen, stand aber im Fall von Frau Skutsch doch sichtlich vor einem Dilemma: *«Sehr schwierig liegt die Sache nun mit der sehr geschätzten Frau Skutsch, die leider auch eine Jüdin, und zwar eine sehr tüchtige, zur Leiterin der Versuchs st eile gemacht hat. Ich bin überzeugt, dass auch Frau Skutsch die Folgerungen aus der Lage ziehen wird [...] Ich habe nie einen Hehl daraus gemacht [...] dass ich die Form, wie die sogenannte konfessionelle Neutralität bei uns gehandhabt wurde, für sachlich falsch und für den Reichsverband verderblich hielt. Neutralität bedeutet doch nicht, dass man einem Gastvolk die gleichen Rechte einräumt wie den Volkszugehörigen, geschweige denn Führerstellungen [...] Bei dem damaligen Kampf schieden zu unserer Freude ostentativ fast alle Jüdinnen aus unserem Verein aus, und ich habe es durch Betonung des Christlichen in unserer Arbeit [...] so eingerichtet, dass die Jüdinnen sich nicht bei uns wohlfühlen konnten [...]»*

Ein anderes Vorstandsmitglied, das im Verdacht stand, ebenfalls Jüdin zu sein, legte eine amtliche Bescheinigung vor, die besagte, dass sie *«rein deutsch»* und ihr Mann *«in der dritten Generation deutsch»* war. Der Vorstand konnte sich nicht entscheiden, ob sie der Frau oder den Gerüchten glauben sollte. Im ersten Fall liess sich die euphemistische Formulierung anwenden, dass die Mitgliedschaft allen *«Frauen arischer Abstammung»* offenstand, im zweiten hätte man direkter (und weniger diplomatisch) sagen müssen: *«Juden raus»*. Aber Hindenberg-Delbrück wandte ein: *«Die arische Abstammung möchte ich deshalb nicht in die Satzungen hineinbringen, weil dann leicht die Schnüffelei anfängt. Wir haben z.B. wertvolle Mitglieder, christlich und deutsch gesinnt, von denen ich zufällig weiss, dass die Eltern Juden waren. Für diese könnten dann unter Umständen Schwierigkeiten entstehen. Nach Abkunft können wir unmöglich forschen, deshalb habe ich die einfachere Formulierung Jüdische Frauen' gewählt.»<sup>158</sup>* Ein anderes Mitglied bat Hindenberg-Delbrück, ihr dabei zu helfen, herauszufinden, ob sie im Bund bleiben könne oder nicht. Sie hatte hervorragende Leistungen für den Verband vorzuweisen und auch *«rein deutsche»* Eltern, aber ihr Schwiegervater war *«holländisch-indischer»* Abstammung. Was tun? Manche Frauen waren der Meinung, es sei besser, auf Nummer sicher

zu gehen und alle auszuschliessen, bei denen auch nur der geringste Zweifel bestand. Die Kommissarin für den Gau Süd Hannover-Braunschweig entschied die Frage im Juni, indem sie die fragliche Frau Nyloff als Vorstandsmitglied ablehnte. Andere Hausfrauen waren für eine flexiblere Regelung, weil, wie sie sagten, einige ihrer besten Kräfte einen Juden im Stammbaum hätten, sie aber deshalb nicht auf ihre Mitarbeit verzichten wollten. Alle diese Überlegungen waren jedoch offenbar gegenstandslos, da sich, wie ein Protokoll vermerkte, «*alle jüdischen Mitglieder des Vorstandes des Reichsverbands Deutscher Hausfrauen und aller Landesverbände*» ohnehin «*taktvoll zurückgezogen*» hatten. Das erlaubte es dem Verband, sich am 11. Mai 1933 der *Frauenfront* Gottschewskis anzuschliessen.<sup>159</sup>

Es ging um den Fortbestand der Organisation, und die Führerinnen wogen die Rechte der einzelnen Mitglieder gegen die Forderungen des Staats ab. Den Jüdinnen wurde nahegelegt, Verständnis für die gegenwärtigen «Schwierigkeiten» zu zeigen und freiwillig auszutreten. Nichts deutet darauf hin, dass irgendjemand sich mit der moralischen Seite des Problems auseinandersetzte. Bereits vor Hitlers Sieg waren zwischen jüdischen und nicht-jüdischen Mitgliedern Unterschiede gemacht worden. Jetzt wurden diese Vorurteile nicht nur moralisch legitim, sondern auch politisch opportun. Die Hausfrauen behandelten die ethische Frage als bürokratisches Problem und liessen Dutzende von Rundschreiben zirkulieren, die sich allein mit den Kriterien befassten, wer als Jude zu bestimmen sei und wer nicht.

Der Hausfrauenverband hatte damit gerechnet, dass Hitler die Mütter (oder zumindest die Hausfrauen) zu einem Berufsstand erklären würde. Dies war schon seit dem 19. Jahrhundert eine seiner Hauptforderungen gewesen,<sup>160</sup> die von der Bekämpfung der Dienstbotenorganisationen nicht zu trennen war. Hinter den Phrasen von der «*Würde der Hausarbeit*» oder den «*heiligen Pflichten der Hausfrau*» verbarg sich ihr Bestreben, die Kontrolle über die Hausgehilfinnen zu behalten – auch über ihr Privatleben – und zu verhindern, dass sie sich bessere Arbeitsbedingungen und Löhne erkämpften. Die organisierten Hausfrauen protestierten gegen Massnahmen zur sozialen Absicherung von Haushaltsgehilfinnen, indem sie behaupteten, die Folge werde eine «*wirtschaftliche, biologische und ethische Schrumpfung und Schädigung der Familie*» sein. Maria Jecker hatte vor der Machtübernahme jahrelang gegen eine Renten-, Kranken- und Arbeitslosenversiche-

rung, gegen Mindestlöhne und einen bezahlten Mindesturlaub für Hausgehilfinnen gekämpft. Weder sie noch ihre Mitstreiterinnen konnten sich vorstellen, dass die Nazis der Organisierung der Dienstboten gegen die Interessen der Hausfrauen Vorschub leisten würden. In ihrem erzreaktionären Bewusstsein gingen sie davon aus, dass sie selbstverständlich die Interessen aller Frauen repräsentieren würden. Seydel in Bielefeld hatte für diese opportunistischen Trittbrettfahrerinnen nichts als verächtlichen Spott übrig. Sie bezeichnete ihre Zeitschrift als «*schreienden Kitsch*» und beschimpfte sie als NSDVP (eine Zusammenziehung der Initialen der *Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiter Partei* und der *Deutschnationalen Volkspartei*). Ausserdem, meinte Seydel sarkastisch, sei der Name der Vorsitzenden bei all ihrem Hochmut Hindenberg und nicht Hindenburg.<sup>161</sup>

Natürlich hatten aber auch viele Hausbedienstete Hitlers populistischen Verheissungen einer klassenlosen «*arischen*» Volksgemeinschaft geglaubt und darauf gehofft, dass mit dem Dritten Reich auch für sie eine neue Ära anbrechen würde. Melita Maschmann erinnert sich an die Reaktion der Hausschneiderin ihrer Familie auf die Nachricht von der Machtübernahme: «*Unter dem Aufschlag ihres Mantelkragens steckte, solange ich sie kannte, ein metallgestanztes Hakenkreuz. An diesem Tag trug sie es zum erstenmal offen zur Schau, und ihre dunklen Augen funkelten, als sie von dem Sieg Hitlers sprach. Meine Mutter reagierte mit Missbehagen. Sie fand es anmassend, wenn ungebildete Leute sich mit Politik abgaben.*»<sup>162</sup> Diese Frau hatte darauf gebaut, dass die «*sozialistische*» Komponente des Nationalsozialismus ihren Stand aufwerten würde.

Im Herbst 1933 wurden Maria Jecker und ihre Hausfrauen von alarmierenden Nachrichten aufgeschreckt. Robert Ley hatte den Eintritt aller Hausgehilfinnen in die *Deutsche Arbeitsfront* angeordnet. Hindenberg-Delbrück war fassungslos. In ihren Ohren klang *Arbeitsfront* verdächtig nach einer Art Gewerkschaft, die sich möglicherweise für höhere Löhne und bessere Arbeitsbedingungen starkmachen würde. Sie beklagte diesen Beschluss, zumal, wie sie schrieb, «*trotz Ihrer Beschwerden die Methoden des Hausgehilfinnenverbandes nach wie vor schlimmer wie kommunistisch bleiben und aus verschiedenen Landesteilen genau dieselben Klagen einliefen [...]*».<sup>163</sup> Sie kritisierte heftig, dass die Dienstboten aus allen Klassen kämen, sie und ihre Mitstreiterinnen nicht als Arbeiterinnen bezeichnet werden wollten, und machte geltend, dass «*an Stelle jahrelanger marxistischer Verhetzung der*

*Hausgehilfinnen gegen die Hausfrauen nun durch die nationalsozialistische Regierung der von uns seit jeher vertretene Gedanke des gemeinsamen Dienstes von Hausfrau und Hausgehilfin an der Familie» getreten sei. Nur der marxistische Einfluss habe die Arbeitsfront dazu verleiten können, die Hausgehilfinnen zur Gründung einer eigenen Organisation zu ermutigen. «Wir sind[...] fest überzeugt, dass das ein Missverständnis ist.»<sup>164</sup>*

Es handelte sich allerdings, wie Briefe von Ortsgruppenleiterinnen rasch zeigten, keineswegs um ein Missverständnis:

*«Sehr geehrte Frau Hindenberg,*

*Ich muss Sie heute in einer wichtigen Sache bemühen. Hier in Uelzen herrscht grosse Empörung unter Hausgehilfinnen und Hausfrauen über einen Vortrag, der am letzten Freitag hier im ‚Hausgehilfinnen-Verband‘ gehalten wurde. Seit ungefähr sechs Wochen sind alle unsere Mädchen diesem Verband beigetreten, da gesagt wurde, es wäre ein ‚Muss‘. [...] Herr Eichhorn soll die Mädchen in gemeinster Weise aufgehetzt haben gegen die Hausfrauen. [...] Die heutigen Hausfrauen verstehen zum grossen Teil nicht viel vom Haushalt und wüssten nicht, was ein Mädchen leisten könnte [...]. Die Hausfrauen heute könnten oft nicht mehr als ihren Mercedes-Benz fahren, Tennis spielen und Cigarette rauchen. [...] Die Hausfrauen sollten sich lieber auf den Hosenboden, pardon, Schlüpferboden setzen und was lernen. [...] Was noch alles gesagt wurde, kann ich kaum wiedergeben [...]. Hier in Uelzen [...] haben es [die Mädchen] durchschnittlich in allen Häusern gut[...]»<sup>165</sup> Hindenberg-Delbrück legte bei der Parteiführung und bei der Arbeitsfront Protest ein. Sie beauftragte eine Freundin, inkognito auszuspiionieren, was bei Veranstaltungen der Arbeitsfront vor sich ging, und erfuhr, dass Scharen schlecht bezahlter Heimarbeiterinnen dorthinströmten, um Nazi-Redner zu hören, die Maria Jecker *«schlimmer als Kommunisten»* nannte.<sup>166</sup>*

Da die Arbeitsfront den Staat im Rücken hatte, war der Konflikt zunächst rasch entschieden: Die Hausgehilfinnen blieben der regimenehen Organisation angegliedert und damit der politischen Kontrolle ihrer Arbeitgeberinnen entzogen. *«Heimarbeiter und Hausgehilfen sollen sich im neuen Staat als vollwertige, gleichberechtigte und gleichgeachtete Glieder betrachten können»*, erklärte ein offizielles Rundschreiben im Februar 1934.<sup>167</sup>

Vorbei war die Flitterwochenharmonie zwischen Reichsbund und NS-Staat. Maria Jecker strebte eine Gesellschaft an, in der die Hausfrauen wie

einst die Handwerksmeister über ihr Reich herrschen und wie eine mittelalterliche Zunft für ihre Interessen eintreten sollten. Aber statt ihre Macht über ihre häusliche Domäne zu stärken, entzogen die Nazis die Hausbediensteten ihrem Einfluss, indem sie sie in der *Arbeitsfront* organisierten. Der Verband hatte seine Unabhängigkeit aufgegeben, langjährige Mitstreiterinnen ausgeschlossen, weil sie Jüdinnen waren, und die «arischen» Mitglieder angehalten, nationalsozialistischen Organisationen beizutreten. Seine Rechnung, dafür von den Nazis belohnt zu werden, war nicht aufgegangen. Eine Zeitlang versuchten die Frauen, ihre Unabhängigkeit doch wieder zu behaupten. Ihnen blieben allerdings nur zwei Möglichkeiten: totale Gefügigkeit oder totale Auflösung. Sie entschieden sich für ersteres. Für diesen Schritt revanchierte sich die Regierung, indem sie im Lauf der nächsten Jahre die Einrichtungen zur sozialen Absicherung der Hausgehilfinnen abbaute und Mitglieder des Hausfrauenverbandes auf Posten in Scholtz-Klinks *NS-Frauenshaft* berief. Schliesslich verloren die Hausgehilfinnen ihre sozialen Errungenschaften ganz, und die *Arbeitsfront*, von der sie sich Unterstützung versprochen hatten, bescherte ihnen eine Verlängerung der gesetzlich zugelassenen Arbeitszeit und erklärte obendrein, dass sie dankbar sein sollten, dass sie überhaupt Arbeit hätten.

Ende 1933 suchte die Nazi-Führung wieder intensiv nach einer geeigneten Frau für das Führungsamt. Sie sollte den Rückzug der Frauen aus gutbezahlten Berufen erfolgreich propagieren und durchsetzen, die Kampagne zur Steigerung der Geburtenzahl innerhalb der «rassisch wertvollen» Bevölkerung führen und die Frauen für den unbezahlten Arbeitseinsatz motivieren. Diese Aufgabe war so schwierig, dass sie schon fast magische Kräfte in der Führung von Menschen erforderte. Die Mutterschaft musste aufgewertet werden, obgleich der Funktionsbereich der Mütter immer weiter schrumpfte. Verwaltungstechnisch gesehen war schon allein die Grösse des Amtsbezirks ein Problem. Siefert rühmte sich schon wenige Monate nach der Machtübernahme, über acht Millionen Frauen rekrutiert zu haben, und genoss beträchtliches Ansehen bei den Gau-Frauenschaftsleiterinnen. Die Parteiführung hatte jedoch auch nach einem Jahr Regierungsmacht an jeder Bewerberin etwas auszusetzen, die Führungseigenschaften erkennen liess. Ausserdem konkurrierten Hess, Goebbels, Frick und Ley selbst um die Pfründe Frauenbereich.

Während der Weg für die männlichen Kader vom Strassenkampf direkt

zum Funktionärsposten führte, blieben die Frauen auf der Strecke, weil sie, wie die Männer sagten, zu rebellisch, zu zornig und zu undiszipliniert waren. Den Frauen standen ausser der ablehnenden Haltung ihrer männlichen Parteigenossen noch andere Hindernisse im Weg: Sie hatten nie Verbindungen zum engsten Kreis um Hitler; von daher fehlte ihnen die Möglichkeit, frühzeitig in Erfahrung zu bringen, was der Führer verkündete und sich darauf einzustellen. Ausserdem erhielten die Männer, die den Weg von der rebellischen Partei zum korrupten Regime mitgemacht hatten, zum Lohn Führungsstellen, Ministerien und Sonderaufträge. Die Frauenführerinnen durften dagegen nicht einmal in ihren eigenen Bereichen selbständig walten. Sie waren nichts als eine Manövriermasse, um die die männlichen Parteiführer stritten. Statt Führungspraxis zu erwerben, lernten die Frauen in der Parteibürokratie nach 1933, sich männlichen Vorgesetzten zu unterwerfen, wenn sie Karriere machen wollten.

Frauen, die im Sozialbereich tätig waren, Büroangestellte und Fabrikarbeiterinnen waren aufgerufen, sich dem *Deutschen Frauenwerk* anzuschliessen (und es durch Mitgliedsbeiträge zu unterstützen), mussten aber gleichzeitig auch der *Arbeitsfront* angehören. Die Landfrauen unterstanden dem *Frauenwerk*, aber über ihre konkreten Lebensbedingungen bestimmte das Landwirtschaftsministerium unter Walter Darré. Die Sozialarbeiterinnen, nominell dem *Frauenwerk* unterstellt, erhielten ihre Anweisungen von Hilgenfeldts Wohlfahrtsministerium. Nur die Lehrerinnen unter der Führung von Auguste Reber-Gruber genossen als weibliche Minderheit im *Nationalsozialistischen Lehrerbund* (NSLB) noch eine Spur von Eigenständigkeit. Gehorsam und Verwaltungsgeschick, nicht Charisma oder gar Enthusiasmus, wurden zum Hauptkriterium für die Befähigung zur Frauenführerin.

Die fanatischen alten Kämpferinnen entsprachen diesen Anforderungen nicht. In ihnen lebte noch der Kampfgeist aus der Zeit, in der sie weitgehend autonom waren und ihr Terrain, wie eine der Teilnehmerinnen am Abel-Wettbewerb schrieb, sowohl gegen «*feige, satte, ewig kritisierende Bürger*» als auch gegen «*den volksfremden Bolschewismus*» verteidigt hatten.<sup>168</sup> Nach 1933, als sie sich hauptsächlich mit ihren eigenen Parteigenossen auseinandersetzen mussten, zogen sie aus dieser Unbeugsamkeit keine Vorteile mehr. Am geschicktesten konnten sich noch Siber und Gottschewski behaupten. Diehl war Ende 1932 selbst von ihrem Parteiposten zurückgetreten, für Zander wurde ihre enge Zusammenarbeit mit Strasser zum Verhäng-



nis. Gottschewski scheiterte aufgrund ihres radikalen Elans. Siber stützte ihre Strategie auf die Zusammenarbeit mit Innenminister Frick. Doch der konnte sich mit der Zeit immer weniger gegen seine Rivalen behaupten, von denen einer spottete: «*Göring und Heydrich wiegen mehr als hundert Frick.*»<sup>169</sup>

Fricks Standpunkt in der Frauenfrage unterschied sich im Grunde nicht von den Ansichten nicht-nazistischer Konservativer: «*Die Mutter soll sich ganz ihren Kindern und der Familie, die Frau dem Manne widmen können, und das unverheiratete Mädchen soll nur auf solche Berufe angewiesen sein, die der weiblichen Wesensart entsprechen.*»<sup>170</sup> Die Frauen wieder an den heimischen Herd zurückzuschicken, diente der Bekämpfung des Marxismus, die die Familie bedrohte.

Diese enge Auffassung von der Rolle der Frau liess Siber und anderen ehrgeizigen Frauen wenig Handlungsraum. Siber gelobte dennoch, Fricks Anweisungen Folge zu leisten, und versprach, «*die Entpolitisierung der Frau*» voranzutreiben. Das hinderte sie allerdings nicht, selbst initiativ zu werden, wenn es um die Umsetzung von Parteirichtlinien ging.<sup>171</sup>

Diese Eigenständigkeit trug ihr im Herbst 1933 den Vorwurf ein, im Wahlkampf eigenmächtig gehandelt zu haben. Sie verteidigte sich gegen die Beschuldigung, den Frauen zuviel Macht in Aussicht gestellt zu haben: «*Es wurde festgestellt, dass man mit einer gewissen Sorge die Stimmenabgabe der Frauenwelt beurteile. Es sei notwendig, nicht mit leeren Worten, sondern mit authentischem Material die Stellung und die Rechte der Frau im nationalsozialistischen Staat der Masse der Frauen bekanntzugeben.*»<sup>172</sup> Der Kerninhalt ihrer Kampagne schien harmlos genug. «*Die Frau muss die Familie und die Seele des Volkes formen*», erklärte sie im März 1934 vor 30'000 jubelnden Frauen bei einer Gau-Frauenschaftsleiterinnen-Konferenz.

Sie glaubte, auf dem Boden der nationalsozialistischen Doktrin zu stehen, wenn sie die Rechte der Mütter verteidigte. Eine Zeitlang schien sie recht zu behalten. Zander, Gottschewski, Gottfried Krummacher und Diehl verloren ihre Posten, sie blieb im Amt. Sie hatte ihre ideologischen Ansichten in einem Buch, mehreren Artikeln und hunderten von Reden in ganz Deutschland dargelegt. Sie träumte von einem breit angelegten Erziehungsprogramm, das Millionen ihrer Anhängerinnen in einer straffen, hierarchischen Organisation erfassen würde. Unter Hitler, so prophezeite sie, werde das deutsche Volk aus Männern und Frauen bestehen, die jeweils ihren ei-

genen Aufgabenbereich hätten und ihn von «*glühendem Idealismus*» beseelt wahrnehmen.

Siber haushaltete sparsam mit ihren Finanzen und war mit einem alten Kämpfer und Offizier verheiratet. Sie entsprach dem Idealbild der Frauenführerin und hatte allen Grund, sich Hoffnungen auf die oberste Leitung der Frauenorganisation zu machen, wie immer diese schliesslich aussehen mochte. Bei Treffen mit massgeblichen Parteileuten machte sie stets geltend, dass nur eine starke Frauenorganisation die Leistung vollbringen könnte, die Frauen aus der Politik fernzuhalten und gleichzeitig ihre Begeisterung in nützliche Leistungen für den Staat umzusetzen. Sie bemängelte etwa bei einer Zusammenkunft massgeblicher Experten für Rassenhygiene, «*dass in den Ausführungen nur von der männlichen Hitlerjugend gesprochen worden sei. Genau ebenso wie diese seien die 1½ Millionen deutscher Mädels zu betreuen. Durch die grosse Inanspruchnahme werde der deutschen Mutter ihr ureigenstes Recht auf Betreuung der Tochter zum mindesten stark gekürzt.*»<sup>173</sup> Siber glaubte zweifelsohne, dass sie für ihren engagierten Einsatz für die Erfassung der Frauen im Sinne des Nationalsozialismus mit einem hohen Amt belohnt werden würde. Aber dem war nicht so. Genau die Eigenschaften, die ihren Erfolg in der Frühzeit der Bewegung ausgemacht hatten, besiegelten nach 1933 ihre Entmachtung.

Als Gertrud Scholtz-Klink, ihre zukünftige Rivalin, im Dezember 1933 die Leitung des Frauenarbeitsdienstes in Berlin übernahm, nahm Siber nicht einmal Notiz von ihr. Niemand schien ihr Beachtung zu schenken. Wer hätte ahnen können, dass sie, die weder zu den landesweit bekannten Frauenschaftsleiterinnen zählte noch besondere Leistungen vorweisen konnte, binnen weniger Monate Reichsfrauenführerin werden würde? Im Herbst 1933 hatte sie bei einer Veranstaltung neben einem Regierungsvertreter gesprochen, der ihr angetragen hatte, einen Staatsposten zu übernehmen. Mit 33 war sie 10 Jahre jünger als Siber und längst nicht so erfahren. In Hitlers engstem Stab war nur Albert Speer ähnlich jung und kurz in der Partei. Wie Speer zeigte Gertrud Scholtz-Klink wenig Interesse an ideologischen Dingen. Wenn sie in der Öffentlichkeit sprach, mied sie verfängliche Themen wie die Rolle oder die «Natur» der Frau. Sie präsentierte lieber verwaltungstechnische Einzelheiten und rief die Frauen eher vage dazu auf, Opfer zu bringen. Im Gegensatz zu Siber und vielen anderen altgedienten Frauenführerinnen entfaltete sie keinen messianischen Eifer. Sie war schon in den

zwanziger Jahren aus der evangelischen Kirche ausgetreten, was ihrer Eignung für den Posten der Reichsfrauenführerin zugute kam. Sie war dadurch leichter zu beeinflussen und bereit, das, was die Parteiführung ihr nahelegte, zu übernehmen.

Diese fügsame und gefällige Art fügt sich gut in ihre Biographie. Als Tochter eines wohlhabenden Beamten war sie in einer gepflegten und vornehmen Atmosphäre aufgewachsen. Selbstverständlich sei ihre Familie christlich und antisemitisch gewesen. Der Erste Weltkrieg unterbrach ihren Bildungsgang und liess sie, nachdem sie einen Kriegsveteranen geheiratet hatte, ihr Leben auf die Sorge für ihre Familie ausrichten. *«Ich hatte zwar die Ansichten meines Mannes geteilt, aber mich im Grunde nie gross für Politik interessiert. Während der Zwanzigerjahre hatte ich alle Hände voll zu tun, den Haushalt zu führen, die Kinder grosszuziehen und ein ordentliches Heim zu schaffen. Aber dann kam eines Tages mein Mann, der mit ganzer Leidenschaft bei der SA war, von einer Grossveranstaltung nicht zurück. Man sagte mir, er habe vor Aufregung über den ganzen Aufmarsch, einen Herzschlag erlitten. [...] Ich wollte seinen Platz einnehmen, mein Leben ganz der Bewegung widmen, für die er sich geopfert hatte.»*<sup>174</sup> Sie machte sich unverzüglich ans Werk, indem sie örtliche Unterstützungsorganisationen gründete und Frauen rekrutierte, die ehrenamtlich bedürftigen Nazi-Familien im vorwiegend katholischen Baden helfen sollten. Anders als die rebellischen Kämpferinnen der ersten Stunde Zander und Seydel pflegte Gertrud Scholtz-Klink den Kontakt zu katholischen Frauenorganisationen. 1930 hatte sie 14 lokale nationalsozialistische Frauengruppen zusammengeschlossen. Sie suchte mit ihren Anhängerinnen die Zusammenarbeit mit nicht-nazistischen Wohltätigkeitsorganisationen. Wie Polster arbeitete sie eng mit den männlichen Nazis zusammen und war bemüht, die Aktivitäten religiöser Frauengruppen in den Dienst der nationalsozialistischen Sache zu stellen. Ihr Parteivorgesetzter, der Gauleiter Robert Wagner, erklärte lobend: *«Der deutsche Frauenorden in Baden steht unter der hervorragenden Leitung der Frau Pg. Klink. Der Orden ist völlig einheitlich organisiert und erstreckt sich über das ganze Land. [...] Streit und Händeleien, ja selbst auch Schwätzereien waren bisher so gut als ausgeschlossen.»*<sup>175</sup>

Der Journalist Peter Engelmann, dem Gertrud Scholtz-Klink einst das Amt ihres Pressesekretärs angetragen hatte, behauptete, sie habe sich der einflussreichen, populären Nazi-Schriftstellerin Marie Diers bedient, um Hitler auf sich aufmerksam zu machen. Ausserdem habe sie selbst Schreiben

an Frick gesandt, in denen sie ihm ihre Vorschläge für die Organisation des Frauenbereichs unterbreitete. Ihrer eigenen Version zufolge wurde sie aber vom Leiter des Arbeitsdienstes aufgefordert, nach Berlin zu kommen, um die Verantwortung für die ihm unterstellten Frauen zu übernehmen. Ihr Opportunismus, ihre gefällige Art und ihre Flexibilität liessen die männlichen Parteioberen bald auf sie aufmerksam werden. Auch ihre äussere Erscheinung war ihrer Karriere förderlich. Die junge, blonde, adrette Scholtz-Klink war mit Abstand die «arischste» Erscheinung unter den führenden Gefolgsleuten Hitlers. Da sie selbst nicht an Zusammenkünften der Parteispitze teilnehmen konnte, suchte sie sich, genau wie Siber, instinktiv einen männlichen Förderer: den Wohlfahrtsminister Erich Hilgenfeldt. Obwohl er bei Weitem nicht so einflussreich war wie Frick, zeichnete sich Hilgenfeldt durch politische Schläue und Raffinesse aus. Mitarbeiter seines Ministeriums berichteten, dass er mit einer skrupellosen Gerissenheit vorgehen konnte, wie sie selbst in Hitlers engster Gefolgschaft ihresgleichen suchte. Die beiden waren ein perfektes Team. Gertrud Scholtz-Klinks Mann war in Baden geblieben und tauchte so gut wie nie in Berlin auf. Als er nach einigen Jahren starb, nahm niemand gross Notiz davon. Eine ehemalige Mitarbeiterin der *Reichsfrauensschaft* behauptete später, dass Gertrud Scholtz-Klink mit ihrem Förderer ein Verhältnis verband, ein Gerücht, das durch die Tatsache erhärtet wird, dass Hilgenfeldt nur einen Tag nach ihrer Eheschliessung mit SS-General Heissmayer 1939 seinerseits heiratete. Gertrud Scholtz-Klink selbst tat solche Behauptungen natürlich als reine Verleumdung ab.<sup>176</sup>

Gegen diese wendige Interessengemeinschaft hatten Frick und Siber keine Chance. Hilgenfeldt war nicht nur ein mit allen Wassern gewaschener Bürokrat, er stand auch mit voller Überzeugung hinter Hitlers rassenpolitischen Plänen. Ihm war klar, dass deren Realisierung davon abhing, wie die Frauen die «positiven» eugenischen Massnahmen trugen und eine «neue Rasse von Übermensch» hervorbrachten, während sie gleichzeitig mitleidlos akzeptierten, dass Mitmenschen von der «negativen» Rassenhygiene betroffen waren.

Hilgenfeldt rief gegen «*Weichheit und Sentimentalität*» auf, da es für die Nationalsozialisten gelte, «*hart aber durchgreifend*» Stellung zu beziehen, um der «*Verseuchung des Volkes*» zu wehren: «*Wir greifen an! [...] Wir massen uns das Recht an, im geeigneten Augenblick für das Volk das zu tun, was nötig ist. [...] Die Totalität unseres Anspruches bezieht sich auf das Ge-*

*biet der Wohlfahrtspflege, vor allem in Bezug auf die gesamte Betreuung der Jugend.»<sup>177</sup>*

In Anlehnung an *Mein Kampf* verkündete Hilgenfeldt, dass die «Verseuchung» der Rasse nur durch sorgfältige «Zuchtwahl» zu bekämpfen wäre. Natürlich, räumte er ein, mochte diese Schlussfolgerung weichherzigen Menschen grausam scheinen, aber da das Wohl des Volkes davon abhinge, gäbe es keine andere Wahl. Das hiess mit anderen Worten, die Männer würden die Führung der «rassischen Revolution» übernehmen, und die Frauen würden sich ihr anschliessen müssen.

Während Gertrud Scholtz-Klink sich weitgehend bedeckt hielt, verkündete Hilgenfeldt sein frauenpolitisches Programm. Aufgabe der Frauen im Dritten Reich, so erklärte er, sei es, die Politik den Männern zu überlassen. Bei ihrem ersten Zusammentreffen mit den Gau-Frauenschaftsleiterinnen sagte Scholtz-Klink so gut wie nichts. Sie begnügte sich mit vagen Erklärungen, dass die Frauen bereitstünden, um kulturell orientierte, erzieherische und geistig verwandte Aufgaben zu übernehmen. Hilgenfeldt war es, der die Diskussion beherrschte. Er erklärte, *«seine Aufgabe als Amtsleiter sei die, die Frauenarbeit zu schützen und die politische Führung im Auftrag der Reichsparteileitung zu übernehmen und zu verantworten. [...] Frauenorganisationen heute haben NICHT die Aufgabe, politisch zu kämpfen. Gekämpft haben wir um die Eroberung der Macht.»* Man könne *«noch immer [...] feststellen, dass Frauen, die Männer sein wollen, oder die Männer, die Weiber sind, in ihrer tiefsten Seele unzufrieden und zerrissen erscheinen, denn sie stehen nicht in sinnvoller Harmonie mit dem lebendigen Leben, sondern zerreiben ihre Kräfte im Kampfe gegen die Natur.»* Die Rolle der Frauen sei nicht so sehr dadurch bestimmt, dass sie bestimmte Aufgabenbereiche übernehmen, sondern sich den Männern unterordnen sollten: *«Über allem steht als letztes grosses Ziel die eine Aufgabe: nämlich den Typ der Frau zu schaffen, der von unserer Zeit und dem Schicksal als notwendige Ergänzung zum kämpferischen und heldischen Mann gefordert wird [...]. Man darf mit Recht behaupten, dass die Aufgabe der Frauen in vieler Hinsicht noch schwerer ist, denn sie haben die Mühen der Kleinarbeit zu tragen.»<sup>178</sup>*

Auch eine Mitarbeiterin Scholtz-Klinks wies den Frauen die rechte Richtung: *«Dies ist eine Pflicht des Staates den armen und kranken Volksgenossen gegenüber, und wir Frauen sind hier Werkzeuge des Staates, dem wir nach bestem Können dienen müssen. Es soll an dieser Stelle nicht versucht*

werden, vollzählig aufzuzählen, welche Pflichten der Staat an uns Frauen stellt [...] denn der Pflichten sind so viele, dass sie sich gar nicht aufzählen lassen.»<sup>179</sup> Mit solchen rhetorischen Appellen an die Opferbereitschaft der Frauen wurde das brutale Diktat der russischen Revolution (wenn auch nur notdürftig) verbrämt.

Scholtz-Klink schätzte die Position einer Frauenführerin realistischer ein als ihre Rivalinnen. Um ihren Erfolg zu erklären, schrieb sie: *«Die Zeit von Juli 1931 bis Ende 1933 kann man rückblickend als keinen nennenswerten Fortschritt innerhalb der Frauenschaft bezeichnen. Durch vielerlei verschiedenste Auffassung seitens der Männer einerseits sowie Führungsschwächen seitens der Frauen andererseits blieb es allein den einzelnen Gauen überlassen, sich zu behaupten.»*<sup>180</sup>

In guter Nazi-Tradition setzte sie «schwach» gleich mit «eigenständig», und in gewisser Weise hatte sie damit nicht einmal unrecht, denn um eine «starke» Frauenführerin zu werden, musste sie sich ihren männlichen Parteivorgesetzten uneingeschränkt beugen. Rückblickend preist sie an den Nationalsozialistinnen der ersten Stunde Eigenschaften, die sie zweifellos auch sich selbst zuschreiben würde: *«Nie werde ich es vergessen, dass die ersten [Frauen], die den Weg zu uns fanden, diejenigen waren, die nichts zu verlieren hatten als ihr Leben, die aber mit einer restlosen Bejahung dieses Lebens erneut Opfer auf sich nahmen, ohne zu fragen, was dabei für sie herauskommen konnte. Sie hatten vielleicht gar nicht mit soviel Intelligenz und verstandesmäßigen Beweisen das Wesen dieser grossen Idee erkannt, aber sie standen neben ihren Männern, weil sie fühlten, hier wird eine Lebensfrage deines Volkes ausgetragen, und da ist mein Platz, wo meine geringe Kraft gebraucht werden kann.»*<sup>181</sup>

Wenn sie ihre Arbeit für Hitler umreisst, tauchen drei Wörter immer wieder auf: «Harmonie», «Volk» und «Pflicht». Das waren die Leitworte ihrer elfjährigen Tätigkeit als Reichsfrauenführerin. An ihren Ansichten änderte sich nichts mehr.<sup>182</sup> In den dreissiger Jahren erklärte sie den Frauen, sie seien durch eine sterile und hyperintellektuelle Frauenbewegung verraten worden, die den echten «germanischen» Geist mit «artfremden» Waffen wie Intellekt und Verstand habe bekämpfen wollen. Sie selbst erwies sich dagegen als Meisterin «weiblicher» Taktiken. Heute noch ist sie der Meinung, dass Frauen, die nach «männlichen» Positionen streben, «unruhig und nervös» würden. Sie rief die Frauen auf, statt einen aussichtslosen Kampf um Gleichberechtigung – ein ohnehin kurzlebige Ideal – zu führen, allen äusserlichen

Ambitionen abzuschwören. Mit scheinheiliger Selbstgerechtigkeit behauptet Scholtz-Klink, ihr Leben nach dieser Devise gelebt zu haben.

Die Partei, die sich der aufrührerischen SA-Leute um Röhm und einiger abweichlerischer männlicher Führungsmitglieder durch offene Säuberungsaktionen entledigen musste, konnte die Hauptrivalinnen Scholtz-Klinks auf elegantere Weise kaltstellen. Zander, die das Ruhestandsalter ohnehin schon überschritten hatte, ging fügsam in Pension. Diehl beklagte sich zwar bitterlich über die in ihren Augen schäbige Behandlung, konnte aber nicht anders, als der Reichspolitik den Rücken zu kehren und sich ihrer *Neulandbewegung* zuzuwenden. Sie konnte ihrer Einschätzung dankbar sein, die sie jahrelang davon abgehalten hatte, sich offiziell der Partei anzuschließen. Ihrer Unabhängigkeit hatte sie es zu verdanken, dass sie sich ihre eigene Organisation erhalten konnte, die ihr nun, nachdem sie in Ungnade gefallen war, noch einen Lebensinhalt und -unterhalt bot. Gottschewski verliess angesichts der starken Opposition, der sie sich gegenüber sah, der Enthusiasmus. Sie zog sich als Ehefrau, Mutter und Gelegenheitsjournalistin ins Privatleben zurück. Krummacher wandte sich wieder freudig ihren lokalen Aufgaben im heimischen Gummersbach zu. Nur Siber wollte ihren Platz nicht freiwillig räumen. Ehrgeizig und der nationalsozialistischen Sache, wie sie sie sah, fanatisch ergeben, kämpfte sie um ihre Position. Hilgenfeldt lancierte eine Diffamierungskampagne gegen sie, indem er behauptete, sie habe Gelder des *Mütterhilfsdienstes* veruntreut, Krummachers Autorität untergraben, freundschaftliche Gespräche mit Bäumer geführt, ihre Buchführung schlampig gehandhabt und eigene Ansichten zum Standpunkt des Nationalsozialismus in der «Frauenfrage» artikuliert. Insgesamt erhob er fünfzehn verschiedene Anschuldigungen gegen sie. Sein Feldzug war so erfolgreich, dass Sibers Ehemann sich später beklagte, es hätte das Gerücht gegeben, seine Frau sei in der «Nacht der langen Messer» am 30. Juni 1934, der Säuberungsaktion nach dem Röhm-Putsch, ebenfalls getötet worden.<sup>183</sup>

Frick verteidigte Siber während dieser Manöver und verfügte eine gründliche Untersuchung. Er entthob sie aber für die Dauer dieser Untersuchung ihres Amtes, was bedeutete, dass sie keine Möglichkeit hatte, an die Öffentlichkeit zu gehen und in irgendeiner Weise eine Unterstützungskampagne für sich zu organisieren.<sup>184</sup> Der Skandal löste eine Flut von hin- und hergehenden Rundschreiben, Ent- und Belastungsaussagen, eidesstattlichen Er-

klärungen, Anhörungen und widersprüchlichen Gerüchten aus. Scholtz-Klink wurde beschuldigt, ein Verhältnis mit einem Mitglied der Parteispitze zu unterhalten. Interessanterweise wurde dieser Vorwurf jedoch von einem viel schwerer wiegenden in den Schatten gestellt: Sie habe, so hiess es, eine Totgeburt gehabt. Eine Affaire war vermutlich auch für ein Parteimitglied kein echtes Vergehen, während eine «Totgeburt» auf eine Abtreibung hindeutete, was eine grössere Versündigung an der «arischen» Rasse darstellte. Die Anschuldigungen gegen Siber gingen von der Behauptung, «dass Siber [...] ihr seelisches Gleichgewicht verloren» habe, bis zum Vorwurf, sie habe zugelassen «dass die Geschäftsführerin eine amerikanische, geräuschlose Schreibmaschine [...] beim jüdischen Warenhaus» erwarb. Ihre Gegenvorwürfe enthielten sowohl angebliche homosexuelle Neigungen Hilgenfeldts als auch die «Totgeburt» Scholtz-Klinks.<sup>185</sup> Im Winter 1934 gab Hilgenfeldt sich schliesslich geschlagen. Er zog sämtliche Beschuldigungen zurück und gestand, dass es sich um Verleumdungen handelte.<sup>186</sup>

Es interessierte niemanden mehr, als sich herausstellte, dass Sibers unschuldig war. Scholtz-Klink hatte sich weitgehend aus der Schlammschlacht herausgehalten und die Zeit genutzt, um sich als Frauenführerin zu etablieren. Fricks loyale Intervention hatte Siber zwar formell noch einmal gerettet, Scholtz-Klink aber übte jetzt informellen Druck auf Hess. Nachdem Hilgenfeldt klein beigegeben hatte und es möglich schien, dass Sibers Machtposition wieder gefestigt werden könnte, unternahm es Scholtz-Klink wohl das einzige Mal in ihrer ganzen Karriere, auf ihre eigenen Ansprüche zu pochen. «Für meine Person fordere ich, dass ich im Verantwortungsbewusstsein genau so gewertet werde wie ein Mann, sowohl in ideellen als auch in finanziellen Dingen [...] Diese Gesinnung fordere ich von meinen Mitarbeiterinnen und bin bestrebt, sie bis in die kleinste Ortsgruppe zum eisernen Gesetz zu machen.»<sup>187</sup> Ihrer Forderung wurde stattgegeben. Als Scholtz-Klink gegen Siber vorging, fand letztere keinerlei Unterstützung, denn Scholtz-Klink beanspruchte die Kontrolle über ihren Bereich, ohne eigenmächtige Bestrebungen erkennen zu lassen. Sie würde, wie es den Idealvorstellungen der Parteispitze entsprach, der männlichen Führung gehorchen und die Frauen dazu bringen, ihr zu gehorchen.

Siber wollte nicht weichen, und selbst ein totalitäres Regime konnte sie nicht einfach abschieben. Anfang 1935 hatte Frick sie bereits im Stich gelas-



sen, aber ihr Mann hielt zu ihr. Er war zu ihr nach Berlin gezogen, um ihr ihre Karriere zu erleichtern. Als sie ihres Postens enthoben wurde, begannen beide, mit rechtlichen Mitteln dagegen vorzugehen. Obgleich es denkbar war, durch Anhörungs- und Gerichtsverfahren ihre Entlassung hinauszuzögern, stand doch von vornherein fest, dass keine Chance bestand, ihr Ansehen und ihre Machtposition wieder herzustellen. Als letztes Mittel wandte sich Major Siber an Hitler persönlich. Wie so viele fanatische alte Kämpfer kränkte es ihn, mitansehen zu müssen, wie Parteineulinge, die erst nach der Machtübernahme aus Opportunismus zur Partei gestossen waren, hohe Ämter bekamen. Er schrieb:

*«Mein hochverehrter Führer!*

*Laut Anlage 1 habe ich als aktiver, preussischer Pol.Offizier 10 Jahre lang der NSDAP unter schwersten Opfern gedient [...] Als ein Hohn auf die richterliche Entscheidung des nationalsozialistischen Reichsministers des Innern hat Hilgenfeldt wenige Tage darauf am 28.V.34, vor allen Gaufrauen-schaftsleiterinnen das gefällige Urteil sabotiert und erneut meine Frau schwerster Verfehlungen [...] bezichtigt.*

*Ich erhebe, mein Führer, Beschwerde, dass wider die nationalsozialistischen Grundsätze von Ehre, Recht und Treue eine alte, bewährte Kämpferin zu Unrecht als ‚Lohn‘ für jahrelange treuste und hingebungsvollste Arbeit entgegen der richterlichen Erkenntnis von höchsten Partei- und Staatsstellen dauernd unschuldig entehrt bleiben soll und ihr Leben lang von untergeordneten Parteinstanzen verfehmt wird[...] Es bleibt unantastbar [...] dass sie in der Kampfzeit unzählige Frauen für die NS-Idee gewonnen [hat].*

*Einen solchen Menschen jagt man nicht, wie es meiner Frau geschehen ist, als Lohn für diese Treue und Leistung wie einen treulosen und unzuverlässigen Hund in die öffentliche Schande davon. Diese Handlungsweise betrachtete ich, mein Führer, als einen Verrat an der von Ihnen gelebten und immer wieder geforderten Treue [...].*

*In stets gelebter und unverbrüchlicher Treue zu Ihnen, mein Führer, lege ich diese meine Bitte und Beschwerde in Ihre Hand als Ihr*

*ganz gehorsamster*

*(unterzeichnet) Siher.»<sup>188</sup>*

Sibers schwülstiger, an Hitlers eigene Prosa erinnernder Brief blieb unbeantwortet, das Bemühen um die Wiedereinstellung seiner Frau erfolglos.

Den Sibers war vermutlich nicht klar, dass ihre Eigenständigkeit noch ein weiteres Handicap hatte. Sie war verheiratet – ein Minus für eine Frauenführerin. So hoch ihr Status auch sein mochte, sie blieb doch Ehefrau. Die Gehorsamspflicht ihrem Mann gegenüber rangierte vor den Erfordernissen ihres Amtes. Er konnte jederzeit darauf bestehen, dass sie ihren Posten aufgab, umzog oder Mutter wurde. Clifford Kirkpatrick brachte dieses Dilemma auf die kurze Formel: «*Sie kritisierten die Frauenführerinnen, wenn sie nicht heirateten, und feuerten sie, wenn sie es taten.*»<sup>189</sup> Bei Veranstaltungen liess sich Siber stets als «Frau Major Siber» vorstellen, um sich als Frau eines Offiziers auszuweisen. Ausserdem hatte Siber sich als Ehemann immer vorbildlich verhalten und in Kauf genommen, dass er in der Weimarer Republik ihretwegen aus der Armee hatte ausscheiden müssen, da Offiziere per Eid verpflichtet gewesen waren, sich jeder öffentlichen politischen Betätigung zu enthalten. Indem sie die Karriere ihres Mannes gefährdete, versties sie, selbst wenn es um der nationalsozialistischen Sache willen geschah, gegen patriarchale Erwartungen. Krummacher hatte übrigens während seiner kurzen Amtszeit dieses Problem erkannt und als Lösung vorgeschlagen, nur noch unverheiratete Frauen mit Posten zu betrauen. Aber damit waren seine Vorgesetzten auch nicht einverstanden gewesen. Äusserungen Scholtz-Klinks aus jüngster Zeit lassen ahnen, warum nicht – solche Frauen wirkten nicht mütterlich genug. «*Frau Zander und die Frauen der Anfangszeit*», so meint sie, «*wurden wahrscheinlich deshalb übergangen, weil sie zu unabhängig waren, verstehen Sie, immer nur mit Frauen zusammen und ohne Familie.*» Unter den Aspirantinnen für das Amt der Frauenführerin hatte Scholtz-Klink die ideale Kombination: Als Witwe hatte sie Kinder, aber keinen Mann. Im Nazi-Deutschland vermochten Witwen, wie in vielen anderen patriarchalischen Gesellschaften auch, gelegentlich die Grenzen ihrer Geschlechtsrolle überschreiten.

Nach der Machtübernahme lenkte Hitler die Kräfte, die er vorher auf die Zerstörung der Weimarer Republik verwandt hatte, auf die Herstellung einer neuen Disziplin im Dienste seiner Diktatur. Seine männlichen Mitstreiter wechselten von der Strasse an Amtsschreibtische. Die alten Feinde waren tot, im Exil oder in Haft. Viele alte Kämpfer sehnten sich nach den Demonstrationen, den Schlägereien und der Kameraderie der alten Zeiten zu-

rück und konnten sich nur schwer an ein Leben gewöhnen, das im Ausfüllen von Formularen und im Beantworten von amtlichen Schreiben bestand. Aber die guten Gehälter, die Abendgesellschaften und Opernkarten, der Mercedes mit Chauffeur, das prächtige Haus, das öffentliche Ansehen entschädigten sie. Anders sah es für die Frauen aus. Sie hatten damit gerechnet, dass Hitlers Sieg sie in die Position versetzen würde, gegen ihre nicht-nazistischen Rivalinnen zufelde zu ziehen. Sie hatten sich vorgenommen, die Frauen aus der «alten» Frauenbewegung, den religiösen und anderen bürgerlichen Organisationen zu bekehren und für ihre Sache zu gewinnen. Aber dies erwies sich als überflüssig, da die Mittelschichtsfrauen sich von selbst zur Kooperation entschlossen. Noch mehr erstaunte es die alten Kämpferinnen, sich plötzlich aus dem neu entstehenden bürokratischen Apparat im Frauenbereich ausgeschlossen zu finden. Die Parteiführung misstraute ihnen wegen eben jener Eigenschaften, die sie an männlichen Nazis pries: Energie, Eigenständigkeit, Hingabe an die Sache. Sie mussten zusehen, wie weibliche Parteineulinge Ämter und Ansehen ernteten. Die «reputierlichen» Frauen aus den Mitgliedsorganisationen des inzwischen aufgelösten BDF und anderen bürgerlichen Gruppen, von denen man Widerstand erwartet hatte, erklärten ihre Bereitschaft zur Mitarbeit und drängten sich nach Posten. Sie teilten im Grossen und Ganzen Hitlers Pläne für ein «neues Deutschland» und bewunderten das totalitäre Regime. Genau wie andere Nicht-Nazis auf der Rechten ignorierten sie Hitlers fanatische und rassistische Aussagen oder glaubten, dass er sich als Kanzler schon mässigen würde. So boten sie sich, in der Hoffnung auf Belohnung, für die Übernahme von Aufgaben an. Ein Heer neuer Funktionärinnen verlagerte den Kreuzzug der Nationalsozialistinnen von der Strasse und aus dem Wohnzimmer in die von einem bürokratischen Apparat mit Rückendeckung durch den mächtigen Staat kontrollierte öffentliche Sphäre. Sie sahen, wie die radikaleren alten Kämpferinnen abtreten mussten, und glaubten, dass ihre Chance gekommen sei, die von ihnen gegründete Bewegung zu übernehmen. Rückblickend ist der ignorante Optimismus dieser Frauen erstaunlich. Genau wie viele konservative und nationalistische Männer auch glaubten sie, im Schutze eines starken Regimes, aber von diesem unbehelligt ein eigenständiges Institutionsgefüge aufbauen zu können. Die alten Kämpferinnen hatten in der Tat relativ autonom schalten und walten können, weil die

Männer sie nicht beachtet hatten. Das neue Bürokratinnenheer unter Scholtz-Klink aber war illusionslos und zynisch: Es wollte die Macht über die ihm unterstellten Frauen im Tausch gegen die absolute Unterordnung unter die ihm untergebenen Männer. Dennoch strömten der *NS-Frauensschaft* binnen weniger Monate die Frauen aus älteren Organisationen förmlich zu.

Diese prompte Kapitulation der deutschen Frauen macht uns immer noch zu schaffen, da man annehmen sollte, die Zugehörigkeit zu einer Frauenrechtsbewegung hätte gegen die Propaganda der Nazis immun machen müssen, und sei es nur, weil die mit dieser einhergehende (verbale und physische) Gewalt so erschreckende Ausmasse annahm. Aber die Mitgliedsorganisationen des BDF unterwarfen sich eilends. Bereits vor 1933 hatte der BDF davon Abstand genommen, sich für das Recht aller verheirateten Frauen auf Berufstätigkeit einzusetzen. Statt allgemeine, unveräusserliche Menschenrechte zu fordern, hatten die bürgerlichen Frauen sich durch ihre Rücksichtnahme auf das Wohl der Nation Vorrechte einhandeln wollen. Sie waren aus der Erfahrung eines Jahrzehnts Demokratie desillusioniert, zersplittert und nicht nur mit den Sozialisten, sondern auch mit dem linken Flügel ihrer eigenen Bewegung überworfen. Wie die *Zentrumspartei* begriff sich die bürgerliche Frauenbewegung als Hüterin einer besonderen Tradition. Da sie keine Hoffnung sah, an den herrschenden Verhältnissen zu rütteln, widmete sie sich der Erhaltung einer Gegenkultur ausserhalb der offiziellen Politik. Als die Frauen dann das Recht auf politische Mitsprache erhielten, setzten sich die BDF-Führerinnen für ihre eigenen Interessen als Mittelschichtsfrauen ein. Nach der Machtübernahme hielten sie die Opposition für vergeblich und machten ein Friedensangebot. Eine Britin, die diese Kapitulation miterlebte, fragte: *«War es nicht so ähnlich wie in der Geschichte von der alten Frau, die auf die Frage, warum sie vor dem Teufel knickt, zur Antwort gibt: ‚Ach, man kann doch nie wissen.‘»*<sup>190</sup>

Der BDF hatte sich schon ein Jahrzehnt an die Losung gehalten, die Bäumer 1933 ausgab: Kooperation mit jedem nicht-sozialistischen Regime im Tausch gegen Vergünstigungen. Im 19. Jahrhundert hatten sich die Frauenkämpferinnen im öffentlichen Leben auf die moralischen Werte der Frauen berufen. Die deutschen Frauen verwirkten ihren eigenen Anspruch auf moralische Höherwertigkeit, indem sie ihrer Verpflichtung auf grundlegende ethische Prinzipien untreu wurden.

## Das zweite Geschlecht im Dritten Reich

Gertrud Scholtz-Klink brüstet sich damit, dass sie ihre NS-Frauenorganisation davor bewahrt habe, «eine Art Damen-Hilfscorps» der männerdominierten Partei zu werden. Für sie hatte das Wort «Dame», wie für viele andere Frauen ihrer Generation, einen negativen Beigeschmack – es bedeutete soviel wie unnützes Luxusgeschöpf. Die *Frauenwerks*-Frauen, so sagte sie, seien mehr als nur Dekorationsobjekte gewesen, da sie für das gesamte Volk wichtige Leistungen vollbracht hätten. Anstatt sich einfach nur den Wünschen der Männer zu fügen, hätten sie ihre Mission in beträchtlicher Autonomie und unter Berücksichtigung der spezifischen Interessen der Frauen erfüllt. Scholtz-Klink mobilisierte die Mütter zwar für Aktivitäten im öffentlichen Bereich, dennoch aber abseits der «männlichen» Domänen Politik und Wirtschaft. Das war nicht leicht, weil sie dabei auf vielen Ebenen Konflikte bewältigen musste. Sie wollte zwar Frauen aus allen Schichten zusammenschliessen, konzentrierte sich aber faktisch vor allem auf Mittelschichtsfrauen aus dem nicht-städtischen Milieu, was die Zahl ihrer potentiellen Anhängerinnen deutlich einschränkte. Die Parteiführung erwartete von ihr die Mobilisierung der Frauen für Hitlers rassenhygienische Pläne. Allerdings verletzte allein der Gedanke an Zwangssterilisation und Euthanasie das sittliche und religiöse Empfinden der meisten Frauen. Hätte Scholtz-Klink den Auftrag gehabt, eine hundertprozentig linientreue und fanatisch ergebene Elite auf die Beine zu stellen, hätte ihr das vielleicht gelingen können. Sie aber hatte es sich zum Ziel gesetzt, alle respektablen deutschen Frauen mit «judenfreiem» Stammbaum zu erfassen und einzubinden.

Zu diesem Zweck bot sie eine praktisch ausgerichtete, nicht-ideologische

Programmatik an. Das warf neue Probleme auf: Erstens bedeutete es, dass für die alten Kämpferinnen, die sich vor 1933 so erfolgreich für die nationalsozialistische Sache eingesetzt hatten, im neuen Staat kein Platz war. Zweitens ging aus dem mittlerweile von den Nazis völlig kontrollierten Erziehungsbereich eine neue Generation Mädchen und junger Frauen hervor, die keine Geduld mehr mit den traditionalistischen Anschauungen ihrer Mütter hatte. Und drittens steckte in dem Konzept der organisierten Mutterschaft schon von vornherein ein Widerspruch. Indem Scholtz-Klink die Mütter im öffentlichen Bereich jenseits der männlichen Sphären Politik und Ökonomie organisierte, führte sie sie aus der Familie heraus, die sie doch eigentlich als die «Keimzelle» des Deutschen Volkes hüten und bewahren sollten.

Scholtz-Klink hatte sentimentale Vorstellungen über Mutterschaft und matriachale Strukturen in der vorindustriellen Gesellschaft. Sie wollte das Leben der Frauen um das Heim als Mittelpunkt organisieren. Dem nostalgischen Mythos zufolge sollte es einen Hort häuslichen Friedens und der Sorge um das materielle Wohl der Familie darstellen. Selbstverständlich war dieses Ideal in einer mittlerweile industrialisierten Gesellschaft hoffnungslos unrealistisch. Weil in Deutschland die industrielle Revolution erst relativ spät stattgefunden hatte, konnten sich die Mütter aus Scholtz-Klinks Generation noch an die Zeiten erinnern, als die meisten Familien noch auf dem Land lebten. Für Scholtz-Klink ist dieses bäuerliche Heim auch vierzig Jahre später noch ein geeignetes Modell für das Leben der Frauen in modernen, urbanisierten Gesellschaften. Sie meint, dass die Männer in ihrer materialistisch bestimmten Welt Umwälzungen ausgesetzt seien, die Frauen zu Hause aber die alten emotionalen Werte bewahren sollen. Allerdings war ihr damals schon klar, dass die Wiederherstellung einer in diesem Sinne starken Position der Frau nicht von allein erfolgen würde. Dazu bedurfte es der Unterstützung durch den Staat, und darin lag das Paradoxe: Indem der Staat intervenierte, um die bedrohte Familie zu schützen, verlor diese gerade ihr wichtigstes Merkmal – den privaten, nicht-öffentlichen Status.

Dieses Paradoxon entging in den ersten beiden Jahren der NS-Herrschaft den meisten nationalsozialistischen Frauen wohl deshalb, weil die internen Kämpfe ihre Energien absorbierten. Sobald sich allerdings die neue Generation von Frauenführerinnen auf ihren Posten sicher fühlte, stellte sich rasch Ernüchterung ein. Zum einen fühlten sich die loyalen Mitglieder von

den Aktivitäten des *Frauenwerks* zwischen Familie und Gemeinschaft zerrissen, zum anderen fanden es die Führerinnen zunehmend unmöglich, ihren Jüngerinnen den Stolz auf ihr Frausein zu predigen, während sie sich selbst ständig eine entwürdigende Behandlung durch die männlichen Parteioberen gefallen lassen mussten. Ein drittes Dilemma ergab sich daraus, dass die Frauen in eine Spannung zwischen privaten und gesellschaftlichen Erwartungen gerieten: Als Hitler ab 1935 die Wiederbewaffnung befahl, wurden die Frauen dazu aufgerufen, einerseits die Geburtenrate zu steigern und andererseits in Fabriken und Büros ihre Pflicht zu erfüllen.

Scholtz-Klink und ihre Parteivorgesetzten betraten mit ihren familienpolitischen Massnahmen keineswegs Neuland. Auch in anderen europäischen Ländern verzeichneten Politiker den Niedergang der Familie und einen bedrückenden Rückgang der Geburtenrate. Mit Ausnahme Spaniens, Frankreichs, Italiens und der Schweiz, wo eine Gleichstellung der Geschlechter auch offiziell abgelehnt wurde, standen in den westeuropäischen Ländern und der USA die Bestrebungen, die Geburtenrate zu steigern und damit die Frau an den häuslichen Bereich zu binden, im Widerspruch zur formal garantierten Gleichberechtigung. Selbst in der stalinistischen Sowjetunion hielt man an dem Versprechen der Emanzipation der Frau im Sozialismus fest, nachdem faktisch bereits eine pro-natalistische Politik eingeleitet worden war.

Im Hitlerdeutschland dagegen war der Pro-Natalismus in eine «rassische Revolution» eingebunden, die zwischen «Tauglichen» und «Untauglichen», Männern und Frauen, «Ariern» und «Juden» unterschied.

Während die Propaganda die Familie als die «Keimzelle», das «Herz» und die «Seele» der Gesellschaft pries, trieben die Forderungen des neuen Staats faktisch ihre Auflösung voran. Die absolute Treueverpflichtung dem Führer gegenüber stellte die Familienbande und elterliche Autorität in Frage. Der Staat erhob Anspruch auf alle «rassisch wertvollen» Kinder und betrachtete von daher die Mütter als Konkurrentinnen um ihre ergebene Liebe.

Die Ehemänner leisteten Parteiarbeit, die Kinder waren Mitglieder der Jugendorganisationen, deren Aktivitäten die Nachmittage und oft auch die Abende, viele Wochenenden und die Ferien beanspruchten. Goebbels hatte als junger Mann in seinem Roman *Michael* die Vogelmutter idealisiert, die in ihrem Nest blieb, während das Männchen sie beschützte. Diese nostalgische Vision war auf die Familie nicht übertragbar, da selbst Vogelmütter

nicht bereit sind, im leeren Nest zu hocken. Scholtz-Klink fand eine Lösung: Es galt, die Mütter aus dem leeren Heim herauszuholen und zum Ausgleich für das reduzierte Familienleben in ihr *Deutsches Frauenwerk* einzugliedern. Sie modernisierte die Mutterschaft, indem sie den Alltag der Mütter mit Schulungs- und Diskussionsveranstaltungen, Handarbeitskursen, Tagungen, Radiosendungen und Versammlungen ausfüllte. Staatliche Unterstützungsgelder, offizielle Ehrungen, Diplome in «weiblichen» Disziplinen und kostenlose Urlaubsaufenthalte verlockten die Frauen zum Mitmachen und schufen Karrieremöglichkeiten für ehrgeizige Funktionärinnen und Lehrerinnen. Es ist schon paradox, dass das *Frauenwerk*, indem es körperliche Leistungsfähigkeit, Tüchtigkeit, Ehrgeiz und Durchsetzungsfähigkeit so hoch bewertete, der «Neuen Frau» jetzt die «Neue Mutter» entgegensetzte. Aber während die «Neue Frau» ihre Bedürfnisse über alles andere stellte, sollte für die nationalsozialistische Frau das Allgemeinwohl an erster Stelle stehen. Sie sollte sich, mahnte Scholtz-Klink ihre Zuhörerinnen, immer wieder sagen, «*dass das kleine eigene Ich sich diesem grossen Du – Volk – unterordnen muss!*»<sup>1</sup>

Scholtz-Klink sah es als ihre Aufgabe an, die traditionelle Frauenrolle zu restaurieren und den «Mutterstolz» zu wecken. Dies setzte massive staatliche Unterstützungsmassnahmen voraus – und das Regiment der Nazis liess keinen Lebensbereich unberührt. So bewirkte gerade ihr Bemühen, die traditionelle Familie wiederherzustellen, letztendlich, dass die Familie kein privater Raum mehr war und damit ihre emotionale «raison d'être» einbüsste. Scholtz-Klink selbst nahm den Zugriff des NS-Regimes nicht als Unterdrückung wahr, da sie völlig von dessen Werten durchdrungen war und seine Prioritäten vorbehaltlos akzeptierte. Sie ging davon aus, dass der Nationalsozialismus generell, bei Männern und Frauen, mit dem Individualismus aufräumen würde. Wahrscheinlich hielt sie die Frauen für besonders geeignet, sich einem totalitären Staat unterzuordnen, weil sie aufgrund ihrer Erziehung eher zum Gehorsam bereit schienen als die Männer. Goebbels, der sich immer am deutlichsten über die sozialen Konsequenzen des Nationalsozialismus ausliess, drückte es kurz und bündig so aus: «*Die Revolution, die wir gemacht haben, ist eine totale. Sie hat alle Bereiche des öffentlichen Lebens erfasst und von Grund auf umgestaltet. [...] Wenn der Liberalismus vom Individuum ausging und den Einzelmenschen in das Zentrum aller Din-*



ge stellte, so haben wir Individuum durch Volk und Einzelmensch durch Gemeinschaft ersetzt. Freilich musste dabei die Freiheit des Individuums inso- weit eingegrenzt werden, als sie sich mit der Freiheit der Nation stiess oder im Widerspruch dazu befand.»<sup>2</sup>

Nachdem Hitlers politische Revolution die letzten Reste politischer Frei- heit beseitigt hatte, zielte Goebbels psychologische Offensive darauf ab, jede Spur von eigenständigem Denken und Fühlen zu tilgen.

Scholtz-Klink bemühte sich, gemeinsam mit ihrem Ministerkollegen Go- ebbels Hitlers Auftrag auszuführen. *«Es ist [...] notwendig, dass wir Gli- derungen entwickeln, in denen sich das ganze Einzelleben abspielen muss. Jede Tätigkeit und jedes Bedürfnis jedes Einzelnen wird demnach von der durch die Partei vertretenen Allgemeinheit geregelt. Es gibt keine Willkür mehr, es gibt keine freien Räume, in denen der Einzelne sich selbst gehört [...]. Die Zeit des persönlichen Glückes ist vorbei. Wir werden dafür ein Gemeinschaftsglück empfinden.»*<sup>3</sup> Die mitreissende Redekunst des Führers und ein engmaschiges Organisationsnetz würden allen Deutschen zu einer gänzlich neuen Weitsicht verhelfen. Diese psychologische Revolution war das Herzstück dessen, was Hitler Nationalsozialismus nannte. *«Unser So- zialismus greift viel tiefer [als der marxistische]. Er ändert nicht die äussere Ordnung der Dinge, sondern er ordnet allein das Verhältnis des Menschen zum Staat, zur Volksgemeinschaft. [...] Was besagt da schon Besitz und Ein- kommen. Was haben wir das nötig: Sozialisierung der Banken und der Fab- riken. Wir sozialisieren die Menschen.»*<sup>4</sup>

Kollektive Begeisterung würde privates Glück obsolet machen. Männer wie Frauen waren für die Parteiführung Rohmaterial, das es für die nationale Sache nutzbar zu machen (zu «sozialisieren») galt. Das setzte jedoch eine grundlegende Umwertung aller sozialen und religiösen Werte voraus, da, wie Hitler es ganz unverhohlen formulierte, *«der neue Staat ein Phantasie- gebilde bleiben muss, wenn er nicht einen neuen Menschen schafft»*<sup>5</sup>

Die Frauenführerinnen fragten sich, wodurch die Frauen zur Mitwirkung motiviert werden sollten. Wie sollte die Frau aussehen, die den «*neuen Men- schen*» hervorbringen würde?

Hitler beantwortete diese Fragen auf dem Reichsparteitag von 1935: *«Die Gegenleistung, die der Nationalsozialismus der Frau für ihre Arbeit schenkt, besteht darin, dass er wieder Männer erzieht, wirkliche Männer, die anständig sind, die geradestehen, die tapfer sind, die ehrliebend sind.*

*Ich glaube, wenn unsere gesunden, unverdorbenen Frauen in diesen Tagen den Marschkolonnen zugesehen haben, diesen strammen und tadellosen jungen Spatenmännern, so müssen sie sich sagen: Was wächst hier für ein gesundes, herrliches Geschlecht heran!»<sup>6</sup>*

Die Frauen, meinte Scholtz-Klink, würden auf fanatische Indoktrinierung wohl nicht besonders gut ansprechen. Sie organisierte ihre Frauen ganz pragmatisch, indem sie die jeweilige konkrete Aufgabe in den Mittelpunkt stellte und die Ideologie herunterspielte. Sie führte Tausende von Kursen, Programmen, Unternehmungen, Vorträgen und Radiosendungen mit praktischen Inhalten durch. Über eineinhalb Millionen Frauen besuchten in den ersten fünf Jahren der NS-Herrschaft die Mütterschulungen, fast eine halbe Million nahm an Hauswirtschaftskursen teil. Der Parteibeitritt war nicht so wichtig. Selbst nach fünf Jahren NS-Regime gehörten nach wie vor nur ein Drittel aller Frauenführerinnen der *NS-Frauenschaft* und des *Deutschen Frauenwerks* der Partei an, und von Scholtz-Klinks Mitarbeiterinnen waren es ebenfalls keine drei Viertel.<sup>7</sup> Die meisten Frauen, die Parteimitglieder waren (nahezu 100'000), hatten weder einen Führungsposten inne, noch arbeiteten sie aktiv in der *Frauenschaft* mit.<sup>8</sup> Damit lag der Anteil der Parteimitglieder im *Frauenwerk* niedriger als bei allen anderen staatlichen Organen. Das lässt vermuten, dass sie vor allem solche Frauen rekrutierte, die die konventionellen Vorstellungen von der Rolle der Frau verinnerlicht hatten und die öffentliche Anerkennung und die staatliche Unterstützung ihrer Forderungen nach einem weiblichen Wirkungsbereich freudig begrüßten.

Sholtz-Klink musste sich auf ihr manipulatives Geschick verlassen. Sie gehorchte den Weisungen ihrer Parteivorgesetzten, ohne je selbst an Diskussionen auf höherer Ebene teilzunehmen, wo die Entscheidungen getroffen wurden. Sie traf allenfalls auf Hochzeitsfeiern und bei Gesellschaften mit Parteioberen zusammen – und konnte nur darauf bauen, dass der Leiter der *Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt* (NSV), Erich Hilgenfeldt, ihre Interessen vertrat. Jede zu energische Äußerung ihrerseits hätte ihr leicht den Vorwurf der Insubordination eintragen können.

So waren selbst ihrem Opportunismus durch Mangel an Gelegenheit enge Grenzen gesetzt. Dieses Problem gab es in allen administrativen Bereichen, aber Frauen hatten es in einem besonders hohen Mass mit Misstrauen seitens der männlichen Parteispitze zu tun. Verhielten sie sich allzu

gefügt, nannte man sie «*hinterlistige Heuchlerinnen*», gingen sie dagegen ein Problem energisch an, wurden sie als «*Mannweiher*» verspottet.<sup>9</sup> Ehrgeizige Frauen sahen sich durchweg in einer sehr widersprüchlichen Situation.

Albert Speer erinnert sich, dass selbst Leni Riefenstahl mit Hindernissen konfrontiert war, nachdem man sie engagiert hatte, einen Film über den Reichsparteitag von 1934 zu drehen. «*Als einzige Frau mit offizieller Eigenschaft im Parteitagsgetriebe stand sie oft gegen die Parteiorganisation, die anfangs mitunter nahe daran war, eine Revolte gegen sie zu entfesseln. Auf die politischen Leiter der traditionell frauenfeindlichen Bewegung wirkte die selbstsichere Frau provozierend, die diese Männerwelt ungeniert für ihre Zwecke dirigierte. Intrigen wurden gesponnen, Verleumdungen bei Hess vorgebracht, um sie zu stürzen. Nach dem ersten Parteitagfilm, der auch die Zweifler um Hitler vom filmischen Können der Regisseurin überzeugte, hörten die Angriffe jedoch auf.*»<sup>10</sup> Ehrlicher Weise hätte Speer anmerken müssen, dass die Regisseurin mehr als nur ihre fachliche Kompetenz einsetzte und enge Beziehungen zu wichtigen Partei-Bossen pflegte.

Kurz nach dem Parteitag von 1934 schickte ihr der berühmte antisemitische Hetzer und Gauleiter von Nürnberg, Julius Streicher, ein herzliches Telegramm, in dem er sie duzte, auf ihr letztes Zusammentreffen Bezug nahm und sie ermutigte: «*Bleibe unverstanden von den Unverständigen, lass sie Witze machen und lass sie spotten! Geh' lachend diesen Weg, den Weg grosser Berufung. Hier hast Du Deinen Himmel gefunden und in ihm wirst Du ewig sein.*»<sup>11</sup> Leni Riefenstahl gab deutlich zu erkennen, dass sie bereit war, sich nicht nur den Parteizielen, sondern auch den Weisungen des Führers unterzuordnen. Gehorsam – oder, besser gesagt, Unterwürfigkeit – galten ebensoviel wie ideologische Linientreue und Tüchtigkeit.

Die gleiche Strategie der Anpassung und Zurückhaltung verfolgte Scholtz-Klink. Wie die alten Kämpferinnen, die sie beiseite gedrängt hatte, operierte sie am äussersten Rand der Männer-Partei. Die Männer um Hitler wussten kaum, wer sie war. Ihre männlichen Kollegen erkannten sie nie als gleichrangig an, obwohl ihr Name ganz oben in den Organisationsschemata von Partei- und Staatsbürokratie figurierte. In Memoiren und Briefen findet sich ihr Name immer wieder falsch geschrieben. Bormann gestand 1937, dass er immer noch nicht genau wisse, welche Stellung sie eigentlich habe. Der deutsche *Who's Who* ignorierte sie, auch die Briten kamen nicht auf die

Idee, sie in die Liste der führenden Nazis aufzunehmen. Die Historikerin Ursula von Gersdorff machte in ihrer ansonsten bemerkenswert vollständigen Dokumentation über Frauen während der beiden Weltkriege den geringen politischen Einfluss Scholtz-Klinks implizit dadurch deutlich, dass sie ihren Namen auf 560 Seiten nur zweimal erwähnt. Gerhard Wagner nannte sie *«die Suffragette im Dirndlkleid»*, und Goebbels fand sie fast so unangenehm wie Elsbeth Zander.<sup>12</sup> Obgleich sie bei Dutzenden von Anlässen mit Hitler gemeinsam auftrat, holte er nicht ein einziges Mal ihre Meinung zu wichtigen Fragen ein. Innerhalb des gesamten Machtgebäudes mass man ihr so geringe Bedeutung bei, dass sie noch nicht einmal das offizielle Hitlerbild bekam, das sonst in jedem Büro eines Partei- und Staatsfunktionärs zu hängen hatte.

Gegen Ende der dreissiger Jahre muss ihr allerdings etwas aufgefallen sein, was ein klägliches Licht auf ihren Status warf: Sie war zwar ohne besondere Ahnentafel für tauglich befunden worden, die Führerin aller deutschen Frauen zu werden, bei ihrer Verlobung mit dem SS-General Heissmeyer aber durchforsteten die Parteibehörden ihren Stammbaum über vier Generationen auf mögliche jüdische Vorfahren. Das hiess, dass nach der perversen Werteskala der Nazis der Frau eines Generals eine bedeutendere Stellung zukam als der Reichsfrauenführerin.<sup>13</sup> Auch wenn Scholtz-Klink es nicht zugeben mochte, musste es sie erbittert haben, dass jede Order, die sie erliess, von Hilgenfeldt unterzeichnet werden musste. Gelegentlich wurde er Führer der *«Reichsfrauenschaft»* genannt. Während seine männliche Macht ihren Thron deckte, rief sie die Frauen dazu auf, zu *«behüten, erhalten und bewahren»*.

Auf die Unterstützung der Parteiführung zählen konnte sie nur, wenn sie Rückendeckung in Auseinandersetzungen mit ihr unterstellten Frauen (wie etwa Paula Siber) brauchte. Dennoch brüstet sie sich vierzig Jahre später ihrer informellen, *«unsichtbaren»* Macht. *«Sie wissen ja, wie es war, die wichtigsten Anweisungen wurden nie schriftlich niedergelegt; Hitler gab einfach nur seinen Wünschen Ausdruck, und wir setzten sie in Handeln um.»* Um ihren Einfluss auf die Pläne des NS-Regimes zu belegen, nennt sie in unserem Interview zwei konkrete Beispiele. 1938 bat sie Martin Bormann, die Karriere einer Astronomin mit herausragenden Referenzen zu fördern. Scholtz-Klink beteuerte: *«Der Fall von Fräulein Dr. G. ist bestimmt einmalig, und ich setze mich deshalb so stark für sie ein, weil ich der Meinung bin, dass es nicht zu verantworten ist, wenn eine ausgesprochene vererbte*

*künstlerische und wissenschaftliche Begabung keine Förderung erfährt, sondern gehemmt wird, weil es eine Frau ist, die diese Fähigkeiten besitzt.»*<sup>14</sup> Weil das für eine Frau so aussergewöhnlich sei, argumentierte sie, würde damit kein Präzedenzfall geschaffen. Bormann liess sich darauf ein, aber nicht allein auf das Drängen Scholtz-Klinks hin. Führende männliche Astronomen unterstützten das Ersuchen.

Als zweites Beispiel führt sie an, dass sie den Bau eines Frauenschafthauses im noblen Berliner Aussenbezirk Wannsee genehmigt hatte. Goebbels, der ganz in der Nähe wohnte, versuchte, das Projekt zu unterbinden, weil er nicht wollte, dass seine Kinder so viele Frauen herumlungern sähen. Scholtz-Klink beruft sich darauf, dass sie ihren Plan dennoch durchsetzte, und sah über Goebbels beleidigende Haltung völlig hinweg. Goebbels gibt in einem Tagebucheintrag vom 4.6.1937 eine andere Darstellung: «*Mit Frau Scholtz-Klink über ein Schulhaus auf der Pfaueninsel herumgestritten. Sie ist frech und impertinent. Gottlob, dass nur eine Frau in der Partei Politik macht.*»<sup>15</sup> Anzumerken ist, dass Goebbels eigene Villa die ganze Pfaueninsel okkupierte. Scholtz-Klink erzählt von dieser Begebenheit, als sei gar nichts Aussergewöhnliches vorgefallen, und fügt hinzu, was für ein «feiner Mensch» doch Goebbels gewesen sei. 1945 habe er ja gestanden, dass er den Frauen möglicherweise nicht genügend Beachtung geschenkt habe.<sup>16</sup> Selbst als ich sie darauf gestossen habe, wollte sie Goebbels verächtliche Einstellung zu «ihren Frauen» – jener Elite, für die das Zentrum in Berlin gedacht war – nicht zur Kenntnis nehmen.

Scholtz-Klink verkörperte die idealen nationalsozialistischen Führungseigenschaften. Sie übernahm selbst nicht die Führung, sondern befolgte jede Anweisung, die von oben kam, und setzte sie auf ihre Art und Weise um. Das vielgepriesene «Führerprinzip» des Dritten Reichs war in Wahrheit das Deckmäntelchen für eine konfuse Feudalhierarchie aus Bürokraten-Fürsten, Vasallen und ihren jeweiligen Statthaltern. Dieser Sumpf liess das Chaos gedeihen und jede eigenständige Initiative verpuffen. In gewisser Weise funktionierte diese Art der Organisation sogar, da sie die Bildung von Interessengruppen, die den eigenen Vorteil über die Befehle des Führers hätten stellen können, verhinderte. Die Doppelung von Funktionen war zwar ineffizient, erzeugte aber eine allgemeine Paranoia, weil jeder Funktionär ständig auf der Hut vor möglichen Rivalen sein musste, die ihn hätten belauern können. Die Frauenführerinnen fühlten sich ständig argwöhnisch beobachtet und standen damit unter Druck. Scholtz-Klink konnte sich des-

halb so gut anpassen und Kursänderungen vollziehen, weil sie keine eigenen Ziele verfolgte. Gleichzeitig fehlte ihr aber der doktrinäre Eifer, um «ihre» Frauen hundertprozentig zu nazifizieren.

Auf meine Frage hin breitet Scholtz-Klink stolz einen Stapel von Organisationsdiagrammen aus, um mir, anhand eines komplizierten Systems von Befehlswegen, Namen und Kästchen die Machtstrukturen zu verdeutlichen. Genau wie damals waren es die formalen Statusinsignien, die sie beeindruckten. Sie meinte, dass die Tatsache, dass keine Autoritätsstrukturen zu den Männern hin bestanden hätten, es ihr erlaubt hatte, wirksam in einem weiblichen Lebensraum zu operieren, wo praktische Aufgaben und nicht nationalsozialistische Indoktrination Massen ganz gewöhnlicher Frauen in freudigem Geist vereint hätten.

Der Öffentlichkeit bot Scholtz-Klink das Bild einer Frau, die sich bescheiden im Hintergrund hielt. Für ihre Anhängerinnen war sie «*eine einfache nationalsozialistische Frau, die ihrer weiblichen Qualitäten wegen dafür auserwählt worden war, die Frauen zu formieren, und die sanfte weibliche List einsetzte, um die im Tumult der Revolution in Gefahr geratenen Rechte der Frauen zu restaurieren*». Unter ihrer «sanften Hand» erfasste das breit gespannte Organisationsnetz des *Deutschen Frauenwerks* zwischen sechs und acht Millionen Frauen. Acht Millionen gehörten der (nominell Scholtz-Klink unterstehenden) weiblichen Abteilung der *Deutschen Arbeitsfront* an. Zwei Millionen Frauen waren im Rahmen der Elite-Frauenorganisation, der *NS-Frauenschaft*, in Führungsaufgaben aktiv, und gut 100'000 Lehrerinnen unterstanden offiziell der Aufsicht Scholtz-Klinks.<sup>17</sup> Während die Reichsfrauenführerin innerhalb der Massenorganisation des *Frauenwerks* unideologische, praktische Ziele in den Vordergrund stellte, schulte sie die Funktionärinnen der Frauenschaft in hunderten von Kursen in öffentlicher Rede, Rassenkunde, organisatorischen und administrativen Fähigkeiten. Das Wort «politisch» bekam eine neue Bedeutung, weil Scholtz-Klink gelobte, die Frauen aus der politischen Debatte innerhalb der Partei herauszuhalten, aber gleichzeitig dafür zu sorgen, dass sie das Programm des Nationalsozialismus aktiv mittrugen. Zur Frage der Unterweisung der Frauen in den Grundsätzen der «Rassenpflege» erklärte sie: «*Wir wollen nicht die politische Frau im alten Sinne, die mit dem Manne streitet, wir wollen niemals den Kampf Frau contra Mann. Aber wir wollen die Zu-*

*sammenarbeit von Mann und Frau auf ebenbürtiger Grundlage. [...] Wir aber wollen die Frau, die neben ihm steht und ihre Grenze einhält.»<sup>18</sup>*

Zwischen 1934 und 1939 nahmen insgesamt 950 speziell ausgewählte Frauen an zwei- bis dreiwöchigen Sommerkursen auf der Feste Coburg teil. Jede reichte einen kurzen Lebenslauf, ein Foto und ein ausgefülltes Bewerbungsformular ein, und ehe sie wieder abreiste, verfasste ihre Schulungsleiterin eine Beurteilung ihrer Person hinsichtlich Kameradschaftsgeist, ideologischer Zuverlässigkeit, körperlicher Leistungsfähigkeit, Disziplin, rhetorischer Fähigkeiten und vor allem allgemeiner Führungsqualitäten. Diese im *Bundesarchiv Koblenz* erhaltenen Unterlagen liefern uns heute einzigartige Informationen darüber, welche Art Frauen Scholtz-Klink für den geeigneten Führungsnachwuchs hielt. Einige charakteristische Merkmale lassen sich feststellen. Fast alle Schulungsteilnehmerinnen kamen aus ländlichen Gegenden oder Kleinstädten. Angesichts der Tatsache, dass Deutschland eine Industrienation war, in der über die Hälfte der Bevölkerung in Grossstädten lebte, lässt dieses Missverhältnis darauf schliessen, dass Scholtz-Klink vor allem solche Frauen heranzog, die den alten bäuerlichen Werten noch enger verbunden waren. Es lässt ferner vermuten (obgleich Scholtz-Klink das bestreitet), dass die Frauen in den Städten stärker in kirchliche und gemeinnützige Organisationen eingebunden waren. Die Reichsfrauenführerin baute vor allem auf ihresgleichen: ehrgeizige Provinzhausfrauen.

Was die familiären Hintergründe anbelangt, ergeben sich auffällige Ähnlichkeiten mit denen der Teilnehmerinnen des Abel-Wettbewerbs. Bis auf einige Ausnahmen stammten die Frauen aus protestantischen Mittelschichtsfamilien. Keine nannte als Beruf des Vaters eine Arbeitertätigkeit, und verschwindend wenige waren bäuerlicher Herkunft. «Postbeamter», «Eisenbahner», «Geschäftsmann», «Verwaltungsangestellter», «Handwerker» oder «Kleinfabrikant» waren die häufigsten Angaben. Wie zu erwarten, hatten die meisten nie eine Universität oder Fachhochschule besucht. Etwa die Hälfte hatte die Höhere Töchterschule abgeschlossen, die neben hausfraulichen Fertigkeiten und Tugenden auch ein gewisses Mass an intellektueller Bildung vermittelte. Einige wenige hatten das angesehenere Lyzeum absolviert. Eine Teilnehmerin, die studiert hatte, war Zahnärztin geworden, hatte aber bei der Heirat die Praxis aufgegeben. Es fällt indessen auf, dass die überwiegende Mehrzahl der Frauen eine qualifizierte Ausbildung in einem technischen, kaufmännischen oder hauswirtschaftlichen Beruf erhalten

hatte. Bis auf eine – die Tochter einer adligen Familie, die auf einem Genfer Mädchenpensionat war – hatten alle zwischen Schulabschluss und Heirat gearbeitet. Knapp die Hälfte der in den neunziger Jahren des letzten Jahrhunderts geborenen Frauen erwähnten in ihrem Lebenslauf einen freiwilligen Einsatz während des Ersten Weltkriegs. Einige notierten stolz, dass sie Militär- oder Rot-Kreuz-Medaillen erhalten hatten. Wenn wir alle diese persönlichen Lebensberichte zusammen betrachten, ergibt sich das Bild einer Nationalsozialistin, die sich, ausserhäuslichen Aktivitäten zugewandt, als stolz, anständig und geachtet beschreibt.

Es nimmt Wunder, dass in einem Staat, der die kinderreiche Mutter so hoch lobte, nur etwa die Hälfte dieser 950 Musterfrauen zum Zeitpunkt ihrer Teilnahme an den Führungsschulungen verheiratet waren. Viele davon waren kinderlos, und die Mütter hatten überwiegend nur ein Kind oder allenfalls zwei. Die meisten Frauen, die in den ersten Jahren an diesen Schulungen teilnahmen, waren in den achtziger oder neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts geboren. Ab 1935/36 überwog eine neue, zwanzig Jahre jüngere Generation. Diese direkt aus dem BDM rekrutierten jungen Frauen waren unverheiratet. Scholtz-Klink liess sich offenbar bei der Selektion ihrer Elite von den gleichen Erwägungen leiten, die auch die männliche Parteiführung bewogen hatte, sie für ihr Amt auszuwählen. Eine Ehefrau und insbesondere eine Mutter kleiner Kinder wäre zwar ein ausgezeichnetes Rollenvorbild gewesen, hätte aber kaum die Zeit für umfangreiche Partei-Aktivitäten gehabt. Ausserdem hätte der Ehemann jederzeit seine Vorrechte geltend machen können. So gesehen ist der grosse Anteil lediger und verwitweter Frauen in der Führungselite eines Staates, der die Mutterschaft zur einzigen Lebensaufgabe der Frau erklärte, einleuchtend.<sup>19</sup>

Die Unterlagen belegen, dass in Coburg offenbar nicht allzu viel Gewicht auf «Rassenpolitik» gelegt wurde. Eine Handvoll Teilnehmerinnen nannte als ihr Fachgebiet «Rassenlehre», aber die übrigen gaben fast alle «Gruppenführerin» als ihr Amt an. Das untermauert Scholtz-Klinks Behauptung, sie habe immer das Hauptgewicht auf praktische Bereiche wie Hauswirtschaft und Kinderpsychologie, Ernährungslehre und körperliche Ertüchtigung gelegt.

In ihren ersten Amtsjahren initiierte Scholtz-Klink Programme, die das konventionelle weibliche Rollenbild aufpolieren, die traditionellen Pflichten der Frau «professionalisieren» und die Frauen zusammenbringen sollten, damit sie ihre Erfahrungen austauschten. Sie sprach zu den Frauen nicht



über Hitlers Rassengedanken, nicht über seine Drohungen, das Christentum zu vernichten, und nicht über seine Pläne für die Eroberung neuen Lebensraums. Letztlich ging es der Parteiführung zwar lediglich um die Steigerung der Geburtenrate unter der «arischen» Bevölkerung, aber sie gab Scholtz-Klink grünes Licht für die Einbettung der Mutterschaftspropaganda in umfassendere Programme, die weit über ein reines System materieller Anreize und rassenhygienischer Massnahmen hinausgingen.

Eine Zeitlang schien Scholtz-Klink sich in dem Ruhm sonnen zu können, den ehrgeizigsten pro-natalistischen Feldzug aller Zeiten zu führen. Die Eheschliessungsrate schnellte steil nach oben, was allerdings nicht nur auf die nationalsozialistische Politik, sondern auf allgemeine demographische Trends zurückzuführen war. Die grosse Zahl der Gefallenen im Ersten Weltkrieg hatte dazu geführt, dass in der Nachkriegszeit weniger Ehen zustande gekommen waren. Inzwischen war aber eine neue Generation von Männern ins heiratsfähige Alter gekommen, und die Zahl der Eheschliessungen hätte sich wahrscheinlich auch ohne die materiellen Anreize wieder erhöht. Die Ehestandsdarlehen ermutigten viele Paare, die in den Krisenjahren ihre Heirat wegen Geldmangels hinausgeschoben hatten, diesen Schritt jetzt zu vollziehen. So erklärt sich die Zunahme der Eheschliessungen unmittelbar nach der Einführung dieser Massnahmen und auch der erneute Rückgang nach 1935.

Scholtz-Klink schwärmte zwar von der «starken» Familie, der Parteiführung aber ging es um Geburten und nicht um das private Familienglück. In keinem anderen Land verfolgte man die Steigerung der Geburtenrate mit einem derart umfassenden Programm wie in Deutschland. Zu den Ehestandsdarlehen kamen Kinder-Vergünstigungen. Bei jedem Kind verringerte sich die Darlehensschuld um 25%. Die Eheleute konnten pro Kind 15% ihres Bruttoeinkommens vom steuerpflichtigen Einkommen absetzen. Eltern mit mindestens sechs Kindern zahlten gar keine Einkommenssteuer mehr. Kinder galten jetzt bis zum 25. Lebensjahr als abhängige Familienangehörige. Für grosse Familien wurde es leichter, Haushaltshilfen einzustellen, weil sie für sie keine Arbeitslosenversicherung mehr zu bezahlen brauchten. Beim fünften Kind konnte die Mutter einen prominenten Politiker zum Paten bestimmen. Diese Regelung wurde noch vor dem Tod des Reichspräsidenten wieder aufgehoben, als sich herausstellte, dass Hindenburg Hitler den Rang ablief. Der Muttertag wurde auf den Geburtstag der

Mutter des Führers (den 12. August) verlegt und zum nationalen Feiertag erhoben.<sup>20</sup> 1938 wurde das Mutterkreuz eingeführt (in Bronze für fünf, in Silber für sechs und in Gold für sieben Kinder). Wenn ein Hitlerjunge eine Mutterkreuz-Trägerin traf, musste er ihr einen zackigen Hitlergruss entbieten.

Die materiellen und psychologischen Anreize wurden durch repressive Massnahmen unterstützt. Verboten wurde die Geburtenkontrolle, die Eheberatungsstellen geschlossen oder durch rassenpflegerische Beratungsstellen ersetzt. Die genaue Zahl der Abtreibungen ist schwer bestimmen. Verschiedene Quellen zeigen auf, dass die Nazi-Führer selbst das Gefühl hatten, versagt zu haben. Hans Pfundtner zum Beispiel, der im *Reichsministerium des Innern* für Gesundheitsfragen zuständig war, berichtete 1937: «*Nach meinen Feststellungen ist die Zahl der Abtreibungen in Deutschland leider noch immer recht erheblich*»<sup>21</sup> Die Strafen wurden erst 1943 erhöht. Besonders die Ärztinnen bekamen die Härte der neuen NS-Gesetze zu spüren. Obgleich Frauen nur 5% der Ärzteschaft ausmachten, waren es in der Mehrzahl Ärztinnen, die wegen solcher Delikte verhaftet wurden. Es ist anzunehmen, dass der Entzug der Kassenzulassung vielen Ärztinnen die Aufrechterhaltung ihrer Praxis so schwer machte, dass sie sich darauf einliessen, Abtreibungen durchzuführen, zumal die Erschwerung der Verhütung die Nachfrage zweifellos steigerte.

Trotz des staatlichen Drucks erreichte die Geburtenrate nicht mehr den Stand der zweiten Hälfte der «dekadenten» zwanziger Jahre. Obgleich die Nutzniesser von Ehestandsdarlehen zwischen 1933 und 1939 insgesamt 360'000 Kinder in die Welt setzten, ist ungewiss, inwieweit diese Geburten in unmittelbarem Zusammenhang mit den staatlichen Prämien standen.<sup>22</sup> In den dreissiger Jahren stieg der Anteil der Abtreibungen an der Gesamtzahl der Straftaten stetig, ein Trend, den die Verfasser eines offiziellen Reports angesichts der massiven Pro-Mutterschafts-Gesetzgebung und Propaganda als «erstaunlich» bezeichneten.<sup>23</sup> Geburtenstatistiken über einen kurzen Zeitraum zu interpretieren ist immer problematisch. Es lässt sich aber wohl sagen, dass die von den Bevölkerungswissenschaftlern für die dreissiger Jahre erstrebte drastische Steigerung der Gebärfreudigkeit ausblieb, wenn auch die Geburtenrate im Vergleich zu anderen westeuropäischen Ländern immer noch recht hoch lag.<sup>24</sup>

Festzuhalten ist, dass selbst die ausgeklügelteste pro-natalistische Kampagne, die es je in einer Industrienation gegeben hat, kaum einen Einfluss auf

die Fortpflanzungsbereitschaft der Menschen hatte. In Anbetracht ihrer eigenen Wünsche nach einem höheren Lebensstandard, der Atmosphäre im NS-Deutschland, der Kosten, die ein Kind bedeutete, und der Wohnungsknappheit wollten die Eheleute auch weiterhin wenig Kinder.<sup>25</sup>

Der Trend zur Kleinfamilie war unaufhaltbar. Nicht einmal die strenge Anwendung der Abtreibungsgesetze scheint viel bewirkt zu haben. Ein Staboffizier der SS schätzte die Zahl der Abtreibungen im Jahr 1936 auf 500'000. Er meinte, die Tatsache, dass so viele Abtreibungen in rassisch höchst wertvollen Kreisen vorkämen, spote aller Gesellschaftsplanung. Wenn diese Abtreibungen verhindert werden könnten, erklärte er, würde man in 20 Jahren über 200 Regimenter mehr verfügen.<sup>26</sup> Aber es änderte sich bis zum Ende der dreissiger Jahre nichts, als die Zahl der jährlichen Abtreibungen von den Statistikern mit 500'000 bis 1'000'000 veranschlagt wurde. Selbst wenn die niedrigere Schätzung zutrifft, bedeutete dies, dass die Zahl der Abtreibungen die Zahl der von Ehepaaren mit Ehestandsdarlehen in die Welt gesetzten Kinder überstieg. Ein Parteifunktionär klagte darüber, dass der Staat vielen Dingen gegenüber hilflos dastünde. Das verächtliche Herabsehen der Kinderlosen auf die «dummen» Leute mit vielen Kindern könne man nicht verbieten. Der Staat könne die vielfältigen Gefahren des Grossstadtlebens nicht gänzlich aus der Welt schaffen und den Müttern nicht ihre Arbeit wegnehmen. Es bliebe zunächst nur die Möglichkeit, die Mütter zu ehren und den Vätern kinderreicher Familien einen Teil ihrer Bürde abzunehmen, indem der Staat ihnen Steuern erliesse.<sup>27</sup>

Für die Nazis mag die Erklärung nahegelegen haben, dass ihre Politik es zwar eindeutig leichter und attraktiver machte, Kinder zu bekommen, dass die Menschen aber leider in diesem Punkt unbelehrbar waren. Die Wahrheit ist jedoch komplexer. Die Sozialpolitik der Nazis vermischte unbeabsichtigt und in paradoxer Weise alte und neue Trends. Indem sie die Frauen auf das Familienleben verwies, griff sie auf das Häuslichkeitsideal des 19. Jahrhunderts zurück. Indem sie aber mit staatlichen Anreizen operierte, wurde ein Schritt nach vorn, hin zur Sozialpolitik des 20. Jahrhunderts, vollzogen.

Zweifelsohne verfehlten beide Angebote ihr Wirkung nicht. Es gab sicher Menschen in Deutschland, die positiv auf die staatlichen Anreize reagierten, indem sie nach Einführung der Ehestandsdarlehen heirateten, und andere, die Ehe und Familie als Bollwerk gegen den sich in alles einmi-

schenden modernen Staat ansahen. Die Statistiken sagen nichts über die Gründe aus, warum die Leute heirateten, und sie geben auch keine Auskunft darüber, warum die Ehepaare nicht mehr Kinder in die Welt setzten als in der «dekadenten» Weimarer Zeit. Vielleicht waren sie einfach immun gegen Appelle, die ihren materiellen Interessen zuwiderliefen.

Hinweise auf die Ursachen für das Scheitern der pro-natalistischen Politik geben uns die erhaltenen Unterlagen aus der Wohlfahrtspflege und dem *Frauenwerk*. Die NS-Administration tat wenig dafür, die Arbeiter für ihre Programme zu gewinnen. Während in der Propaganda von der geeinten, klassenlosen Gesellschaft die Rede war, wandte sich Scholtz-Klink faktisch nur an die Vollzeit-Hausfrauen und damit an die Mittelschicht. Die Erholungsmassnahmen für überlastete Mütter konnten im Grunde nur die Frauen in Anspruch nehmen, die in der Lage waren, eine Hilfe zu bezahlen, die sich während ihrer Abwesenheit um Mann und Kinder kümmerte. Die Bedingung, dass bei Inanspruchnahme eines Ehestandsdarlehens die Frau ihre Erwerbsarbeit aufgeben musste, bedeutete, dass der Ehemann über ein gutes Einkommen verfügen musste. Diese Selektionsmechanismen lassen den Schluss zu, dass das *Frauenwerk* sich letztlich vor allem an die «gutbürgerlichen» Frauen wandte und nicht nur «rassisch untaugliche» und jüdische, sondern auch der Arbeiterschicht angehörende Frauen ausschloss.

Auch andere politische Massnahmen deuten darauf hin, dass man die Interessen der Arbeiterschichtsfrauen bewusst vernachlässigte. Obgleich die deutschen Schutzgesetze für die in Fabriken und Büros arbeitenden Mütter die strengsten der Welt waren, wurde ihre praktische Einhaltung nicht überwacht. Frauen arbeiteten bis zu 60 Wochenstunden, die Unfallziffern schnellten in die Höhe und die Zahl der Fehlgeburten bei Fabrikarbeiterinnen stieg an.<sup>28</sup> Staatliche Unterhaltsbeihilfen und andere Unterstützungsmassnahmen erhielten 20'000 Mütter. Schulspeisungen oder direkte Fürsorgeeinrichtungen für Kinder gab es kaum.<sup>29</sup>

Die «*braunen Schwestern*» halfen ausschliesslich den «verschämten» (im Unterschied zu den «unverschämten») Armen, wobei diese nach «biologischen» Kriterien und dem Grad ihrer Begeisterung für den Nationalsozialismus ausgewählt wurden.<sup>30</sup> Dagmar Reese interviewte eine ehemalige Fürsorgerin über ihre Arbeit und ihren Berufsstand in den dreissiger Jahren. Frau Sch. erklärte: «*Man nannte die nicht Fürsorgerinnen sondern Volks-*

*pflegerin.*» Die staatlichen Sozialeinrichtungen kümmerten sich nur um die «wertvollen» Klienten und überliessen «die sogenannten erbbiologisch Minderwertigen, die Asozialen» den privaten Einrichtungen, wozu Frau Sch. meinte: «[...] man hatte jetzt dauernd das Gefühl, wir geraten auf totes Geleise [...], zumal «[...] man doch spürte, gerade die als erbbiologisch minderwertig Gestempelten haben ja erst recht unsere Liebe jetzt nötig [...].»<sup>31</sup>

Scholtz-Klink spürte offenbar, dass Rekrutierungsbemühungen im urbanen Arbeitermilieu wenig aussichtsreich gewesen wären. Es war absehbar, dass die Trägerschaft der vor 1933 stärksten sozialistischen Bewegung der Welt wohl kaum auf nationalsozialistische Indoktrinierung ansprechen würde, solange sie nicht von nackter Not gezwungen würde. Und wo Hilfe nicht zugleich Chancen eröffnete, neue Anhänger zu gewinnen, waren die staatlichen Einrichtungen nicht willens, sie zu leisten. Es nimmt nicht Wunder, dass die Teilnehmer/\*innen eines Oral-History-Projekts in einem Berliner Arbeiterviertel sich nicht erinnern konnten, auch nur ein einziges Mal von Nationalsozialisten oder Wohlfahrtspflegern angesprochen worden zu sein.

Andere Zeitzeug/\*inn/en berichten, dass die NS-Funktionärinnen gelegentlich mit der Gestapo zusammenarbeiteten, wenn es galt, NS-Gegner/\*innen zu verfolgen und einzuschüchtern. Dazu gehörte oft, dass man den «staatsgefährdenden» Eltern die Kinder wegnahm. Die Erinnerungen der Ilse Koehn, Tochter eines jüdischen Vaters und einer nicht-jüdischen Mutter, illustrieren, wie die «Volkspflegerinnen» gegen rassistisch und politisch unerwünschte Personen vorgehen. Eines Tages traf Ilse nach der Schule bei ihrer jüdischen Grossmutter auf zwei *Frauenschafts-Funktionirinnen*: «*Ich erblickte etwas, das ausah, wie eine graue Wand, die sich auf mich zubewegte. Wie in einem Alptraum schien es näher und näher zu kommen und mich zu erdrücken. Es handelte sich um zwei riesige Frauen, die beide mit den gleichen grauen Mänteln, grossen schwarzen Handtaschen und Schnürstiefeln bekleidet waren. Hässlich, fett, und ihre Haare waren so straff nach hinten gekämmt, dass es aussah, als wären sie glatzköpfig.*»<sup>32</sup> Die beiden Frauen inspizierten den Haushalt, unter dem Vorwand, prüfen zu müssen, ob die Grossmutter geeignet sei, ein Kind grosszuziehen. In Wirklichkeit strengten sie Massnahmen an, um Ilse zu einem Mündel des Staates erklären zu lassen und ihren nicht-jüdischen Grosseltern zu übergeben, von denen man annahm, dass sie sie zu einem anständigen NS-Mädel erziehen würden. Das ist

insofern interessant, als es zu diesem Zeitpunkt die Nürnberger Gesetze noch nicht gab, nach denen Deutsche mit einem jüdischen Elternteil in bestimmten Fällen als «Arier» eingestuft werden konnten.

Hinter der Fassade des «Ein Volk, ein Führer» entstand im NS-Deutschland eine hochgradig segmentierte Gesellschaft, von der die bürgerliche Mittelschicht profitierte. Scholtz-Klink strebte an, die Frauen zu Trägerinnen des neuen Staats heranzuziehen, die so sein sollten wie sie selbst: provinziell, konventionell und ehrgeizig. Daraus folgte, dass die von Hitler verfügbaren materiellen Reize zur Eheschließung und Mutterschaft auf eine Weise definiert wurden, dass sie vor allem der Mittelschicht zugute kamen – jenen sozialen Kreisen, die schon vor 1933 die niedrigste Geburtenrate zu verzeichnen hatten. Es gab aber auch ganz reale Widersprüche, die ihre Aufgabe im Grunde unerfüllbar machten. Während sie die Mutterschaft als Lebensaufgabe für alle Frauen propagierte, blies die Parteiführung gleichzeitig zu einem Grossangriff auf zentrale Aspekte des traditionellen Familienideals, den ihre Frauenschaft entscheidend mittragen sollte.

Vorbei war die Zeit, als die Liebesheirat Mann und Frau glücklich vereinten. In «Rassenkunde»-Schulungen mussten die jungen Frauen die «Zehn Leitsätze für die Gattenwahl» auswendig lernen: «1. Gedenke, dass du ein Deutscher bist! / 2. Du sollst Geist und Seele rein erhalten! / 3. Halte deinen Körper rein! / 4. Du sollst, wenn du erbggesund bist, nicht ehelos bleiben! / 5. Heirate nur aus Liebe! / 6. Wähle als Deutscher nur einen Gatten gleichen oder artverwandten Blutes! / 7. Bei der Wahl deines Gatten frage nach seinen Vorfahren! / 8. Gesundheit ist Voraussetzung auch für äussere Schönheit! / 9. Suche dir für die Ehe nicht einen Gespielen, sondern einen Gefährten! / 10. Du sollst dir möglichst viele Kinder wünschen!»<sup>33</sup> Die Befolgung rassischer Grundsätze, wie sie in den «Zehn Leitsätzen» festgelegt waren, wurde zur moralischen Pflicht des Volkes erhoben. Ein Aufgebot von medizinischen Fachkräften überprüfte im Auftrag des Wohlfahrtsministeriums unter Hilgenfeldt die an staatlichen Programmen wie Mütter-schulungen, Erholungsmassnahmen und Gemeinschaftsaktivitäten teilnehmenden Frauen auf ihre Gesundheit und Erbtauglichkeit. Noch bedrohlicher waren rassenpflegerische Kontrollmassnahmen, die in die Privatsphäre von Familien mit behinderten oder vermeintlich schwachsinnigen, asozialen oder geistesschwachen Kindern eingriffen.

Die Rassenpflege-Experten starteten ihren Feldzug für die «Verhütung erbkranken Nachwuchses» mit einem regelrechten Propaganda-«Blitz-

krieg» und einer Dauerpropaganda.<sup>34</sup> Das Reichsgesundheitsamt installierte 205 spezielle Erbgesundheitsgerichte, die darüber befinden sollten, wer es «wert» war, sich fortzupflanzen und wer nicht. Führende Politiker warben über den Rundfunk, in Aufklärungsschriften, in zahllosen Zeitschriften und bei Parteiveranstaltungen für die Zwangssterilisation. Filme wie *Der Erbkrankte* und populäre Zeitschriften wie *Neues Volk* und *Rasse* stellten erbkrankte Personen als nicht auf menschlicher Stufe stehende Wesen und, was vielleicht noch schwerer wog, als immense Belastung für den Staatshaushalt dar. Eine ganz neue Bürokratie, angeführt von «Rassenexperten», war damit beschäftigt, auf diesem Gebiet zu forschen, Gesetze zu entwerfen und massive Kampagnen zu führen. Ein Jahr nach dem Beginn dieser Massnahmen, im Januar 1934, lagen den Gerichten fast 100'000 Anträge auf Sterilisation vor – die meisten waren von Wohlfahrtspfleger/\*inne/n im Namen von Klient/\*inn/en eingereicht.<sup>35</sup> Es waren bereits 56'200 Eingriffe durchgeführt worden (28'000 an Männern und 27'900 an Frauen), die Wartelisten wurden immer länger.<sup>36</sup>

Der Leiter des *Rassenpolitischen Amtes* der NSDAP, Dr. Walter Gross, erklärte den deutschen Frauen 1934 unter Berufung auf neueste wissenschaftliche Erkenntnisse: «*Was du bist, was ich bin, und was ich sein kann in meinem ganzen Leben, das ist zu einem Teil in mir vorgezeichnet durch die Erbanlagen, die ich mitbekommen habe [...]*», und weiter: «*Letztlich bist du, Mensch, gar nicht so gross und bedeutend, wie du dir gestern vorkamst.*» Und um seine Botschaft auch wirklich tief in die Herzen all seiner Zuhörerinnen zu pflanzen, erinnerte er sie mahnend: «*Du bist ein Glied in der Kette des Lebens, ein Tröpfchen im grossen Blutstrom deines Volkes.*»<sup>37</sup> Der Landesverband Hannover-Braunschweig des *Reichsverbands deutscher Hausfrauenvereine* berichtete in glühenden Worten von der Wirkung der Grossschen Rede auf seine Mitglieder: «*[Er] traf den Kern der Sache, indem er betonte, dass die Partei im Kampf männlich habe eingestellt sein müssen [...] und es noch weiter sein müsse, dass sie aber die Bedeutung und den Wert des Weiblichen nicht nur im Staat, sondern auch in der Partei voll würdige und seiner Zeit entsprechend einbauen würde.*»<sup>38</sup>

Sozialarbeiter/\*innen, Ärzte und ein spezielles Gerichtswesen nahmen den Individuen zunehmend die Entscheidung über ihre Fortpflanzung aus der Hand. Mit den herkömmlichen Vorstellungen von Liebe, Güte und Barmherzigkeit war dieses Unterfangen nicht so leicht in Einklang zu bringen, aber die Propaganda berief sich auf eine «höhere» Menschenpflicht, die

Wahrung des Wohls des gesamten Volkes, auf Reinheit und Anständigkeit, oder, wie der Euphemismus dafür lautete, «Rassenhygiene» als dessen Grundpfeiler. Indem man die Sterilisationsopfer von der Kategorie «menschlich» ausschloss und als «abnormal» stempelte, wurde ihr Anderssein pathologisiert. Auch hier manifestierte sich ein neuer Trend. Traditionell kümmerten sich die karitativen Einrichtungen um die Menschen, die nicht allein zurechtkamen. Die Wohlfahrtspolitik der Nazis kehrte diese Haltung um: Jetzt sollte die Gesellschaft vor den Schwachen geschützt werden. Psychisch kranke und geistig zurückgebliebene Menschen, Behinderte, Alkoholiker, Menschen mit abweichendem sexuellem Verhalten und andere «minderwertige» Gruppen wurden als gefährliche «Krankheitskeime» innerhalb einer «gesunden» Gesellschaft betrachtet. Die Trennung der Menschen in «erbuntaugliche» und «wünschenswerte» Personen bereitete die Aussonderung «rassisch minderwertiger» Menschen aus der «arischen» Gesellschaft vor.

Die pathetisch ausgeschmückten und sich pseudowissenschaftlich gebärenden Appelle erhoben die rassenhygienische Scharlatanerie zur ethischen Pflicht – Frauen sollten jetzt nicht mehr nur für die Liebe zuständig sein, sondern auch für den Hass: «*Die Frauen sind das Herz eines Volkes. Ihre Liebe ist seine Liebe. Ihr Hass ist sein Hass.*»<sup>39</sup>

Antisemitische Tendenzen bei den Frauenführerinnen waren schon 1933 zu beobachten. Das Frauenordens-Blatt von Lydia Gottschewski bereitete seine Leserinnen auf den ab 1. April geplanten Boykott der jüdischen Geschäfte mit dem Aufruf vor: «*14 Jahre lang habt Ihr, Parteigenossinnen, Schulter an Schulter mit der braunen Front gegen die Juden, den Todfeind des deutschen Volkes, gekämpft, habt jüdische Geschäfte gemieden, denn nur durch wirtschaftlichen Boykott ist der Jude niederzuringen. Jetzt werdet Ihr als Aufklärungsgruppe eingesetzt. Ihr habt dafür zu sorgen, dass keine deutsche Frau beim Juden kauft. Der Kampf ist hart und unerbittlich, persönliche Rücksichten sind auszuschalten. Ihr habt die deutschen Frauen darüber aufzuklären, dass dieselbe jüdische Greuelpropaganda schuld ist an den zwei Millionen Toten, schuld ist an den verhungerten Greisen, Frauen und Kindern, schuld ist an Versailles, Dawes und Young. [...] Sorgt dafür, dass in jeder deutschen Frau der Abwehrwille erwacht und sich zum stärksten Abwehrkampf steigert. [...] Nicht allein für den Augenblick, sondern für immer muss der Jude aus Volk und Staat ausgeschaltet werden.*»<sup>40</sup> Die NS-Publizistin Käthe Auerhahn ermahnte die Frauen, sich nicht mehr



durch raffinierte Werbung in die Kaufhäuser locken zu lassen, und beklagte die «gute Katholikin oder Protestantin, die ihr Brautkleid in einem jüdischen Warenhaus kauft».<sup>41</sup> Clifford Kirkpatrick bemerkte ein paar Jahre später, dass die Menschen geprägt wurden durch den Impuls zu einer Art Stammesgruppen-Verbundenheit, die sich auf Liebe zu den Gruppenmitgliedern und Hass auf reale oder eingebildete äussere Feinde gründete.<sup>42</sup> Während Scholtz-Klink in öffentlichen Reden die Fähigkeit der Frauen zur Liebe pries, ermahnte sie ihre *Frauenschafts-Führerinnen*, sich für die vor ihnen liegenden Aufgaben mit Härte zu wappnen. Scholtz-Klink war der Ansicht, die Natur habe die Männer mit einem starken Willen und äusserer Robustheit ausgestattet und beidem die liebende und sanfte Art der Frau als mässiges Korrektiv gegenübergestellt. Oft schon hätten die weiblichen Tugenden (zusammen mit der männlichen Stärke) ganze Nationen vor dem Niedergang gerettet. Jetzt allerdings, fuhr sie fort, seien die Frauen zur Erfüllung einer neuen Aufgabe aufgerufen. Mit religiösem Ernst müssten sie das Mitleid aus ihrem Wesen tilgen und es durch die Hingabe an ihre Mission ersetzen, die Reinheit der Rasse zu bewahren.

In der Sozialarbeit wurde diese Botschaft von den Frauen noch schärfer formuliert. Die Wohlfahrtspflegerin Ilse Geibel rief ihre Schülerinnen auf, «Blutleere und Bindungslosigkeit» zu überwinden, «Gemeinnutz vor Eigennutz» zu stellen, an den «Führer, dies unfassbar grosse Geschenk», zu denken und sich dabei Unterstützung bei den «Jungen und Mädels, die sich in der Hitlerjugend zusammengefunden haben» zu holen. Sie erklärte: «Gesundheitsfürsorge ist [durch Rasse] neu geadelt, denn die heiligen, gottgewollten Lebensbindungen erwählt sie nun zu ihrer obersten Satzung.» Sie rief zu einem «Aufklärungsfeldzug» auf, damit die Wohlfahrtspflegerinnen die «Auslese des besten Erbguts» befördern könnten.<sup>43</sup> Die Wertewelt der Nazis verlangte von den Menschen, dass sie abstrakte und zukunftsbezogene Ideale wie die «reine Herrenrasse» über die gewöhnlichen moralischen Verhaltensnormen stellten. Das Gebot, «hart» zu sein und alles Aussenstehende zu hassen, brachte die Frauen in eine widersprüchliche Situation: Sie mussten sich einerseits den geächteten Aussenseitern gegenüber skrupellos verhalten und durften andererseits im Umgang mit ihren Parteioberen keinerlei Eigenwillen zeigen. Die Unterordnung gelang in den meisten Fällen ohne grössere Probleme. Scholtz-Klink hatte Hitlers Vorstellungen von der

Rolle der Frauen so gründlich verinnerlicht, dass sie ihre eigene Haltung gar nicht als gefügig wahrnahm.

Sie sah in den patriarchalischen Institutionen das beste Mittel, die Männer an ihre Familien zu binden. Sie glaubte, dass nur ein Familienleben, das dem Mann Rückhalt und Vorteile bot, ihn zu Hause zu halten vermöge. Kein Gesetz, glaubte sie, könne je etwas an der «nomadischen» Natur des Mannes ändern. Er lasse sich nicht zwingen, nur locken.

Der Vater, der früher vielfach als der «Herr» oder «Gebietet» im Haus bezeichnet worden war, wurde nach 1933 zum «Führer». Der wilhelminische Gesetzeskodex, der während der gesamten NS-Zeit in Kraft blieb, garantierte dem Ehemann weiterhin seine Rechte. Zwar durften die Ehefrauen bei Diskussionen innerhalb der Familie ihre Meinung vorbringen – die Entscheidungen fällte aber der Mann. Das bedeutete, dass er es seiner Frau verbieten konnte, arbeiten zu gehen, oder das Recht hatte, sie zu unentgeltlicher Arbeit im Familienbetrieb zu zwingen. Die Frau konnte nicht frei über ihr eigenes Einkommen oder den von ihr in die Ehe eingebrachten Besitz verfügen. Im Fall der Scheidung bestimmte der Mann über die schulische und religiöse Erziehung der Kinder, selbst wenn er wegen Ehebruchs für schuldig erklärt worden war und die Frau das Sorgerecht erhalten hatte. Die Befürworter dieser Gesetze glaubten, dass sie die Stabilität der Familie förderten, und hofften, den Männern die Monogamie und die Ehe auf Lebenszeit attraktiv machen zu können, indem sie ihre Privilegien festschrieben.

Die nationalsozialistische Rechtsprechung lockerte allerdings die Verknüpfung von männlichen Vorrechten und der Aufgabe des Mannes, die Familie zu schützen, indem sie es ihm erleichterte, sich scheiden zu lassen. 1933 wurde es möglich, dass «arische» Scheidungswillige sich von «rassisch unerwünschten» Partnern scheiden liessen, ohne ihnen eine «Schuld» nachweisen zu müssen. Wenige Monate nach dem Inkrafttreten dieser Regelung begannen die Gerichte, Scheidungsanträgen von Ehepartnern (gewöhnlich Ehemännern) jüdischer, «genetisch minderwertiger» oder sterilisierter «arischer» Personen ohne Weiteres stattzugeben: *«Im heutigen Deutschland mit einer Person nicht-arischer Abstammung verheiratet zu sein, ist wie an einen Leichnam gekettet zu sein»*, lautete ein zeitgenössischer Kommentar, und die ansteigende Scheidungsrate deutet darauf hin, dass viele Deutsche (zumeist Männer) ebenso empfanden.<sup>44</sup>

Diese Rechtsprechungspraxis dehnte sich auch auf nicht-jüdische Deutsche aus. 1938 wurde das Scheidungsrecht neu formuliert: Ehebruch, Verweigerung der Fortpflanzung, Unmoral, Geschlechtskrankheit, dreijähriges Getrenntleben, Geisteskrankheit, rassische Unvereinbarkeit und eugenische Mangelhaftigkeit galten als Scheidungsgründe. Die Reaktion erfolgte prompt. Von den 30'000 Scheidungen nach dem neuen Gesetz gingen 80% von Ehemännern aus.<sup>45</sup>

Die Politik der Nazis förderte eine Entwicklung, die für das 20. Jahrhundert typisch war: Die Eheschliessungsrate überrundete die Scheidungsrate; das durchschnittliche Heiratsalter der Menschen sank, und die Ehepaare setzten weniger Kinder in die Welt. Weder im Ehe- noch im Fortpflanzungsverhalten änderte der Nationalsozialismus etwas an den Tendenzen, die sich in allen Industrienationen abzeichneten. Die Individuen gestalteten ihr Privatleben in erster Linie nach ihren persönlichen Bedürfnissen, die aber auch von den Diktaten des autoritären Staates beeinflusst werden. Von daher ist es schwierig, den Erfolg einer Staatspolitik abzuschätzen.

Zwar waren die Hausfrauen, die Scholtz-Klink mit ihren Programmen erfasste, meistens persönlich nicht von den neuen Bestimmungen der Nazis – wie Zwangssterilisation, Änderung des Scheidungsgesetzes und Aufhebung der gesetzlichen Benachteiligung unehelicher Kinder – betroffen. In der Regel waren sie nicht einmal mit Halbjuden persönlich bekannt, weil die Juden weniger als ein Prozent der Bevölkerung ausmachten und hauptsächlich in den Grossstädten lebten. Sie hatten allerdings in der Mehrzahl Töchter, und von diesen gehörte über eine halbe Million dem *Bund Deutscher Mädels* (BDM) an. Die Mütter dieser BDM-Mädels hatten Gelegenheit genug, die langfristigen Absichten des totalitären Regimes, das sie akzeptierten, zu durchschauen. Obwohl nur wenige Deutsche, die damals jung waren, es heute zugeben, übten die Jugendorganisationen der Nazis starke Anziehung aus. Die Schriftstellerin Christa Wolf schildert in ihrem autobiographischen Roman *Kindheitsmuster* diese Faszination mit bemerkenswerter Offenheit. Sie beschreibt die Kluft zwischen der in den dreissiger Jahren heranwachsenden Nelly und ihrer Mutter. Nelly, die sich zunächst bei der Versammlung der Hitler-Jugend unwohl fühlte, «*unterdrückte ihre Befangenheit und lachte laut – vielleicht überlaut – mit, als die Führerin in fröhliches Gelächter ausbrach. Es war eine Genugtuung, der Führerin zu Gefallen zu lachen und den eigenen unangemessenen Zustand – Verlegenheit – nicht zu beachten. Es war eine Lust, die Leutseligkeit der Führerin zu ge-*

niessen, die ein lustiges Mädchen war und Marianne hiess, sich aber Micky nennen liess. Nennt mich Micky wie alle, ich sehe ja doch aus wie eine Mikymaus. Eine andere Art von Lust, sich am Ende des Heimabends, die Scheu überwindend, mit den anderen um Micky zu drängen, ihre Hand zu ergreifen, die unerhörte Vertraulichkeit auszukosten. Und auf der Heimfahrt sich durch häufigen inneren Gebrauch des neuen Wortes zu versichern: Kameradschaft. Ein gehobenes Dasein stand ihr also bevor, jenseits des kleinen, rundrum mit Fischbüchsen, Zuckersäcken, Broten, Essigfässern, Würsten verstellten und verhängten Ladenraumes [...], jenseits und abseits auch von der weissen Gestalt im Ladenmantel, die vor die Tür getreten war und sicher schon lange nach ihr, Nelly Ausschau hielt. Wo sie. denn so lange bleibe. [...] Kein Wort von (Kameradschaft. Sie putzte sich die Schuhe ab.» Sie erzählte der Mutter nichts. Wie hätte sie ihr das erklären sollen: «Dort wo Micky mit ihnen sang und spielte und marschierte und Geländespiele machte – da gab es etwas, was die Mutter ihr nicht geben konnte und was sie nun mal nicht missen mochte [...].»<sup>46</sup> Vor die Entscheidung gestellt, eine Gruppenwanderung mitzumachen oder zu Hause zu bleiben, um die Mutter nach deren Entlassung aus dem Krankenhaus zu empfangen, entscheidet sich Nelly für die Wanderung.

Christa Wolf beschreibt die starke Wirkung, die die im BDM gesungenen Lieder auf die jungen Frauen übten. Die Mädchen lernten zuerst *Nur der Freiheit gehört unser Leben* und danach *Vom Ich zum Wir* von Heinrich Annacker. «Einst schien das Ich der Angelpunkt der Welt / und alles drehte sich um seine Leiden. / Doch mählich kam erkennendes Bescheiden/und hat den Blick aufs Ganze umgestellt. / Nun fügt das Ich dem grossen Wir sich ein / und wird zum kleinen Rad an der Maschine. / Nicht, ob es lebe – ob es willig diene / bestimmt den Wert von seinem eignen Sein!»

Was Christa Wolf hier beschreibt, war die auf die Jugend zugeschnittene Version des Appells Scholtz-Klinks, das «kleine Ich» zu vergessen und an «das Volk» zu denken. Auch die Schriftstellerin Ingeborg Drewitz trat dem BDM bei und wagte nicht, ihren Eltern davon zu erzählen, weil sie mit ihren dreizehn Jahren von dem Drang beseelt war, gegen ihre Eltern zu rebellieren, die alles ablehnten, was alle anderen Leute gut fanden.<sup>47</sup>

Melita Maschmann beschreibt, auf ihre Jugendzeit im Dritten Reich zurückblickend, ebenfalls ihre Freude am Gemeinschaftsleben im BDM, dem

auch sie ohne das Wissen und die Einwilligung ihrer Eltern beirat. Doch während Christa Wolf und Ingeborg Drewitz heute ihren Eltern recht geben, haben die Erinnerungen Melita Maschmanns einen ähnlich auf Selbst-Rechtfertigung bedachten Tenor wie die von Scholtz-Klink. Wegen ihrer heimlichen Aktivitäten in der Hitlerjugend vor 1933, so Melita Maschmann, sei sie in engen Kontakt mit einer für sie ganz neuen Schicht Menschen gekommen: «*Verkäuferinnen, Büroangestellte, Schneiderinnen und Dienstmädchen*». Sie spricht verächtlich über ihre früheren Freundinnen, den «*höheren Töchtern*», und bezeichnet sie als «*hochmütig, oberflächlich, langweilig*», Mädchen, die ihre Zeit auf hochgestochene gesellschaftliche Anlässe und cliquenhafte Vereine vergeudeten. Noch zwei Jahrzehnte nach dem Krieg zeigt sie wenig Reue angesichts solcher BDM-Unternehmungen wie den Zügen durch das Berliner «Judenviertel» unter Parolen wie: «*Hier wohnen die reichen Juden, [...] die sollen ruhig mal ein bisschen im Mittagsschlaf gestört werden.*» Melita Maschmanns Memoiren schildern die ganze Erregung und den Stolz eines bornierten und arroganten jungen Mädchens, das gegen seine Erziehung zur «*jungen Dame*» aufbegehrt.<sup>48</sup>

Gerda Zorn, deren Eltern Kommunisten waren, erinnert sich, wie düster sie ihr häusliches Leben nach der Machtübernahme empfand, weil Vater und Mutter sich den verhassten Nazis gegenüber ohnmächtig fühlten und ständig Angst hatten, schon wegen des geringsten Protestes verhaftet zu werden. Ohne ihren Eltern davon zu erzählen, trat Gerda Zorn dem BDM bei, wo sie die Kameradschaft, die Unternehmungen und das erregende Gefühl, «*für eine grosse Sache zu arbeiten*», in vollen Zügen genoss. Renate Finckh, damals ebenfalls BDM-Mitglied und überzeugte Hitler-Anhängerin, schildert das «*leere Nest*» dei nationalsozialistischen Familienheims aus der Perspektive eines Kindes. Da ihre Eltern beide so viel Zeit mit nationalsozialistischen Aktivitäten zubrachten, war zu Hause «*niemand, der wirklich Zeit für mich hatte*». Mit zehn trat sie dem BDM bei, wo sie endlich «*eine emotionale Heimat, einen Hort der Geborgenheit und bald auch eine Stätte der Anerkennung [fand]. [...] Parolen wie: ‚Jungmädchel, der Führer braucht auch dich‘ berührten mich tief. Für ein höheres Ziel wirklich gebraucht zu werden, erfüllte mich mit Glück und Stolz.*» Sie erinnert sich auch an die Hingabe, mit der sie an ihrer BDM-Führerin hing, die nur drei Jahre älter war als sie selbst. «*Sie ersetzte mir meine Schwestern, denn die waren ja bereits erwachsen.*» Zur Kameradschaft kam der ausgeprägte Wetteifer in-

nerhalb der Gruppe. *«Da ging es darum: Wer singt, spielt, dichtet am besten, wer hat die besten Heilkräuter gesammelt? In allen diesen Bereichen habe ich mich immer hervorgetan. Ich war sehr ehrgeizig.»* Renate Finckh fand in der Jugendbewegung, in der das *«Wettbewerbs- und Leistungsverhalten stark angespornt [wurde], um unsere Aggressivität in den richtigen Bahnen aufrecht zu erhalten»* eine ganz neue Selbstachtung.

Um in das BDM-Jugend-Werk *«Glaube und Schönheit»* aufgenommen zu werden, musste man bestimmte Proben ableisten: sämtliche Strophen eines populären NS-Liedes aufsagen, Fragen zur Parteigeschichte und NS-Ideologie beantworten, 60 Meter in 12 Sekunden laufen und 100 Meter schwimmen. Wer aufgenommen wurde, war stolz. *«Aber über allem lag bergend und heilend das wunderbare ‚Wir‘-Bewusstsein. ‚Wir‘ Jungmädels aus der Hitlerjugend gehörten zusammen, waren eine Elite innerhalb der deutschen Volksgemeinschaft»*, erinnert sie sich.<sup>49</sup> Die Mädchen erlebten die Aufnahme in den BDM als das Ende der Isolation und schwelgten in dem Gefühl, nicht allein zu sein, sondern Erste unter Gleichen.

Die durchschnittliche Mittelschichtsmutter ging wohl davon aus, dass die Wiederaufwertung der Mutterschaft im neuen Staat ihr mehr Einflussmöglichkeiten auf ihre Kinder geben würde, besonders auf ihre Töchter, an die sie ihre Fähigkeiten weitergeben könnte. Es kam anders: An einer westfälischen Mädchenschule beispielsweise beraumte der BDM regelmässig seine Treffen und Veranstaltungen während der Schulzeit an. Als sich die Eltern und die Direktorin darüber beschwerten, zeigte sie die BDM-Führerin bei der Gestapo an.<sup>50</sup>

Es scheint, dass die Mädchen die in der Partei grassierende Frauenfeindlichkeit als selbstverständlich hinnahmen. Die Zahlen sprachen auch damals schon für sich: Vor 1933 umfasste die Partei 42'306 Jungengruppen und nur 1'735 Mädchenorganisationen. An dieser Asymmetrie änderte sich auch nach der Machtübernahme nichts.<sup>51</sup> Während am Nürnberger Reichsparteitag 100'000 Jungen teilnahmen, waren ganze 900 Mädchen eingeladen. Das Arbeitsdienstgesetz von 1935 verpflichtete alle jungen Menschen zu sechs Monaten Arbeitsdienst. Ein Jahr darauf waren im Rahmen dieses Programms 300'000 Arbeitsplätze für junge Männer und noch nicht einmal 20'000 für junge Frauen geschaffen worden.<sup>52</sup>

Die gleiche Organisation, die den Mädchen Selbstwertgefühl verlieh, indem sie ihnen versicherte, dass sie eine Elite darstellten, vermittelte ihnen

auf der anderen Seite, dass sie sich als erwachsene Frauen mit dem bescheidenen Leben einer Hausfrau und Mutter zu begnügen haben würden. Wie sollten sie sich darauf konzentrieren, rassisch taugliche Männer zu suchen, gesundes Essen zu kochen, den Haushalt zu führen und möglichst viele Kinder zu bekommen, nachdem sie doch in der Bewegung die Freude an Sport, Wanderungen, Zeltlagern und Abenteuern erlebt hatten? Wie konnten sie als Mütter noch teilhaben an dem Gemeinschaftsgeist und der Begeisterung, die die *Hitlerjugend* beseelten? Als Gerda Zorn einem HJ-Kameraden gestand, wie gern sie ein Junge wäre, meinte er beruhigend: «*Wir brauchen solche Mädels wie Dich, wir wollen doch nicht aussterben.*» Das genügte ihr nicht. Sie wünschte sich weiter, den männlichen Elan der Führer-Elite teilen zu dürfen. Als die Jungen ihr erklärten, Mädchen müssten «*moralisch einwandfrei, sauber, nicht vergnügungssüchtig sein, nicht rauchen oder trinken und optisch dem germanischen Vorbild entsprechen*», gab sie zurück: «*Ich bin doch kein Landei – ich bin Berlinerin – ich rauche, trinke, gehe gern tanzen und – ich möchte als Junge dabei sein.*»<sup>53</sup> Die Jungen akzeptierten sie schliesslich, nachdem sie befunden hatten, dass sie eine «*Stamm-Mutter*» sei.

Der BDM bereitete seine Mitglieder auf die lebenslange Zugehörigkeit zum zweiten Geschlecht vor. Das drückte sich bereits deutlich in den beiden Leitsprüchen der Jugendorganisationen aus: «*Sei wahr, sei klar, sei Deutsch*», für die Mädchen und «*Treu leben, trotzend kämpfen, lachend sterben*», sowie «*Zäh wie Leder, flink wie Hunde, hart wie Kruppstahl*» für die Jungen.<sup>54</sup>

Die Jungen hatten zu handeln, die Mädchen hatten zu sein. In der HJ und im BDM wurden die Jugendlichen beiderlei Geschlechts zur Rebellion gegen die Eltern ermutigt. Mit dem Erwachsenwerden sollten die Mädchen aber die Abenteuerlust hinter sich lassen, die Jungen dagegen die Herausforderung führender Stellungen in Partei und Militär suchen. Die Mädchen standen im Widerspruch zwischen der Überheblichkeit der «*Herrenrasse*» und der Demut des «*untergeordneten*» Geschlechts. Die gleiche Biologie, die sie zur Zweitrangigkeit gegenüber «*arischen*» Männern verurteilte, erhob sie andererseits über alle «*rassisch minderwertigen*» Menschen.

Solange die Erfüllung in der Mutterschaft das offizielle Credo der Frau blieb, fanden sich konservativ gesonnene Frauen bei den Programmen und Aktivitäten, die ihrer Überzeugung entsprachen, vom Staat unterstützt. Als 1935 ein neuer politischer Tenor einsetzte, der die Frauen (auch die der Mit-

telschicht) dazu bringen sollte, die Doppelbelastung von Beruf und Mutterschaft auf sich zu nehmen, griff die Konfusion um sich. Hitlers Militarisierungsbestrebungen erschütterten die «Frauenwelt» in ihren Grundfesten. Die Eroberungspläne forderten eine Steigerung der Geburtenrate, die Aufrüstung dagegen den verstärkten Arbeitseinsatz von Frauen in den Fabriken. Die konventionellen Vorstellungen von Mutterschaft wurden damit hinfällig. Zwar sollten die Frauen weiterhin dafür belohnt werden, dass sie Kinder gebärten, die Erziehung übernahm aber der Staat, während die Mütter in der Rüstungsindustrie arbeiten und die Väter an der Front kämpfen würden. Die wahre Intention des Regimes zeichnete sich immer eindeutiger ab: Die Mutterschaft sollte künftig als rein biologischer Vorgang und damit unabhängig von Ehe und Familie gesehen werden – was die Gegner/\*innen Hitlers bereits vorhergesagt hatten. Angekündigt hatte sich diese Entwicklung schon vor der Wiederaufrüstung.

Die neuen Forderungen an die Mutterschaft schienen in vielem mit den Anliegen der religiösen Frauenorganisationen und der Sozialdemokratie in der Weimarer Republik konform zu gehen. Schon seit vierzig Jahren hatten die Aktivistinnen der bürgerlichen Frauenbewegung und der kirchlichen Organisationen Heime für ledige Mütter unterhalten, um diese vor der Prostitution und der gesellschaftlichen Diskriminierung zu bewahren. Solche Unterstützungsmassnahmen wurden auf breiter Ebene begrüsst. Argwohn erweckten bei bürgerlichen Organisationen eher die Massnahmen, die an eine alte sozialistische Forderung anknüpften: der gesetzlichen Gleichstellung aller unehelich geborenen Kinder. Die Rechtsprechung begann in den dreissiger Jahren, die Rechte lediger Mütter und unehelicher Kinder anzuerkennen. Das Gesetz wurde allerdings erst nach dem Zweiten Weltkrieg dahingehend geändert. Sowohl die Einrichtung von Heimen für ledige Mütter als auch die vorurteilsfreie Behandlung ihrer Kinder ergaben sich aus der nationalsozialistischen Sicht der Frauenrolle. Wenn es die oberste Pflicht der Frau dem Volk gegenüber war, Kinder zu gebären, dann war es auch die Pflicht der öffentlichen Einrichtungen, sich um diese Frauen und ihre Kinder zu kümmern. Diese Reform knüpfte zwar in gewisser Weise an die Forderungen Helene Stöckers an, die sich für das Recht jeder Frau, ob verheiratet oder nicht, einsetzte; sie unterschied sich aber in einem Punkt wesentlich von deren Vorstellungen. Für Helene Stöcker bildeten die Wünsche und



Bedürfnisse der Frauen den Ausgangspunkt ihrer Argumentation, während die Politik der Nazis das Recht des Volkes an den Frauen einklagte. Ab Mitte der dreissiger Jahre war eine uneheliche Schwangerschaft im öffentlichen Dienst kein Entlassungsgrund mehr – eine Regelung, die auch für Lehrerinnen galt. Kurz darauf begann die Propaganda, die heroische, «rein-rassige» unverheiratete Mutter für ihre besondere Führertreue zu preisen.

Hitlers Eroberungsträume und Kriegspläne zwangen die Frauen, in die Fabriken zu gehen. Offiziell war Scholtz-Klink auch für die Umsetzung dieser ideologischen Wende zuständig. Faktisch allerdings übernahm die ihr unterstellte Alice Rilke innerhalb der *Arbeitsfront* die Betreuung der über fünf Millionen Frauen, die in Büros, Fabriken, Warenhäusern und landwirtschaftlichen Betrieben arbeiteten. Solange die Archive der *Deutschen Arbeitsfront* nicht zugänglich sind, lässt sich über die Tätigkeit Rilkes wenig sagen. Sie scheint in mancherlei Hinsicht genau wie Scholtz-Klink eine Funktionärin gewesen zu sein, die ihr Amt ernst nahm. Nur war ihre Aufgabe wesentlich schwieriger, da sie es mit Frauen zu tun hatte, die sich nie als der Typus der guten Hausfrau begriffen hatten, wie er von der offiziellen Politik propagiert worden war. Ausserdem stammten die Arbeiterinnen zum grossen Teil aus einem sozialdemokratischen Milieu. Während Scholtz-Klink darauf hinarbeitete, die Frauen aus dem Erwerbsleben herauszuholen, bemühte sich Rilke, sie dort zu halten. Von 1933 bis 1936 deckten sich die Prioritäten des Regimes mit denen der Reichsfrauenführerin, danach jedoch wurde die Arbeit von Alice Rilke wichtiger.

Von 1933 bis 1936 glaubten viele Menschen, dass das Bestreben der Nazis, die Frauen aus der Arbeitswelt fernzuhalten, erfolgreich gewesen sei. Auf den ersten Blick scheinen die Statistiken das auch zu bestätigen. Während 1933 ein Drittel der Erwerbstätigen Frauen waren, waren es drei Jahre später nur noch ein Viertel. Soziolog/\*inn/en konnten rasch aufzeigen, dass dieser Prozess nicht auf einem Rückgang der Anzahl der erwerbstätigen Frauen beruhte, sondern auf der Zunahme der Arbeitsplätze in jenen traditionell «männlichen» Berufen, die die Wirtschaftskrise am härtesten getroffen hatte. Als 1935/36 die Vollbeschäftigung wieder hergestellt war, glich das Zahlenverhältnis der erwerbstätigen Männer und Frauen wieder dem der von Hitler so scharf angeprangerten Weimarer Zeit.<sup>55</sup> Wenn wir die Zahl der erwerbstätigen Frauen mit der gesamten weiblichen Bevölkerung ins Verhältnis setzten, dann ergibt sich, dass im NS-Deutschland sogar noch etwas

mehr Frauen einer bezahlten Arbeit nachgingen als in der Weimarer Republik.<sup>56</sup>

Diese Entwicklung löste bei der alten Garde von Nationalsozialistinnen Bestürzung aus. Eine Sozialwissenschaftlerin beklagte ausdrücklich, dass sich drei Jahre nach der Machtübernahme 600'000 weibliche Arbeitskräfte mehr auf dem Arbeitsmarkt befanden als 1932;<sup>57</sup> viele Frauen beschwerten sich darüber, dass der Staat nicht einmal die in seinen eigenen Institutionen beschäftigten Frauen entliess.<sup>58</sup> Obwohl die NS-Politik am Umfang der Erwerbstätigkeit der Frauen wenig änderte, hatte sie zwei entscheidende Effekte: die verstärkte Abdrängung von Frauen auf schlecht bezahlte Arbeitsplätze und ihre Beschränkung auf «weibliche» Tätigkeiten.<sup>59</sup> Je mehr Frauen auf den Arbeitsmarkt drängten, desto minderwertiger wurden die Arbeitsmöglichkeiten, die sich ihnen boten. Dieser Trend hatte schon vor 1933 begonnen und kennzeichnete die Beschäftigungssituation der Frauen in allen Industrienationen.<sup>60</sup>

Nach drei Jahren NS-Herrschaft verrichteten 40% aller erwerbstätigen Frauen körperlich anstrengende Arbeit in der Landwirtschaft und erhielten dafür die Hälfte der Männerlöhne. In anderen Erwerbszweigen verdienten Frauen immerhin 70% der Männerlöhne für die gleiche Arbeit, was in etwa den Verhältnissen in anderen Ländern entsprach. Deshalb sahen viele Frauen in der Kriegswirtschaft eine Chance. Eine Arbeiterin beschreibt, dass sie durch den Krieg «*praktisch den Beruf bekommen würde, den ich mir schon als Kind in der Schule gewünscht hatte. Ich wollte gerne ins Büro. [...] In dieser Weise war der Krieg für mich beruflich von ganz günstiger, ausschlaggebender Bedeutung*».<sup>61</sup> Der kriegsbedingte Mangel an Arbeitskräften bewirkte zwar einen Anstieg der Frauenlöhne, aber selbst dadurch verbesserte sich die Situation der erwerbstätigen Frauen nur minimal.<sup>62</sup> Die Mittelschichtsfrauen, die den Kern der weiblichen NS-Anhängerschaft bildeten, fanden sich zunächst vom neuen Regime gepriesen, wenn sie zu Hause blieben und sich um Heim und Herd kümmerten; dann sahen sie sich plötzlich gedrängt, in der Fabrik oder im Büro zu arbeiten.

Rilke führte Vergünstigungen und Anreize ein, die die ärmeren Frauen im Erwerbsleben halten sollten. Frauen, die sich aktiv an staatlichen Freizeitprogrammen wie etwa «Kraft durch Freude» beteiligten, kamen in den Genuss von Italienreisen, Urlaubsaufenthalten in deutschen Seebädern, Konzert- und Theaterkarten oder Wochenendausflügen. Diese Vergünsti-

gungen waren der Lohn für Engagement, aber kein selbstverständliches Recht. Während des zwölfjährigen Reiches sanken die Reallöhne für Männer und Frauen, aber die Propagandastrategen begriffen die Bedeutung nicht-finanzieller Prämien und verstanden es, an den Bedürfnissen der Menschen nach Freizeitaktivitäten und öffentlicher Anerkennung anzuknüpfen, um die niedrigen Löhne zu kompensieren.<sup>63</sup>

1936 wollte Rilke selbst wissen, wie erfolgreich ihre Programme gewesen waren. Das war nicht so leicht in Erfahrung zu bringen, da die Zensur ein ehrliches Feed-Back verhinderte. Sie liess Fragebögen verteilen, die ähnlich aufgebaut waren wie die Umfrage *«Mein Arbeitstag – mein Wochenende»*, die die Textilgewerkschaft am Ende der Weimarer Zeit durchgeführt hatte.<sup>64</sup> Die Menge der nicht namentlich unterzeichneten Bögen betrückte sie, weil sie darauf schliessen liess, dass die Frauen Repressionen fürchteten. Die Antworten selbst waren noch betrüblicher. Trotz aller Bemühungen, für die offiziellen Unternehmungen zu werben, und trotz des Einsatzes der Aktivistinnen in den Betrieben, zogen die Frauen «erstaunlicherweise» unorganisierte, spontane Aktivitäten vor. Nach ihren Lesegewohnheiten befragt, antworteten die meisten Frauen, sie hätten, *«ganz krass gesagt»*, keine Zeit, überhaupt etwas zu lesen, geschweige denn Parteischriften. Bei den unverheirateten Frauen, die über etwas mehr Zeit verfügten, herrschte offenbar ein *«Lesehunger»*, d.h. ein Hunger nach *«richtigen Büchern»* im Gegensatz zu den Propaganda-Traktaten oder trivialen NS-Romanen. Die verheirateten Frauen wussten mit dem Begriff Freizeitgestaltung wenig anzufangen, da sie keine Freizeit hatten. Wahrscheinlich konnte Rilke das sogar nachfühlen, da sie sich selbst oft durch die Anweisungen des *Arbeitsfront-Leiters* Dr. Robert Ley und Scholtz-Klinks unter Druck gesetzt fühlte. Sie beklagte sich ab und zu über den allgemeinen Mangel an Verständnis für die berufstätigen Frauen, was Scholtz-Klink nie eingefallen wäre. Rilke wusste, wie wichtig positive Perspektiven für die Mobilisierung «ihrer» Frauen waren, institutionelle Hindernisse dämpften aber die Moral. Typisch waren Antworten mit folgendem Tenor: *«[...] ein Vorwärtskommen im Beruf ist heute gänzlich ausgeschlossen. Gehobene Stellungen [...] sind nur den männlichen Angestellten vorbehalten. Wir Frauen müssen zufrieden sein, wenn man uns überhaupt im Büro noch duldet. [...] Unter diesen Umständen ist ein grösserer Aufwand an Nervenkraft nötig, wenn wir uns nur einigermassen behaupten wollen.»*

1938 protestierte Rilke: Man könne nicht von Menschen vollen Einsatz erwarten, wenn man ihnen gleichzeitig das Gefühl gebe, dass ihr Tun und selbst ihre Anwesenheit unerwünscht sei. Und zu ihrer Umfrage meinte sie: *«Sie zeigt das allgemeine Bedürfnis der Menschen, einen Teil ihres Lebens zu haben, über den sie ganz allein selbständig befinden.»*

Nachdem die nationalsozialistische Politik in den ersten Jahren des Hitler-Regimes die Frauen dazu angehalten hatte, nicht erwerbstätig zu sein, war für die deutsche Mutter schon 1936 von den drei grossen «K» nur noch die Küche geblieben. Und innerhalb kürzester Zeit wurde sie – sofern sie die rassistischen, sozialen und ideologischen Voraussetzungen erfüllte – ebenfalls im öffentlichen Bereich organisiert. Freizeitaktivitäten, Mütterschulung, Eugenikkurse, Parteiveranstaltungen, Spendensammlungen und Vereinstermine sorgten dafür, dass auch sie ihr Zuhause verliess. Gleichzeitig hörte sie von steigenden Scheidungsziffern, von staatlichen Fördermassnahmen für ledige Mütter, von Zwangssterilisationskampagnen und Plänen für die gesetzliche Gleichstellung von unehelichen Kindern.

Von Anfang an hatte Scholtz-Klink mit unüberwindlichen Hindernissen zu kämpfen. Wie sollte die Reichsfrauenführerin das Selbstwertgefühl der deutschen Frau als Mutter heben, wenn sie ihr gleichzeitig die Verantwortung im öffentlichen Bereich und den Einfluss innerhalb der Familie nahm? An sich war diese Aufgabe unlösbar. Als aber dann die Aufrüstung die massenhafte Rückkehr von Frauen in die Erwerbsarbeit forderte, entlarvte sich die Hohlheit ihrer Appelle endgültig. Ohne Protest trug die *NS-Frauenshaft* jetzt ein Rollenbild an die deutschen Frauen heran, zu dem auch die Arbeit im Büro, in der Fabrik und, wenn der Krieg es notwendig machte, selbst beim Militär gehörte. Mit anderen Worten: Die Tatsache, dass Scholtz-Klink sich in ihrem Amt halten konnte, beruhte darauf, dass sie keine ideologische Position hatte. Der Grössenwahn Hitlers verlangte aber neben seinen «Menschenzucht-Projekten» auch die massenhafte «Bekehrung» der Frauen zum NS-Glauben. Solange sie von diesem nicht voll und ganz durchdrungen waren, würden sich ihre Werte im Hinblick auf Fortpflanzung und Kindererziehung nicht ändern. Ebenso wenig würden sie sich in die wirtschaftlichen Prioritäten fügen. Der Slogan, mit dem Mädchen für einen Schulungskurs gewonnen werden sollten, spricht für sich: *«Nur wer die Magenfrage richtig nimmt/ löst den Vierjahresplan bestimmt!»*<sup>65</sup>

Mit solchen trivialen Phrasen konnte es nur schwer gelingen, besonders tüchtige junge Frauen für die nationalsozialistische Sache zu gewinnen.

Widersprüche waren unvermeidlich, weil die Frauen im Dritten Reich in *«freudiger Selbstaufopferung»* das zu tun hatten, was immer das Wohl des Volkes von ihnen forderte: ob auf dem Bauernhof oder in der Fabrik, im Büro oder im Haus. Die staatlichen Massnahmen zur Aufwertung der Mutterschaft mögen tatsächlich diejenigen Frauen bestärkt haben, die sich ohnehin vor allem als Hausfrauen verstanden. Aber wenn es darum ging, neue und radikale Vorkämpferinnen im Dienst der «rassischen Revolution» zu gewinnen, erwiesen sich die Hindernisse als unüberwindlich.

Die Frauenführerinnen fanden sich mit wachsendem Chaos in den Reihen «ihrer» Frauen konfrontiert, nachdem die neue Doppelforderung nach Mutterschaft und Berufstätigkeit das unantastbare Heiligtum Heim und Familie aufgebrochen hatte. Die Verwirrung der ausgehenden dreissiger Jahre entstand grösstenteils daraus, dass beide in ihren jeweiligen Bereichen erfolgreich für die traditionellen Belange der Frauen eingetreten waren. Die deutschen Ehefrauen und Mütter, die sich der Bewegung für die Restauration ihrer häuslichen Rolle angeschlossen hatten, fühlten sich betrogen, als das NS-Regime ihnen eine Modernisierung zu bescheren drohte, die noch schlimmer war als das «Neue Frauentum» der Weimarer Zeit.

Während die Propaganda und die offiziellen Berichte nur von Triumphen sprachen, wurden in privaten Schreiben die durch die Regierungspolitik hervorgerufenen Desintegrationserscheinungen erörtert. Auch Polster machte einen Prozess der Desillusionierung durch. Aktivitäten, die einst freiwillig gewesen waren, hatten jetzt Pflichtcharakter, ideologische Fragen, früher Gegenstand lebhafter Diskussionen, führten jetzt zu Spaltungen, und Zwang schränkte den eigenen Willen ein. Einige Kostproben aus solchen Briefen gestatten einen Blick hinter die Fassade jenes von der Propaganda so verherrlichten hingebungsvollen Einsatzes der deutschen Frauen. Eine Mitarbeiterin Polsters, die für 29 Ortsgruppen zuständig war, berichtete bedrückt: *«Wir leitenden Frauen im Kreis Detmold sind alle stolz, dass wir ein Amt in der Bewegung Adolf Hitler bekleiden dürfen, aber es erhöht unsere Arbeitsfreudigkeit nicht, wenn wir für unsere Mühe bei der Gauleitung so wenig Verständnis finden, wir haben neben der Frauenschaft Arbeit, die viel Zeit erfordert, unseren Haushalt zu versorgen.»*<sup>66</sup> Die Männer, schloss sie, kann-

ten nicht verstehen, was es bedeutete, die «dreifache Tätigkeit» einer Frau zu bewältigen: Haushalt, Politik und Beruf.

Polster tat ihr Bestes, um die Moral ihrer Anhängerinnen zu heben. Sie organisierte eine Freizeit in einem Kurort. Eine geachtete Teilnehmerin, Gräfin Marie-Mathilde Mehrveidt, berichtete darüber, dass es «*dauernd Zank und Missgunst*» gebe, die Frauen gönnten niemandem etwas und schimpften ständig über das Essen. Katholikinnen und Protestantinnen würden kaum höflich miteinander reden. Sie fügte hinzu: «*Sie haben ja auch solchen katholischen Kopp!*» Die Frauen trieben dabei «*grossen Kleideraufwand*» und führten «*teilweise [...] leichtfertige Gespräche*»<sup>67</sup> Anti-katholische (bzw. anti-protestantische) Witze schienen beliebter zu sein als Gesprächsthemen wie Hitlerjugend, Organisation der Frauen, Eugenik, die Judenfrage oder nationalsozialistische Hilfsprogramme. Nachdem dieser pädagogische Versuch gescheitert war, empfahl eine der Mitarbeiterinnen Polsters, eine Medaille für besondere Kampfmoral einzuführen. Als nächstes schlug Polster vor, der Führer solle nach Westfalen kommen und persönlich zu den Frauen sprechen. Aber auch daraus wurde nichts: «*Es ist zwecklos [...] den Führer bitten zu wollen, dass er zu uns spricht. Er ist über die Zustände in der NSFS vollkommen im Bilde.*» Schliesslich hatte Polster den Einfall, ein politisches Kabarett zu gründen, das die Frauen unterhalten und gleichzeitig mit der Parteilehre bekannt machen sollte – aber auch dieser Plan blieb auf der Strecke.<sup>68</sup>

An die Stelle freudiger Opferbereitschaft trat der Groll wegen der ständigen Verpflichtungen.<sup>69</sup> Wie eine 1933-34 durchgeführte Befragung über «*Die Belastung [...] der Arbeitnehmer schäfft durch Spenden und Beiträge*» belegt, erging es den Frauen im übrigen Reich auch nicht anders. Seydel erinnerte Polster daran, wie früher alles freudig angenommen worden war, was die Frauen taten. Jetzt, nach dem triumphalen Sieg, wurden sie mit Pflichten überhäuft, die ihren Widerwillen weckten. In den «alten Zeiten» war das Geld knapp gewesen, aber die Parteigenossen hatten es gern geteilt. Jetzt, da mehr da war, wurden sie kleinlich. Paula Werth schilderte, wie sich die ständigen Aktivitäten auf die Frauen auswirkten:

*«Liebe Frau Polster! (Dies soll ein Notschrei sein)*

*Kein Wunder, dass die NS-Frauenschaftsabende immer kläglicher besucht werden. Das ist, nebenbei bemerkt, in allen Ortsgruppen der Fall. Wir*

*belasten unsere Frauen zu sehr nach der geldlichen Seite hin und auch, was Zeitaufwendigkeit anbelangt, also müssen Frauen hinaus und draussen verkaufen. Wir werden ja auch von der NSV zu Verkäufen herangezogen.*

*Ein Verkauf jagt den anderen, die Frauen, die in der NSV arbeiten, kennen Mann und Kinder kaum noch. Neulich fragte mich ein Parteigenosse: ‚Wissen Sie, wie es meiner Frau geht?‘ Trotz des Scherzes war ihm die Sache ernst. Die Erziehungsarbeit tritt ganz in den Hintergrund, und wie bitter nötig wäre sie. Es ist sehr viel Geklatsch und Gemurre in der NS-Frauenschaft, sehr viel nicht nationalsozialistisch. Die Mütter Schulungskurse sind herrlich, aber was nützen sie, wenn die Mütter immer unterwegs sind?«<sup>70</sup>*

«Unsere ganze Familie ist auseinandergerissen», hiess es in den Klagen über das «leere Nest», in das die Parteiprogramme das Heim verwandelt hatten. Wie merkwürdig mag es den Frauen erschienen sein, ihre Zeit damit zuzubringen, einerseits Abonnentinnen für die NS-Zeitschrift *Mutter und Kind* zu werben, und andererseits ihren eigenen Haushalt vernachlässigen zu müssen.

Selbst hinter scheinbaren Erfolgen verbargen sich oft genug Misserfolge. So berichtete die Frauenführerin eines kleinen Bauerndörfchens, es sei ihrer Frauenschaftsgruppe gelungen, ihr Soll bei einer Spendenaktion selbst in einer so «ungünstigen» Gegend zusammenzubringen. Die Spender/\*innen erhielten ein (von unterbezahlten, nichtorganisierten Heimarbeiterinnen gefertigtes) Abzeichen. Viele Leute im Dorf versuchten, um ihren Obolus heruzukommen, indem sie behaupteten, sie hätten den Geldbeutel zu Hause gelassen, oder einen Bogen um die sammelnden Frauen machten. Die Frauenschaftsgruppe schaffte ihr Soll dennoch, weil der Ort so klein war, dass es höchstens ein paar Minuten dauern konnte, nach Hause zu gehen, das Geld zu holen, so dass sich niemand drücken konnte. Die *NS-Frauenschaft* meldete den Verkauf von 344 der ihr zugeteilten 400 Abzeichen, aber ein Begleitbrief stellte die Frage, ob dies wirklich ein Erfolg sei, da sie keine neuen Anhängerinnen gewonnen hätten. Selbst die treuesten Mitglieder seien von einem schlechten Gewissen geplagt, wenn sie Mütter dazu zwingen, heimlich etwas vom Haushaltsgeld abzuzweigen, um wertlose Abzeichen zu erwerben. Da 46% der Einwohner/\*innen des Ortes von der Armenhilfe lebten, wirkten die Sammelaktionen eher demoralisierend.<sup>71</sup>

Ein anderer Bericht thematisiert ebenfalls die Zerrissenheit der Frauen zwischen Familie und Staat: *«Wir gehen treu und brav in die Schulungsabende der P.O., aber etwas tun wir, was nicht richtig ist. Wir haben uns bemüht und tun es noch, in unseren Frauen das Verantwortungsgefühl [...] für die Familie zu wecken, und nach der anderen Seite hin nehmen wir es ihnen wieder durch dies Gehetze und Gejage, dies ewige Verkaufen. [...] Ich liehe meine Arbeit und meine Frauen, ich bin gewillt, für sie zu kämpfen. Was nutzt es, dass nach aussen hin alles schön klappt, und dass die Erziehung zum nationalsozialistischen Menschen zu kurz kommt?»*<sup>72</sup>

Nicht nur die bedürftigen Frauen waren unzufrieden. Auch Elisabeth Polsters «Zielgruppe», die Mittelschichtsfrauen, liessen es an Begeisterung fehlen. Frau Lippspringe erklärte: *«Ich bin durch all das Hässliche, was ich in letzter Zeit sah und erlebte, ganz unfrei geworden und wage gar nicht, für Hitlers gute Sache zu kämpfen, denn hier widerlegen mich leider die Tatsachen.»*<sup>73</sup>

Vielen Frauenführerinnen schien aller Idealismus in einem gigantischen Sumpf der Korruption untergegangen zu sein. Die ursprünglichen Parteiziele, meinten sie, seien von farblosen Bürokraten verraten worden, denen an nichts anderem lag als an ihrer geachteten Stellung. Die Frauenführerinnen aus der Zeit vor 1933 merkten langsam, dass die Nazis ihnen *«das alte Lied»* mit ein paar neuen Tönen servieren wollten.<sup>74</sup>

Diese Konfusion hatte Streitereien zwischen den Frauenführerinnen zur Folge. Der Konflikt zwischen Scholtz-Klink und der im Erziehungsministerium tätigen Auguste Reber-Gruber auf Reichsebene und derjenige zwischen Seydel und Polster in Münster auf der lokalen Ebene sind drastische Beispiele für die unlösbaren Probleme.

Polster hielt sich an Scholtz-Klinks Prinzip. Sie ignorierte den Unmut unter den alten Kämpferinnen und versuchte, jene Frauen anzusprechen, die bislang von oben auf die ungehobelten Nazis herabgesehen hatten. Unruhestifterinnen wie Seydel verprellten nur die gutbürgerlichen Westfälinnen, die noch immer treue Kirchenmitglieder waren. Das ganze Jahr 1933 hindurch versuchte Polster, einen Kompromiss mit den Frauen der «alten Garde» zu finden. Aber Seydel war nicht Nationalsozialistin geworden, um laue Kompromisse zu schliessen. Als männliche Funktionäre die Kontrolle über die Frauenangelegenheiten an sich zu reissen versuchten, protestierte sie: *«Diese Herren geben sich einen Schein der Lächerlichkeit, wenn sie*



jetzt mit einem wahren Biereifer das kulturelle Leben unserer Frauenschaft [...] unter ihre Zensur nehmen wollen. Da möchte ich an dieser Stelle mit aller Klarheit von unserem Gauleiter unsere Souveränität in diesen Dingen verlangen. Wenn Aussicht bestände, dass die PO. sich unserer Frauenangelegenheiten besser anzunehmen in der Lage wäre als wir selber, so würde es uns ein Vergnügen sein, unsere Arbeit auf ihre starken Schultern abzuwälzen [...].»<sup>75</sup>

Obgleich Polster zuvor Krummacher unterstützt hatte, passte sie sich rasch an die neue Situation nach der Ernennung der Reichsfrauenführerin an. Sie wandte sich an Scholtz-Klink um Unterstützung gegen Seydel, die sie «mangelnder Disziplin» bezichtigte: «Seydel [...] arbeitet ganz nach eigenem Gutdünken und lehnt strikt ab, sich unter die Führung der P.O. zu stellen.»<sup>76</sup> Deshalb sollte Scholtz-Klink ihr das Recht entziehen, in der Öffentlichkeit zu sprechen. Seydel hatte sich in ihren Augen einer unverzeihlichen Eigenmächtigkeit schuldig gemacht, als sie direkt an Hitlers Schwester geschrieben hatte, um sich über die Reglementierung der *Frauenschaft* zu beschweren; Seydel trat daraufhin als regionale Kulturreferentin zurück. Die Parteiführung in Berlin bat Polster postwendend, die abtrünnige Seydel wieder zurückzuholen, weil sie die einzige Rednerin sei, die «mit tiefem Glauben an ihre Überzeugungen» zu sprechen wisse und ihre Zuhörerinnen zu begeistern und zu mobilisieren verstehe. Im Frühjahr 1934 erfuhr Scholtz-Klinks Frauenschafts-Hauptquartier in Berlin von dem Debakel. Es liess Order an Polster ergehen, Seydel zu halten.<sup>77</sup>

Mittlerweile hatte Seydel selbst wieder Oberwasser bekommen. Sie teidiigte sich: «Seit März 1931 habe ich in den Wahlkämpfen als deutsche Frau mein Scherflein zur Gesundung unseres kranken Volkes beigetragen [...] ein Dienst in der Stille.»<sup>78</sup> «[...] Ich diene – wie wir alle – bedingungslos der Idee, nicht der Person. Über persönlichen Auseinandersetzungen steht immer der Nationalsozialismus und mit ihm meine innere Verpflichtung, zu helfen und mit zu arbeiten. Heil Hitler.»<sup>79</sup>

Polster schickte Seydel zur Umerziehung in das Schulungslager für Frauenführerinnen auf der Feste Coburg. Die Schulungsleiter dort beschrieben sie als «rege im Unterricht, sehr selbstbewusst, zeichnerisch begabt, gute Rednerin». Sie bescheinigten ihr, sie ordne sich «trotz Schwierigkeiten in die Gemeinschaft ein».<sup>80</sup>

In der Zwischenzeit starteten Seydels Anhängerinnen eine Unterstützungskampagne. Aus den Dutzenden von Briefen, die in ihrer persönlichen

Akten erhalten sind, sei einer zitiert: «[...] Wenn man Sie wegen Disziplinosigkeit absetzen sollte, lassen Sie sich ruhig absetzen; aber gehen Sie keinen Schritt mit den uninformierten, ehrgeizigen, geltungswahnsinnigen Frauen, die durch persönlichen Streit und Zank beweisen, dass sie das Buch *„Mein Kampf“* vielleicht lesen, aber niemals verstanden haben [...].»<sup>81</sup>

Bei diesem Konflikt spielten noch andere Dinge eine Rolle: Seydel hatte Anhängerinnen um sich geschart, die ihr auf der lokalen Ebene treuer ergeben waren als den männlichen Parteifunktionären. Ausserdem verstand sie es, ihre Auslegung des Nationalsozialismus mit dem Christentum zu vereinbaren. Indem Sie Gott und den Führer beschwor, ersparte sie den Frauen die Qual der Entscheidung zwischen ihrem irdischen und ihrem himmlischen Herrn und Gebieter. Polster legte den Schwerpunkt auf die praktische Arbeit und kümmerte sich überhaupt nicht um religiöse Dinge, während Seydels charismatisches Auftreten vor allem Landfrauen und Arbeiterinnen anzog. Die Fehde ging weiter – Polster pochte auf *«freundschaftliches Verständnis»*, und Seydel verteidigte ihre totale Hingabe an den Führer. Polster wies Seydel an, sich in ihrer Rhetorik zu mässigen und das Thema Religion zu vermeiden, da ihre feurigen Worte eine Polarisierung in der Zuhörerschaft bewirkten. Seydel erwiderte, die meisten gläubigen Frauen könnten nur dann gewonnen werden, wenn sie die Möglichkeit hätten, ihren Glauben an Gott und ihren Glauben an den Führer zu vereinbaren.<sup>82</sup> Der Sommer 1935 kam, und Polster verharrte noch immer in ihrer ablehnenden Haltung, was Seydel anbelangte. Scholtz-Klink warnte sie, die übereilte Amtsenthebung verdienter Funktionärinnen würde die Kampfmentalität schwächen. Sie bat sie dringend, vorsichtig zu sein und stets davon zu sprechen, dass die Betroffenen beurlaubt seien.<sup>83</sup> Auch Rudolf Hess zeigte sich besorgt ob des schwindenden Enthusiasmus unter den Parteifrauen. Er machte den Generationenkonflikt dafür verantwortlich und forderte, dass man die alten Kämpferinnen vor Demütigungen durch die neue Generation von Nationalsozialistinnen schützen müsse.<sup>84</sup> In dem Mass, wie die NS-Bewegung zum NS-Staat gerann, wurde Seydels Position schwächer. In der Wirtschaftskrise, als es galt, Wählerinnen zu gewinnen, hatte sie der Partei mit ihrer Fähigkeit, Tausende von Frauen zu mobilisieren, unschätzbare Dienste geleistet. Nach 1933 aber waren Frauen wie Polster gefragt, denen es mit ihrem gemässigeren Auftreten gelang, bürgerliche Frauen für ihre eher apolitischen Aktivitäten zu gewinnen. Seydel sprach vor allem Frauen an, die

auf der Suche nach einem neuen Glauben an Gott und den Führer waren und die für die «feinen Damen» vom Schlage einer Polster nur Verachtung übrig hatten.

Im Laufe des Sommers erkannte Seydel, dass sie auf verlorenem Posten kämpfte: nicht nur gegen Polster und ihre bürgerliche Anhängerinnenschaft, sondern auch gegen die männlichen Parteigenossen, deren Frauenverachtung von Jahr zu Jahr deutlicher wurde. Wenn ihr zu Ohren kam, dass die Fahne der Frauenorganisation nicht auf die gleiche Höhe gehisst werden durfte wie andere NS-Fahnen, oder dass der Befehl ergangen war, Frauen aus sämtlichen Führungspositionen abzuziehen, protestierte sie genauso wie Reber-Gruber. Die Heftigkeit, die sie zu einer erfolgreichen Agitatorin gemacht hatte, kehrte sich gegen ihre Vorgesetzten, sobald sie Ungerechtigkeit witterte.<sup>85</sup>

Nach der Machtübernahme brauchte der Staat gehorsame Bürokrat/\*-inn/en wie Polster, die verlässlich jede Order befolgen würden, die von den lokalen Parteiführern erging. Seydel kapitulierte. Während die Kirchenglocken an Weihnachten läuteten, verfasste sie einen melodramatischen Abschiedsbrief: «*Liebe Frau Polster,*

*[...] Viel begräbt der mitleidige Schnee, vielleicht nimmt er beim Weggehen viel Hässliches mit sich fort. Ich möchte wohl wissen, ob es viele Menschen in Deutschland gibt, die sich das wünschen. Vielleicht macht er uns auch ganz ruhig im Schweigen und viel stärker, die Note der Frau auch im öffentlichen Leben zu einer Lebenskraft werden zu lassen.*

*Für sie persönlich habe ich viel liebe, gute Gedanken.*

*Ich weiss, dass wir uns sehr fern geworden sind. Schuld daran sind Kräfte, die wir nicht kennen. Aber wir wollen in der Abschiedsstunde [...] nicht von einander im Groll scheiden. [...] Ihr Aufgabenkreis wächst, und meiner wird äusserlich ganz klein [...].»* Seydel schloss mit mit den besten Wünschen für Polsters «*unruhiges, gehetztes Leben*».<sup>86</sup>

Sie zog sich aus dem öffentlichen Leben zurück und kündigte an, sie wolle ihre Memoiren schreiben. An dieser Stelle brechen die in ihrer Parteiateakte gesammelten Informationen ab. Nichts deutet darauf hin, dass sie die Partei noch weiter unterstützte oder dass sie offen rebellierte hätte. Wahrscheinlich tat sie genau das, was sie als Reaktion der enttäuschten Frauen vorhergesagt hatte: Sie kehrte dem öffentlichen Leben den Rücken und wandte sich einem eher traditionellen christlich-nationalsozialistischen Glauben zu.

Unter Polsters Führung zeigten besonders die Lehrerinnen der «jüngeren

Generation» grossen Eifer.<sup>87</sup> Polster verlor kein Wort darüber, dass solche Nachweise politischer «Zuverlässigkeit» die Vorbedingung für eine Anstellung im Schuldienst waren. Fast 200'000 Frauen nahmen an den von ihr organisierten zehnwöchigen Hauswirtschafts-, Mütter- und Staatsbürgerkurse teil. Sie verfügte mit den ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen über einen Stab von 150 Mitarbeiterinnen.<sup>88</sup> Zwischen 300 und 500 Frauenführerinnen aus ihrem Zuständigkeitsbereich wurden jedes Jahr für wichtig genug befunden, zum Nürnberger Parteitag geladen zu werden. Bis 1936 waren 66'500 Frauen der Gau-Frauenschaft beigetreten. In ihren monatlichen Rechenschaftsberichten bejubelte Polster diese Fortschritte.

Trotz dieser positiven Zahlen war die Verwirrung, was die Organisationsstruktur und die innerparteiliche Befehlskette anbelangte, keineswegs ausgeräumt. Nach drei Jahren NS-Staat wussten viele immer noch nicht, was der Unterschied zwischen einem Zellenleiter, einem Blockwart und einem Gauleiter war.<sup>89</sup>

Eine Anhängerin Polsters aus Münster regte taktvoll an, Goebbels Ratsschlag an die Parteifunktionäre zu beherzigen: *«Eine der Hauptfragen im zielbewussten Aufbau einer Organisation ist die Abgrenzung der Kompetenzen. So lange diese nicht mit grösstmöglicher Schärfe vorgenommen wird, ist ein kordiales und zielstrebiges Zusammenarbeiten selbst unter gutwilligen Menschen kaum möglich.»*<sup>90</sup>

Etablierte Frauenorganisationen weigerten sich, den Anweisungen der Nazis Folge zu leisten. Sie beharrten darauf, dass sie aufgrund ihrer Führertreue über jeden Vorwurf erhaben seien und die Gleichschaltungsaufgaben nicht zu erfüllen bräuchten. Das *Rote Kreuz*, kirchliche und andere Gruppen versprachen zwar, die Programme der NSDAP mitzutragen, verwahrten sich aber dagegen, Weisungen von Polster entgegenzunehmen. Sie hielten sich äusserlich an die Anordnungen, indem sie jüdische Mitglieder ausschlossen und Ämter mit Nationalsozialistinnen besetzten. Im Gegenzug erwarteten sie, dass ihnen ihre Autonomie gelassen würde. Was Polster für inhaltlich bedingte Kooperationsbereitschaft gehalten hatte, entpuppte sich bei näherem Hinsehen als widerwilliger Gehorsam, der nicht auf Überzeugung beruhte, sondern auf materiellen Erwägungen. Solange Polster nicht den Versuch machte, diese Organisationen zu kontrollieren, lebte sie in dem Glauben, erfolgreich zu sein. Aber als sie nach vier Jahren Amtszeit begann, sich in die inneren Angelegenheiten dieser Gruppierungen einzumischen, war

das Ergebnis schockierend. Statt Einheit herzustellen, rief sie, wie sie ihren engen Mitarbeiterinnen gestand, unversöhnliche Feindseligkeit hervor.

Ihre Frauenschaftsführerin aus Detmold beklagte sich, dass diese engstirnigen Personen ihnen allen das Leben so schwer machten. *«Gibt es denn noch immer keinen Trichter, damit man diesen Leuten wenigstens löffelweise etwas von der grossen Gemeinschaft eintrichern kann?»* Dabei wolle man doch weiter nichts, als eine Einigung mit ihnen zu erzielen, damit die Arbeit weitergehen könne.<sup>91</sup>

Polster beschloss, die widerspenstigen Organisationen einfach aufzulösen, aber wieder wurde sie von Scholtz-Klinks Hauptquartier ermahnt, vorsichtig vorzugehen, weiter guten Willen zu zeigen und ihr Bemühen nicht aufzugeben. Viel besser sei es, so hiess es aus Berlin, die Organisationen zu unterwandern.<sup>92</sup> Doch in dem Beharren Scholtz-Klinks auf absoluter Unterordnung spiegelte sich der neue Geist, der in Berlin herrschte: Nun, da Hitler seine «rassische Revolution» vorbereitete, zählte nur noch bedingungsloser Gehorsam.

Von den lokalen Frauenschaftsführerinnen wurde erwartet, dass sie einen neuen nationalsozialistischen Geist entfachten, aber Polster zwang den Frauen, die sie mobilisieren wollte, so enge und autoritäre Strukturen auf, dass sie jede Initiative abwürgte und die Kampfmentalität untergrub. Sensibel für die Wünsche ihres Gauleiters, entschied sie sich für die konservative Linie. Sie tat ihr Bestes, ihre Anhängerinnen zu indoktrinieren: *«Nur wenn die deutschen Frauen fest in der nationalsozialistischen Weltanschauung stehen, werden wir [...] den wahren NS-Staat haben, für den wir uns alle einsetzen.»*<sup>93</sup> Polsters Schulungskurse, die alle von Männern erteilt wurden, waren kaum dazu angetan, besonders wissbegierige Frauen anzulocken. Typische Themen waren: «Nationalsozialismus als Weltanschauung», «Judenfrage im Spiegel der Weltgeschichte», «Nationalsozialismus als religiöses Erlebnis», «Nationalsozialismus und Führerprinzip» und «Hitlers Leben und Person».<sup>94</sup> Vor allem aber fehlte Polster eine wichtige Eigenschaft, die jede populäre Führerfigur kennzeichnet und die auch für Hitlers Erfolg eine zentrale Rolle spielte: die Fähigkeit, einem Publikum das zu erzählen, was es hören will.

An der Oberfläche hatte Polster Einheit hergestellt, aber sie hatte ihre Widersacherinnen nicht überzeugt, sondern lediglich aus dem Feld geschlagen. Autoritäres Befehlsdenken erstickte den revolutionären Elan aus der Zeit vor der Machtübernahme genau in der Phase, als Hitler zum Schlag gegen die Juden und die Erbkranken ausholte. Der Prozess der Gleichschal-

tung bzw. Zerschlagung der bürgerlichen Frauenorganisationen hatte sich über drei Jahre hingezogen und viel Bitterkeit hinterlassen.

Der Streit von Münster zwischen Polster und Seydel spiegelte gewissermassen im Miniaturformat die Konflikte wider, die über drei Jahre zwischen den alten Kämpferinnen Elsbeth Zander, Guida Diehl und Lydia Gottschewski auf der einen und Paula Siber auf der anderen Seite ausgetragen worden waren und die anschliessend auch zwischen Scholtz-Klink und Reber-Gruber aufbrachen.

Dr. Auguste Reber-Gruber, im Erziehungsministerium für die Mädchen-erziehung zuständig, hatte die Aufsicht über die 83'000 deutschen Lehrerinnen, die Millionen Mädchen unterrichteten und eine in ihrem Umfeld geachtete Position innehatten. Im Gegensatz zu Rilke oder Scholtz-Klink begriff sich Reber-Gruber als Verkünderin einer ideologischen Mission: Die deutschen Mädchen sollten zu Trägerinnen des nationalsozialistischen Gedankenguts erzogen werden, was keineswegs einfach war.<sup>95</sup> Ausserdem ging es ihr darum, den christlichen Glauben der Lehrerinnen auszumerzen: *«Es ist ganz unmöglich, eine Kompromisslösung zwischen Christentum und Nationalsozialismus zu finden.»*<sup>96</sup> «Ihre» Lehrerinnen sollten den Schülerinnen beibringen, als Nationalsozialistinnen und Volksgenossinnen den Kopf hoch zu tragen, sich aber dabei Männern gegenüber stets zu fügen. Eine Lehrerin aus Hamburg brachte – ganz ohne Ironie – das Dilemma auf eine Kurzformel, indem sie Frick zitierte: *«Je mehr eine Frau Demut hat, desto grösseren Ehrgeiz soll sie haben, für das Volksganze etwas zu leisten.»*<sup>97</sup>

Demut war aber gewiss nicht das Charakteristikum der Frauen, die um Ämter im neuen NS-Staat konkurrierten.

Eine Zeitlang rangelten Erziehungs-, Gesundheits- und Landwirtschaftsministerium, *Rassenpolitisches Amt*, *Arbeitsfront*, *Hitlerjugend*, *Frauenschaft* und Volkswohlfahrt um die Kontrolle über die Erziehung des weiblichen Bevölkerungsteils. Der Erziehungsminister ging als Sieger hervor.<sup>98</sup>

Bereits wenige Monate nach der Machtübernahme waren fast alle Frauen aus der Schulbürokratie entlassen und die Zahl der Lehrerinnen im Reich um 15% reduziert. Professorinnen, Schulleiterinnen (selbst an Mädchenschulen) und Schulrätinnen wurden ihres Amtes enthoben. Keine Frau konnte mehr vor ihrem 35. Lebensjahr einen Lehrstuhl oder eine Dozentur erhalten, was damit begründet wurde, dass sie, solange sie jünger war, Kin-

der bekommen konnte und dann zuerst ihrer Familie verpflichtet wäre. Ab 1934 kehrten nach und nach wieder «zuverlässige» Frauen in die akademische Lehrtätigkeit zurück. Das Archivmaterial gibt keinen Aufschluss über die Gründe; zwei Überlegungen dürften wohl eine Rolle gespielt haben: Zum einen bedeutete das Prinzip der «getrennten Sphären», dass Tausende gut ausgebildeter Frauen für den rasch wachsenden bürokratischen Apparat und die sozialen Einrichtungen im Frauenbereich gebraucht wurden; zum anderen hatten sich inzwischen so viele Organisationen der «alten» Frauenbewegung zur Kooperation mit den Nazis bereit erklärt, dass qualifizierte Frauen jetzt nicht mehr so bedrohlich waren. Obwohl die Zahl der Frauen an den Universitäten zwischen 1933 und 1935 um 40% zurückging, pendelte sich der Anteil der Studentinnen dann gegen Ende der dreissiger Jahre bei immerhin 10% ein. Die ehrgeizigen jungen Frauen, die eine Karriere innerhalb des staatlichen Frauenbereichs anstrebten, zogen vermutlich, ebenso wie die jungen Männer, eine Partei-Schule der Universität vor.<sup>99</sup> Insgesamt fiel die Zahl der Studentinnen an den Universitäten von knapp 20'000 im Jahr 1933 auf 5'500 im Jahr 1939.<sup>100</sup> Die Pädagoginnen fragten sich, wie sie den jungen Mädchen «arischen» Stolz einimpfen sollten, wenn sie ihnen gleichzeitig zu vermitteln hatten, dass die Frauen in allen Bereichen ausser dem Haushalt grundsätzlich untergeordnet waren. Der Körper der Frau gehörte dem Volk, aber wer sollte diesen Grundsatz im Bewusstsein verankern? Was sollten die Mädchen lernen? Sollten sie von Männern oder von Frauen unterrichtet werden?

In Ermangelung einer besseren Lösung verschickte das Erziehungsministerium Anfang 1934 einen Fragebogen an Lehrer und Lehrerinnen. Es überrascht kaum, dass weit mehr Vorschläge zur Knabenerziehung als zur Erziehung der Mädchen eingingen: Das Verhältnis betrug zehn zu eins. Es ist ebenfalls kaum erstaunlich, dass sich so gut wie alle, die antworteten, für eine strikte Geschlechtertrennung aussprachen. Eine Lehrerin formulierte die allgemeine Meinung so: *«Mische ich Schwarz und Weiss, dann entsteht ein farbloses Grau. So neutralisierend muss sich auch die gemeinsame Erziehung der Geschlechter auswirken. Das mochte für den Liberalismus wohl ein erstrebenswertes Ziel sein, aus der Grundhaltung des Nationalsozialismus heraus muss für die Oberstufe [...] die Trennung der Geschlechter gefordert werden, damit der Knabe männlicher, das Mädchen weiblicher werde [...].»*<sup>101</sup>

Alle Vorschläge hoben hervor, dass das oberste Ziel nationalsozialistischer Erziehung eine Umorientierung im Wertedenken der Schüler/\*innen zu sein habe: weg vom «dekadenten» Weimarer Individualismus hin zu nationalsozialistischem Gemeinschaftssinn. Rassenlehre und Leibeseziehung sollten an die Stelle «saft- und kraftloser» Fächer wie Latein, Kunstgeschichte und französischer Literatur treten. Nicht mehr der Intellekt, sondern der Charakter hätte im Mittelpunkt der Knaben- und Mädchenerziehung zu stehen. Die männlichen Umfrageteilnehmer betonten die Bedeutung ausgeprägter männlicher Rollenvorbilder für die Jungen, die weiblichen die wichtige Funktion von Lehrerinnen. In einem Beitrag hiess es: «*Die Ausbildung der Lehrerinnen [...] muss von Grund auf neugestaltet werden, von der Forderung aus, die Volk und Staat an den Einzelnen stellen, nicht wie bisher von den Forderungen aus, die der Einzelne kraft seiner Begabung an Volk und Staat stellt.*» Ein anderes Gutachten besagte: «*Die politische Körperbildung im nationalsozialistischen Staat ist für beide Geschlechter [so] grundverschieden [...] dass eine Trennung der Geschlechter nicht zu umgehen ist.*»

Eine Lehrerin prophezeite, die Frauen als «Bewahrerinnen der Rasse» und «Arbeitsgefährtinnen der Männer» würden ein breitgespanntes Netz von Erziehungseinrichtungen schaffen, um die Mädchen auf die Erfüllung der Rolle vorzubereiten, die ihre Grossmütter als ihre natürliche betrachtet hatten. Bei den Männern gab es dagegen skeptische Vorbehalte: «*Dass der weibliche Einfluss in der Führung der Mädchen [...] so stark werden soll, wie die Verfasserin es vorschlägt, kann ich aus der Erfahrung nicht gutheissen*», erwiderte ein männlicher Kollege, der immerhin auch als Familienvater sprach. Und ein anderer meinte: «*Nur eine feste männliche Hand gewährleistet Stabilität*», und ausserdem würde eine rein in der Hand von Frauen liegende Mädchenerziehung die Schülerinnen nicht «*auf wirkliche Lebenssituationen*» vorbereiten. Unterm Strich wandten sich jedoch alle Teilnehmer/\*innen gegen weibliche Schwäche als Rollenbestimmung. Sie wollten die jungen Frauen «*gesund, rassisch stolz, artrein, leistungswillig und -fähig, zum Dienst am Ganzen bereit, sittlich, tüchtig, fromm, kraftvoll, opferwillig und doch froh*». <sup>102</sup>

Viele Pädagog/\*inn/en forderten mit radikalen Methoden die Restauration dessen, was sie für «Tradition» hielten: Sie befürworteten die Ablösung der Mütter und Verwandten als Trägerinnen der Erziehung durch die Gemeinschaft in Gestalt von staatlichen Erziehungsanstalten, deren Ziel sein



sollte, die Frauen von reinen Hüterinnen der Familie und des Privatbereichs in eine ideologische Avantgarde des Nationalsozialismus zu verwandeln.<sup>103</sup>

Auf diese Weise begann sich hinter dem Ruf nach Restaurierung der traditionellen Frauenrolle ein Aktionsplan abzuzeichnen, der den Frauen ganz neue Wertvorstellungen nahelegen sollte. Nationalsozialistische Schulen sollten den Mädchen Rassenstolz, die Grundsätze der Rassenhygiene, Liebe zum Führer und eine an Vergötterung grenzende Hingabe an das Volk einimpfen. Nun waren die Lehrerinnen (im Gegensatz zu den Lehrern) vor 1933 unter den Berufsgruppen gewesen, die sich dem Nationalsozialismus am heftigsten widersetzt hatten. Ausserdem waren sie kampfgestählt, da sie sich schon seit Jahrzehnten gegen ihre männlichen Kollegen hatten wehren müssen, die sie aus dem Feld zu schlagen versuchten. Wie konnte man sie zu einer Umorientierung bewegen?

1933 gab es darüber innerhalb des Erziehungsministeriums eine Auseinandersetzung, bei der die Fronten anders verliefen als in den Konflikten zwischen Scholtz-Klink und ihren Vorgängerinnen. Im Erziehungsministerium repräsentierte die «alte Kämpferin» Frederika Matthias die gemässigtere und traditionellere Position, ähnlich wie auch Siber. Matthias, die sich für die legitime Vertreterin der Lehrerinnen im *Nationalsozialistischen Lehrerbund* (NSLB) hielt, entwarf 1933 ihre Vorstellungen von der «Mädchenbildung an höheren Schulen». Sie begann mit einem Angriff auf die Frauenrechtsbewegung der zwanziger Jahre, indem sie den Frauen vorwarf, die von ihren Vorkämpferinnen errungenen bildungsmässigen und politischen Rechte verwirkt zu haben, weil sie sich an nichts anderem interessiert gezeigt hätten als an ihrem Vergnügen. Ihrer Meinung nach musste dafür gesorgt werden, dass unverheiratete Frauen, die nichts zu tun hatten, arbeiteten. Die Jungen sollten in wehrkundlichen Fächern unterrichtet, die Mädchen im christlichen Glauben erzogen werden. Weil Naturwissenschaften, Latein und Mathematik für die Mutterschaft nicht verwertbar waren, sollten diese Fächer zugunsten der Hauswirtschaftslehre aus dem Lehrplan für Mädchen gestrichen werden. Die Vorschläge von Matthias basierten nicht explizit auf spezifisch nationalsozialistischen Grundsätzen, aber sie legten grosses Gewicht auf «*Rasse, Ehre, Sitte, Frauentum, Familie und Volksgemeinschaft und die Erziehung zur Wehrhaftigkeit der Frau*». Sie überspitzte die verbreitete konservative Kritik am liberalen Bildungswesen der Weima-

rer Republik, indem sie beispielsweise die Meinung vertrat, dass die jungen Mädchen lernen müssten, ihren Körper als «Eigentum des Volkes» zu betrachten. Damit dies geschehen könne, müsse die Erziehung an den Mädchenschulen in der Hand von Frauen liegen.<sup>104</sup>

Wie so viele Anhängerinnen Hitlers bastelte sich Matthias eine Mischung aus christlichen Grundsätzen und *Mein Kampf* zurecht. Wie viele andere alte Kämpferinnen sah sie sich nach 1933 in ihrem Streben nach Macht mit einer neu aufgetauchten Rivalin konfrontiert. In dem sich entspinrenden Konkurrenzkampf verkörperte sie die seriöse, achtbare Nationalsozialistin, während ihre jüngere Herausfordererin von fanatischem Glauben an die Ziele der Bewegung und Hass auf das Christentum beseelt war und sowohl administrative Fähigkeiten als auch Charisma und rhetorisches Talent besass.

Reber-Gruber, Vorsitzende des *Bayrischen Lehrerinnenvereins* und bis 1933 eine am Nationalsozialismus nicht sonderlich interessierte Karrieristin, hatte sich erst spät zum – wie sie es nannte – «nationalsozialistischen Glauben» bekannt. In ihrem Lebenslauf behauptete sie dagegen beharrlich, dass sie «in Hitlers allerersten Versammlungen» und «mehr als einmal den schweren Bedrohungen ausgesetzt» gewesen sei, da sie «das Hakenkreuz von 1916 bis 1926 getragen habe», bis man es ihr verboten habe.<sup>105</sup> Sie lehnte das Christentum ab und oktroyierte ihren Lehrerinnen heidnische und rassistische Anschauungen auf. Sie besass einen Dokortitel in Pädagogik und machte es sich zur Aufgabe, die hauswirtschaftlichen Fächer innerhalb des höheren Schulwesens aufzuwerten.<sup>106</sup> Als 1934 im Harz ein Treffen nationalsozialistischer Lehrerinnen stattfand, das der Koordinierung von Plänen für die Mädchenerziehung dienen sollte, profilierte sie sich als Rednerin in einem Rahmen, den sie selbst «ein erschreckendes Bild reaktionärer Gesinnung» nannte.

Hinter den Kulissen erwies sich Reber-Gruber als kompetente Bürokratin mit den Qualitäten einer Strassenkämpferin. Sie startete eine Diffamierungskampagne gegen Matthias. Wie Siber im Innenministerium ging auch Matthias davon aus, dass ihr langjähriger Einsatz für die Partei und ihre ideologische Orthodoxie ihr zu einem wichtigen Amt im neuen Staat verhelfen müssten. Aber wie Siber täuschte sie sich. Für Frauen wie Matthias, die eigene Lösungsmodelle für die «Frauenfrage» anzubieten hatten, war – zumal wenn sie auch noch christliche Anschauungen vertraten – in einem NS-Ministerium kein Platz. Reber-Gruber, die sich erst seit Kurzem aktiv

in der Partei betätigte, sah die Realitäten klarer und stellte sich rasch auf die Aversionen der Parteiführung gegen institutionalisierte Religion und gegen Frauen in «Männerberufen» ein. Und ihr gelang es, einen mächtigen Protektor zu gewinnen, was mindestens genauso wichtig war: den charismatischen Erziehungsminister Hans Schemm. Ihr Status als «Frau Dr.» war zwar dazu angetan, männliche Skepsis zu wecken, weil sie aber ihren Titel auf dem Gebiet der Leibeseziehung erworben hatte, unterstrich er eher die anti-intellektuelle Grundhaltung, die die nationalsozialistische Bildungspolitik kennzeichnete.

Reber-Gruber unterstützte Schemms Stellungnahme zum Thema Frauen, die in schwülstiger Glorifizierung bestand. Die Rechte der Frauen, so meinte er, bestünden vor allem im *«ersten und letzten Anrecht auf das Kind [...], [das sie] von Gott empfangen und dorthin wieder zurückgibt»*. Nachdem er klargestellt hatte, dass Frauen als untergeordnete Wesen geschaffen worden seien, schloss er die rhetorische Frage an: *«Was sind alle modernen Rechte der Frau vom Stimmrecht bis zum Männerberuf gegen das eine, heiligste Recht der Mutter auf Sorge, Arbeit, Opfer und Liebe für das Kind? Das allein ist der Himmel, der auch dem und der Ärmsten auf Erden bereitet ist.»*<sup>107</sup>

Für Schemm und Reber-Gruber stellten die Frauen das natürliche Gegenmittel gegen den Klassenkampf dar, weil die Männer ihrem ökonomischen Status entsprechend in Klassen, die Frauen lediglich in Mütter und Nicht-Mütter eingeteilt waren. Selbst wenn sie berufstätig waren, argumentierte Schemm, seien Frauen doch vor allem mit ihrer Stellung in der Familie und nicht mit ihrer Arbeit identifiziert. Weil *«der Materialismus unserer Zeit, der seelenmordende Marxismus [...] die sorgende Arbeitermutter herab zur Proletarierin [drückt]»*, ging er davon aus, dass die Frauen aus der Arbeiterklasse das ritterliche Anerbieten der Nazis, sie von der Erwerbsarbeit zu befreien, mit Freuden annehmen würden. Frauen, meinte Schemm, wollten nicht für Geld arbeiten, sondern aufopferungsvoll für ihre Familien sorgen. Die Rückendeckung eines so dezidierten Anti-Feministen war der Position von Reber-Gruber nicht abträglich.

Während sie bürokratie-interne Intrigen spann und privat eingestand: *«Ich bin an die Spitze [...] durch die Umschaltung gekommen»*,<sup>108</sup> erklärte sie nach aussen hin scheinheilig: *«Die Frauen wollen keine Posten, keine Titel, sie haben ganz auf die Führung, auf die Finanzhoheit verzichtet [...]»*<sup>109</sup> Sie verfasste Positionspapiere und beschuldigte ihre Rivalin Matthias, sie sei Agentin der protestantischen Kirche. Matthias suchte Unter-

stützung bei Scholtz-Klink, während Reber-Gruber (der Maxime der Reichsfrauenführerin folgend) auf männliche Protektion setzte.<sup>110</sup>

Anfang 1934 wurde Reber-Gruber Reichsreferentin für weibliche Erziehung im Erziehungsministerium und Leiterin der weiblichen Abteilung des NSLB. Sie verband dabei traditionelle Auffassungen über die «weibliche» Rolle mit gänzlich neuen Vorstellungen über die zentrale Aufgabe der Frau im Staat. Matthias gab schliesslich den Kampf auf: «*Nach all den bisherigen Erfahrungen mit ihr habe ich nicht mehr den Mut und die Kraft, mich immer wieder gegenüber Auguste Reber-Gruber auseinanderzusetzen, denn ich habe immer dabei den Kürzeren gezogen.*»<sup>111</sup>

Reber-Gruber musste von Anfang an mit Widerstand der Lehrerinnen rechnen – allein schon deshalb, weil fast alle Lehrerinnen christlich erzogen waren und sie auf ihrer Meinung insistierte: «*Es gibt keine Kompromisslösung zwischen Christentum und Nationalsozialismus.*» Einer ihrer Anhängerinnen erklärte sie tröstend: «*Deine Arbeit ist nicht leicht. Aus einem Heer gleichgültiger Lehrerinnen Nationalsozialistinnen zu machen ist nicht einfach. [...] Man erwartet von Dir, dass endlich ein anderer Geist in die Geschichte kommt.*»<sup>112</sup> Von den 120'000 Lehrerinnen gehörten 83'000 dem NSLB an. Reber-Grubers Aufgabe war es nun, die restlichen 40'000 zu gewinnen und die gesamte Organisation einer neuen Disziplin zu unterwerfen. Mit Unterstützung eines straff organisierten Kaders gläubiger Nationalsozialistinnen strebte sie eine «Reform» des Bildungswesens an, die die angeblich natürlichen Unterschiede zwischen den Geschlechtern als ebenso unüberwindliche Barrieren festschreiben sollte, wie es angeblich die Unterschiede zwischen «Ariern» und Juden waren. Sie sah das «germanische Leben» künftig von zwei Axiomen bestimmt: den Gesetzen der Rassenerhaltung und den Gesetzen der Polarität zwischen den Geschlechtern.<sup>113</sup>

Reber-Gruber war vor die Aufgabe gestellt, den Lehrerinnen neue Werte zu vermitteln und sah sich gleichzeitig von ihren männlichen Parteioberen angefeindet. Während ihrer zwölfjährigen Amtszeit musste sie sich immer wieder gegen den Vorwurf der «Sabotage» und der «Sonderbestrebungen» zur Wehr setzen. In zahllosen Briefen stellte sie immer wieder klar: «*Niemals haben die Lehrerinnen Sonderbestrebungen gezeigt.*»<sup>114</sup> In einem Schreiben an eine «ihrer» Lehrerinnen in Berlin meinte sie mitfühlend: «*Die Männer dort machen den Erzieherinnen die Arbeit auf ihren Gebieten so*

*schwer, dass sie fast des Kampfes müde geworden sind.»<sup>115</sup> In einem anderen Brief heisst es: «Immer wieder kommen Klagen an mich, dass die Lehrerinnen im NSLB nur als Mitglieder 2. Klasse behandelt werden. Es sind oft nur äusserliche Dinge, und doch erregen gerade diese oft viel Verbitterung und Unwillen.»<sup>116</sup>*

In dem Mass, wie Scholtz-Klink ihre Position festigen konnte, fand sich Reber-Gruber auch nach dieser Seite hin im Rivalitätskampf. Im Oktober 1934 verteidigte sie ihre Aufgabe, die Frauen der *NS-Frauenschaft* und der *Deutschen Arbeitsfront* (DAF) zuzuführen: «Wir bringen der *NS-Frauenschaft* [...] gerade die Kräfte zu, die dort fehlen.» Sie erklärte zwar, dass sie den Grundsatz des separaten Bereichs der Frau voll unterstütze, suchte aber zu verhindern, dass ihre Organisation ganz in Scholtz-Klinks riesigem *Deutschen Frauenwerk* oder in der noch grösseren DAF aufging. Einzelne Lehrerinnen, so meinte sie, mochten sich wohl der *Frauenschaft* anschliessen, der Berufsstand insgesamt aber sei primär dem unter männlicher Führung stehenden NSLB zur Loyalität verpflichtet: «Alle meine Gründe habe ich auch noch ausführlich dem Geschäftsführer erläutert, weil mir Frau Scholtz-Klink den Eindruck ausserordentlicher Übermüdung machte.»<sup>117</sup> Ihr war klar, dass sie selbst nicht genug Macht besass, um diesen Konflikt zu bestehen. Sie bat Schemm, einen Beauftragten zu Scholtz-Klink zu entsenden, damit er in ihrem Sinn mit ihr rede.<sup>118</sup> Als Reber-Gruber erfuhr, dass Scholtz-Klink eine Delegation zu einer internationalen Konferenz entsenden wollte, bestand sie darauf, die Delegierten auszuwählen. Damit sie nicht übergangen wurde, suchte sie wiederum Rückendeckung bei Schemm.<sup>119</sup> Im August 1936 unterzeichneten Reber-Grubers Vorgesetzter Fritz Wächtler und die Reichsfrauenführerin ein Abkommen, was aber keineswegs das Gerangel beendete. Immer wenn Reber-Gruber sich übergangen fühlte, setzte sie sich zur Wehr. Zum Beispiel protestierte sie, als Heinrich Himmler mit Scholtz-Klink ein Abkommen schloss, das dem Erziehungsministerium die Schulung der Bräute von SS-Männern aus der Hand nahm.<sup>120</sup> Scholtz-Klink hatte eine ebenbürtige Konkurrentin gefunden.

Die Aversionen, die männliche Parteikollegen gegen Reber-Gruber entwickelten, werden beim Lesen der vielen hundert amtlichen Schreiben Reber-Grubers, die im *Staatsarchiv München* und im *Bundesarchiv Koblenz* aufbewahrt sind, nachvollziehbar. Weil sie so fanatisch an ihre Auslegung der nationalsozialistischen Doktrin glaubte, konnte sie sich nicht jedem

Schwenk der Parteilinie anschliessen. Sie nahm auch kein Blatt vor den Mund, wenn es um männliche Parteigenossen ging: «*Denn die meisten meiner lieben Kollegen fahren in dem gleichen Stiefel fort, den sie vor dem Umbruch verzapft haben.*»<sup>121</sup> Sie fürchtete keine Zensur und verteidigte die traditionelle Rolle der Frau standhaft gegen die NS-Politik.

In den Augen Reber-Grubers hatte das Desinteresse der männlichen Nazis, was die Mädchenerziehung anbelangte, «*leider zur Folge gehabt, dass die tüchtigsten Parteigenossinnen, die sich für die Bewegung einsetzen und verantwortungsvolle Arbeit leisten wollen, ihre Kraft anderen Organisationen zur Verfügung stellen. NSLB-Kameradinnen beklagen sich aber übereinstimmend, dass sie um jede Arbeitsmöglichkeit kämpfen müssen und dass sie sich im NSLB nicht genügend vertreten sehen.*»<sup>122</sup>

Dass die Lehrerinnen in erster Linie im Erziehungsbereich organisiert blieben, war ihrem Durchsetzungsvermögen zu verdanken. Mit den männlichen Lehrerkollegen hatten die Frauen im NSLB es nicht leicht. Auguste Reber-Gruber schildert in einem Brief, wie ihnen bei einer Versammlung des Bundes, auf der Schemm sprach, keine Plätze angeboten wurden, obgleich es genügend freie Stühle gab. «*Solche Vorfälle können mit Leichtigkeit vermieden werden. Ich wäre der Reichsleitung dankbar, wenn an die Gauamtsleiter endlich einmal eine Anweisung hinausginge, dass die Lehrerinnen im NSLB nicht nur zahlende, sondern auch gleichberechtigte Mitglieder sind.*» Da sie vermutlich ihre eigene Stellung Schemm verdankte, hatte sie auf der Versammlung nicht protestiert.<sup>123</sup>

Kurze Zeit darauf starb Schemm. Auch dieser kritischen Situation zeigte sie sich gewachsen. Sie würzte ihre Reden mit Lobeshymnen auf den verstorbenen Freund und Helden; er nützte ihr jetzt vielleicht sogar noch mehr als zu Lebzeiten. Der charismatische und hundertprozentig linientreue Schemm hatte seinen Platz im NS-Pantheon eingenommen, und im Schutze seines Andenkens konnte sich Reber-Gruber gegen seinen Nachfolger Hans Stricker behaupten. In den kommenden elf Jahren bewies sie, dass sie das Funktionärshandwerk beherrschte. Sie zitierte *Mein Kampf*, berief sich auf den Willen des Führers und auf die Grundprinzipien des Nationalsozialismus, wie sie ihr lieber Kampfgefährte, der verstorbene Schemm, verkörpert habe. Bei aller Ablehnung des Christentums wusste Reber-Gruber, wie nützlich quasi-religiöse Zeremonien bei der Werbung von Anhängerinnen wa-

ren.<sup>124</sup> Bei regionalen Organisationstreffen hielt sie Ansprachen im Rahmen der Morgenfeier, die oftmals in einem evangelischen Gemeindehaus stattfand, untermalt von Bachkantaten und einem Orgelkonzert. Eine Lehrerin beschrieb die Atmosphäre dieser Veranstaltungen mit den Worten: «*Es war eine Weihestunde, ein richtiger Gottesdienst.*»<sup>125</sup>

Zu Strickers Leidwesen trat Reber-Gruber immer mehr für die Rechte der Frauen ein. «Ihre» Lehrerinnen müssten effizient arbeiten können und bräuchten aus diesem Grund das Bewusstsein, eine Elite zu sein. Täglich erreichten sie hunderte von Briefen, in denen sich Lehrerinnen über die schlechte Behandlung durch ihre männlichen Kollegen beschwerten. Ein Funktionär des NSLB nannte beispielsweise die Frauenabteilung ein «*Kaffee-Kränzchen*». Lehrerinnenversammlungen wurden ohne Reber-Grubers Wissen einberufen, die Lehrer setzten ihre Kolleginnen notorisch herab, indem sie nicht nur die Leitung von Mädchenschulen an sich rissen, sondern die Lehrerinnen ausserdem routinemässig von Konferenzen ausschlossen.<sup>126</sup>

Reber-Gruber erklärte warnend, sie könne keine Verantwortung für die weitere Entwicklung der Lehrerinnen übernehmen, wenn es nicht gelänge, die aggressive Haltung der Männer zu dämpfen. Wenn man Frauen mit Respekt behandelte, meinte sie, würden sie alle Anweisungen ausführen, andernfalls aber sich selbst solchen Direktiven widersetzen, mit denen sie eigentlich einverstanden seien. 1935 erklärte sie sogar, dass es sie nicht wundern würde, wenn die Frauen wieder zu den religiösen Lehrerinnenorganisationen abwanderten.<sup>127</sup>

Im privaten Kreis gab sie manchmal zu, dass sie angesichts der tiefstehenden Frauenverachtung doch schon mal der Mut verlasse. In der Öffentlichkeit gab sie sich allerdings unerschütterlich. Sie richtete ihre Vorwürfe nicht gegen Hitler, sondern gegen die «harmlosen» Frauen in seiner Umgebung, die vor ihm verbargen, wie Männer mit Frauen umzuspringen pflegten. Die Feindseligkeit ihrer männlichen Kollegen schrieb sie dem Neid auf ihre Position zu. Je mehr sich die Klagen häuften, desto schärfer wurde ihr Ton.

Gegen Ende der dreissiger Jahre wich ihre Zurückhaltung gänzlich, als sie erfuhr, dass der Führer persönlich alle Frauen aus Führungspositionen verbannt hatte, selbst in «weiblichen» Berufszweigen. «*Es drückt mich sehr, dass ich mit der Frauenarbeit nicht recht vorwärts komme [...]*», schrieb sie 1937 an eine Kollegin.<sup>128</sup> «*Ich sehe keine Möglichkeit, dass wir ein Schulwesen für das Mädchen bekommen, das tatsächlich den von uns seit Jahren*

herausposaunten Schlagworten von der wesensgemässen Erziehung des Mädchens usw. entspricht. Wir bekommen keine weiblichen Schulleiter mehr, in den Verwaltungsbehörden sind die Frauen absterbende Angelegenheiten. Die Hochschulen für Lehrerinnenerziehung sind rein nichts. Die paar Dozentinnen für Nadelarbeit und Hauswirtschaft ändern daran nichts. Es ist alles genauso wie im Liberalismus. Ich bin jetzt die einzige Frau, die einen Lehrauftrag für die Lehrerinnenerziehung hat. [...] Es ist geradezu lächerlich, dass wir Nationalsozialistinnen ständig von dem grössten Fehler der Frauenbewegung reden, dass sie die Erziehung des Mädchens der männlichen gleichgerichtet hat. Was hat sich aber nun geändert? Wirklich sehr wenig. [...] Es ist sehr traurig, dass man zum Führer wohl ständig harmlose Frauen und Mädchen lässt, aber niemals möglich macht, dass eine von uns Frauen, die wir um die unbedingte Eingliederung der Frau in den nationalsozialistischen Kampf bemüht sind, zu ihm kommt.» Die Situation spitzte sich so zu, dass Reber-Gruber klagte, sie habe sogar um ihre Zeitung zu kämpfen.<sup>129</sup> Die in der Partei grassierende Misogynie untergrub den «Rassenstolz» der Frauen und ihren totalen Einsatz für den Nationalsozialismus.

Obwohl sie die zuständigen Regierungsstellen unermüdlich bearbeitete, weigerten diese sich, ausreichend Gelder für die Umgestaltung der Mädchenerziehung zu bewilligen. Während für Jungen neue Schulbücher erstellt wurden, mussten die Lehrerinnen immer noch mit den Materialien aus der Weimarer Zeit arbeiten. Eine neuere Untersuchung der weiblichen Rollenklischees in den Jahren zwischen den Weltkriegen kommt zu dem Ergebnis, dass sich das Idealbild der Mutter (oder auch der Frau) kaum geändert hatte.<sup>130</sup> Reber-Gruber warnte 1934 vor einem «Kampf der Geschlechter» im Erziehungswesen: «Wenn der Mann erst durch allgemeine Geistesschulung, durch Aufschliessen seiner Kräfte fähig wird, seinen eigenen Beruf zu erlernen und ihn zu durchdringen, will man dann für die Frau andere Gesetze aufstellen? Und erfordert die Erziehung der Kinder nicht die beste Schulung der mütterlichen Kräfte?»<sup>131</sup> Was nützte es, fragte sie, eine Zeitschrift für Lehrerinnen herauszugeben oder spezielle Lehrbücher für den Unterricht an Mädchenschulen in Auftrag zu geben, wenn sich an der Fraueindlichkeit nichts änderte? Sie entwickelte die Meinung, dass die männlichen Nazis auch nicht besser waren als die jüdischen Psychologen, die die Frauen mit ihren Sexualtheorien entwürdigten.



Reber-Gruber war eine Ausnahme im nazi-deutschen Funktionärswesen, da sich in ihrer Person Administrationsgeschick, Unbestechlichkeit und ein autoritärer Führungsstil vereinigten. Elf Jahre lang verkündete sie beharrlich ihre Botschaft: *«Nie soll der weltanschauliche Kampf, der doch wirklich so schwer ist, wie noch kein Volk ihn gekämpft hat, durchgeführt werden, wenn man die Frau so ganz ausser Acht lässt. Manchmal meine ich, dass unsere Männer an nichts anderes mehr denken als an ihre Stellungen. Man könnte oft mit den Fäusten losschlagen, wenn man sieht, wie Intrigen, Eifersüchteleien, Kampf um Stellungen im Vordergrund stehen.»*<sup>132</sup> Gerade, weil sie wusste, welch gewaltige Aufgabe vor ihr lag, war sie fest überzeugt, dass sie im Rivalitätskampf gegen andere Frauenorganisationen die Unterstützung der NSLB-Männer brauchte. Bezogen auf deren feindselige Haltung klagte sie: *«[...] Es ist kein Wunder, wenn unsere Besten längst in die Frauenschaft hinübergegangen sind.»*<sup>133</sup> Bei aller Rivalität hätte sie am liebsten die erzieherischen Funktionen Scholtz-Klinks innerhalb des Reiches übernommen. *«Wir haben heute in der Frauenschaft 2 Millionen Mitglieder und kämpfen schwer um einen geeigneten Führerinnennachwuchs [...]»*,<sup>134</sup> erklärte sie voller Bedauern, weil keine Anstrengungen unternommen wurden, diese Frauen ideologisch zu beeinflussen.

Sie kämpfte unermüdlich gegen zwei Tendenzen innerhalb der Lehrerinnenschaft an: «schwarze» (d.h. katholische) und feministische. Es machte sie wütend, dass die katholischen Lehrerinnen noch 1937 eine eigene Zeitung mit einer Auflage von 18'000 Exemplaren herausgeben und regelmässig Versammlungen abhalten konnten. *«Der katholische Lehrerinnenverein besteht weiter und hält andauernd Versammlungen, die sich mit der Heiligkeit des Sakraments und dergleichen Dingen beschäftigen.»*<sup>135</sup> In Bayern seien noch immer 88% aller Lehrerinnen *«in Klosterhänden»*. Weil jede Lehrerin dem NSLB beitreten musste, wenn sie nicht ihre Stelle verlieren wollte, wirkten die Mitgliedschaftsstatistiken verheissungsvoll, aber Reber-Gruber liess diese zahlenmässige Entwicklung erst recht an der tatsächlichen Loyalität der Mitglieder zweifeln. Viele Lehrerinnen hingen noch immer den Ansichten der bürgerlichen Frauenbewegung an. Sophie Rogge-Börner gab *Die deutsche Kämpferin* heraus, die Reber-Gruber ein Dorn im Auge war, da sie fand: *«Es wird dort oft eine Sprache gesprochen, welche eigentlich die politische Polizei angeht.»*<sup>136</sup> Viele Führerinnen der bürgerlichen Frauenbewegung, die in Reber-Grubers Augen-Überbleibsel des dekadenten Li-

beralismus waren, publizierten nach wie vor Aufsätze in der Zeitschrift *Die Frau*. 1938 erreichte die Empörung Reber-Grubers einen neuen Höhepunkt. Sie protestierte, von Guida Diehl brieflich dazu gedrängt, aufs Heftigste dagegen, dass die Reichsfrauenführerin offiziell des Geburtstags Getrud Bäumers gedachte. Sollten die Feinde der Bewegung sagen, «*dass der Nationalsozialismus wohl nun bald wieder auf die Frauen von einst zurückgreifen müsse, weil die Nationalsozialistinnen ja nichts fertigbrächten*»? Wie konnte man diese bürgerliche Frauenführerin in solcher Weise ehren, wenn man langjährige weibliche Parteimitglieder so rüde beiseite geschoben hatte?<sup>137</sup>

Ich fragte Scholtz-Klink, warum sie Gertrud Bäumer in diesem Masse geehrt hatte. Sie gab zu, dass sie anfangs gegen die Ideale der liberalen Frauen gewesen sei, dann aber, Ende der dreissiger Jahre, mehr über die Welt gelernt habe und zu der Meinung gelangt sei, dass die Frauenrechtlerinnen doch in einigem recht gehabt hätten. Ich setzte hinzu, dass sich ja Gertrud Bäumer bis zu diesem Zeitpunkt dem Regime gegenüber als loyal erwiesen hatte. Keine Antwort.

Als Hitler Mitte der dreissiger Jahre mit der Wiederaufrüstung begann, fügte sich Scholtz-Klink ohne jeden Protest der neuen Weisung, die jungen Frauen zur Berufstätigkeit in der Industrie, im Büro und auch in «männlichen» Tätigkeitsbereichen aufzurufen. Sie kritisierte jetzt die enge «Erziehung zur Mutterschaft», wie sie an den öffentlichen Schulen betrieben wurde.<sup>138</sup> Das bedeutete weniger Gelder für Reber-Grubers Müttererziehungsprogramme, und es förderte die zynische Einstellung dem Staat gegenüber, der drei Jahre lang von den Frauen gefordert hatte, dass sie Mütter sein sollten, um sie dann mit einer gewaltigen Kampagne wieder in die Fabriken und Büros zurückzuschicken.

Reber-Gruber glaubte aufrichtig, dass Hauswirtschaft, Psychologie, Volkskunst, Eugenik und Leibbeserziehung die idealen Ausbildungsinhalte für Mädchen seien. Als ihre weniger ideologisch motivierten Vorgesetzten plötzlich neue Prioritäten setzten, protestierte sie. Man versuchte, sie zum Schweigen zu bringen, aber ihre Machtbasis war so tragfähig, dass sie trotz Dutzender offizieller Zurechtweisungen, auf die sie mit Rücktrittsdrohungen reagierte, ihr Amt bis zum Einmarsch der Alliierten behielt.

Im Unterschied zur pragmatischen Scholtz-Klink, die sich jeder neuen Kurskorrektur aus Berlin rasch anpasste, hielt die fanatische Reber-Gruber

an ihrer Vision eines getrennten Erziehungssystems für beide Geschlechter fest. Beide Frauen waren Karrieristinnen, aber auf unterschiedliche Art und Weise. Wie Scholtz-Klink war auch Reber-Gruber vor 1933 nicht weiter öffentlich in Erscheinung getreten, aber sie teilte mit den Frauenführerinnen der Zeit vor der Machtübernahme die absolute Verpflichtung auf Hitlers Programm. Wie die alten Kämpferinnen rechnete sie mit Unterstützung, während man ihr faktisch Knüppel zwischen die Beine warf. Während Reber-Gruber ihre Vorgesetzten kritisierte, baute Scholtz-Klink als geschickte Opportunistin ihre Stellung durch Gefügigkeit aus.

Auf Reichsebene erzielte Scholtz-Klink, in Zahlen gesehen, beträchtliche Fortschritte. Sie beschäftigte inzwischen 25'000 Frauen, die wiederum über die Aktivitäten von 8'000'000 ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen wachten. Die Hauptaufgabenbereiche ihrer *NS-Frauenschaft* waren jetzt die ökonomische Lage der erwerbstätigen Frauen, die Sozialeinrichtungen für erwerbstätige Mütter, die Zusammenarbeit mit der DAF und die Hauswirtschaftsschulungen. Hierin spiegelten sich deutlich die Prioritäten des Staates, nach denen es sich derzeit zu richten galt. Die ideologische Schulung stand nicht mehr an der prominenten Stelle, die sie früher eingenommen hatte.

Als Vorsteherin eines gewaltigen bürokratischen Apparats strich Scholtz-Klink öffentliche Ehrungen, Titel und Gelder ein, obgleich ihr die reale Kontrolle über «ihre» Frauen und die enttäuschten Dissidentinnen immer mehr entglitt. Im Unterschied zu den männlichen Ministern, die alles taten, um ihre Ressorts auf immer mehr Beschäftigte und Behörden auszuweiten, schonte Scholtz-Klink ihre Kräfte, indem sie zentrale Teile der ihr unterstehenden Organisationen herauslöste und männlichen Partei-Oberern überliess.

Vor dem Hintergrund der Desillusionierung und des Zorns, die sich unter loyalen Nationalsozialistinnen ausbreiteten, verkörperte Scholtz-Klink ein Idealbild fügsamer, weiblicher Tüchtigkeit. Clifford Kirkpatrick berichtete um die Mitte der dreissiger Jahre: *«Wenn sie vor Publikum spricht, wirkt die Führerin wie eine nordische Priesterin, die den Kult des Frauseins verkündet. Tausende einfacher Frauen identifizieren sich mit diesem Symbol auf den Thron erhobener Weiblichkeit und sind überzeugt davon, dass eine Ehefrau und Mutter wie sie selbst aus der Tiefe ihres Herzens zu den Herzen ihrer hingerissenen Zuhörerinnen spricht.»*<sup>139</sup>

Kirkpatrick merkte jedoch auch an, dass ihre Feindinnen sie anders sa-

hen, nämlich als «gerissene, selbstsüchtige, ehrgeizige Politikerin, die das Rampenlicht genießt, stolz auf ihr dickes Auto ist und sich an ihren eigenen sentimental Reden ergötzt. Diese Sicht geht davon aus, dass die Feen ihr Intelligenz in die Wiege gelegt haben. Eine andere Interpretation ihrer politischen Stellung besagt, dass sie weiter nichts ist als eine einfache nationalsozialistische Frau, die aufgrund ihrer fraulichen Qualitäten auserwählt wurde, die Frauen für die Zwecke der männlichen Parteiführung zu formieren.» Kirkpatrick bemerkte weiter, sie bediene sich womöglich weiblicher List, um die durch die Umwälzungen der Revolution ins Wanken geratenen Rechte der Frauen wieder zu festigen.

Scholtz-Klinks «weibliche Intuition» sagte ihr genau, was sie zu tun hatte, um ihren Status zu festigen: fügsam gegenüber ihren männlichen Vorgesetzten sein und von ihren Anhängerinnen absoluten Gehorsam fordern. Mit ihrem gemäßigten Auftreten konnte sie ein breites Spektrum an Frauen hinter sich scharen, verprellte allerdings die energischen und eigenständigen «wahren Gläubigen», wie sie Hitlers säkulare Religion brauchte. Die Frauen mochten sich den Befehlen Hitlers fügen, aber ihre Kooperation war erzwungen und erwuchs nicht aus Begeisterung. Sechs Jahre Amtszeit als Frauenführerin hatten Scholtz-Klink hart gemacht. 1933 hatte sie noch voller Idealismus erklärt, keine Nationalsozialistin werde je um des Geldes willen arbeiten. Einmal im Amt, machte sie daraus die Devise, so viele ehrenamtliche Kräfte wie nur möglich zu rekrutieren. Sie selbst verfügte selbstverständlich über einen üppigen Personalstab und alle materiellen Annehmlichkeiten. Allerdings reichte ihr Lebensstandard nie auch nur annähernd an den ihrer männlichen Kollegen heran.<sup>140</sup> Im Vergleich zu ihnen wurde sie bescheiden entlohnt, verglichen mit den meisten Frauen führte sie allerdings ein luxuriöses Leben.

Scholtz-Klink war die perfekte weibliche Ergänzung zu Hitler. In den Reden, die beide auf dem Nürnberger Reichsparteitag von 1934 hielten, deuteten sich bereits künftige Entwicklungen an. Männer, erklärte Hitler, liesen sich oft von ihrer eigenen intellektuellen Kühnheit und vom «jüdischen» Intellektualismus in die Irre leiten. Frauen dagegen bildeten mit ihrem beständigen Herzen und gesunden Instinkt ein notwendiges Gegengewicht: «Es hat sich damals [in der Zeit vor der Machtübernahme] so recht die Kraft des Gefühls als das Stärkere und Richtigere erwiesen. Es hat sich gezeigt, dass der klügelnde Verstand doch nur zu leicht irregeleitet werden kann,

*dass scheinbar geistige Argumente Männer mit labilem geistigem Verstand ins Schwanken bringen, und dass gerade in diesen Zeiten der tiefstinnere Instinkt der Selbst- und Volkserhaltung in der Frau erwacht. Die Frau hat uns da bewiesen, dass sie das Richtige trifft!»<sup>141</sup> Und Scholtz-Klink formulierte es vor demselben Publikum so: «Wir müssen klarmachen, dass das Gewissen des deutschen Volkes ruhen muss im Herzen seiner Frauen, wie die Zukunft des Volkes in ihrem Schoss.»<sup>142</sup> Die nationalsozialistischen Frauen sollten allerdings nicht nur ihren (möglicherweise wankelmütigen) Herzen folgen, sondern vor allem ihrem Führer.*

Scholtz-Klinks konservativ denkende Anhängerinnen wollten die Restauration der starken Familie, die durch lebenslange eheliche Treue, viele Kinder und die geachtete Stellung der Mutter bestimmt war. Diese Frauen erhofften sich die Erschaffung einer Gesellschaft mit klaren biologischen Demarkationslinien, in der sie durch deutlich sichtbare «Betreten Verboten»-Schilder vor männlichen Störenfriedern und «rassisch minderwertigen Personen» gleichermassen geschützt sein würden. Innerhalb dieser weiblichen Sphäre gewann Scholtz-Klinks *NS-Frauenschaft* die Unterstützung eines breitgespannten Netzwerks von Organisationen, von denen man diese Kooperation gar nicht erwartet hatte. Dass sich hier und da einzelne Frauen lieber zurückzogen, als mit den Nationalsozialistinnen gemeinsame Sache zu machen, änderte nichts daran, dass ihre Organisationen bestehen blieben und via Hauswirtschaft, Psychologie, Medizin und Gesundheitsfürsorge, Kunst und Kunsthandwerk oder Heimarbeit ihren Teil dazu beitrugen, dass ihre Vision einer starken, um das Heim zentrierten Gesellschaft Wirklichkeit würde.<sup>143</sup>

In Anknüpfung an die Träume vieler Frauenrechtskämpferinnen des 19. Jahrhunderts von einem «eigenen weiblichen Lebensraum» im modernen Zeitalter, zogen sich diese Frauen aus der «männlichen» Politik zurück, um sich ausgiebiger in den «weiblichen» Bereichen des öffentlichen Lebens betätigen zu können. Wenn die Grenzlinien zwischen den Geschlechtern wieder neu gezogen würden, so dachten sie, würden sich ihnen Möglichkeiten im Gesundheitswesen, im Familienrechtswesen, im Verwaltungs-, Erziehungs- und Kulturbereich eröffnen. Trotz aller Gelöbnisse, dass «*Gemeinnutz vor Eigennutz*» gehe, dachten diese «selbstlosen» Frauen gar nicht daran, dieses Prinzip auch auf ihre eigenen Posten anzuwenden. Sie leisteten der Allgemeinheit einen Dienst und erwarteten dafür ein Entgelt. Die Wirk-

lichkeit sah, wie sich bald herausstellte, anders aus. Frauen gelangten, auch wenn sie noch so loyal und gehorsam waren, nie in jene Machtpositionen, von denen aus sie die Politik hätten mitbestimmen können.

Die Parteiführung traute weder den engagierten, noch den opportunistischen Funktionärinnen. Ideologisch motivierte, eigenständige Funktionärinnen wie Reber-Gruber und charismatische «wahre Gläubige» wie Seydel hatten sowohl mit der Missgunst ihrer männlichen Vorgesetzten zu kämpfen als auch mit der rivalisierenden Scholtz-Klink. Gefügigen Funktionärinnen wie Scholtz-Klink und Polster, die nur gemässigte Programme nach dem Muster herkömmlicher karitativer Aktivitäten verfolgten, fehlte dagegen die nötige Dynamik, um der Partei Enthusiastinnen zuzuführen, die fanatisch genug gewesen wären, die neuen, unkonventionellen Ansichten über ledige Mütter, die Zwangssterilisationskampagnen und den radikalen Antisemitismus mitzutragen. Seydel und Reber-Gruber weigerten sich, von den Taktiken abzulassen, die sie in den «alten Zeiten» gelernt hatten. Polster und Scholtz-Klink erweiterten ihre Basis und gewannen eben jene bürgerlichen Frauen, die vor 1933 verächtlich auf die marginale NS-Partei herabgeblickt hatten.

Ende der dreissiger Jahre wurde ein völlig neues Ideal von Ehe und Familie propagiert. Das von den Funktionärinnen der *Frauenschaft* hinterlassene Material deutet jedoch darauf hin, dass dieser ideologische Schwenk in Wirklichkeit bei den meisten Menschen nur die nostalgische Sehnsucht nach traditionellen Werten verstärkte. Wenn sich in dieser von Misstrauen und Gewalt geprägten Gesellschaft, die von der Parteiführung auf den Krieg vorbereitet wurde, die Durchschnittsmenschen nach einem richtigen Familienleben sehnten, taten sie es gewiss nicht aus den offiziell angeführten Motiven. Dass so viele Frauen den Kreuzzug der Nazis in den Anfangsjahren unterstützten, zeigt den Wunsch nach einer Gesellschaft, die auf dem gründen sollte, was der Soziologe William Goode die «*westliche Nostalgie-Familie*» genannt hat.

## Protestantische Frauen für Führer und Vaterland

Das charismatische Image, das schon in der Anfangszeit der Bewegung Menschen in Hitlers Bann gezogen hatte, wurde nach dem Januar 1933 massengerecht inszeniert und dem ganzen Volk vermittelt. Der französische Diplomat François-Poncet (selbst kein Anhänger nationalsozialistischer Überzeugungen) schrieb über den Nürnberger Reichsparteitag, den er miterlebte: «[...] *erstaunlich und nicht zu beschreiben ist die Atmosphäre der allgemeinen Begeisterung [...] dieser eigenartige Rausch, von dem Hunderttausende von Männern und Frauen ergriffen sind, die romantische Erregung, mystische Ekstase, eine Art heiligen Wahns, dem sie verfallen.*»<sup>1</sup> Und William Shirer erinnert sich: «*Ich hatte in Indien erlebt, wie riesige Mengen vom Anblick Gandhis berührt waren, und hatte Ähnliches in Rom bei Mussolini erlebt. Doch das hier war auf eine Weise anders, die ich noch nicht zu begreifen vermochte.*» Beim Reichsparteitag fand sich der junge Reporter inmitten einer ekstatischen Menge, die ihn an die Erweckungsveranstaltungen der Holly Rollers erinnerte: «*[Der Eröffnungsveranstaltung] haftete etwas vom mystischen Geheimnis und der religiösen Inbrunst einer Oster- oder Weihnachtsmesse in einem grossen gotischen Dom an. [...] Wie ein römischer Triumphator zog er [Hitler] bei Sonnenuntergang in die mittelalterliche Stadt ein, vorbei an jubelnden Menschen, die dichtgedrängt die schmalen Strassen säumten. Hinter tausenden von Hakenkreuzfahnen verschwand die Schönheit der gotischen Gebäude, der alten Fassaden, der Giebeldächer. [...] Später an jenem Abend geriet ich in die sich drängende Masse von Menschen, die den Zugang zu Hitlers Hotel förmlich versperrten. Sie schwankten hin und her wie religiös entrückte Menschen, die ich früher in einigen Gegenden meiner Heimat gesehen hatte, und auf ihren Gesichtern lag derselbe*

starre Ausdruck wie bei jenen. Sie riefen immer wieder: ‚Wir wollen unseren Führer sehen!‘ Als er sich kurz auf dem Balkon zeigte und ihnen zuwinkte, gerieten sie vollends aus dem Häuschen, und einige Frauen wurden ohnmächtig. Während sich die Menge auf das Hotel zuwälzte, um ihren Messias noch näher zu sehen, denn als solcher erschien er ihnen wohl, trampelte sie rücksichtslos über einige am Boden liegende Menschen hinweg.»<sup>2</sup>

Nachdem Hitler über seine politischen Gegner triumphiert hatte, versuchte er jetzt, seine religiösen Rivalen auszustechen. Wer einige Tage nach der Machtübernahme den Deutschlandsender einschaltete, hörte den neuen Reichskanzler rufen: *«Ich verspreche euch ein neues Reich auf Erden!»* und mit seiner hohen, hysterischen Stimme *«die untrennbare Dreieinigkeit von Staat, Bewegung und Volk»* beschwören. Von lautem Jubel begleitet, schloss er mit einem Gebet für ein neues deutsches Reich *«der Kraft und der Herrlichkeit und der Gerechtigkeit. Amen»*<sup>3</sup> Auf dem Nürnberger Reichsparteitag im November 1933 redete er eher wie ein Prophet als wie ein Politiker.

Der selbstgesalbte Messias präsentierte sich als Vater eines germanischen Himmels auf Erden. Er verhieß: *«Dieses Reich hat erst die ersten Tage seiner Jugend erlebt. Es wird weiter wachsen in Jahrhunderte hinaus, es wird stark und mächtig werden!»*<sup>4</sup> Nachdem er sich mit Unterstützung eines Drittels der Deutschen und eines senilen Ex-Feldmarschalls an die Macht manövriert hatte, reklamierte er jetzt himmlische Rückendeckung: *«So schwach der einzelne Mensch in seinem ganzen Wesen und Handeln am Ende doch ist gegenüber der allmächtigen Vorsehung und ihrem Willen, so unermesslich stark wird er in dem Augenblick, in dem er im Sinne dieser Vorsehung handelt! Dann strömt auf ihn jene Kraft hernieder, die alle grossen Erscheinungen der Welt ausgezeichnet hat.»*<sup>5</sup>

Als revolutionärer Diktator hatte Hitler kaum Vorgänger, allenfalls Napoleon I, Napoleon III und Mussolini. Sie beeindruckten ihn aber nicht. Er wollte mehr. *«Ich bin kein Diktator und werde nie ein Diktator sein. Jeder Hanswurst kann ein Diktator sein!»*<sup>6</sup> Was er wollte, hatte er bereits in *Mein Kampf* umrissen. *«Wer über den Umweg einer politischen Organisation zu einer religiösen Reformation kommen zu können glaubt, zeigt nur, dass ihm auch jeder Schimmer vom Werden religiöser Vorstellungen oder gar Glaubenslehren und deren kirchlichen Auswirkungen abgeht. Man kann hier wirklich nicht zwei Herren dienen. Wobei ich die Gründung oder Zerstörung*



*einer Religion denn doch als wesentlich grösser halte als die Gründung oder Zerstörung eines Staates, geschweige denn einer Partei.»<sup>7</sup>*

Nach der «Revolution», die ihn an die politische Macht gebracht hatte, war Hitler von dem Wunsch getrieben, eine «Reformation» in Gang zu setzen, die das Kernstück seiner neuen Ordnung bilden sollte. Hier gab es Vorbilder: Luther, Calvin und Cromwell. Sie hatten aber in einem religiösen Zeitalter gewirkt, vor der Alphabetisierung der Massen und den Massenkommunikationsmitteln. Und sie hatten an einen allmächtigen Gott geglaubt. Allenfalls Robespierre mit seiner unheiligen Verbindung von Tugend und Terror konnte ein Vorbild sein.

1933 plante Hitler, die Juden aus der «arischen» Gesellschaft zu eliminieren und alle Christen zu einigen. Seinen Plänen zufolge sollten Katholiken und Protestanten am Ende in einer einzigen Staatskirche aufgehen. Wochenschauberichte von NS-Parteitagungen zeigten ekstatische Massen von Deutschen, die in Sprechchören riefen: «*Ein Volk, ein Reich, ein Führer!*» Würde zu dieser Dreieinigkeit auch noch «*Ein Gott!*» hinzutreten?<sup>8</sup> Hitler wollte es. «*Aus dieser Gemeinde Deutscher Christen soll im nationalsozialistischen Staat Adolf Hitlers die das ganze Volk umfassende ‚Deutsche Christliche Nationalkirche‘ erwachsen. Ein Volk! – Ein Gott! – Ein Reich! – Eine Kirche!*»<sup>9</sup> Er vermied jede direkte Drohung an die Adresse der katholischen oder protestantischen Institutionen. Nur im privaten Kreis liess er sich gelegentlich gehen. So schrie er beispielsweise, als sich 1934 protestantische Bischöfe gegen den ihrer Ansicht nach heidnischen Charakter der nationalsozialistischen Lehre wandten, wütend: «*Das Christentum wird aus Deutschland ebenso verschwinden wie aus Russland. [...] Das deutsche Volk hat viele tausend Jahre vor Christus ohne das Christentum existiert und wird auch weiterleben, wenn das Christentum verschwunden ist.*» Er setzte hinzu, die Kirche müsse sich an die Lehre von Blut und Rasse gewöhnen. So wenig die katholische Kirche es habe ändern können, dass sich die Erde um die Sonne drehe, so wenig könnten die Kirchen die unwiderleglichen Tatsachen, die mit Blut und Rasse gegeben sind, aus der Welt schaffen.» Die Bischöfe erklärten, dass sie bei aller Opposition weiter loyal zum Nationalsozialismus stünden und dessen säkulare Prinzipien sowie die Grösse des Führers anerkannten und bewunderten. Aber das hinderte Hitler nicht zu wettern: «*Feinde des Vaterlandes, Verräter des Volkes sind Sie!*»<sup>10</sup>

Hitler wurde nie müde, seine Anhänger/\*innen zu erinnern: «*Wir sind*

*nicht nur eine Bewegung, wir sind eine Religion.»<sup>11</sup> Sein langfristiges Ziel bestand darin, Katholizismus und Protestantismus in eine einzige heidnische Religion zu überführen. Im ersten Stadium seiner Kampagne versuchte er jedoch vor allem, die Kluft zwischen den beiden grossen Glaubensgemeinschaften zu vertiefen. Die historischen Gegebenheiten halfen ihm dabei, da die Deutschen seit der Reformation peinlich darauf bedacht waren, ihre konfessionelle Identität zu wahren und daher innerhalb der eigenen Gemeinschaft zu leben, zu arbeiten und vor allem zu heiraten. In fünf Jahrhunderten hatten beide Konfessionen zwar gelernt zu koexistieren, nicht aber zu kooperieren. Weil Hitler klar war, wie schwer es sein würde, diese beiden Religionen zu vereinen und zu säkularisieren, ging er das Vorhaben in kleinen Schritten an. Vorerst entwickelte er kontrastierende Strategien zur Ausschaltung der beiden Kirchen. Im Juli 1933 unterzeichnete er ein Konkordat mit dem Vatikan, in dem er der Kirche schriftlich garantierte, dass sie unabhängig weiterbestehen und -wirken dürfte, ähnlich wie in Italien. Die katholische *Zentrumspartei* und politische katholische Gruppierungen wurden zwar verboten, aber die kirchlichen Strukturen selbst sollten unangetastet bleiben. So präsentierte sich dieses erste Stadium, was die Katholiken anging, als eine Koexistenz in Freundschaft und gegenseitiger Achtung.*

Gegen die Protestanten ging Hitler hingegen rücksichtslos vor. Vom gescheiterten Bürgerbräu-Putsch im November 1923 bis zum Januar 1933 war Hitler überaus vorsichtig vorgegangen. Er hatte sich Wahlunterstützung gesichert, Bündnisse mit anderen Parteien geschlossen und sich in die Reichstagspolitik eingebracht. Auch als einige seiner führenden Gefolgsleute einen gewaltsamen Staatsstreich gefordert hatten, hatte er sie zum Schweigen gebracht und abgewartet, bis die Zeit reif war. Selbst als Kanzler bremste er die blutdürstigen Radikalen in seiner Partei bis zum Reichstagsbrand. Und auch dann bestand er noch auf die legale Übertragung diktatorischer Befugnisse durch eine Reichstagsabstimmung. Die erst 14jährige demokratische Tradition der Weimarer Republik kränkelte bereits seit dem Beginn der Wirtschaftskrise, als Hindenburg begonnen hatte, durch Verfügungen von oben zu regieren. Die christliche Tradition dagegen war seit tausend Jahren verwurzelt. Trotz des leichten Rückgangs der Kirchgängerzahlen, die manche Kirchenführer beunruhigten, bekannten sich 1933 noch 95% aller Deutschen zum Katholizismus oder Protestantismus.

Die Politiker hatten sich täuschen, einschüchtern oder kaufen lassen, aber würde es ebenso leicht sein, die Kirchen auszuschalten? Die Situation der Kirchen in Deutschland ähnelte der politischen Konstellation in der Weimarer Republik: Die Christen waren gespalten, und jede Kirche fürchtete die andere mehr als Hitler.

Obwohl die Protestanten in Deutschland in der Mehrheit waren, besaßen sie weder die einheitlichen Führungsstrukturen noch das organisatorische Netzwerk der Katholiken. Ausserdem waren die Protestanten immer schon für Hitlers Faszination empfänglicher gewesen. Sie waren sowohl als Nazi-Wähler als auch als Parteimitglieder überrepräsentiert.<sup>12</sup> Der protestantische Klerus hatte sich vor 1933 nicht nur der Kritik am Nationalsozialismus enthalten, sondern sogar viele seiner Wahlparolen unterstützt. «Gemeinnutz statt Eigennutz», die Berufung auf Deutschlands «Mission» innerhalb der Welt, auf «Vorsehung», Anti-Kommunismus und «geistige» Wiedergeburt deckten sich mit den Kernüberzeugungen der protestantischen Kirchenmänner. Die Reichstagsdelegation der NSDAP bestand zu einem überwältigenden Anteil aus Protestanten. Die Protestanten waren nationalistischer gesonnen als die Katholiken, die sich, wie ihnen oft vorgehalten wurde, Rom verpflichtet fühlten (und damit, so häufig die unausgesprochene Implikation, auf einer Stufe mit Juden und Marxisten standen, die ja auch einer internationalen Verschwörung bezichtigt wurden).<sup>13</sup> Hitler spielte auf allen diesen Saiten, als er seinen Religionskrieg zunächst mit Freundschaftsschwüren begann. Er erinnerte die Protestanten daran, dass das Parteiprogramm den Schutz aller religiösen Rechte garantierte, die sich nicht gegen den Staat richteten, und er gelobte, das Christentum samt allen kirchlichen Institutionen zu schützen. Im Frühjahr 1933 sprach er mehr von Gott und Vorsehung als zu irgendeinem anderen Zeitpunkt seiner Laufbahn, und er würzte all seine öffentlichen Proklamationen mit Anrufungen Gottes und gelegentlich sogar mit Gebeten: *«Herrgott, lass uns niemals wankend werden und feige sein, lass uns niemals die Pflicht vergessen, die wir übernommen haben! [...] Wir alle sind stolz, dass wir durch Gottes gnädige Hilfe wieder zu wahren Deutschen geworden sind.»*<sup>14</sup> So fanatisch diese Worte klingen: Die Verquickung von nationalem Schicksal und protestantischem Glauben hatte unter protestantischen Geistlichen eine lange Tradition.

In der Zwischenzeit entwickelte Hitler konkrete Strategien, die er damit einleitete, dass er an die jahrhundertealten Bestrebungen, eine geeinte prote-

stantische Kirche zu schaffen, anknüpfte.<sup>15</sup> Er setzte einen Reichsbischof an die Spitze aller Protestanten. Ludwig Müller, ein ehemaliger Militärgeistlicher und ergebenen Nationalsozialist, hatte zwar keine besonderen theologischen Referenzen vorzuweisen, erklärte aber – und damit wurde der Grund für seine Ernennung deutlich –, Hitler sei von Gott gesandt, um das Volk aus der Gefahr zu erretten. Er abstrahierte Christus von seiner jüdischen Vorgeschichte und erklärte ihn zum ersten in einer langen Reihe germanischer Helden, die über Karl den Grossen und Bismarck schliesslich zu Hitler führe. Müller gelobte, Gottes Willen zu erfüllen, indem er das Christentum von allen jüdischen Einflüssen säubern und die protestantischen Institutionen der Kontrolle des Staates unterstellen würde. In Braunhemd und Reitstiefeln verkündete dieser grobschlächtige Priester mit dem kurzgeschorenen Haar seinen Gläubigen: *«Eine mächtige Bewegung hat unser Volk ergriffen und emporgehoben. Zu dieser Wende der Geschichte sprechen wir ein dankbares Ja. Gott hat sie uns geschenkt. Ihm sei die Ehre!»*<sup>16</sup>

Vor tausenden jubelnder Protestanten schwor er im Berliner Stadion, das jüdische Erbe aus dem Protestantismus zu tilgen, alle Juden aus der Kirche auszuschliessen und das «revolutionäre» nationalsozialistische Programm voranzutreiben. Müller rief 200 protestantische Pastoren nach Berlin, damit sie ihm bei dieser Mission halfen. Sie marschierten *«in braunen Uniformen, Reitstiefeln, Leib- und Achselriemen, mit Hakenkreuzen, Rangabzeichen und Ehrenzeichen aller Art»* zum Horst-Wessel-Lied.<sup>17</sup> Während Hitler sich auf die Vorsehung berief und ein christliches Image kultivierte, stülpte sein Bischof der christlichen Lehre einen «heidnischen» Rassismus über. Einige wenige gehorsame Pastoren trugen diese Fackel weiter. Sie nannten sich *Deutsche Christen* und schmiedeten sich eine Synthese aus Christentum und Nazismus zurecht, innerhalb derer die Vorherrschaft des letzteren garantiert war: *«Wie Jesus die Menschen von der Sünde und Hölle befreite, so rettete Hitler das deutsche Volk vor dem Verderben. Jesus und Hitler wurden verfolgt. Aber während Jesus gekreuzigt wurde, wurde Hitler zum Kanzler erhoben. Während die Jünger Jesu ihren Meister verleugneten und ihn im Stiche liessen, fielen die 16 Kameraden für ihren Führer. Die Apostel vollendeten das Werk ihres Herrn. Wir hoffen, dass Hitler sein Werk selbst zu Ende führen darf. Jesus baute für den Himmel, Hitler für die deutsche Erde.»*<sup>18</sup>

Gleich nach der Machtübernahme begann Hitler einen regelrechten

Krieg gegen die protestantische Kirche. Zugleich stellte er sich innerhalb seiner eigenen Partei als seriöser, reifer Diktator dar, ein Image, das er noch verfestigte, indem er den Anti-Kapitalisten Gottfried Feder aus der NSDAP ausschloss und im Juni 1934 die Ermordung Ernst Röhm und seines verurteilten SA-Gefolges befahl. Er gab sich nach aussen gemässigt, während er eine radikale Attacke gegen den Protestantismus einleitete.

Von wenigen *Deutschen Christen* abgesehen, bauten die Pfarrer und ihre Gemeinden ganz überwiegend darauf, dass sie mit dem NS-Staat kooperieren, aber gleichzeitig ihre Autonomie wahren können. Als Hitler Müller zum Reichsbischof ernannte, begrüßten nur ein paar hundert Pastoren diese Entscheidung, während 2'000 protestierten und 14'000 sich neutral verhielten. Zwischen 1933 und 1945 traten lediglich 250 protestantische Pfarrer der Partei bei. Reichsbischof Müller und die *Deutschen Christen* behaupteten, dass jeder fromme Christ auch ein loyaler Nationalsozialist sein könne, sofern er nur den Staat bedingungslos unterstütze, was bedeutete, dass er im Konfliktfall bereit sein musste, die NS-Doktrin über die Glaubenslehre zu stellen. «*Der Staat Adolf Hitlers ruft nach der Kirche, die Kirche hat den Ruf zu hören.*»<sup>19</sup> Was würde geschehen, wenn Adolf Hitler sich anmassen würde, über die Inhalte christlicher Theologie zu bestimmen oder sich in Glaubensfragen einzumischen? Was konnte der gute Christ in diesem Fall tun? Keiner wusste es.

1934 bezogen 200 Pastoren Stellung, indem sie sich von der nazifizierten protestantischen Kirche abspalteten und die *Bekennende Kirche* gründeten. Während der ganzen Zeit des NS-Regimes sollten sie zwar Hitlers Aussen- und Innenpolitik begeistert mittragen, aber in religiösen Fragen auf ihrem Selbstbestimmungsrecht beharren. Pastor Martin Niemöller, einer der bekanntesten unter diesen Dissidenten, hatte Hitler 1932 in seiner Autobiographie noch überschwänglich gepriesen. Als Hitler dann einen Reichsbischof ernannte, der ihn zum Erlöser verklärte und das «jüdische» alte Testament schmähte, sah sich Niemöller veranlasst, sich abzugrenzen und die Opposition gegen solche heidnischen Tendenzen innerhalb der protestantischen Kirche zu organisieren.<sup>20</sup> Die kleine, aber einflussreiche *Bekennende Kirche* beharrte darauf, dass die Kirche unabhängig vom Staat bleiben müsse. Diese Opposition bedeutete allerdings nicht, dass sich die Mitglieder auch durchweg beherzt gewehrt hätten.

Auf den Protest von Abgesandten der evangelischen Kirche hin, welcher

stets auf die Ebene des Glaubens beschränkt blieb, beschimpfte Hitler Anfang 1934 die Bischöfe als Verräter an Volk und Vaterland. Diese waren, so Göring, «*daraufhin vor Schreck so in sich zusammengerutscht, dass sie fast nicht mehr [...] [da waren]*». Mit Ausnahme von Niemöller, der die Stirn hatte, zu protestieren, «*bekräftigten sie einmütig ihre unbedingte Treue zum Dritten Reich und seinem Führer*». <sup>21</sup> Niemöllers Tochter, Hertha von Klewitz, meint in ihren Erinnerungen, dass diese Auseinandersetzung der entscheidende Punkt gewesen sei, an dem die protestantischen Kirchenführer die Vergeblichkeit ihrer gemässigten Opposition hätten erkennen und zum radikalen Widerstand hätten übergehen müssen. Stattdessen versuchten sie elf Jahre lang, die nationalsozialistische Politik loyal mitzutragen und nur gegen die Entstellung ihres Glaubens zu protestieren. Immerhin unterstützten in diesen Monaten des Jahres 1934 fast 7'000 von den insgesamt 16'500 protestantischen Pfarrern öffentlich die *Bekennende Kirche*. Sie bewahrten sich in der gesamten Zeit des Dritten Reichs ihr eigenes organisatorisches Netzwerk und widersetzten sich nationalsozialistischen Übergriffen in den Bereichen, die sie als religiös verstanden. Sie priesen Hitlers Aussen- und Innenpolitik, schwiegen zum Antisemitismus und verteidigten den Protestantismus gegen nationalsozialistische Einflüsse. Wie von Klewitz bedauernd bemerkt: «*Das war eben ein kirchlicher Widerstand, kein politischer.*» <sup>22</sup>

Die *Deutschen Christen*, die fanatische Nazis waren, meinten allerdings, dass der wahre Nationalsozialist dem Christentum gänzlich abschwören müsse und nur noch an den Führer glauben dürfe. Alfred Rosenberg bestand darauf, dass die Hingabe an Hitler und sein «Tausendjähriges Reich» alle christlichen Ideen ablösen müsse. Gertrud Scholtz-Klink hatte schon Jahre früher alle Bande zu ihrer protestantischen Herkunftstradition gekappt und sich einen eigenen diffusen pantheistischen Glauben an die Natur und die germanische Rasse zurechtgelegt. Diese Alternative war allerdings den meisten protestantischen Frauen zu radikal, und sie sahen sich vor die Wahl zwischen drei Möglichkeiten gestellt: Sie konnten sich entweder den neheidnischen *Deutschen Christen* (DC), den Dissidenten der *Bekennenden Kirche* (BK) oder der staatskonformen *Deutschen Evangelischen Kirche* (DEK) unter Reichsbischof Müller anschliessen. Die meisten entschieden sich für den Kompromiss, im religiösen Bereich Christinnen und im weltlichen Leben Nationalsozialistinnen zu sein. Aber Hitler beharrte letztendlich

auf dem Primat seiner Lehre über die Bibel, und Reichsbischof Müller fiel die Aufgabe zu, seine Schäfchen in den Pferch des Nationalsozialismus zu führen.

Der Zugang zu den weiblichen Mitgliedern der protestantischen Kirche führte über die zweieinhalb Millionen Frauen, die in Vereinen, Gesellschaften und Verbänden organisiert waren. Sie trafen sich in Privathäusern, Gemeindehäusern, Schulen, auf Freizeiten und hatten ihre eigene gewählte Führungshierarchie. Seit den neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts waren die protestantischen Frauen in zwei grossen Organisationen zusammengeschlossen: dem *Deutsch-Evangelischen Frauenbund*, der die wohlhabenderen und gebildeteren unter ihnen ansprach, und der *Frauenhilfe*, deren Mitglieder sich aus der Arbeiterschicht und der unteren Mittelschicht rekrutierten. Die «*Damen mit Hüten*», wie es damals hiess, und die «*Frauen mit Kopftüchern*».<sup>23</sup> Die Kirchenmänner autorisierten beide Organisationen ausdrücklich als Ventil für das Bestreben der Frauen, am öffentlichen Leben teilzuhaben. Sie sahen in ihnen ein Mittel, die Frauen aus der Frauenrechtsbewegung herauszuhalten. Mütterlichkeit, meinten sie, sei eine emotional befriedigende und gesellschaftlich nützliche Alternative zur säkularen Forderung nach Gleichberechtigung.

Beide Organisationen verpflichteten sich im 19. Jahrhundert, von der Kaiserin inspiriert, die Flut der Industrialisierung, des Modernismus, der Frauenemanzipation, der sexuellen Befreiung und des Atheismus einzudämmen. Und bis zum Ende des Ersten Weltkriegs erfüllten sie dieses Mandat getreulich. In ihren Publikationen beschworen sie noch bis zuletzt den glorreichen militärischen Sieg, für den die Frauen an der Heimatfront kämpfen sollten. Als der Krieg verloren war, schrieb Paula Müller, die Vorsitzende des *Frauenbunds*, bitter über die eineinhalb Millionen Männer, die umsonst gestorben waren. Übler noch als der äussere Feind, meinte sie, seien die Deutschen gewesen, die ihre geliebte kaiserliche Familie vertrieben und den Sieg des Sozialismus zugelassen hätten. Vom Winter 1918-19 an verpflichtete sich Paula Müller zur Überparteilichkeit.<sup>24</sup> Die evangelischen Frauen hielten Wort, indem sie sich aus der Weimarer Demokratie heraushielten, die ihnen bislang nie dagewesene politische Mitwirkungsmöglichkeiten bot und in der ihre Vorsitzende Paula Müller-Otfried sogar im Reichstag sass, bis sie 1932 zurücktrat. Die Selbstverpflichtung auf eine unpolitische Haltung hinderte sie nicht daran, gegen den Marxismus, den Bolschewismus, die «kulturelle Dekadenz» und die liberalen Politiker zu Felde zu ziehen.<sup>25</sup>

Nach einer kurzen Zusammenarbeit mit dem *Bund Deutscher Frauenvereine* kündigte der *Frauenbund* 1931 seine Unterstützung auf, da ihm der BDF zu radikal erschien.

In der Weltwirtschaftskrise, die das ökonomische Leben in Deutschland bis in die Grundfesten erschütterte, erlebte Paula Müller-Otfried himmlischen Beistand. Kurz vor Weihnachten 1932 schrieb sie im Entwurf für ihre Neujahrsbotschaft: *«Wird der Zusammenbruch kommen? Sind wir ein sterbendes Volk? Die Sorge, es könne der Fall sein, lässt uns nicht mehr los. Wir hören ein warnendes, dumpfes unterirdisches Grollen selbst bei den Klängen der Weihnachtsglocken. [...] Darum falten wir die Hände und bitten den Herrscher und Lenker des Weltenschicksals, [...] er wolle uns den stahlharten Mann senden, der keine Schwäche, keine Kompromisse kennt, sondern der mit Einsatz seiner Persönlichkeit nur ein Ziel vor Augen hat, die Rettung Deutschlands. Er wolle die deutschen Menschen dahin führen, dass sie endlich erkennen, nur Verständnis für die anderen, nur Einigkeit im letzten Ziel, nicht Hass und Missgunst gegeneinander kann uns vorwärtsbringen.»*<sup>26</sup>

In ihrer Neujahrsbotschaft von 1934 dankte Müller-Otfried Gott dafür, dass er sie erhört hatte. *«Als ich vor Jahresfrist von einem Hoffnungsschimmer schrieb, habe ich auch in den hoffnungsreichsten, kühnsten und innerlich stärkenden Tagen eine so reiche Erfüllung meiner Bitte, wie wir sie erfahren durften, nicht für möglich gehalten. [...] Die Berufung einer von der grossen Mehrheit des deutschen Volkes mit Jubel begrüßten nationalen Regierung, ihre Arbeit für Sauberkeit im öffentlichen Leben, Kampf gegen Arbeitslosigkeit, Hunger und Not. [...] Möchte dem ‚stahlharten Mann‘, nach dem wir damals riefen und den wir im Volkskanzler zu erkennen glauben, dazu dauernd die Kraft geschenkt werden.»*<sup>27</sup> Die evangelischen Frauen beschlossen, von ihrer apolitischen Haltung abzurücken und einen Staat zu unterstützen, der ihnen die Gleichberechtigung in Ökonomie und Politik verweigerte.

Ihre reaktionären Vorurteile machten sie blind für den Aberwitz dieses Unterfangens. Ihr christlicher Glaube, der sie für die Brutalität und Ungerechtigkeit dieses Regimes hätte sensibilisieren können, trieb sie umso rascher in die Arme des NS-Staates. Sie erwarteten von der Hitlerdiktatur eine klare, konservative Ordnung. Die gesellschaftlichen Strukturen, so glaubten sie, würden auf der Grundlage «natürlicher» Unterschiede wie Geschlecht,



Alter und Rasse gezogen werden und nicht, wie im marxistischen Modell, auf dem «künstlichen» Klassenunterschied zwischen Kapitalisten und Arbeitern basieren. Sie gingen davon aus, dass sie als Frauen ihre speziellen «weiblichen» Aktivitäten innerhalb der Kirche fortführen und dass sie als Protestantinnen im Hitlerstaat als eigenständige Gruppe willkommen sein würden. An die Stelle der kräfteverschleissenden und demoralisierenden Konkurrenz zwischen Gruppen, die letztlich dieselben konservativen Ziele verfolgten, würde eine vernünftige Kooperation treten. In ihrem Modell sollten Frauen und Männer, Protestanten und Nazis, in einem harmonischen Nebeneinander in ihren getrennten Sphären wirken.

Die evangelischen Frauenführerinnen überschätzten ihre Bedeutung. Sie kamen überwiegend aus aristokratischen Familien, die jahrzehntelang grossen, informellen Einfluss ausgeübt hatten, waren gebildet und genossen hohen Respekt. Sie glaubten nicht an eine ernsthafte Bedrohung durch die NS-Führer, die in ihren Augen wirrköpfige und unerfahrene Emporkömmlinge waren.

Die evangelischen Frauenzeitschriften spiegelten die Hinwendung zur NS-Politik wider. Lobreden auf die Mutterschaft und den besonderen Geist der Frauen dominierten. *«Unsere Zeit ist des Denkens müde geworden. Mehr als das Denken gilt ihr das Leben, die Wirklichkeit, [...] in die man handelnd eingreift.»* «Erkenntnisgeist» sei männlich, «Muttergeist» weiblich.<sup>28</sup> Ausserdem wurden die familienpolitischen Massnahmen der Nazis begrüsst. Eine Autorin schreibt über das Ehestandsdarlehen: *«So wirkte dieses Gesetz schon im ersten Jahr seines Bestehens wie eine gesunde Stromregulierung, die dem mit gewaltiger Kraft hervorbrechenden Gesundheitswillen des Volkes Fassung und Richtung gibt und die seinen Lauf hemmenden Hindernisse forträumt.»*<sup>29</sup>

Die Protestantinnen hatten sich bereits während der gesamten Weimarer Republik gegen die Forderungen nach politischer und ökonomischer Gleichberechtigung der Frauen gewandt. Bislang hatten die evangelischen Frauenzeitschriften Kommentare zu Gesetzesbeschlüssen und Kolumnen über «Frau und Politik» enthalten und zumindest in gemässigter Form das Streben von Frauen nach akademischer Bildung unterstützt. Die letzten Spuren solcher Themen verloren sich im Frühjahr 1933. Jetzt organisierten die evangelischen Frauen einen entschiedenen Protest gegen alle Erziehungsreformen, die Mädchen den Zugang zu den Fächern erlaubten, die bislang aus-

schliesslich für Jungen bestimmt waren. Die Autorinnen, die für diese Publikationen schrieben, sahen das Jahr 1933 als Krisenjahr und riefen ihre Leserinnen auf, wie im August 1914, Opfer zu bringen. Sie liessen sich von der nationalsozialistischen Flutwelle mitreissen und fragten zunächst nicht, was der neue Staat für sie tun würde, sondern lediglich, was sie für den Staat tun konnten.

Als der «*stahlharte Mann*», um den Müller-Otfried gefleht hatte, allerdings darauf bestand, dass die Funktionärinnen und Funktionäre der evangelischen Organisationen der Partei beitraten, weigerte sie sich.<sup>30</sup> Sie war inzwischen 70 Jahre alt und trat als Vorsitzende des *Evangelischen Frauenbunds* zurück. Obgleich ihr die Demokratie ein Greuel war, fiel es ihr doch schwer, sich dem autoritären Staat und seiner Zensur unterzuordnen. Als aufrichtige Bewunderin Hitlers glaubte sie sich über jeden Zweifel an ihrer Loyalität erhaben. Deshalb äusserte sie nach wie vor in der *Evangelischen Frauenzeitung* ihre Meinung. «[...] *Vom Standpunkt der Frau [kann] nicht viel Gutes vom Jahr 1933 gesagt werden. [...] Der deutschen Frau [ist] eine Pflicht nach der anderen [...] ‚abgenommen‘, wie es schonend ausgedrückt wird. Wir haben aber diese ‚Erleichterung‘ weder gewünscht noch gesucht. Wir empfinden es als eine mindere Bewertung unseres Geschlechts, wenn wir plötzlich von allen den Plätzen, auf denen wir glauben, etwas für Kirche, Volk und Staat geleistet zu haben, weggeschoben werden, wie man ein missliebige Stäubchen abwischt. [...] Man spricht so viel vom deutschen Volk [...], und man meint – den deutschen Mann. [...] Allenfalls findet man freundliche Worte für die deutsche Mutter. Und doch bleiben viele Schätze für das deutsche Volk in der Tiefe vergraben, wenn man die Fraulichkeit für das gesamte deutsche Volk, den deutschen Menschen nicht mit in Anrechnung bringt. Dafür trotzdem zu arbeiten, bleibt eins der Hauptziele des Deutsch-Evangelischen Frauenbundes. [...] Ich weiss, dass wir zur Zeit so gut wie alles verloren haben, was wir glaubten, für unser Volk, für unser kirchliches Leben erstreben zu sollen. [...] Über diese Arbeit könnte man heute versucht sein die Überschrift zu setzen: Alles umsonst. Aber wir Christen wissen vom fröhlichen, immer wieder stärkenden: Dennoch.»<sup>31</sup>*

Müller-Otfried wandte sich als Frau und Protestantin öffentlich gegen die Politik der Nazis, was die Frauen- und die Kirchenpolitik anbelangte, unterstützte aber Hitlers allgemeinere Ziele. Wie die Dissidenten-Pfarrer akzeptierte sie das Regime auf der politischen Ebene, während sie auf theologi-

schem Gebiet ihre eigenen Anschauungen verfocht. Aber einige Monate nach diesem Artikel zog sie sich aus der Redaktion der *Evangelischen Frauenzeitung* zurück, die sie 30 Jahre lang geleitet hatte. Von da an drang von ihr nichts mehr an die Öffentlichkeit – nicht einmal ein Leserbrief in einer Frauenzeitschrift. Sie starb 1946, ohne noch einmal öffentlich aufzutreten zu sein.

Müller-Otfrieds Reaktion auf Hitler zeigt zwei typische Facetten der Weltanschauung der evangelischen Frauen. Zum einen wiegten sie sich in dem naiven Glauben, dem totalen Staat eine bedingte Loyalität anbieten zu können – wahrscheinlich hielten sie sich aufgrund ihres gesellschaftlichen Ansehens und ihrer reaktionären politischen Tradition für unangreifbar. Zum zweiten legt aber Müller-Otfrieds offener Protest in Frauenfragen die Vermutung nahe, dass sie den nationalsozialistischen Staat bedingungslos mitgetragen hätten, wenn es die Gleichschaltung nicht gegeben hätte.

Müller-Otfrieds Rücktritt hatte auf ihre Frauenorganisation keine grosse Auswirkung, weil die Nachfolgerin schon bereitstand. Magdalene von Tiling zeigte mehr Einsicht in die neuen Verhältnisse. Sie hatte nicht nur 30 Jahre lang die *Frauenhilfe* geleitet, sondern auch im preussischen Landtag gesessen und einige Schriften über Frauen und christliche Erziehung verfasst. In der Weimarer Republik hatte sie vor Atheismus und Gottlosigkeit gewarnt und die christlichen (was für sie hiess: protestantischen) Mütter aufgerufen, sich im Interesse ihrer Kinder zusammenzuschliessen. Diese Frau, die den Atheismus so fürchtete, erhielt 1933 ihren NSDAP-Mitgliedsausweis und kooperierte mit Lydia Gottschewski, als es um die «Integration» ihrer Organisation ging. Jahrelang, so erklärte sie, seien die evangelischen Frauen politisch fortschrittlich gewesen. Ihnen sei *«eine klare und bewusste Bejahung der Ordnung des menschlichen Lebens wie des Volkes und des Staates erwachsen [...]»*. Weil sie, wie sie meinte, den neuen Staat voll und ganz anerkannten, würden sie sich freuen, einer so modernen, vorwärtsgerichteten Bewegung angehören zu dürfen. *«Da der Reichskanzler Hitler dringend wünscht, dass alle kirchliche Arbeit ungestört erhalten bleibt, so bedeutet diese Eingliederung einerseits den stärksten Schutz aller unserer Verbände. Es dürfen an die evangelischen Verbände [...] von anderen Seiten keine Forderungen auf Umschaltung oder Einschaltung erhoben werden.»* Tiling akzeptierte, dass alle führenden evangelischen Frauen *«nationalgesinnt»* sein sollten, beanspruchte aber einen festen Zugriff auf *«ihre»* Frauen und den Vorstand.<sup>32</sup>

Von Tiling und die evangelischen Frauen ihrer Generation begrüßten Hitlers Verheissungen «völkischer Erneuerung», ökonomischer Wiederherstellung und militärischer Grösse. Aber sie waren trotzdem nicht zum bedingungslosen Verzicht auf ihre Autonomie bereit. Von Tiling beharrte darauf, dass ihre straff organisierten und pro-nazistischen Anhängerinnen auf keinen Fall ein Verschmelzen mit anderen nicht-evangelischen Frauenorganisationen dulden würden. Sie versprach, den Vorstand zu «säubern» bzw. zu «erneuern», stellte aber gleichzeitig klar, dass sie nicht bereit sei, ihre eigene Autorität oder die evangelische Identität ihrer Organisation zugunsten eines nationalsozialistischen Dachverbands aufzugeben.<sup>33</sup> Anfang 1934 trafen sich die evangelischen Frauenführerinnen zu einer dringlichen Diskussion über ihren Status innerhalb des neuen Staates. «*Wir stehen in Kampfzeiten; wenn gekämpft wird, geht es um grosse Werte. Es kommt darauf an, sich zu sammeln, um gemeinsam arbeiten zu können*», erklärte die Sammlungsvorsitzende. «*Frau von Tiling wies auf die Führerschicht hin [...]. Die Weltfremdheit der Kirche muss verschwinden. Kenntnisse in Eugenik, Wirtschaft u.a. müssen gesammelt [...] werden [...].*» Die grosse Mehrzahl der Frauenführerinnen schloss sich Vikarin Damaschke an, die meinte: «*Es handelt sich hier nicht um eine Ablehnung oder einen Angriff gegen die nationalsozialistische politische Staatsführung. Auch die deutsche evangelische Kirche erkennt den Totalitätsanspruch des Staates an, soweit es sich um Wirtschaft, Arbeit und Leben der Volksgenossen handelt.*»<sup>34</sup> Aber wo es um den Glauben ging, beharrten sie auf der Autonomie der Kirche.

Wie so viele konservative Politiker/\*innen brauchten von Tiling und ihre Frauenführerinnen Monate, um zu erkennen, dass sie keinerlei Einfluss auf die Politik dieses Regimes nehmen konnten, das zu unterstützen sie beschlossen hatten. Nachdem Scholtz-Klink sich als mächtigste Frau innerhalb des Parteiapparats hatte behaupten können, beeilte sich Magdalene von Tiling, sich gut mit ihr zu stellen: «*Glauben Sie mir, wenn man seit Jahren, fast könnte ich sagen Jahrzehnten daran gearbeitet hat herauszubekommen, woran es eigentlich liegt und inwiefern der Individualismus, die Isolierung der Menschen – die im Weimarer Staat zum Staatsprinzip erhoben wurde, – Volk und Staat zum Untergang bringt, dann weiss man, worin das grosse Neue in den letzten Tiefen besteht, dann ist man von tiefer Bewunderung für den Mann erfüllt, der so in sich selbst und von selbst vom Anfang an die neue Zeit trug und sie darum heraufführen konnte. [...]. Ich kann nur aus ei-*

*nem Guss leben und Hitler und der gewaltige Umbruch stehen mir so hoch, dass ich glaube, jeder darf dankbar sein, der diese Zeit erlebte, die das Ende einer Geschichtsepoche bedeutet.»<sup>35</sup>*

Aber bald schon sah sich von Tiling in Konkurrenz mit einer Gruppe jüngerer, dynamischerer Frauen, deren Ruf nicht durch die Kooperation mit frauenrechtlerischen Forderungen in der Weimarer Zeit befleckt war. Von Tiling und Müller-Otfried gehörten noch zu einer Generation von Frauenführerinnen, die eine grosse Frauenorganisation aufgebaut hatten und darauf stolz waren. Da Hitler in einer reaktionären Sprache zu ihnen sprach, die sie verstanden, hätten sie sich sicherlich eifrig in den Dienst seiner Sache gestellt. Aber Müller-Otfried und in geringerem Mass auch von Tiling wehrten sich gegen eine völlige Vereinnahmung ihres evangelischen Frauennetzwerks durch das NS-Regime. Beide kamen sie nicht gegen diese neue Generation fügsamerer Frauen an, die sich ausrechneten, dass sie die evangelischen Frauen besser vertreten konnten, wenn sie sich auf die totale Kollaboration mit dem NS-Staat einliessen.

So tat sich, entlang der Generationsgrenze, eine immer tiefere Kluft auf. Während die älteren Frauen an den etablierten Strukturen festhielten, reagierten die jungen flexibler auf die Forderungen der Nazis. *«Man sagt uns: Ihr seid zu jung! Gott sei Dank, dass wir eine junge Organisation sind, nicht belastet mit der alten liberalistischen Weltanschauung.»<sup>36</sup>* Die jüngeren waren stolz auf ihre, wie sie meinten, realistischere Einschätzung der Situation. Absolute Loyalität zu Hitler, so dachten sie, würde ihnen eine privilegierte Position im neuen Staat sichern. Die Theologin Meta Eyl rationalisierte das schwindende Verantwortungsbewusstsein der Frauen: *«Die äussere Sicherung unserer evangelischen Frauensache liegt nach wie vor bei der Einsicht der reichskirchlichen Führung. [...] Nach wie vor [...] keinerlei Einzelaktion. [...] Wir haben hier strengste Disziplin zu halten. [...] In den gemeindlichen Frauengruppen wird der evangelische Frauenwille Schulter an Schulter mit dem christlichen Mann eingesetzt. [...] Wir stehen den jungen politischen Frauenschaf ten – von denen uns in der Frauenauffassung nicht so viel trennt, wie sie zuweilen meinen – zur Seite. [...] Wir müssen sein wie das Gefäss, das, eben entleert, wieder mit Aufgaben gefüllt werden kann vom Boden bis zum Rand. Denn unendliche Aufgaben tauchen herauf.»<sup>37</sup>*

Zwischen den anpassungswilligen Karrieristinnen und der dunkelhaft-reservierten alten Garde hatte sich eine ehrgeizige Frau in den Vordergrund

geschoben. Ihr Aufstieg ähnelte der Karriere von Scholtz-Klink. Auch sie war politisch nicht vorbelastet und ging ihre Aufgabe frischen Mutes an. Agnes von Grone, zur Zeit der Machtübernahme 44 Jahre alt, kam als geborene von Hammerstein aus einer adligen Familie, die ihren Stammbaum bis ins 12. Jahrhundert zurückverfolgen konnte.<sup>38</sup> Sie hatte eine schwere Kindheit, da beide Eltern von labiler körperlicher und seelischer Gesundheit waren. Als ihr Vater 1907 plötzlich starb, übernahm ihre Mutter die Verfügung über den Familienbesitz. Kurz darauf war von Grone zu Gast bei einer Hochzeit auf einem, wie sie sagt, «*Renaissance schloss*». Beim Hochzeitsmahl zeigte sich ihr Tischherr zunächst verärgert darüber, dass er ein 18jähriges «*junges Ding*» neben sich hatte. «*Aber dann entdeckte er, dass ich eine Tochter von Bernhard Hammerstein bin. [...] Aus dieser Erkenntnis heraus widmete sich mir nun dieser Siegfried von Grone aus Westerbrak.*»<sup>39</sup> Sie heirateten 1909. Im September 1914 erlitt ihr Ehemann an der Front eine Kopfverletzung, die ihn für den Rest seines Lebens zum Teilinvaliden machte. Die junge Frau übernahm die Leitung des Familiengutes und zog die vier Kinder gross. Als ihr Ältester volljährig wurde, übergab sie ihm den Besitz, um sich fortan bei der *Frauenhilfe* Bielefeld wohlätigen Aufgaben zu widmen.

Nur wenige Wochen nach Hitlers Ernennung zum Reichskanzler näherte sie sich dem *Deutschen Frauenwerk*. Sie stellte einen Antrag auf Aufnahme in die Partei, woraufhin sie im Mai 1933 den Mitgliedsausweis erhielt. Bald schon sah sie sich für ihren Eifer belohnt. Reichsbischof Müller wies ihr die Aufgabe zu, sämtliche evangelische Frauenorganisationen «gleichzuschalten». In den darauffolgenden Monaten betrieb sie die Absetzung Magdalene von Tilings als Frauenbundsvorsitzende, indem sie dem *Deutschen Frauenwerk* zu verstehen gab, dass sie nicht voll und ganz hinter den nationalsozialistischen Zielen stünde.<sup>40</sup> Von Grones Methoden empörten die Anhängerinnen Magdalene von Tilings. Eine von ihnen schrieb ihr: «*Liebe Frau von Tiling! Wer Sie wirklich kennt, [...] der kann [...] nur den Eindruck bekommen haben, dass Sie zu den wahrhaften Nationalsozialisten gehören, die neben dem hohen Ziel sich auch ein nüchternes Denken und Wirken bewahrt haben. So ist doch auch ihr grosser Führer!*»<sup>41</sup>

Von Grone gründete mit Unterstützung Dagmar von Bismarcks eine Dachorganisation für alle evangelischen Frauen, die sie *Frauenwerk der Deutsch-Evangelischen Kirche* nannte und in Paula Sibers *Reichsarbeitsgemeinschaft deutscher Frauenverbände* einbrachte.<sup>42</sup> Siber versicherte von

Grone: «Selbstverständlich ist das Evangelische Frauenwerk vor Auflösung und Sonderbestimmungen geschützt.»<sup>43</sup> Von Grone versprach, dass Nationalsozialistinnen (und nicht nur «nationalgesinnte» Frauen) in ihrem *Frauenwerk der Deutsch-Evangelischen Kirche* den Ton angeben würden, auch wenn das eine gewisse «Erneuerung» der Vorstände bedeutete, d.h. den Ausschluss langjähriger Mitglieder, die den Parteibeitritt verweigerten oder jüdischer Abstammung waren.<sup>44</sup> Ausserdem sollten etliche massgebliche Frauen sowohl in nationalsozialistischen als auch in evangelischen Organisationen mitarbeiten, um eine bessere Kooperation beider Gruppierungen zu gewährleisten. Als Reaktion auf die von von Grone geäusserte Besorgnis, die evangelischen Frauen könnten sich vereinnahmt fühlen, schwor Paula Siber, rückhaltlos für deren Eigenständigkeit einzutreten. Sie garantierte den evangelischen Frauen die gleiche Autonomie, wie sie die katholischen Frauenorganisationen genossen.<sup>45</sup>

Von Grone unterzeichnete ihre Schreiben wie von Tiling mit «Heil Hitler!» und ernannte sich ausserdem selbst zur «Reichsfrauenführerin» für alle evangelischen Frauen.<sup>46</sup> «Die Frauen bilden im Volk wie in der Kirche das bewahrende, das Erbe von Volk und Kirche behütende Element. Die Voraussetzung dafür ist ihre innere Verbundenheit mit Gott und Volk in der sie ihre ganze Lebensarbeit wurzeln lassen. [...] Damit der Wille unseres Führers Adolf Hitler seine Erfüllung findet, bitten wir die Linie der mütterlichen unpolitischen Frauenarbeit, wie sie bereits in der Reichsarbeitsgemeinschaft Deutscher Frauenverbände vom Staat aus vorgezeichnet worden ist als den einzigen richtigen Weg nationalsozialistischer Frauenarbeit im einen Reich der Deutschen anzuerkennen und alle Frauen Deutschlands zu dieser Frauengemeinschaft zu verpflichten. Frauen sind erfüllt von einer grossen Dankbarkeit, dass der neue Staat die Gebundenheit des Menschen in der Ordnung des völkischen Lebens wieder zur Geltung gebracht hat.»<sup>47</sup> Sie gelobte von Anfang an, die evangelischen Frauen für die Kirche und den Staat zu einen. «Wir leben in UNSEREM Staat, in UNSEREM Volk, bewusst und dankbar als evangelische Menschen. [...] Ich habe nicht nur die Freude, dass meine Familie mit mir seit Langem in der Bewegung steht, sondern auch den kirchlichen Einsatz versteht.»<sup>48</sup> Von Grone versuchte, ihre neue Organisation gegen den Zugriff des Staates zu schützen, indem sie ihre Anhängerinnen selbst auf das «Führerprinzip» einschwor. Künftig, so erklärte sie ihren Mitarbeiterinnen im Dezember, würden alle Mitglieder ihre Mei-

nung frei äussern können, aber wenn Entscheidungen anstünden, würden die Stimmen «gewogen, nicht gezählt», da «zuverlässige» Frauen mehr Gewicht hätten. Anfang Januar 1934 war das Werk vollendet. Die Zeitungen verkündeten: «Zweieinhalb Millionen Frauen bereit zum mütterlichen Dienst: Kundgebung des Evangelischen Frauenwerkes.»<sup>49</sup> Von den Frauen, die evangelischen Frauenorganisationen angehörten, traten 250'000 der NSDAP bei.

Das evangelische *Frauenwerk* sandte ein Telegramm an Frick und pries ihn darin als den «Schutzherrn» der Arbeit aller deutscher Frauen. Nachdem Frick das evangelische *Frauenwerk* gebilligt hatte, wurde es von Reichsbischof Müller offiziell eingeweiht. Im Juli 1934 prahlte er damit, es allein ins Leben gerufen zu haben – wie man meinen sollte, eine klare Warnung.<sup>50</sup> Flankiert von ihrer eigenen, autoritär geführten Organisation, wollte von Grone die Rechte der Frauen innerhalb von – nicht gegen – Kirche und Staat schützen.<sup>51</sup> Es schien, als hätte sie in der Tat eine Reihe von Erfolgen zu verbuchen. Sie hatte sich mit Paula Siber und Frick verbündet und ihre Rivalin Magdalene von Tiling, die ihrerseits mit Gottschewskis glücklosem Frauenfront-Projekt kooperiert hatte und sich schliesslich im Herbst 1934 ganz aus der evangelischen Frauenarbeit zurückzog, geriet ins Hintertreffen.<sup>52</sup> Von Grones Unterordnung unter Hitler und die Rückendeckung durch Reichsbischof Müller verschafften ihr die Macht über eine reichsweite Organisation, die das Werk jener Frauen war, die sie ihrer Ämter enthoben hatte. Ihre Vorstellung war, dass evangelische und nationalsozialistische Frauen gemeinsam Spenden mobilisieren, neue Organisationen gründen, neue Mitglieder werben und Aktivitäten im Sinne des Führers tragen würden. Dabei sollte den evangelischen Frauen die Entscheidung vorbehalten bleiben, wann und woran sie sich beteiligen wollten. Sie hoffte, sich dadurch eine gewisse Machtposition dem weltlichen Regime gegenüber zu bewahren. Die evangelischen Frauenführerinnen verpflichteten sich, weiter für die Belange der mittelständischen Frauen einzutreten, und gelobten absolute Loyalität dem NS-Staat gegenüber. Innerhalb dieses allgemeinen Rahmens waren sich die verschiedenen Frauenführerinnen uneinig, wo die Grenzen zu ziehen seien.

In gewisser Weise schätzten von Grone und die jüngeren Frauen die neue Situation tatsächlich richtiger ein als Müller-Otfried oder Magdalene von Tiling. Kurzfristig stimmte es sicher, dass Protest nichts nützen würde. Die älteren Frauen dagegen erkannten, dass man sich auf die Versprechungen



der Nazis nicht unbedingt verlassen konnte, und setzten daher ihre Hoffnungen auf eine separatistische Strategie. Sie gründeten ihr Selbstbewusstsein auf das, was sie geleistet hatten, und verliessen sich auf ihren Status. Von Grone war so optimistisch zu glauben, innerhalb der nationalsozialistischen Bewegung mitmischen und sich gleichzeitig ihren eigenen Machtbereich bewahren zu können. Unter anderem hatte sie wohl das Beispiel des organisierten Frauenprotests gegen die Entlassungen erwerbstätiger Frauen vor Augen, an dem auch die evangelischen Frauen beteiligt gewesen waren und den Frick schliesslich in die Knie gezwungen hatte.<sup>53</sup>

Hinzu kam noch, dass sie die erbitterten Kämpfe zwischen Hess und Frick, Gottschewski und Siber, Krummacher und Ley sah, welche die Energien von der Gleichschaltung nicht-nazistischer Organisationen abzogen. Ironischerweise resultierte diese Konfusion an der Spitze teilweise aus der Weigerung der nationalsozialistischen Frauenführerinnen, ihre Macht an männliche Vorgesetzte abzutreten, eben jener Haltung, die von Tiling und Müller-Otfried ihre Positionen gekostet hatte. Die altgedienten nationalsozialistischen und evangelischen Frauenführerinnen fühlten sich den Organisationen, die sie mitaufgebaut hatten, tief verbunden und verpflichtet. Sie reagierten zurückhaltend auf die Freundschaftserklärungen der Nazis. Die Verwirrung innerhalb der oberen Ränge der Regierung und der Parteiführung liessen Frauenführerinnen wie von Grone in einem unrealistischen Machtgefühl. Nach einem Jahr NS-Diktatur befand von Grone zurecht, dass ihre Frauen nach wie vor besser organisiert waren als Krummacher und Sibers Nationalsozialistinnen. Sie hatte aus den Fehlern ihrer Vorgängerinnen gelernt und erkannte, dass sie nur dann auf Einfluss hoffen konnte, wenn sie mit der politischen Kraft kooperierte, die auf absehbare Zeit die führende Macht im Staat sein würde. Sie unterschied sich von Müller-Otfried und von von Tiling nur durch den Grad der Unterordnung, die sie zu akzeptieren bereit war. Aber im NS-Deutschland wogen solche graduellen Unterschiede schwer.

Als Scholtz-Klink und Hilgenfeldt die Kontrolle über die NS-Frauenorganisationen übernahmen, erzeugte diese «Umgruppierung» zunächst Chaos. Infolge der unklaren Rechtslage kam es im Lauf des Jahres 1933 zu wachsender Unruhe, die sich 1934 noch steigerte. Als Scholtz-Klink daran ging, Ordnung zu schaffen, tat sie etwas, das von Grone hätte warnen sollen: Sie vereinnahmte äussere «Markenzeichen» ihrer Organisation, indem sie ihren NS-Dachverband *Deutsches Frauenwerk nannte*, sich selbst Reichs-

frauenführerin titulierte und schliesslich sogar das Logo und die Aufmachung der evangelischen Frauenzeitschrift *Mutter und Volk* kopierte. Als das *Deutsche Frauenwerk* sich ausweitete, imitierte und absorbierte es erfolgreiche Programme der evangelischen Frauen wie Eheberatung, Mütterhilfe und Mütterkurse. Die evangelischen Frauen empfanden dieses Nacheifern als Kompliment und waren gern bereit, den neuen Staat zu beraten, der ihre Leistungen würdigte. Ein finanzstarkes Wohlfahrtswerk würde, hofften sie, einen Rahmen abgeben, innerhalb dessen sie ihre Sozialprogramme den Bedürfnissen des Staates anpassen könnten. Es waren vor allem drei Gebiete, auf denen die Kooperation zwischen Staat und Kirche möglich schien: Jugendarbeit, Eugenik und Mütterhilfe.<sup>54</sup> Aber in allen diesen Bereichen nahmen Scholtz-Klink und ihr Führungsstab die evangelischen Programme zum Modell für eigene nationalsozialistische Versionen, um sie anschliessend zu verbieten.

Von evangelischer Seite war ein freiwilliger Arbeitsdienst für junge Frauen bereits seit 1932 geplant, aber erst mit dem Machtantritt der Nazis wurde er realisiert. Dieses Programm war nicht nur eine Arbeitsbeschaffungsmassnahme, sondern sollte darüber hinaus auch die Gegensätze zwischen Arm und Reich, Stadt und Land, Katholiken und Protestanten überbrücken. Persönliche Begegnungen sollten völkischen Zusammenhalt stiften. Eine evangelische Medizinstudentin erinnert sich an ihre ersten Erfahrungen innerhalb dieses Arbeitsdienstes in Worten, die auch eine begeisterte Nationalsozialistin hätte benutzen können: *«Was nützt es, wenn wir immer reden und lesen von den nicht mehr vorhandenen Standesunterschieden. [...] Ich halte den Landhelferdienst als Form des weiblichen Arbeitsdienstes für eine der besten und dankbarsten Lösungen. [...] Auch für uns ist diese Art der Arbeit gut. Ein bisschen Hauswirtschaft und Landarbeit kann keinem von uns schaden. Wir lernen darin Anpassung, Bescheidenheit und auch wieder Selbstbewusstsein in gesunder Masse.»*<sup>55</sup>

So sollte die Jugend, statt zu demonstrieren oder in «dekadente» Gewohnheiten zu verfallen, zu neuer Eintracht finden. Die evangelischen Frauen betrieben den Frauenarbeitsdienst selbst so effizient, dass das NS-Regime ihn erst 1936 übernahm. Hinter diesen noblen Zielen verbarg sich in Wahrheit ein Programm zur Bereitstellung billiger Arbeitskräfte, die auf dem Land entweder in Arbeitslagern oder einzelnen Bauernfamilien zum Einsatz kamen. Nur 3% der Teilnehmerinnen kamen vom Land und arbei-

teten in der Stadt. Kurz vor dem Krieg umfasste dieser Arbeitsdienst über 200'000 junge Frauen; nach 1941, als alle Frauen unter 25 (die nicht in der Kriegsproduktion tätig waren) zum Pflichtjahr eingezogen wurden, verdoppelte sich diese Zahl noch.<sup>56</sup> In den Anfangsjahren des Dritten Reichs betrachteten die evangelischen Frauen den Arbeitsdienst als ein Musterbeispiel für die Kooperation von Kirche und Staat, ohne sich darüber im Klaren zu sein, wie fragil ihr eigener Einfluss war.

Clara Schlössmann-Lönnies, Gründerin und Vorsitzende des populären evangelischen Mütterdienstes, kooperierte mit dem neuen Staat, indem sie ihre Organisation freiwillig aus dem evangelischen Netzwerk löste und Scholtz-Klink unterstellte. Ihre Zeitschrift *Mutter und Kind* (1931 gegründet) propagierte von Anfang an Eugenik und Mutterschaft. Sie griff in vielerlei Hinsicht die Anliegen von Helene Stöckers *Bund für Mutterschutz* auf, aber in einem Punkt unterschied sie sich wesentlich von deren Forderungen. Klara Schlössmann-Lönnies sprach den Frauen das Recht ab, selbst zu entscheiden, ob und wann sie Kinder bekommen wollten. Genau dieser Punkt war aber der Eckpfeiler des Programms des verbotenen Verbandes gewesen. Nach 1933 ging sie noch einen Schritt weiter in ihrem Bemühen, ihre totale Loyalität zu Hitler unter Beweis zu stellen: Sie liess sich von ihrem jüdischen Ehemann scheiden und wies selbst ihre «arischen» Vorfahren nach. Als ihre Mitstreiterinnen ihr dennoch das Recht auf ihre Führungsposition aberkennen wollten, erklärte sie die Ehe zum «*Irrtum ihres Lebens*». Sie soll ausserdem hinzugefügt haben, dass «*sie sich ihres Sohns nicht geniere*», da er «*ein so reiches Erbgut mitbekommen habe, dass er ein wertvolles Mitglied im Dritten Reich werden würde*».<sup>57</sup> Ihr Mann wurde während des Krieges «deportiert», und man hörte nie wieder von ihm.<sup>58</sup> Jetzt schien der glänzenden Karriere dieser 35jährigen Opportunistin im Bereich des Mütterdienstes nichts mehr im Weg zu stehen.

Die evangelischen Frauen begrüsst den neuen Staat, der ihre Leistungen als Mütter und Organisatorinnen würdigte und ihnen Unterstützung versprach. Jahrelang hatten evangelische Fürsorgerinnen auf finanzielle Beihilfen zur Förderung von Ehe und Familie gedrungen. Ausserdem betrieben sie fünfzig Erholungsheime für Mütter und unterstützten kinderreiche Familien, indem sie Haushaltshelferinnen bereitstellten.<sup>59</sup> Die evangelischen Frauen hatten wegen der fallenden Geburtenrate in das nationale Alarmgeschrei eingestimmt und vom «*Selbstmord der Familie*» und «*Mord am Volk*» gesprochen. Evangelische Fürsorgerinnen betonten – im Gegensatz

zu ihren katholischen Kolleginnen – neben der Quantität auch die Qualität und drängten darauf, dass «genetisch minderwertigen» Personen das Recht entzogen werden müsse, Kinder in die Welt zu setzen. *«Alle diejenigen, die in der sozialen Arbeit stehen und tagtäglich das grosse Elend und das grosse Leid in den Krankenhäusern, Nervenheilstätten und auch in den Fürsorgeheimen sehen, werden das Gesetz begrüßen. Wir wissen, die Verhütung der Fortpflanzung erbkranken und erbelasteten Lebens ist in vielen Fällen eine Barmherzigkeit und keine Härte. [...] Als Christen nehmen wir die Erbgesetze sehr ernst; sie sind Ordnungen Gottes, durch die wir uns verpflichtet fühlen. Nicht nur von den Erbgesetzen her begreifen wir, warum das Kind die Sünden der Eltern tragen muss, sondern wir besinnen uns auf die alten religiösen Wahrheiten, die oft vergessen werden: ‚Ich will die Sünden der Väter heimsuchen an den Kindern bis ins 3. und 4. Glied.‘»*<sup>60</sup> Die Innere Mission hatte sich offensichtlich in der Weltwirtschaftskrise von der ökonomischen Notsituation gedrängt gesehen, Kommissionen und Forschungsgruppen zu eugenischen Massnahmen einzusetzen und einschlägige Untersuchungen zu veröffentlichen.

Die NSDAP hingegen hatte trotz aller Rhetorik über die Reinerhaltung der Rasse noch keine konkreten Pläne formuliert, wie denn die «rassische Revolution» herbeizuführen sei, für die Hitler nun schon seit über einem Jahrzehnt eintrat. Obgleich Hitler immer wieder verbal gegen die Juden und andere «ethnisch minderwertige» Minderheiten zu Felde gezogen war, enthielt die Doktrin des Nationalsozialismus noch keine spezifischeren eugenischen Strategien. In den hektischen Wahlkampfzeiten der Jahre 1930 bis 1933 war niemand dazu gekommen, detailliertere Pläne zu entwickeln. Aber nach der Machtübernahme vereinnahmte Hitler langjährige Forderungen der evangelischen Organisationen für sich.<sup>61</sup>

Im Sommer 1933 kündigte die Regierung die Einführung von Ehestandsdarlehen und von Zwangssterilisierungsmassnahmen an. Meta Eyl, die neu ernannte Leiterin des *Deutsch-Evangelischen Frauenbundes*, begrüßte die Reformen, insbesondere die letztere. *«Es handelt sich um die Aufforderung zum Umdenken seitens des gesamten Volkes in diesem Punkte. [...] Gegenüber einer Not kann sich der Staat von solchen Opfern nicht zurückhalten. Es ist deutlich, dass nicht nur das Gesetz selbst, sondern auch seine Auswirkung Opfer heischt. [...] Nur wenn ein ganzes Volk in voller Kenntnis*

*des Gesetzes und seiner Auswirkungen mit erfüllendem Willen hinter ihm [Hitler] steht, kann die Absicht des Gesetzes gelingen.»*<sup>62</sup> Evangelische Organisationen unterstützten auch noch andere Verordnungen, die die Strafen für Abtreibung, Homosexualität, Pornographie und Prostitution verschärften. Seit den zwanziger Jahren schon hatte die *Arbeitsgemeinschaft für Volksgesundung* in Flugschriften die Einzelnen aufgefordert, das Allgemeinwohl über ihr individuelles Glück zu stellen und sich an den wissenschaftlichen Programmen zur Ausmerzung «genetischer Defekte» innerhalb der «germanischen» Rasse zu beteiligen. Die Eugeniker beklagten die Last, die die 180'000 Schwachsinnigen, 80'000 Schizophrenen, 20'000 bis 25'000 Epileptiker und etwa 30'000 Blinden und Tauben für das deutsche Volk bedeuteten. Mit den neuesten «wissenschaftlichen» Erkenntnissen bewaffnet, rechneten die evangelischen Eugeniker damit, die Führungsrolle innerhalb der staatlichen Kampagne zur Verhinderung der Weitergabe genetischer Defekte an die nächste Generation zu übernehmen.

Die Frauenführerinnen begrüßten diese Chance, ihr Engagement für die Mutterschaft intensivieren und aktualisieren zu können.<sup>63</sup> Mutterschaft und Kindererziehung waren jetzt Belange von vorrangigem Interesse, und die evangelischen Frauen fühlten sich in diesen Bereichen als Avantgarde.<sup>64</sup> Die Frauen brauchten sich jetzt nicht mehr als Versagerinnen zu fühlen, wenn ihnen die Gleichberechtigung nicht gelang, sondern konnten wieder in «ihren» Bereich zurückkehren und dort unangefochten als reinigende und läuternde Kraft walten. Der «mütterliche Typus», wie ihn Clifford Kirkpatrick gepriesen hatte, triumphierte über den lästigen «Proteststypus», der nur darauf aus war, in männliche Domänen vorzudringen.

Den offiziellen Berichten zufolge gedieh die Kooperation ausgezeichnet. Nationalsozialistinnen und evangelische Frauen setzen sich trotz ihrer unterschiedlichen Glaubensbekenntnisse vereint für ihr gemeinsames Ziel, die «Förderung der Mutterschaft» ein. Aber die Einzeldokumente – Hunderte von «Tätigkeitsberichten» und anderen Schreiben –, die sorgsam im *Evangelischen Zentralarchiv* in Berlin und im *Archiv des Deutsch-Evangelischen Frauenbundes* in Hannover aufbewahrt wurden, zeichnen ein komplexeres Bild. Der Tenor der allmonatlichen Berichte, die in von Grones Büro eingingen, reichte, wie eine Frau resümiert, von enthusiastischer Zustimmung bis zu strikter Ablehnung.<sup>65</sup> Die evangelischen Frauen äusserten durchweg Dankbarkeit für die starke männliche Führung, die die gefährdete «weibli-

che Sphäre» zu schützen versprach. Sie sahen darin die Chance, ihre eigenen Institutionen innerhalb dieses Bereichs wieder etablieren zu können. Aber hinter der harmonischen Fassade, die die offiziellen Erklärungen von Grones präsentieren, finden sich zahllose Hinweise auf erbitterte Kleinkriege, Fehden und Machtspiele auf allen Ebenen.

Der autoritäre Staat, der jede öffentliche Diskussion erstickte, entfesselte Konflikte zwischen einzelnen Bevölkerungsgruppen, weil er die Individuen zwang, sich mit ihren religiösen, moralischen und politischen Werten auseinanderzusetzen. Das NS-Regime, das die Werte der Familie hochzuhalten gelobte, zerrte an den Familienbanden, indem es die Kinder in die *Hitlerjugend* holte, die Mütter in die ehrenamtliche Wohltätigkeitsarbeit und die Väter zu Parteiaktivitäten und Versammlungen. Ausserdem war, wie Schlössmann-Lönnies immer wieder hervorhob, der Organisationsapparat der Frauen innerhalb der NSDAP absolut chaotisch. So bemerkte sie Anfang Januar 1934: «*Die Siber [...] fliegt in den nächsten Tagen, die Gottschewski flog. Da haben wir denn die Bottke. Kennen Sie die Bottke. Gutes Tier, aber doch keene Führerin [...].*» Wie hatte es zu einer solchen Situation kommen können? Lag es nicht daran, «*dass Hitler bei der schweren Zangengeburt des Frauenwerks absolut nicht Pate stehen*» wollte? Ausserdem befand sie, dass es «*unnationalsozialistisch*» sei, die Frauen «*rein männlichen Organisationen*» zu unterstellen.<sup>66</sup>

Die Forderungen des Staates wurden so umfassend, dass sich die evangelischen Frauen in praktischer wie ideologischer Hinsicht vor schwere Entscheidungen gestellt fanden: Was hatte Vorrang, die Bibelgesellschaft des *Frauenwerks der Deutschen Evangelischen Kirche* oder der Nähkreis des *Deutschen Frauenwerks*? Die Briefe der Frauen aus jener Zeit schildern eindringlich die Krisenstimmung, die alle Lebensbereiche durchdrang und, wie einige fanden, vergiftete. Frauenführerinnen schrieben, dass sie sich in einem Kampf befanden, in dem alle Grundwerte auf dem Spiel standen.

Alle Seiten riefen zur Einigkeit auf, aber die Versammlungen, die einberufen wurden, um eine einheitliche Haltung dem Nationalsozialismus gegenüber zustande zu bringen, endeten im Streit. Nicht genug, dass ein Teil der evangelischen Frauen den *Deutschen Christen* und Reichsbischof Müller anhing und andere diese Orientierung ablehnten – häufig unterstützte ein und dieselbe Person bestimmte Massnahmen der Nazis begeistert, während sie andere genauso verurteilte.<sup>67</sup> So heisst es in einem Bericht: «*Die Zustände in Tungendorff in Bezug auf NSV und Frauenhilfe sind unhaltbar.*

[...] In Gross Flottbek versucht die Leiterin der Frauenschaft die Frauenhilfe in Misskredit zu bringen, indem sie sich weigert, sich bei Verhandlungen an einen Tisch mit der Frauenhilfe zu setzen. [...] Solches Verhalten ist nicht dazu angetan, die von unserem Volkskanzler gewollte innere Volksgemeinschaft herzustellen.»<sup>68</sup> Eine andere Frau klagt: «An ein ruhiges Arbeiten wird nicht zu denken sein. Es ist mehr als je Kampf situation, und man müsste sich voll und ganz einsetzen. [...] Wo [...] ist nun die Kirche, der wir dienen? Sind wir nicht noch immer Frauenwerk der KIRCHE? Welcher dann? Wir können nur einer Kirche dienen. Sonst stehen wir neben beiden und treiben VEREINSARBEIT[...].»<sup>69</sup> Die NS-Politik der Jahre 1933 und 1934 hatte zu einer Spaltung der evangelischen Frauen geführt, aber würden sie sich unterwerfen?

In Berichten aus Dessau brach sich der Unmut darüber Bahn, dass die Wirkungsmöglichkeiten der evangelischen Frauen so stark eingeschränkt worden waren: «Die Kerntruppe ist die Frauenschaft. [...] Alle Schulung liegt ausschliesslich in den Händen der NS-Frauenschaft. [...] Über Rassefragen dürfen nur Redner der NSDAP sprechen. Neugründungen sind verboten [...].»<sup>70</sup> In einem Dorf, in dem es vor 1933 kaum genügend religiös aktive Frauen gegeben hatte, um die kirchlichen Organisationen überhaupt am Leben halten zu können, zerfielen die pro-nationalsozialistischen evangelischen Frauen jetzt in zwei Fraktionen, da die Anhängerinnen der *Deutschen Christen* die Ideologie Hitlers über die Bibel stellten, während für andere Glaubensgenossinnen nach wie vor die Kirche Vorrang vor dem NS-Staat hatte. «Wenn 2 ‚Konkurrenzvereine‘ (das Wort ist nicht von mir) in einem kleinen Dorf sind, etwa 2 Gesangsvereine, und ein Vorstandsmitglied des Vereins A äusserte sich dahin, dass es kein Vertrauen zum Bestand seines Vereins hätte, machte immer flau; liess sich vom Verein B verpflichten, die Interessen dieses Vereins B im Vorstand A zu wahren (!!!); begeisterte sich mehr für den anderen Verein B; täte so, als sei nur im Verein B Leben und Betrieb und in A nicht; kämpfte nicht mehr für den eigenen Verein; – dann würde ohne Zweifel der Vereinsvorstand A zur Notwehr greifen und den Betreffenden entfernen.»<sup>71</sup>

Vielerorts sahen die Frauen die NS-Frauenschaft als Konkurrenz: «Drei Frauenvereine in einem kleinen Ort; NS Frauenschaft, L. H. V. [Landwirtschaftlicher Hausfrauenverein] und Frauenhilfe ist auf die Dauer unmöglich und zerschlägt jede Gemeinschaft und jeden wirklichen Aufbau. [...] Es ist die grosse Hauptsache, dass die Dorfgemeinden nicht unnötig geteilt wer-

den, und nun gar die Frauen der Gemeinde!»<sup>72</sup> Aus Berlin wird erklärt, dass «die völlige Verwirrung und Führungslosigkeit, die über das Frauenwerk gekommen ist, vor allem zurückzuführen ist auf den Mangel eines geordneten Geschäftsgangs in der Reichskirche».<sup>73</sup> Und eine Frau resümiert: «Die Frauenhilfe erleidet also eine grosse Beschränkung in ihrer Arbeit.»<sup>74</sup> Die Naziführer versprachen Ordnung, aber sie stifteten ein Ausmass an Verwirrung, wie sie nicht einmal die Inflation oder die Wirtschaftskrise ausgelöst hatten.

Agnes von Grone wollte diesem demoralisierenden Chaos ein Ende setzen. Sie versuchte, ihr «Führerprinzip» durchzusetzen, indem sie alle lokalen Gruppen aufrief, sich entweder ihrem *Frauenwerk der Deutsch-Evangelischen Kirche* anzuschliessen oder sich aufzulösen. Die *Frauenhilfe* verweigerte beides, sagte sich völlig vom überregionalen Netzwerk los und behielt ihre alte Organisationsform bei. Hunderte von Briefen überschwemmten von Grones Büro. In einigen Gauen befahlen die Gauleiter den evangelischen Frauen, dem *nationalsozialistischen Deutschen Frauenwerk* beizutreten, während sie andernorts samt und sonders aus allen nationalsozialistisch geleiteten Organisationen ausgeschlossen wurden. Manche Nationalsozialistinnen meinten, es gelte, die evangelischen Frauenorganisationen zu unterwandern, andere wollten davon nichts wissen. So unterschiedlich die konkreten Probleme auch sein mochten – die meisten evangelischen Frauen teilten die Meinung einer Gaufrauenschaftsleiterin aus Kassel, die auf Instruktionen aus Berlin drängte. «Wenn nicht endlich das klärende Wort gesagt werden kann, verliert die kirchliche Frauenarbeit hier von Woche zu Woche an Boden. Überdies geht der Friede in den Gemeinden verloren und ein vertrauensvolles Zusammenarbeiten mit den NS-Frauenschaften wird in den beunruhigten Gemeinden und Kreisen ungemein erschwert. Das alles in einer Gegend, deren Bevölkerung nationalsozialistisch ist, aber kirchlich bleiben will.»<sup>75</sup> Viele Frauenverbände, die gleichgeschaltet wurden, kümmerten sich sonst wenig um die Neuordnung. Man sah die äusseren Erfolge, stand hinter Adolf Hitler, lehnte aber sonst den Nationalsozialismus ab.<sup>76</sup>

Die Polizei unterband Versammlungen der evangelischen Frauen; die Staatspresse verunglimpfte einzelne Mitglieder; männliche Nazis beleidigten die evangelischen Frauenorganisationen durch «verächtliche Äusserungen, in denen sie die Frauenhilfe mit einem Karnickelzuchtverein gleichstellten».<sup>77</sup> Klagen kamen stapelweise. Oft brachten evangelische Frauen ih-



re nationalsozialistischen Widersacher vor Gericht, manchmal gewannen sie sogar. Aber in jedem Fall wurden sie vorsichtiger. In manchen Städten erhielten evangelische Frauen die Order, alle Aktivitäten einzustellen, die nicht im engsten Sinne religiös waren. Das bedeutete zum Beispiel, dass sie Bedürftige abweisen mussten, weil sie ohne Autorisierung durch das *Deutsche Frauenwerk* nicht karitativ tätig werden durften. Eine Frau beklagte sich über «*die fortgesetzten Demütigungen und Kränkungen und Verleumdungen*». Der Zeitpunkt der Resignation war für sie gekommen, als sie Anweisung erhielt, den Armen, die an ihre Tür klopfen, nichts mehr zu geben. «*Wir haben sie schweren Herzens abweisen müssen, denn? Es ist uns verboten. Verboten! Unter Androhung von Strafen!*»<sup>78</sup>

Andere Frauen meldeten, dass in den kirchlichen Organisationen die Mitglieder abwanderten, weil die NS-Frauenorganisationen materielle Vorteile boten, mit denen die evangelischen Frauen nicht mithalten konnten. Beispielsweise mussten in manchen Gegenden Frauen an nationalsozialistischen (nicht-kirchlichen) Mütterschulungen teilnehmen, um in den Genuss von Ehestandsdarlehen zu kommen. Spenden, die bei gemeinsamen Aktionen gesammelt worden waren, blieben in der Regel in den Kassen der NS-Organisationen. Frauengruppen, die dagegen protestierten, wurden von der Gestapo aufgelöst. Ihre Mitgliederlisten und Bücher wurden beschlagnahmt. Alle karitativen Aktivitäten der evangelischen Frauen wurden dem Wohlfahrtsministerium unterstellt. Viele Frauen sehnten sich jetzt sogar nach den Verhältnissen in der Weimarer Republik zurück. Damals hatten die evangelischen Frauen geschlossen auf die Sozialisten, Atheisten, Katholiken und Parlamentarier geschimpft; jetzt stritten sie untereinander über Fragen von Prioritäten und Loyalitäten, Lehre und Glauben. Die Anhängerinnen der pro-nazistischen *Deutschen Christen*, die der oppositionellen *Bekennenden Kirche* und die Vertreterinnen der neutralen Mehrheit der *Deutschen Evangelischen Kirche* rivalisierten miteinander, und die Partei grub ihnen das Wasser ab.<sup>79</sup>

Die evangelischen Frauenführerinnen standen vor einem Dilemma. Einerseits begrüßten sie das Durchgreifen eines starken, zentralistischen Staates, der die Mutterschaft hoch bewertete, andererseits wehrten sie sich gegen die Übergriffe des Staates auf ihr Gebiet. Weit davon entfernt, die sozialen Programme, die den evangelischen Frauen am Herzen lagen, zu effektivieren, schuf das Hitlerregime ein gigantisches Chaos aus rivalisierenden Apparaten, erbitterten Machtkämpfen und doppelten Strukturen, das schlimmer

war als das «Durcheinander», das die Konservativen der Weimarer Republik vorgeworfen hatten.

Die evangelischen Frauenführerinnen büsstun zunächst an Einfluss ein; 1934 aber erhoben sie ihre Stimmen wieder, um ihre kirchlichen Vorgesetzten mit einer Flut von Protesten, Vorschlägen, Forderungen und Beschwerden zu überschwemmen. Diese Phalanx aus Angehörigen geachteter Kreise liess sich nicht einfach ignorieren oder beiseite drängen. Die NS-Funktionäre vertrieben unkooperative Frauen aus ihren eigenen Reihen, zögerten aber, «autonomen» Frauen, wie von Grone, offen entgegenzutreten. Am einfachsten wäre es gewesen, wenn Reichsbischof Müller es geschafft hätte, sie zur «Ordnung» zu rufen. Aber dazu fehlten ihm der nötige Takt und eine ausreichende Basis innerhalb der evangelischen Kirche. So entspann sich zwischen 1933 und 1936 eine Dreierkonkurrenz, die durch heftige Auseinandersetzungen zwischen NS-Funktionären, Kirchenführern und evangelischen Frauenführerinnen geprägt wurde.

Die NS-Politik spaltete die evangelischen Frauen. Von Grone wehrte sich gegen die Vereinnahmung und bekräftigte die apolitische Haltung ihrer Organisation. Sie und ihre Anhängerinnen hielten sich zwar selbst von der «männlichen» Welt der Politik fern, aber ihr war klar, dass sie männlichen Schutz brauchten. Den suchte sie ausgerechnet bei Reichsbischof Müller, dem Mann mit «*dem Hakenkreuz auf der Brust und dem Kreuz im Herzen*». Müller lag es fern, die Kirche (und erst recht ihre weiblichen Mitglieder) gegen staatliche Interventionen in Schutz zu nehmen. Aber wenn sie sich nicht der *Bekennenden Kirche* zuwenden wollte (was ihre Hoffnungen auf staatliche Unterstützung und Finanzierung endgültig zunichte gemacht hätte), war der Reichsbischof ihre einzige Hoffnung. Von Grone hätte jedoch erkennen müssen, was nur allzu offensichtlich war: dass der evangelische Klerus und sein Reichsbischof den Nationalsozialismus mit offenen Armen begrüsstun und sich manchmal sogar mit ihm gegen ihre eigenen Organisationen verbündeten. Eine Führerin einer örtlichen evangelischen Frauenorganisation beklagte sich 1934 in einem nach Berlin adressierten Brief bitter darüber, dass ihre Mitstreiterinnen «*bis in die kleinsten Dörfer hinein von den Führerinnen der Frauenschaft angegriffen*» würden: «*Wir finden keine Hilfe von Seiten der Landeskirchenregierung. Wir müssen [...] den Eindruck gewinnen, als ob die Herren der Thür. Kirchenregierung eine Gleichschaltung der Evgl. Frauenhilfe mit der NS-Frauenschaft begrüsstun würden. Wir*

bitten daher ergebenst, dass die Reichskirche der Thüringer Kirchenregierung eine klare Weisung geben wolle über ihr Verhalten zur Evgl. Frauenhilfe.»<sup>80</sup> Als Reaktion auf die Proteste der Frauen erging der Aufruf zur Fügsamkeit: «Der Kirche und den Gemeinden ist nicht damit gedient, wenn der Streit zwischen Frauenschaft und Frauenhilfe auf dem Rücken des Pastors ausgetragen wird. Die Kirche hat von solchen Streitigkeiten nur Schaden [...].»<sup>81</sup>

Es überrascht nicht, dass Müller auf das Ersuchen um Schutz mit der Anweisung reagierte, alle kirchlichen Vereine in nationalsozialistisch geleitete Institutionen einzugliedern. Anfang 1934 hatte er bereits 700'000 Mitglieder der evangelischen Jugendvereine der *Hitlerjugend* zugeordnet, die Berufsorganisationen der Frauen (Fürsorgerinnen, Lehrerinnen und im Gesundheitswesen beschäftigte Frauen) waren mit seiner Billigung der *Deutschen Arbeitsfront* eingegliedert worden, und der evangelische Mütterdienst war mittlerweile dem *Reichswohlfahrtsministerium* unterstellt. Müller hatte persönlich veranlasst, dass die Leiterin des Mütterdienstes, Schlössmann-Lönnies, ihres Amtes enthoben wurde und er entliess sie als Herausgeberin der von ihr gegründeten Zeitschrift *Mutter und Kind*.<sup>82</sup>

Im Februar 1934 leitete Müller die Eingliederung des gesamten *Frauenwerks der Deutsch-Evangelischen Kirche* in das *Deutsche Frauenwerk* in die Wege.<sup>83</sup> Ein Prälat beklagte das Ende der friedlichen Zusammenarbeit unter den Frauen und bat seine Vorgesetzten, doch die Ordnung wiederherzustellen: «Ich richte die Bitte an Sie, zu erwägen, was für eine Verwirrung in unsere Gemeinde hineingetragen wird, wenn selbst unsere Frauenvereine auf die von ihnen beabsichtigte Weise in den kirchenpolitischen Kampf hineingeführt werden. Bisher waren unsere evangelischen Frauenvereine unter allen Vereinen diejenigen, die ihren schönen Liebesdienst in unseren Gemeinden taten unter bewusster Beschränkung auf das ihnen anvertraute Gebiet und unberührt in ihrer segensvollen Arbeit von den Wirren der Zeit.»<sup>84</sup> Aber die Frauen mischten sich doch in die politische Auseinandersetzung ein, als sie sahen, wie ihre Programme und ihre theologischen Überzeugungen vereinnahmt wurden.

Als Hitler sich in Glaubensfragen einzumischen begann, ging von Grone allmählich in die Opposition. Sie und ihre Anhängerinnen weigerten sich, den, wie sie es nannte, «heidnischen Anweisungen» ihres Bischofs Folge zu leisten. Sie erläuterte: «Ich wollte [...] ausdrücken, dass die rein juristische Regelung der Kirchenverhältnisse fast überall auf Hindernisse gestossen ist,

weil von Geistlichen und Laienseite aus nicht genug Versuche gemacht wurden weiterzukommen in der Frage, wie die Befriedung herbeigeführt werden könnte, die wir im Volk unbedingt brauchen und verlangen müssen.»<sup>85</sup> Trotz Pressezensur kritisierten die evangelischen Frauen die Nazifizierung der christlichen Theologie. Die Behandlung heikler Themen in strikt theologischen Kategorien ermöglichte den evangelischen Frauen, diese Fragen überhaupt zu erörtern. Auf diese Weise entspann sich etwa eine Debatte über die Frauen im Alten Testament, die gleichzeitig eine Kritik der evangelischen Frauen an der Säkularisierung darstellte. NS-Journalistinnen hatten dem Christentum eine aus alttestamentarischen, d.h. jüdischen Einflüssen resultierende Frauenfeindlichkeit vorgeworfen und dafür Paulus als Beispiel angeführt. Meta Eyl verteidigte daraufhin vehement das jüdisch-christliche Erbe, das die Frauen, angefangen mit Ruth und anderen alttestamentarischen Heldinnen, stets hoch geschätzt habe. Sie aktualisierte ihre Aussage, indem sie erklärte: «Die Frau germanischen Blutes hat [...] ein anderes Lebensgefühl, eine andere Tradition und Anlage. Es ist kein Zufall, dass die Frauenbewegung in den nordischen Ländern aufgebrochen ist. Es kommt darauf an, dass wir Frauen deutschen Blutes die christliche Botschaft auf unsere Schuld, unsere Schwächen, unseren Hochmut, unsere Not beziehen.»<sup>86</sup> Indem die evangelischen Frauen das jüdische Element ihres Erbes verteidigten, behaupteten sie ihre Form des christlichen Glaubens gegen rassistische Anwürfe. Das Eintreten für ihre Überzeugung ging jedoch nicht soweit, dass sie sich praktisch für evangelische Frauen jüdischer Abstammung eingesetzt hätten.

In der Tradition Luthers gründeten einige evangelische Theologinnen ihre Überzeugungen auf die Meinung, dass das Heil allein durch den Glauben zu erlangen sei. Vikarin Damaschke erklärte, der «Nordisch-Germanische Gottesgedanke» stelle eine ebenso gefährliche Bedrohung für den christlichen Glauben dar wie der marxistische Atheismus. Sie nannte es häretisch, von einem «Tausendjährigen Reich» auf Erden zu sprechen und das himmlische Reich zu ignorieren. Die evangelischen Frauen konnten zwar akzeptieren, dass die nordischen Rassen dazu bestimmt seien, über die Welt zu herrschen, aber sie widersetzten sich entschieden, wenn die säkulare Doktrin sich anmasste, darüber zu urteilen, wer in den Himmel kam und wer nicht.<sup>87</sup>

Die Frauenführerinnen der *Deutschen Evangelischen Kirche* warfen den fanatischen *Deutschen Christen* vor, sie entheiligten die Würde der Kirche

als einer ausserhalb aller Politik stehenden Institution. Ohne jedes Gefühl für ihre eigene Kollaborationsbereitschaft mit dem Hitler-Regime übten sie philisterhafte Kritik an den Frauen, die den Standpunkt der *Deutschen Christen* vertraten, dass «eine Weltanschauung wie die unsere den ganzen Menschen fordert». <sup>88</sup> Nur ein kleiner Teil der evangelischen Frauen vertrat diesen extremen Standpunkt. Zu wenige, als dass sie die evangelische Frauenarbeit hätten bestimmen oder auch nur ernstlich beeinflussen können. Aber sie waren, wie sie mehrfach unter Beweis stellten, stark genug, um diese Arbeit zu sabotieren.

Von Grone, die von den fanatischen Anhängerinnen der *Deutschen Christen* innerhalb und den NS-Funktionär/\*inn/en ausserhalb der Kirchen bedrängt wurde, versuchte zunächst noch, einen sicheren Kompromisskurs zu steuern. Die erste Desillusionierung erfuhr sie bereits im Sommer 1934, nur wenige Monate, nachdem Scholtz-Klink und Hilgenfeldt die Kontrolle über die NS-Frauenorganisationen übernommen hatten. <sup>89</sup> Krummacher, Siber und Scholtz-Klink hatten alle bei verschiedenen Gelegenheiten immer wieder beteuert, dass sie nicht die Absicht hätten, sich in die inneren Angelegenheiten der gleichgeschalteten religiösen Organisationen einzumischen. «Doppelmitgliedschaft ist gestattet.» <sup>90</sup> Aber im Juli 1934 wurde den evangelischen Frauenorganisationen untersagt, neue Mitglieder zu werben oder neue Untergruppen zu gründen, was von Grone als einschneidenden Übergriff wertete. <sup>91</sup> Sie kritisierte Scholtz-Klinks Order als Zeichen des Misstrauens und fragte, unterstützt vom neuen theologischen Berater ihrer Organisation, bei Reichsbischof Müller an: «Was würde uns schliesslich eine Kirche nützen, die nur noch äussere Organisation, aber ohne den Inhalt ihrer lebendigen Glieder und Kräfte wäre?» <sup>92</sup> Tausende von Briefen in den evangelischen Archiven in Berlin und Hannover belegen, dass die meisten evangelischen Aktivistinnen darauf eingestellt waren, die Aspekte der nationalsozialistischen Politik zu unterstützen, die ihnen positiv erschienen, und das zu kritisieren, was sie schlecht fanden.

Solange von Grone daran glaubte, dass die Kooperation mit Scholtz-Klink ihr *Evangelisches Frauenwerk* stärken würde, war sie bestrebt, sich mit den staatlichen Autoritäten gut zu stellen. Als dann aber Scholtz-Klink ihre Selbständigkeit zu beschneiden begann, erklärte von Grone (in Verteidigung der Interessen ihrer Organisation) ihren Mitgliedern, auf keinen Fall würden sie die Einmischung der Reichsfrauenführerin tolerieren. Bereits im

Herbst 1934 hatte von Grone, unterstützt von einflussreichen Anhängerinnen, den Bischof gebeten, die «Unantastbarkeit» ihrer Organisation zu schützen. *«Die von Frau Scholtz-Klink angestrebte Radikal-Einordnung, die ich der Reichskirche mitgeteilt habe, kommt für unsere kirchlichen Verbände nicht in Frage. [...] Die Arbeit der Kirche ruft uns, dazu brauchen wir klare Bahn! Wir brauchen das Zusammenstehen aller als Dienst am Volk für Kirche und Vaterland. Heil Hitler!»*<sup>93</sup> Die evangelischen Frauen bekräftigten zwar immer wieder ihre Loyalität gegenüber dem neuen Staat, machten aber deutlich, dass sie nicht bereit seien, sich aufzulösen, ehe die Regierung nicht die «Frauenfrage» gelöst hätte.<sup>94</sup>

Frauenführerinnen aus Südwestdeutschland richteten einen eigenen Appell an Müller, in dem sie ein gewisses Mass an Autonomie für die Arbeit der evangelischen Frauen forderten: *«Es ist ein unmöglicher Zustand, dass eine Persönlichkeit [gemeint ist Frau Lonnies], die aus diesen Gründen bei uns ausscheiden musste, jetzt im Auftrag der Reichskirchenregierung entscheidend in unsere Arbeit eingreifen kann. [...] Die Einheit unserer Arbeit wird endgültig zerschlagen, wenn wir im gegenwärtigen Augenblick durch die Bindung an die Reichskirchenregierung in der Freiheit unseres Dienstes gehemmt werden.»*<sup>95</sup> Zehn Monate später erklärten Dagmar von Bismarck und Meta Eyl der Reichsfrauenführerin: *«Am 19. Oktober 1934 haben wir einmütig dem Herrn Reichsbischof unsere ernststen Sorgen und Nöte brieflich mitgeteilt. Eine Antwort darauf haben wir nicht erhalten. Seitdem besteht eine positive Verbindung zum Herrn Reichsbischof nicht mehr.»*<sup>96</sup> Im November klagte von Grone in einem Rundschreiben an ihre Mitarbeiterinnen: *«Sie alle wissen, dass ich bis zum Äussersten versucht habe, mit der derzeitigen Kirchenregierung zu arbeiten. In diesen letzten Wochen nun habe ich ganz klaren Einblick gewonnen, dass unser Evangelisches Frauenwerk bei der jetzigen Führung der Reichskirche nicht geborgen, sondern gefährdet ist. Seit vier Monaten lässt man es geschehen, dass das Deutsche Frauenwerk tiefgehende Eingriffe in unsere innerkirchliche Arbeit macht, die jeder Vereinbarung widersprechen und in ihrer Schärfe die Volksgemeinschaft stören. [...] Unsere ernsteste Sorge ist, dass das Ansehen der Kirche leidet bis in die kleinste Gemeinde hinein. [...] Die Arbeit unserer Verbände soll künftig unter ‚Abteilung Kultur: Führer Rosenberg‘ eingefügt werden. Von Seiten der Reichskirchenregierung geschieht nichts zum Schutz der Selbständigkeit und Erhaltung ihrer eigenen Sache. [...] Lange haben wir Ge-*

*duld gehabt und haben immer wieder im Vertrauen gewartet. In aller Loyalität sind wir vorstellig geworden; schliesslich habe ich mich Mitte September einem Warnungsschreiben an den Herrn Reichsbischof angeschlossen mit dem Inhalt, dass wir die Aufhebung der Gewaltherrschaft erwarten müssten, und dass wir geistliche Führung verlangten. [...] Wir in der mannigfaltigen Arbeit des Evangelischen Frauenwerks sollen uns rufen lassen zur Bereitschaft des Dienstes in einer lebendigen christlichen evangelischen Reichskirche, die nicht nur organisiert ist, sondern fest gegründet auf ewigen Glaubensgrund. Gebe Gott, dass wir immer wieder stark werden am inwendigen Menschen, um freudig und tapfer die Verantwortung der Stunde tragen zu können für unseren grossen, herrlichen Auftrag in unserem kirchlichen Werk. In herzlicher Verbundenheit grüsst Sie mit Heil Hitler!*

*Ihre gez. von Grone»<sup>97</sup>*

Eingedenk des Experiments der Parteiführung mit Krummacher 1933 protegierte Reichsbischof Müller 1934 die Karriere eines anderen evangelischen Kirchenfunktionärs, des deutsch-christlichen Pastors Hans Hermenau. Hermenau, der in den späten zwanziger Jahren eine zentrale Stellung in der *Frauenhilfe* innehatte und Herausgeber der *Frauenhilfe*-Zeitschrift *Der Bote* war, hatte sich bereits 1933 den Zorn von Tilings zugezogen. «*Er glaubt also, dass er die kirchliche Genehmigung hat, in allen diesen kirchlichen Gebieten herumzufahren und die kirchengemeindliche Arbeit der Frauenhilfe unterstellen zu dürfen [...].*» Sie beschuldigte ihn, ein «*Monopol*» ausüben zu wollen.<sup>98</sup> Im Mai 1933 hatte Hermenau gezielte Kritik an von Grone geübt.<sup>99</sup> Hermenaus Heranziehung konnte die Spaltung der evangelischen Frauen nur noch verfestigen. Scholtz-Klink entschied sich für eine diplomatischere Strategie und schlug vor, dass sie und von Grone sich aussprechen sollten.<sup>100</sup> Sie machte den Vorschlag, dass die evangelischen Frauen den Namen *Frauenwerk* ablegen, die Berufung von Funktionärinnen sich von den Nazis genehmigen lassen, alle nicht-religiösen Aktivitäten (einschliesslich Mütterschulungen) einstellen und enger mit den Programmen des *Deutschen Frauenwerks* kooperieren sollten. Da von Grone beharrlich auf ihrer Forderung nach «*voller Freiheit*» bestand, gingen die evangelischen Frauen zunächst als Siegerinnen aus diesen Gesprächen hervor. Scholtz-Klink versprach ihnen Unabhängigkeit und sicherte ihnen auch weiterhin das Recht zu, ihre Organisationen auszuweiten. Eine Verhandlungsteilnehmerin meldete im Januar 1935 ein «*günstiges Ergebnis*».<sup>101</sup>

Von Grone rief daraufhin ihre Anhängerinnen auf, Frieden mit dem NS-Regime zu schliessen. Ihre Fehde mit Reichsbischof Müller dauerte allerdings an. Sie wiegte sich in dem Glauben, dass es ihr gelungen sei, sich das Recht auf uneingeschränkte Bestimmungsgewalt über ihr *Frauenwerk* zu sichern. Damit, so dachte sie, würde es in ihre Entscheidungskompetenz fallen, wann ihre Organisation mit den Nazis kooperieren bzw. sich verweigern würde. Ihre Strategie war, ihre Organisation unmittelbar ihren kirchlichen Vorgesetzten zu unterstellen und auf diese Weise vor einer direkten Intervention durch die Partei zu bewahren. Müller machte ihr jedoch einen Strich durch die Rechnung, indem er ihr befahl, ihr evangelisches *Frauenwerk* unmittelbar dem *Deutschen Frauenwerk* zu unterstellen und nicht auf kirchlichen Schutz zu setzen.

Müllers eigene Position geriet im Lauf des Jahres 1935 ins Wanken. Seine hochfahrende Art und seine fanatischen deutsch-christlichen Ansprachen stiessen die Mehrheit der Protestanten, die er doch eigentlich rekrutieren sollte, nur vor den Kopf. Kompromisse waren diesem ehemaligen Feldkaplan fremd. Er ignorierte von Grone und protegierte Hermenau, dem seine flammenden Predigten und sein fanatisches Deutsch-Christentum bereits ein beträchtliches Ansehen eingetragen hatten. Nach seinem Theologiestudium hatte sich Hermenau auf die Auslegung biblischer Texte im Hinblick auf die Frauenfrage spezialisiert und sich ausgiebig über den heiligen Stand der Mutterschaft verbreitet. Zu Beginn der dreissiger Jahre hatte er eine Art Mutterschaftskult begründet und der *Frauenhilfe* als theologischer Berater zur Seite gestanden.<sup>102</sup>

Dieser ehrgeizige und radikale Prediger stellte die deutsche Frau in den Mittelpunkt einer unorthodoxen, frauenzentrierten Theologie, die in einigen Details grosse Ähnlichkeit mit der katholischen *Marienbewegung* hatte. Hermenau bewegte sich in seinen rhapsodischen Predigten hart am Rand der Häresie. Er mobilisierte die evangelischen Frauen mit Parolen wie «*Frauen an die Front!*»<sup>103</sup> Ohne Rücksichten auf den Rahmen der Orthodoxie pries er die Mutterschaft in geradezu religiösen Kategorien: «*Ob in Ärmlichkeit oder mitten in irdischem Glanz, dies eine überstrahlt alles und verbindet alle: das Erlebnis der Mutterschaft und die göttliche Gabe der Mütterlichkeit. Da tut sich uns, wenn wir Augen haben zu sehen, ein goldenes Tor zum Land der Ewigkeit auf.*»<sup>104</sup>

Andere Theologen sahen die Frauen als Eva, Hermenau sah sie als Maria,



fast auf einer Ebene mit Gott: «Mutter, du Wächterin still in der Nacht, / Mutter, wer hat dich so stark gemacht? / Mutter, du Kelch voller Leid, / Mutter, du Ewigkeit!»<sup>105</sup> Zum Muttertag 1933 schrieb Hermenau: «[Er] lehrt uns in den Müttern an den Sieg des Lebens glauben. Das Wort Mutter ist wie jubelnder Glockenklang, es ist wie eine Ewigkeitsmelodie. Mutter, das ist immer neues Leben, das ist Zukunft. Solange Mütter da sind, hat der Tod keine Gewalt, ihm zum Trotz bereiten sie seinem Widersacher, dem Leben, die Bahn.»<sup>106</sup> Von Grones Anhängerinnen warfen ihm vor, «den Spaltpilz in ihre Reihen zu tragen», und bezichtigten ihn der Häresie. Aber umgekehrt beschuldigten die *Deutschen Christen* die *Deutsche Evangelische Kirche*, sie würde «den Zankapfel in ihre segensreiche Arbeit».<sup>107</sup>

In dem sich entspinrenden Machtkampf formierte Scholtz-Klink ihre Mitstreiterinnen zu einem dicht-geschlossenen Corps von Missionarinnen, die das Evangelium des Nationalsozialismus verbreiten sollten. Bei ihren öffentlichen Auftritten beschwor sie in glühenden Worten ein pantheistisches Universum; sie sprach von «gläubigen Herzen» und «heiligen Missionen». «Deshalb ist der Nationalsozialismus letzten Endes eine Frage der Menschenführung, und unsere Aufgabe ist es, diese Führerpersönlichkeiten heranzubilden. [...] Wir alle aber müssen, ganz gleich, wo wir stehen, ob hier im Arbeitsdienst, in der NS-Frauenschaft, in der Arbeitsfront oder im Frauenwerk, Menschen formen, die bereit sind für Deutschland. Man möge uns nicht kommen mit der bequemen Ausrede, der liebe Gott wird schon alles machen! Es gibt noch allzu viele, die ihre eigene Feigheit hinter diesem Gerede verschanzen wollen. Sie mögen einmal hinausgehen in unsere Wälder, in unsere Natur, und alles Äussere abstreifen, um zu erahnen, wie gross Gott ist – vielleicht fühlen sie dann, wie vermessen es ist, in ihrem kleinen Denken dauernd vom ‚lieben Gott‘ zu reden. Wir alle lieben unsere Heimat, und wir wissen, dass wir als Generation ein Weg sein müssen in die Ewigkeit unseres Volkes [...].»<sup>108</sup> In ihrem Schlusssatz übernahm sie in abgewandelter Form Luthers berühmtes «Hier stehe ich» vor dem Konzil zu Worms. Sie erklärte ihren jubelnden Zuhörerinnen: «Hier stehen wir, wir können und wollen nicht anders f.].»<sup>109</sup> Offener hätte sich das neue nationalsozialistische Heidentum kaum äussern können.

In der Auseinandersetzung mit Hermenau und Scholtz-Klink baute von Grone darauf, dass die Ergebenheit ihrer Anhängerinnen ihr politisches Gewicht verleihen würde – nicht zu Unrecht, wie der Staatssicherheitsdienst

wenige Monate später bestätigte. Ein streng geheimer Report vom September 1935 stellte fest, dass sich in dem Rivalitätskampf zwischen dem *Frauenwerk der Deutsch-Evangelischen Kirche* (Bekenntnisfront) und dem *Frauendienst* (DEK) die meisten Frauenorganisationen dem *Frauenwerk* unter von Grone unterstellt hatten.<sup>110</sup> Flankiert von einer grossen Zahl von Frauen, die sich weigerten, die Einmischung der Nazis in ihre Tätigkeit stillschweigend zu dulden, erklärte von Grone ihre Opposition nicht nur gegen die Parteibürokratie, sondern auch gegen ihren eigenen Reichsbischof. Sie berief für Ende Januar 1935 eine nationale Delegierten Versammlung von 800 Teilnehmerinnen ein, um eine Kampagne für die Gegenwehr gegen die Gleichschaltung zu organisieren.<sup>111</sup>

Als sich der Bischof hinter den mit dem *Frauenwerk der Deutsch-Evangelischen Kirche* rivalisierenden *Frauendienst* stellte, kappte von Grone die Bande zur offiziellen evangelischen Kirche.<sup>112</sup> Dem Bischof und Scholtz-Klink die Stirn bietend, zog sie fast alle Mitglieder der evangelischen Frauenorganisationen in ihr Lager. Ehe sie endgültig ihren eigenen Weg einschlug, versuchte sie noch einen letzten Coup zu landen, indem sie um eine Audienz bei Hitler bat, um ihm persönlich ihren Standpunkt darzulegen.<sup>113</sup> Als ihr Ersuchen abgelehnt wurde, blieb sie bei ihrer Haltung, obwohl sie wahrscheinlich ahnte, wie machtlos sie war. Ein geschickterer Strategie als Hitler hätte vielleicht an diesem Punkt einen taktischen Rückzug eingeleitet oder (wie Scholtz-Klink) Verhandlungen angeboten. Er wies von Grone schlichtweg ab.<sup>114</sup>

Von Grone führte ihren politischen Kampf vor dem Hintergrund einer uneinigen evangelischen Kirche. Reichsbischof Müller hatte trotz finanzieller und polizeilicher Unterstützung durch das NS-Regime lediglich 2'000 Pfarrer zu mobilisieren vermocht.<sup>115</sup> Er hatte an zwei Fronten versagt. Er hatte weder, wie von Grone erwartet hatte, die evangelischen Organisationen gegen staatliche Übergriffe verteidigt, noch war es ihm gelungen, die Nazifizierung des Protestantismus so voranzutreiben, wie Hitler und die *Deutschen Christen* es wünschten. Müller unterstützte weiterhin eisern von Hermenau, während die neuingerichtete *Nationalkirchliche Einigung Deutscher Christen* sich weigerte, auch nur seine Existenz zur Kenntnis zu nehmen.<sup>116</sup> Inzwischen merkte auch die Parteiführung in Berlin, dass die Gleichschaltung der evangelischen Kirche nicht gelungen war. Obgleich sie diese Niederlage nie öffentlich eingestand, beschloss sie, Müller zu ent-

machten und das Problem einem neu geschaffenen *Reichsministerium für die kirchlichen Angelegenheiten* zu übertragen. Zunächst schien es, als sei Müllers Scheitern gleichbedeutend mit dem Sieg von Grone. Nachdem sie sich von dem Bischof losgesagt hatten, erklärten von Grone Anhängerinnen im Frühjahr 1935, dass sie sich genau *«wie diese Männer von der Reichsregierung, die unsere ganze evangelische Frauenarbeit im Stich gelassen und verleugnet hat»* nun ihrerseits *«losgesagt und [...] vertrauensvoll hinter die vorläufige Reichskirchenregierung Mar ährens und Kochs gestellt»* hätten.<sup>117</sup>

Von Grone stand vor einer schwierigen Entscheidung. Sie konnte sich mit ihrem *Frauenwerk* entweder ganz von allen religiösen und säkularen Hierarchien lossagen oder sich mit der *Bekennenden Kirche* zusammentun. Sie entschied sich für letzteres und gab ihrer Bestürzung über das staatlich geförderte *«Neuheidentum»* Ausdruck: *«In wachsendem Masse wird die Volkseinheit gefährdet, wenn das evangelische Kirchenvolk erlebt, dass unter den Augen des Staates in zahllosen öffentlichen Versammlungen, in der Presse, in Arbeitsdienstlagern, in der Schulung der politischen Formationen, in NS-Frauenschaft, H.J. und BDM im Anschluss an Rosenbergs Buch vom Mythos [...] das biblische Evangelium in schärfster Weise angegriffen und herabgesetzt wird, während der Kirche die Freiheit der Bezeugung des Evangeliums entzogen ist. [...] Der vom Staat ungehinderte Angriff des Neuheidentums bedeutet aber nicht nur die Unterdrückung der Freiheit der evangelischen Kirche, sondern richtet sich gegen die Fundamente des Staates. [...] Der geistige Kampf, in den wir eingetreten sind, darf nur mit geistigen Waffen [...] ausgefochten werden. Staatliche Massregelungen, Rede- und Versammlungsverbot und andere Zwangsmassnahmen schaffen ‚Märtyrer‘ und treiben unaufhaltsam die Auseinandersetzungen auf dem Gebiet des Geisteslebens und der Weltanschauung zu staatsgefährlichen Absonderungen.»*<sup>118</sup> Und von Bismarck: *«Wir geraten im Drange des Alltags immer wieder in Gefahr, von uns aus die Wege weisen zu wollen, müssen aber immer wieder erleben, dass unser menschliches Tun umsonst ist, erleben dann aber auch, wie Gottes Gnade uns führt, wo wir nicht ein noch aus wissen.»*<sup>119</sup>

Von Grone erhob in dieser ganzen Zeit niemals Protest gegen irgendeinen Aspekt der nationalsozialistischen Politik; aber sie wehrte sich vehement gegen die Angriffe auf *«ihre»* Organisation. Ihre aufrichtige Überzeugung von den Grundsätzen des Nationalsozialismus verlieh ihr nur noch mehr Standvermögen. Sie betonte immer wieder, dass sie aus pragmatischen

Gründen ihre Eigenständigkeit wahren müsse: Sie könne sonst nicht wirksam für Hitler arbeiten. Im Mai verkündete sie ihren Anhängerinnen zuversichtlich, sie habe mit Scholtz-Klink *«gefährvolle Klippen»* umschiffte.<sup>120</sup> Ende Juni erklärte Scholtz-Klink bei einer Sitzung, sie könne *«nicht länger mit Frau von Grone Zusammenarbeiten»*. Ihr Hauptvorwurf sei, *«dass sich Frau von Grone vom Reichsbischof gelöst»* habe.<sup>121</sup>

In ihrem Kampf gegen Müller und Scholtz-Klink sah sich von Grone von etlichen einflussreichen Frauen unterstützt, u.a. auch von Freifrau Dagmar von Bismarck. Diese erklärte Scholtz-Klink im August 1935, sie müsse von Grone, auch wenn sie nicht mehr mit ihr Zusammenarbeiten könne, unbedingt soweit freie Hand lassen, dass sie dem Führer dienen könne.<sup>122</sup> Scholtz-Klink wies das zurück. Der NS-Staat dulde keine Trennung zwischen Kirche und Staat. Sie meldete Rudolf Hess: *«Ich stellte sie [von Grone] vor die Entscheidung, entweder ihre Parteimitgliedschaft, auf die sie immer pocht, durch die Tat zu beweisen [...] oder ihr Parteiabzeichen abzulegen und die Konsequenzen aus ihrer Haltung zu ziehen. Sie war darüber empört [...]»*<sup>123</sup> Im Juni 1935 kündigte Scholtz-Klink von Grone bei einer Anhörung der *«Abteilung für Kulturellen Frieden»* in Berlin persönlich jede weitere Zusammenarbeit auf. Sie hatte Hess bereits berichtet, von Grone habe in einem Rundschreiben erklärt, *«dass das evangelische Frauenwerk wegen absoluten Mangels an wahrhaft geistlicher Führung die Beziehungen zum Reichsbischof gelöst habe [...]»*. Als von Grone noch einmal ihre Bereitschaft, mit den *Deutschen Christen* zu kooperieren, bekräftigte, herrschte Scholtz-Klink sie an, *«in ihre Hand habe der Führer die Leitung der deutschen Frauen gelegt und darum habe sie diesen Auftrag»*. Die Sitzung dauerte drei Stunden, ohne dass es zu einer Einigung kam.<sup>124</sup>

Aber vorerst sass von Grone noch sicherer im Sattel als ihr Widersacher Hermenau. Bis zum Herbst 1935 war es ihm, selbst eigenen Angaben zufolge, lediglich gelungen, 120'000 der insgesamt 2'500'000 evangelischen Frauen unter von Grones Führung auf seine Seite zu ziehen. Pastor Tobias, ein überzeugter Nazi, sprang Hermenau zur Seite. *«Gegen das in der Evangelischen Frauenhilfe vertretene Vereins- und Verbandsprinzip, für das im Dritten Reich kein Platz und kein Verständnis mehr sein kann, haben wir unter der Führung Hermenaus die Evangelische Deutsche Frau in die Gemeindearbeit zu stellen getrachtet, mit dem Erfolg, dass seit dem Aufruf des*

*Herrn Reichsbischof [...] über 120'000 Evangelische Frauen diesem Frauendienst sich anschlossen [...].*<sup>125</sup> Aber tatsächlich konnte von einem «Erfolg» kaum die Rede sein. Von den 704 regionalen Vereinen hatte Hermenau nur 32 für sich gewinnen können.<sup>126</sup>

Hermenau war gescheitert, aber von Grone hatte trotzdem noch nicht gewonnen. Sie hatte ihr Terrain verteidigen können. Ihre Anhängerinnen waren aus der offiziellen evangelischen Kirche herausgelöst worden und der Kontrolle durch den Parteiapparat entzogen.<sup>127</sup> Kein Wunder, wenn sie sich immer noch in dem Gefühl der Macht wiegte. Aber Scholtz-Klink griff jetzt zu neuen Kampfmitteln: Von Grone fand sich vor das Parteigericht zitiert. Hilgenfeldt und Scholtz-Klink holten sich die persönliche Genehmigung von Rudolf Hess ein, ehe sie von Grone vor das Parteigericht zitieren ließen.<sup>128</sup>

Von Grone blieb bei ihrer Haltung. Wenn Scholtz-Klink ihre Frauen aufrufen durfte, Gott nicht in staubigen alten Bibeln zu suchen, warum sollten dann die evangelischen Frauen nicht das Recht haben, ihre Bibel zu verteidigen? Nach fast drei Jahren NS-Regime weigerte sich von Grone immer noch, sich den Spielregeln eines totalitären Systems zu unterwerfen. Aber wie präsentierten sich ihr diese Realitäten? Von Grone wurde, obgleich schwerwiegender Vergehen gegen Partei und Staat beschuldigt, nicht verhaftet. Sie fuhr fort, Rundschreiben zu verschicken, Reden zu halten und sich zu beschweren. Im Juni 1935 erklärte sie dem Obersten Parteigericht: *«In unseren Reihen sind die Mütter der SA und SS, in marxistischer Zeit trugen sie deutsches Volksgut und evangelisches Glaubensgut hütend und während hindurch als höchste Güter der Nation; sie vertrauen meiner nationalsozialistisch ausgerichteten Führung [...].»* Sie verteidigte unbeugsam ihren Standpunkt: *«Um mitten unter allen deutschen Frauen zu stehen und zu helfen am gemeinsamen Aufbau des 3. Reiches, schlossen wir uns dem Deutschen Frauenwerk an, das uns Unantastbarkeit und Selbständigkeit kirchlicher Arbeit zusicherte, da wir nicht schlechter gestellt sein sollten, wie die katholischen Verbände, die durch das Konkordat geschützt sind.»*<sup>129</sup>

Im September 1935 schloss sie ihr Gauleiter aus der Partei aus. Ihr wurde vorgeworfen, *«1. In destruktiver Weise ein harmonisches, vertrauensvolles Zusammenarbeiten der Frauenverbände unmöglich gemacht zu haben, 2. [...] kirchenpolitische Streitigkeiten in die Frauenarbeit hineingetragen, sowie die Beunruhigung der Frauen auf geistig-religiösem Gebiet und ihre Spaltung in verschiedene Richtungen verschuldet zu haben, 3. hierdurch*

und durch ihre Widersetzlichkeit gegen die Anordnungen der Reichsfrauenführerin die Parteidisziplin verletzt zu haben [...]»<sup>130</sup> Von Grone legte sofort Berufung ein. In der Zwischenzeit mobilisierten Eyl, von Bismarck und Brandmeyer die evangelischen Frauen. Im März 1936 bekräftigte das Parteigericht den Ausschluss. Jetzt erklärte von Grone ihren Anhängerinnen, dass sie möglicherweise zum Wohl der Organisation zurücktreten müsse. Die Antwort war ein vehementes «Nein!». Im Juni bekräftigte ein höheres Parteigericht noch einmal ihren Ausschluss, weil sie, wie es in der Begründung hiess, ihr religiöses Engagement über ihren Glauben an den Nationalsozialismus stelle.<sup>131</sup> Im Juli 1936 befahl ihr die evangelische Kirche, jede Verbindung zu den Frauenorganisationen aufzugeben. In den folgenden vier Jahren verhandelte von Grone mit Meta Eyl, Gerda Lucas, Dagmar von Bismarck und anderen führenden Mitgliedern des *Deutsch-Evangelischen Frauenbunds*, um ihre frühere Position wiederherzustellen.

Der Staat, der innerhalb von drei Monaten nach Hitlers Machtübernahme alle politischen Parteien verbot, brauchte vier Jahre, um von Grone und ihr *Frauenwerk der Deutsch-Evangelischen Kirche* gleichzuschalten. Scholtz-Klink rief von Grones Anhängerinnen auf, führende Positionen in ihrem nationalsozialistischen Organisationsnetzwerk zu übernehmen, ohne von Grone ausdrücklich zu kritisieren.<sup>132</sup> Naziführer, die durchaus die Macht gehabt hätten, die evangelischen Frauenorganisationen einfach zu zerschlagen, versuchten zu verhandeln und zu feilschen. Während die Gerichte endgültige Urteile hinauszögerten, machte Scholtz-Klink Versöhnungsangebote. Hilgenfeldt sprach sogar von der Möglichkeit einer eigenen parlamentarischen Vertretung der Frauen, einer «*Frauenkammer*».<sup>133</sup>

Die Mitglieder des evangelischen *Frauenwerks* erhielten Order, sich zwischen ihrer Bindung an die evangelischen Organisationen und ihrer Mitgliedschaft im *Deutschen Frauenwerk* zu entscheiden. Von Grones Frauenwerk wurde aufgelöst und ihren führenden Mitarbeiterinnen wurden öffentliche Äusserungen und die Gründung neuer Organisationen untersagt. Dennoch taten ihre Anhängerinnen ihr Bestes, um ihr Netzwerk aufrecht zu erhalten. «*Wir rufen, ermahnen und bitten alle Glieder unseres Werkes in allen Gemeinden, mit ganzer Hingabe an dieser Arbeit zu stehen.*» Ohne auf den Nationalsozialismus Bezug zu nehmen, erklärten sie: «*Dienst am Volk ist nach wie vor unsere freudige Pflicht [...]*»<sup>134</sup> Scholtz-Klink warf den

evangelischen Frauen weiterhin vor, sie stifteten «Beunruhigung».<sup>135</sup> In der Zwischenzeit fielen die *Deutschen Christen* bei Reichskirchenminister Kerri in Ungnade. Reichsbischof Müller behielt sein Amt nur noch nominell und litt in Folge seines Scheiterns unter schweren Depressionen. Am 31. Juli 1945 beging er Selbstmord. Hermenau *Fraudienst* büsste stetig Anhängerinnen ein, obgleich er sich im August 1936 ganz von den diskreditierten *Deutschen Christen* lossagte und sich wieder der *Deutschen Evangelischen Kirche* anschloss. Hermenau verlor 1945 seinen Ministerialposten und arbeitete zunächst in einer Kirchenbehörde in Wiesbaden. Schliesslich wurde er Geistlicher für Angehörige der NATO-Truppen in Versailles.<sup>136</sup> Es gibt keine Unterlagen darüber, ob er je entnazifiziert wurde oder seine früheren Überzeugungen widerrief.

Nach von Grones Entmachtung begründeten ihre Mitstreiterinnen den Neunerausschuss des evangelischen *Frauenwerks*. Sie schworen, «*jeder Verbandsegoismus müsse vorbei sein*», und versuchten, die Ordnung wiederherzustellen. Aber als es an die Diskussion ihrer Aufgaben und Ziele ging, waren sie uneins.<sup>137</sup> Während der nächsten beiden Jahre wurden fast alle grösseren evangelischen Frauenorganisationen von der Gestapo aufgelöst oder solange schikaniert, bis sie von selbst das Feld räumten. Offiziell war der Parteiausschluss von Grones ein Erfolg. Die Partei hatte ein «undiszipliniertes» Mitglied zum Schweigen gebracht und eine mächtige Konkurrenzorganisation in Scholtz-Klinks *Deutschem Frauenwerk* aufgehen lassen. Selbst Landesbischof Marahrens in Hannover ermahnte von Grone, «*für die nächste Zeit in der Öffentlichkeit möglichst Zurückhaltung zu wahren. Auch Frau Scholtz-Klink [...] hat, im Interesse der Aufbauarbeit des gesamten Deutschen Frauenwerks in der Öffentlichkeit jede Andeutung der schwebenden Streitfrage vermieden. [...] Verzeihen Sie die Dringlichkeit dieser Bitte [...]*».<sup>138</sup>

Anders betrachtet bedeutete der Fall von Grone eher eine Niederlage der Nazis. Drei Jahre unablässiger Propaganda, unterstützt durch materielle Anreize und das verlockende Angebot, mit staatlicher Autorität im Rücken wirken zu können, hatten zwar Hunderttausende von evangelischen Frauen in die nationalsozialistischen Organisationen gezogen, sie aber nicht motivieren können, sich aus ihren kirchlichen Verbänden zu lösen. Die Partei hatte eine engagierte Frauenführerin, die ihr letztlich ihre Führungsposition verdankte, ausgeschlossen und gedemütigt. Von Grone hatte das «Führerprin-

zip» in ihrer Organisation rigoros durchgesetzt und sich an die allgemeinen Leitlinien der Nazi-Politik gehalten. Aber als sie 1934 gemerkt hatte, dass die Gleichschaltung sie zwingen würde, Parteifunktionärinnen als Führungsstab ihrer Organisation zu akzeptieren und keine neuen Mitglieder mehr zu werben, war ihr klar geworden, dass Gehorsam gegenüber dem Regime für sie bedeuten würde, ihre eigenen Ziele aufzugeben und die Demontage ihrer Organisation zu verwalten. Obgleich sie sich willig an die Forderung des Neuen Testaments gehalten hatten, «*dem Caesar zu geben, was des Caesars ist*», weigerte sie sich doch, dem Führer zu geben, was Gott gebührte. Genau wie die Mehrheit des evangelischen Klerus war sie für Hitlers weltliche Ziele, aber gegen die «*Entchristlichung*». <sup>139</sup>

Vielleicht spielten bei der Aufrechterhaltung des evangelischen Organisationsnetzwerks die Frauen eine wichtigere Rolle als die Männer. Andererseits beklagten sich aber auch einige Frauen über ihre mangelnde Autonomie. Marie Conrad, ein leitendes Mitglied des *Evangelischen Frauenwerks* der Pfalz, berichtete, dass Frauen ihr Unbehagen darüber äusserten, dass Männer ihre Arbeit übernahmen. Nach einer Konferenz 1940 schrieb sie: «*Ich persönlich und mit mir viele andere Frauen haben durchaus das Bedürfnis über die uns bewegenden Fragen FRAUEN sprechen zu hören. [...] Ich meine, wir haben in unseren Reihen so viele ernsthaft arbeitende und geschulte Frauen, die uns wirklich von der Sicht der Frauen her grundlegende Dinge zu sagen haben.*» Trotz der massiven Repression, denen die evangelischen Organisationen zu Beginn der vierziger Jahre ausgesetzt waren, glaubte Conrad, dass die Bedeutung der Frauen innerhalb der Kirche generell zunahm: «*Es ist eine Tatsache, dass [...] seit dieser Zeit [des Kirchenkampfes] in nicht mehr zu übersehender Weise das kirchliche Leben von Frauen getragen wird. Dieses beweist jeder Sonntagsgottesdienst, jede Abendmahlsfeier durch die überwiegende, wenn nicht ausschliessliche Teilnahme von Frauen f.]*» <sup>140</sup> Und Pastor Brandmeier, «*geistlicher Beirat*» für die Frauen, erklärte 1941: «*Aus langjähriger Erfahrung ist uns bekannt, dass nur eine Frau in der Lage ist, die Wünsche und Anliegen der evangelischen Frauenarbeit in solcher Weise zu erarbeiten und auszudrücken, wie sie vom Evangelium her und der Frau wesensgemäss gesagt werden müssen.*» <sup>141</sup> Ein Geheimbericht von 1939 bestätigt die Effektivität der evangelischen Kirchenarbeit. Da die Protestant/\*inn/en im Unterschied zu den Katholik/\*inn/en keine festgefügte, einheitliche Front bilden konnten, dezen-



tralisieren sie «*vor allem in den Frauenvereinen*» ihre Tätigkeit. Es entwickelte sich eine vielfältige Kleinarbeit, die, so der Bericht, noch schwerer zu überwachen war als die Arbeit der zentralisierten Organisationen.<sup>142</sup>

Offenbar fühlte sich von Grone der Unterstützung ihrer Mitstreiterinnen immer noch sicher genug, um den scheinbar aussichtslosen Versuch zu unternehmen, ihre Rehabilitierung innerhalb der Partei zu erwirken. Wohl wissend, dass sie keine Chance hatte, ihr Amt wiederzuerlangen, forderte sie im Juni 1937 dennoch die Wiederaufnahme ihres Verfahrens. Inzwischen hatte Scholtz-Klink sie auch von der ehrenamtlichen Kirchenarbeit auf lokaler Ebene ausgeschlossen.<sup>143</sup> Aber von Grone legte Berufung ein. Im November 1938 nahm der Oberste Parteigerichtshof in München ihren Fall wieder auf. Er befand, dass die untergeordneten Instanzen in der Tat geirrt hätten. Nichtsdestotrotz sprach der Gerichtshof von Grone schuldig, Scholtz-Klinks Ruf geschädigt und die Grundsätze des Nationalsozialismus untergraben zu haben. Als konziliante Geste formulierte das Gericht die Strafe neu. Von Grone wurde nicht aus der Partei «*ausgeschlossen*», sondern von ihrer Parteimitgliedschaft «*entbunden*».<sup>144</sup> In seinem abschließenden Urteilsspruch beschuldigte das Gericht von Grone einer Treue zur Bibel, die mit der Parteidisziplin nicht vereinbar sei. Der Schuldspruch überrascht nicht weiter. Es ist eher verwunderlich, dass die Partei fast vier Jahre darauf verwandte, die Arbeit dieser mächtigen Frauenführerin, die ausdrücklich ihren Willen erklärt hatte, dem Staat zu dienen, zu diffamieren und zu sabotieren.

In den siebziger Jahren kämpfte von Grone, inzwischen eine achtzigjährige Greisin, immer noch um ihre Rehabilitierung. 1981 wurde sie ihr durch einen evangelischen Historiker zuteil. In einem neueren Interview behauptete ihr Sohn, Christian von Grone, seine Mutter sei stets eine überzeugte Monarchistin und nie eine «*gläubige Nationalsozialistin*» gewesen, sie habe sich in Hitler lediglich einen starken Führer wie Franco oder Mussolini erhofft. «*Die NS-Literatur in unserer Bibliothek war an einer Hand zu zählen, und weder Hitlers Mein Kampf noch Rosenbergs Mythos wurden ernst genommen oder überhaupt gelesen. Was meine Eltern ohne Zweifel erhofft haben, war eine Rückbesinnung zu national-konservativer Politik und ihre Ausweitung auf die Arbeiterschaft [...]*»<sup>145</sup> 50 Jahre nach ihrem Prozess vor dem Obersten Reichsgericht berichtete von Grones Sohn über ihren heroischen «*Widerstand*» gegen das NS-Regime. Er stellte es jetzt so hin, dass die Richter damals recht gehabt hatten. Dank der Sorgfalt der evangelischen

Archivare sind die Unterlagen über von Grone Auseinandersetzungen mit dem NS-Staat jedoch recht vollständig im Berliner *Document Center* erhalten. Es spricht wohl für sich, wenn sie 1935 erklärt: «*In meinen öffentlichen Reden ist nie etwas anderes zu hören gewesen wie die dankbarste und freudigste Gefolgschaftstreue für Führer und Partei, denn das ist die Auffassung unseres kirchlichen Werkes [...].*» Sie selbst kann sich rückblickend nur an Konflikte mit Scholtz-Klink erinnern, während sie damals schwor, sie wolle doch nur, «*um jede Reibung zu vermeiden, [...] engste schwesterliche Verbindung pflegen in ihrem Werk für frauliche Aufbauarbeit, die unser grosser Volkskanzler will, dem wir alle die Treue gelobten*»<sup>146</sup>.

Nach 1945 verteidigte von Grone, wie Scholtz-Klink, ihre Arbeit für Hitler damit, dass die Frauen nichts von den Greueln des Krieges, der Terrorherrschaft und des Völkermords gewusst hätten. Unwissend und unschuldig hätten sie nur getan, was Frauen immer schon getan hatten: das Beste aus der Situation gemacht und sich bemüht, in jedweder Umgebung Liebe und menschliche Wärme zu spenden. Im Rückblick akzeptierte von Grone freudig die Anschuldigungen, die ihr das Leben während ihrer Amtszeit schwer gemacht hatten. Innerhalb der evangelischen Kirche gilt ihr Privatkrieg von damals heute als «Widerstand», obgleich sie nie auch nur die Spur eines Zweifels an irgendwelchen politischen Prinzipien oder Programmen der Nazis zu erkennen gab. Auch nachdem das Parteigericht sie für schuldig befunden hatte, wandte sie sich nicht der *Bekennenden Kirche* zu. Sie wandte vielmehr ein beträchtliches Mass an Zeit darauf, Berufung gegen das Urteil einzulegen und sich auf zwei weitere Verhandlungen vorzubereiten, um ihre Ehre als Parteimitglied wiederherzustellen. Ihr Handeln zeugt zwar von einiger Eigenständigkeit, kann aber kaum als «Widerstand» bezeichnet werden. Die passendere Bezeichnung wäre wohl «Opportunismus».

Das Urteil des Parteigerichts gegen von Grone markierte den Beginn einer neuen Ära für die Protestantinnen, in der sie zwischen ihrem Glauben und dem Führer wählen mussten. Um als «vertrauenswürdig» zu gelten, musste eine Funktionärin im Nationalsozialismus mehr tun, als nur der Partei beizutreten oder sich verbal hinter die NS-Ideologie zu stellen. Sie musste sich dem Staat zu totalem Gehorsam verpflichten und jeden Anspruch auf Eigenständigkeit aufgeben.<sup>147</sup>

Die *Deutschen Christen* hatten ihr Ziel, alle gesellschaftlichen Bereiche gleichzuschalten, nicht erreicht. Die Unruhe wuchs, die Moral sank. Als sich

1935 abzeichnete, dass die Bewegung gescheitert war, fühlten sich die *Deutschen Christen* vom Staat verraten. Ein kleines Beispiel aus Westfalen illustriert sehr gut diesen allgemeinen Trend. Um den Schaden zu reparieren, den von Grone mit ihrem sturen Sträuben gegen die Gleichschaltung ange richtet hatte, entsandte Scholtz-Klink vertrauenswürdige Mitarbeiterinnen in Gegenden, wo die Auseinandersetzungen besonders heftig tobten. Eine Lei terin des *Frauendienstes*, der *Deutschen Christen*, Eleanor Liebe-Harkort, schickte aus Westfalen bestürzende Berichte an ihre Vorgesetzten noch vor von Grones Parteiausschluss. Die Ablehnung des NS-Staates, schrieb sie, habe inzwischen in Westfalen so krasse Formen angenommen, dass die Leute sogar schon mit ehemaligen Kommunisten und anderen Unzufriede nenen paktierten, die sie jahrzehntlang nur gehasst hätten.<sup>148</sup> Liebe-Harkort insistierte auf der Vereinbarkeit von evangelischem Glauben und National sozialismus: «*Wir müssen unsere evangelischen Mütter dahin führen, dass sie ihre Kinder in die Hitlerjugend schicken, sie für Christus und für die Kirche erziehen und sie auch an echter kirchlicher Jugendarbeit teilnehmen lassen!*»<sup>149</sup> Von den 783 evangelischen Frauenorganisationen in Westfalen waren 740 auf Seiten von Grones geblieben. In ihrem Bericht macht Liebe-Harkort «*den Fanatismus der Bekennenden Kirche*» für diese Zustände ver antwortlich.

Die meisten hatten begonnen, enger mit katholischen Organisationen zu kooperieren, die ihnen früher nur ein Ärgernis gewesen waren. Aber Liebe-Harkort resignierte nicht völlig. Dennoch überkäme sie und ihre Mitstreite rinnen gelegentlich die Entmutigung, wenn sie erkennen müssten, dass drei Jahre nach der Machtübernahme die Feindseligkeit gegenüber dem NS-Staat grösser denn je zu sein schien. Loyale Parteimitglieder fühlten sich wegen der hasserfüllten Kritik an ihrer Sache und der demütigenden Diffamierung ihrer Führerinnen oft regelrecht als Ausgestossene. Sie fuhr fort: «*Die Frau en, die zum evangelischen Frauendienst gehören, sind diejenigen, die in echt nationalsozialistischem Geist hinter dem vom Führer eingesetzten Reichsbi schof [...] stehen. Eine Diffamierung einzelner leitender Persönlichkeiten des Frauendienstes ist ihnen ganz unverständlich und nur als böser Wille oder Unwahrhaftigkeit zu bezeichnen, ähnlich wie in den Zeiten des Kampfes des Nationalsozialismus*».<sup>150</sup> Zunächst versuchten Liebe-Harkort und andere lokale Frauenführerinnen der *Deutschen Christen*, die evangelischen Frau-

enorganisationen zu unterwandern, aber schon nach wenigen Monaten fühlten sie sich so unerwünscht, dass sie sich zurückzogen.<sup>151</sup>

Selbst Frauen von Parteifunktionären zogen sich aus den protestantischen Organisationen zurück, weil sie diese Feindseligkeit nicht ertrugen.<sup>152</sup> Liebe-Harkort und ihr Mann, ein überzeugter deutschchristlicher Pastor, fragten sich, warum so viele Deutsche dem «Führer» immer noch ablehnend gegenüberstanden. Sie untersagte zwar jegliche Form von Dissens innerhalb der evangelischen Frauenorganisationen, aber gleichzeitig zeigte sie eine versöhnliche Haltung gegenüber den evangelischen Christen, die sich noch nicht zwischen Staat und Kirche entschieden hatten. Für die Liebe-Harkorts war der Nationalsozialismus eine Religion, und sie wussten, dass sich eine Konversion nicht erzwingen liess. Die Gestapo konnte zwar Konkurrenzorganisationen zerschlagen, nicht aber neue Anhänger/\*innen für den Nationalsozialismus gewinnen. Der Pastor Willibald Liebe-Harkort fragte, ob das der rechte Weg sei, Glauben zu wecken: *«Der Führer hat klar und deutlich ausgesprochen, dass er alle Deutschen, die guten Willens sind, gewinnen will. [...] Ich sehe also unbedingt die sog. ‚alten Kämpfer‘ als die berechtigten Träger des nunmehr geistigen Kampfes um die Seele des deutschen Volkes an, und es ist in meinen Augen ein Unrecht, ihnen ihre bevorzugte Stellung zu neiden; denn sie sind es doch, die uns gerettet haben. [...] Aber ich glaube bestimmt, dass es durchaus möglich ist, noch sehr viele der heute abseits Stehenden zu gewinnen, – nicht nach dem Rezept ‚Willst du nicht mein Bruder sein, schlag ich Dir den Schädel ein‘ [...], sondern, indem man sie überzeugt.»* Er meinte, diese Leute sollten *«ruhig ihrem Bedenken Ausdruck geben; gesunde Kritik ist nützlich und kann auch zu ihrem Teil dazu beitragen, Schönheitsfehler [...] zu beseitigen»*. *«Wo aber»*, so Liebe-Harkort weiter, *«liegen denn nun die Gegensätze? Am kürzesten lässt es sich so ausdrücken: Die Deutschen Christen sind christliche Nationalsozialisten; man KANN nicht Deutscher Christ sein, wenn man nicht überzeugter Nationalsozialist ist! Der Bekenntniskirchler kann dagegen trotz aller Versicherungen, er stehe fest hinter dem Führer, kein WIRKLICHER Nationalsozialist sein.»*<sup>153</sup> Diese Äusserung verdeutlicht, dass jede der rivalisierenden Gruppierungen innerhalb der evangelischen Kirche auf ihre absolute Loyalität gegenüber dem Nationalsozialismus bestand. Uneinigkeit herrschte in der Frage, bis zu welchem Grad die Einflussnahme der Staatsmacht auf religiöse Angelegenheiten zugelassen wurde.

In der Tat hatte der harte Kurs des Regimes gegen von Grone und die gemässigten Kräfte die Kooperation einer grossen Zahl von Frauen, die niemals irgendein Zeichen des Widerstands gegen Hitlers «rassenhygienische» Pläne erkennen liessen, zur Folge. Noch ehe Hitler sich eingehendere Gedanken über die Umsetzung seiner rassenpolitischen Vorstellungen machte, hatten evangelische Ausschüsse bereits Gesetzesentwürfe im Sinne der «Rassenhygiene» erstellt und ein Netzwerk von Mütterhilfsorganisationen aufgebaut. Als von Grone in die Endrunde ihres Rivalitätskampfes mit Scholtz-Klink und Müller trat, begannen sich jedoch immer mehr evangelische Frauen aus pragmatischen Gründen gegen bestimmte Massnahmen zu sträuben.

Unter all den Problemen, die nach drei Jahren wachsender Verbitterung im evangelischen *Frauenwerk* an die Oberfläche drangen, war es wohl die Eugenik, die den meisten Zündstoff lieferte. Befürworter/\*innen der Sterilisationsmassnahmen drängten die «Erbkranken», sich unfruchtbar machen zu lassen: «*Du darfst Dein Gebrechen nicht noch weiter auf Kinder und Grosskinder vererben; Du musst ohne Kinder bleiben. [...] Möchtest Du schuld daran sein, dass die Taubheit noch weiter vererbt wird?*»<sup>154</sup> Der Eugenikexperte Hans Harmsen und ein breites Spektrum an Sterilisationsbefürwortern berieten die entscheidenden Stellen im *Rassenpolitischen Amt*. Nach zwei Jahren begannen diejenigen, die diese Programme in die Praxis umsetzten, zunehmend an ihrem Tun zu zweifeln. Oft lag es daran, dass Programme, welche die Frauen anfangs unterstützt hatten, ihren Erwartungen nicht gerecht geworden waren. Eine Oberin aus Düsseldorf erklärte: «*Wir sammeln unsere Erfahrungen an den von uns entlassenen erbkranken Mädchen, und es ist ganz erschütternd, welche Not in ihnen lebendig wird, wenn sie erst zur richtigen Erkenntnis ihrer Lage kommen.*»<sup>155</sup>

1936 verteilte das Wohlfahrtsministerium einen Fragebogen, um die Folgen der Sterilisation auf die Betroffenen zu untersuchen. Fürsorgerinnen, die drei Jahre zuvor die Einführung der Eugenikmassnahmen begeistert begrüsst hatten, berichteten jetzt von negativen Erfahrungen.<sup>156</sup> In hunderten von Fällen verzeichneten sie negative Auswirkungen auf die Moral und die zwischenmenschlichen Beziehungen. Die Fürsorgerinnen erlebten diese Reaktionen aus nächster Nähe und waren bestürzt. Die evangelischen Frauen hatten zwar die praktische Umsetzung vererbungsbiologischer Erkenntnisse anfänglich als scheinbar fortschrittliches Programm begrüsst, den psycholo-

gischen Preis hatten sie allerdings nicht bedacht. Die «arische» Volksgemeinschaft behandelte ihre genetisch «defekten» Mitglieder als Angehörige «minderwertiger» Rassen. Zwar wurde offiziell erklärt, dass niemand etwas für «genetische Defekte» könne, dass die Sterilisation die Persönlichkeit der Betroffenen in keiner Weise verändere und dass «erbkrankte» Menschen ohnehin ein hartes Schicksal hätten und man nicht auf sie herabsehen dürfe, aber die öffentliche Meinung behandelte die Sterilisierten dennoch als Menschen zweiter Klasse.<sup>157</sup>

Entsprechend litten die Betroffenen: *«Die Mädchen wehren sich mit Händen und Füßen dagegen, sich ihren Schwachsinn selbst zu beschämen.»*<sup>158</sup> Frauen, die – oft ohne ihr Wissen und fast immer ohne ihre Einwilligung – sterilisiert worden waren, fühlten sich in dieser biologistisch denkenden Gesellschaft doppelt stigmatisiert. *«U. E. leiden unsere Schützlinge, die der Sterilisation unterworfen waren, zum grössten Teil unter der geringen Ehemöglichkeit, die für sie besteht, weit mehr als unter der bei ihnen vorgenommenen Sterilisierung selber.»*<sup>159</sup> Sie waren in dem Glauben erzogen worden, dass die Mutterschaft ihre grosse Berufung war, dass sie einer «höherwertigen Rasse» angehörten und erlebten die Sterilisation als Schock.

Schon Anfang 1935 wurde ausserdem deutlich, dass die Persönlichkeitsrechte der Betroffenen auch noch auf einer anderen Ebene gravierend verletzt wurden: Die Erbgesundheitsgerichte, die die Sterilisationsmassnahmen anordneten, brachen immer wieder die Schweigepflicht. Sterilisierte Menschen durften nicht heiraten, weil die Erfüllung des primären Zwecks der Ehe ausgeschlossen war. Um das Heiratsverbot für sterilisierte Personen durchsetzen zu können, sollte die Sterilisation für das ganze Leben in den Akten der Betroffenen vermerkt bleiben. Damit waren sie der Diskriminierung und Diffamierung preisgegeben. Parteimitglieder erwirkten für ihre Verwandten Freistellungen von der Sterilisation, was das Vertrauen in die ethische Notwendigkeit der Gesetze nicht gerade bestärkte. Prostituierte dagegen beantragten die Sterilisation, damit sie keine Schwangerschaft mehr zu fürchten hatten.<sup>160</sup> Berichten zufolge geschah es immer häufiger, *«dass die sterilisierten Mädchen z.T. in die Prostitution abgleiten [...], weil die Tatsache ihrer Unfruchtbarmachung irgendwie bekannt geworden ist und sie nun von den Männern gesucht werden.»*<sup>161</sup> Subjektiv mögen die Befürworter der Sterilisationsmassnahmen geglaubt haben, die Sterilisationsgesetze würden mit der Schaffung eines neuen ethischen Bewusstseins an Popularität gewinnen.

Jetzt mussten viele von ihnen bestürzt mit ansehen, wie daraus Kontroversen und persönliche Tragödien erwuchsen.

Anfänglich hatten die evangelischen Eugenikexperten damit gerechnet, dass der Staat sie bei diesen Massnahmen mit leitenden Positionen betrauen würde. Bald erkannten sie allerdings, dass sie nichts mehr zu sagen hatten. Die NS-Wohlfahrtsorganisationen unter Hilgenfeldt entzogen den kirchlichen Institutionen alle rassistisch «wertvollen» Patienten und liessen ihnen nur den «Ausschuss». In einem Interview von 1981 berichtete eine damals in einer westfälischen Kleinstadt als Fürsorgerin tätige Frau über ihre Reaktion auf diese «Entlastung». Auf der einen Seite, so erklärte sie, hätten diese armen Menschen mehr Liebe und Fürsorge denn je gebraucht, auf der anderen Seite aber hätten die evangelischen Fürsorgerinnen kaum noch Gelegenheit gehabt, sich um solche Menschen zu kümmern. Die Konsequenzen dieser Trennung in «lebenswert» und «lebensunwert» sei den evangelischen Fürsorgerinnen 1941 deutlich geworden, als ihre Schutzbefohlenen massenhaft in Konzentrationslager gebracht und dort im Zuge der Euthanasiemassnahmen getötet wurden.<sup>162</sup> Solange die evangelischen Frauen noch glaubten, dass die Eugenikprogramme in ihre Hände gelegt werden würden, befürworteten sie sie; als sie dann jeden Einfluss verloren hatten und nur noch die sozialen und psychischen Schäden reparieren sollten, wehrten sie sich. Die Bestürzung der evangelischen Frauen über die Sterilisationsmassnahmen, die Entmachtung von Grones, die heidnische Glaubenslehre der Nazis und die juristischen Auseinandersetzungen mündeten jedoch nicht in einen organisierten Widerstand gegen den NS-Staat.

Kritik wurde in der Regel nicht mit Verhaftung, Gefängnis oder Folter geahndet. Das Schlimmste, was die Dissidentinnen zu befürchten hatten, war der Verlust ihres Amtes und der Ausschluss aus der Partei. Dass die Gestapo von dieser Seite ein solches Mass an Protest duldete, zeigt, dass bestimmte Personenkreise sich im Dritten Reich vergleichsweise ungestraft Kritik an einzelnen politischen Massnahmen erlauben durften. Die gleiche Partei, die männliche Dissidenten aus den eigenen Reihen verhaften und ermorden liess, ging gegen die opponierenden evangelischen Frauen weit weniger entschieden und skrupellos vor. Die Hartnäckigkeit, mit der die evangelischen Frauenführerinnen die NS-Politik ihren eigenen Überzeugungen entsprechend zurechtzubiegen versuchten, sagt einiges über die Protestanten aus. Die kirchlichen Frauenführerinnen, die sich öffentlich gegen eine Poli-

tik wehrten, die sie in ihrer Organisationsarbeit und ihrem karitativen Wirken beschneit, verloren kein Wort über die Folgen der Nürnberger Gesetze. Bis heute sprechen die Protestant/\*inn/en nicht gern über die damalige Haltung ihrer Kirche den «nicht-arischen» Mitgliedern gegenüber. Aber die wenigen Protestant/\*inn/en jüdischer Abstammung, die das Dritte Reich überlebten, sprechen an ihrer Stelle. Menschlichkeit wurde nur von einigen wenigen mutigen Individuen praktiziert. Die NS-Politik zerschlug die offiziellen Organisationsnetzwerke, und die allermeisten Deutschen zogen es vor, das Unrecht nicht zur Kenntnis zu nehmen.

Die fragmentarischen und weit verstreuten Dokumente über die Haltung der evangelischen Frauen in jenen Jahren auszuwerten ist schwierig, und besonders im Hinblick auf den Antisemitismus ist jede eindeutige Aussage problematisch. Denn die Spärlichkeit des Archivmaterials zu diesem Thema macht es fast unmöglich, darüber zu befinden, ob das Schweigen bedeutet, dass die Frauenführerinnen diese Entwicklung beklagten, aber von der Vergleichen jeglichen Protests überzeugt waren, oder ob sie in der Mehrheit mit den «gesetzlichen» Massnahmen gegen die Juden einverstanden waren. Allgemein lässt sich jedoch sagen, dass der Antisemitismus seit dem späten 19. Jahrhundert in konservativen evangelischen Kreisen weit verbreitet war.

Viele Frauen jüdischer Abstammung, die zum evangelischen Glauben konvertiert waren, blieben in Deutschland, obgleich sie sich von ihren Glaubensgenossinnen verraten fühlten. Eine der bemerkenswertesten Persönlichkeiten unter ihnen schrieb ihre Memoiren, nachdem sie sich schliesslich doch hatte dazu bewegen lassen, in die Emigration zu gehen: Alice Salomon, die 1914 zum evangelischen Glauben übergetreten war und in Berlin die erste Schule für Sozialarbeit gegründet hatte. Als sie mit dem BDF zusammenarbeitete, wurde Salomon, ihrer jüdischen Herkunft wegen, immer wieder – selbst von Freund/\*inn/en – beleidigt. Aber sie hatte gelernt, solche Vorwürfe zu ignorieren. Die Tatsache, dass sie es geschafft hatte, sich gegen diese Feindseligkeiten zu behaupten, hatte sie wohl zu der Annahme verleitet, auch nach 1933 auf Unterstützung gegen die Übergriffe der Nazis bauen zu können. Sie musste bald ihren Irrtum erkennen: *«Die Haltungen im engsten Kreis meiner Mitarbeiterinnen, dem Personal der Schule für soziale Arbeit und der Akademie, waren typisch für die gebildeten Frauen. Es gab Beispiele menschlicher Stärke und menschlicher Schwäche. Einige gingen aus dem Kampf als bessere und stärkere Persönlichkeiten hervor, ande-*



re verloren ihre moralische Haltung, falls sie je eine besessen hatten. Es gab einige Frauen des Personals, die nach den Massstäben der Nazis einwandfrei waren, ausser dass sie eng mit mir zusammengearbeitet hatten. Sie versuchten, das durch doppelten Eifer wieder wettzumachen, indem sie zweimal ‚Heil Hitler‘ sagten, wo anderen einmal genügte. Lange bevor ‚Ariern‘ verboten wurde, mit den ‚falschen‘ Leuten zu sprechen, war es für mich schmerzlich, sie zu treffen, weil sie bei jedem Wort den nervösen Zwang verspürten, ihren neuen Glauben erklären zu müssen.»<sup>163</sup> Mit Ausnahme ihrer langjährigen Haushälterin fanden es ihre evangelischen Freundinnen angebracht, die Verbindung mit ihr abzubrechen. Trotzdem war Salomon im Vergleich zu anderen immer noch privilegiert, weil ihr internationaler Ruf und ihre prominente Stellung im Bereich der Sozialarbeit sie vor den ersten Wellen der Verfolgung schützten.

Tausende von Protestant/\*inn/en mit jüdischen Vorfahren oder Verwandten verloren ihre alten Freundinnen und Freunde, weil diese alle «gefährlichen» Verbindungen abbrachen. «An den Orten, die die Altäre der Wahrheit, Humanität und intellektuellen Integrität gewesen waren – den Universitäten – ging die Anpassung am reibungslosesten vonstatten.»<sup>164</sup> Und Salomon berichtet weiter: «Innerhalb der höheren beruflichen Ränge, unter den Lehrern und Künstlern, Ärzten und Richtern, passte man sich mit wenigen Ausnahmen an. Sie wurden Interpreten der Nazi-Doktrin von Blut und Boden, wechselten ihre Überzeugungen, ihre Theorien und ihr Vokabular. Viele [...] hatten es darauf abgesehen, an die Stelle ihrer Kollegen – häufig ehemalige Freunde – zu treten, wenn diese von ihren Arbeitsplätzen verdrängt wurden, wenn ihnen verboten wurde zu praktizieren, aufzutreten, zu veröffentlichen oder auszustellen.» Das Klima der Freiheit, das Salomon für selbstverständlich gehalten hatte, verschwand über Nacht, ohne dass sich Protest erhoben hätte. «In einem von einem Tyrannen beherrschten Land wird eigentlich jedem von morgens bis abends nach spioniert. Was noch schlimmer ist – fast jeder kann leicht zum Spion werden.»<sup>165</sup> Evangelische Frauen, die die Stärke besaßen, sich den Anordnungen der NS-Führer und der Bischöfe zu widersetzen, fanden kaum je ein Wort zur Verteidigung ihrer eigenen Mitstreiterinnen «nicht-arischer» Abstammung.

Von Grone hatte Anfang 1934 für kurze Zeit die Aussetzung der «Nicht-Arier-Verordnung» erwirkt, die aber auf der sozialen Ebene weiter vollzogen wurde. 185 Selten kam es vor, dass Frauen den Ausschluss der «Nicht-

Arierinnen» aus den kirchlichen Organisationen in Frage stellten.<sup>166</sup> Die Frauenführerinnen unter von Grone wussten zweifelsohne ebenso wie die Pfarrer der *Bekennenden Kirche*, dass ihre Möglichkeiten sehr begrenzt waren. Ein Schritt zu weit (in einer Situation, in der man nie genau wusste, wo die Grenze war) konnte schwere Repressalien gegen die eigene Organisation, die Angehörigen und Freunde bedeuten. Aus den Archivquellen und Erinnerungsberichten geht deutlich hervor, dass Christen nur äusserst selten Juden und Glaubensgenossen jüdischer Abstammung halfen. Wenn sie Hilfe anboten, dann meist sehr begrenzt und oft zu spät. Weil die evangelischen Gegner des Nationalsozialismus ihre eigenen kirchlichen Institutionen ohnehin äusserst gefährdet sahen, wollten sie ihre Lage nicht noch durch den Einsatz für die aus «rassischen» Gründen Ausgestossenen verschlimmern. Einzelne waren mutig, aber die Institutionen waren es nicht. Selbst die *Bekennende Kirche* ignorierte konkrete Hilfsersuchen, obwohl ihre Gegner sie als «judenfreundlich» beschimpfte.

Ende 1934 setzten sich zwei evangelische Frauen bei der Führung der *Bekennenden Kirche* für ihre Glaubensgenossinnen «nicht-arischer Abstammung» ein: Marga Meusel und Charlotte Friedenthal, zwei Berliner Fürsorgerrinnen, forderten die Bekenntniskirche auf, ein Beratungszentrum einzurichten, wo Protestant/\*inn/en jüdischer Abstammung Rat und geistlichen Beistand finden sollten. Obgleich Friedenthal der Kirchenleitung versicherte, das Projekt würde kaum Kosten verursachen und eine ungeheuer wichtige Hilfe sein, reagierte die Kirche nicht. Als ihr Pfarrer Bodelschwingh von der *Bekennenden Kirche* mitteilte, die Kirchenführung sei zu beschäftigt, um sich damit zu befassen, setzte sie noch einmal nach: «*Wir sind immer wieder von Neuem erschüttert von den Lebensschicksalen, die uns da entgentreten und von der Dankbarkeit, mit der jeder Ratschlag aufgenommen wird. [...] ,Dass es überhaupt noch eine Stelle gibt, die sich unser annimmt', sagte uns neulich eine Gewerbelehrerin, die nach langjähriger Tätigkeit auf Grund des Arierparagraphen abgebaut worden ist.*»<sup>167</sup>

Aber bis nach 1938 rührte sich nichts. Vielleicht betrachtete die Kirchenführung dieses Thema als «*eine Frauenfrage*», da die wenigen evangelischen Deutschen, die sich Sorgen um ihre sogenannten «nicht-arischen» Glaubensbrüder und -Schwestern machten, Frauen waren. Vergeblich protestierte Marga Meusel: «*Vor allem ist auch zu bedenken, dass die Angele-*

genheit keine ‚Frauenfrage‘ ist, wenn sie auch die Frau ebenso angeht wie den Mann.»<sup>168</sup> Meusel beschwor die Kirche: «Müsste es nicht vielmehr den Mutterhäusern und allen evangelischen Ausbildungsstätten klargemacht werden, dass sie als Anstalten der IM. keinen Unterschied machen dürfen zwischen Ariern und Nichtariern. [...] Nach meiner Erkenntnis sollte die Frage Arier oder Nichtarier in der Kirche eben keine Rolle spielen. Ich weiss nicht, ob ich mich klar ausgedrückt habe: Der Nichtarier, der wirklich Christ ist, ist mir Bruder, wie jeder andere Christ.» Zu Beginn des Jahres 1935 registrierte Meusel tief erschüttert «[...] auf der einen Seite die Not, auf der anderen in evangelischen Kreisen, sogar in Kreisen der B. K. die allergrösste Verständnislosigkeit [...]»<sup>169</sup> Der insistierende Ton ihrer Briefe deutet darauf hin, dass sie wenig Unterstützung für ihr Projekt einer «Beratungsstelle» fand.

In Stuttgart richtete Bischof Wurm eine solche Beratungsstelle ein; einzelne Kirchenmitglieder gewährten «Nicht-Ariern» Unterschlupf, aber die *Bekennende Kirche* als Ganzes unternahm kaum etwas – bis zur Reichspogromnacht im November 1938. Danach organisierten Heinrich und Margarete Grüber eine Hilfseinrichtung, die Protestanten jüdischer Abstammung zur Flucht verhalf. Die Tochter der Grüber erinnert sich: «Das [das Rettungswerk] kann keiner allein schaffen. Dazu braucht man die ganze Familie.» Helge Weckerling, damals Ende zwanzig, arbeitete nach 1938 in diesem Büro Grüber mit. Sie erinnerte sich später, wie schwer es für sie war, den ihr anerzogenen Antisemitismus zu überwinden. Aber die Bekanntschaft mit einer jungen Protestantin aus einem jüdischen Elternhaus half ihr umzudenken. Dennoch sind diese Jahre für sie eine schmerzliche Erinnerung. «Diese Menschen befanden sich in höchster Lebensnot. Und unsere Hilfe bestand darin, dass wir mit ihnen die Bibel lasen und das Abendmahl feierten!» Als ihre Freundin Inge Jacobson zusammen mit anderen «nicht-arisches» Glaubensschwwestern zu dem Sammelpunkt für die Deportation beordert wurden, trug ihr Weckerling den Koffer. «Ich habe mit Leuten, von denen man wusste, dass sie abtransportiert werden, das Abendmahl gefeiert. Ich bin zu ihnen in die Wohnung gegangen, weil sie sich mit ihrem Judenstern nicht mehr auf die Strasse, sogar nicht in die Kirche trauten. [...] Wenn ich heute daran denke, möchte ich heulen! So entsetzlich ist das. Was haben wir denn getan? In der Bibel gelesen. [...] man sprach ja so wenig über das, was einzelne Christen taten [...]»<sup>170</sup> 1941 wurde Heinrich Grüber von der

Gestapo verhaftet und nach Sachsenhausen deportiert. Das war das Ende des Büros.

Den Eindruck, den wir aus Aufzeichnungen und Briefen gewinnen können, die sich mit der Deportation der Juden beschäftigen, ist sehr gemischt – auch der, den die Lektüre von Katarina Staritz' Aufzeichnungen, einer aussergewöhnlich mutigen Frau, hinterlässt. Als die Juden unter der Androhung sofortiger Deportation zum Tragen des Judensterns gezwungen wurden, organisierte Staritz in der Grenzstadt Breslau eine kleine evangelische Hilfsgruppe. Die vielfältigen «gesetzlichen» Bestimmungen, die den sozialen Umgang zwischen Juden und Nicht-Juden unterbanden und die Juden wirtschaftlich ruinierten, hätte Staritz womöglich weiterhin toleriert. Aber dass Menschen gezwungen wurden, ein erniedrigendes Abzeichen zu tragen, das sie dem Spott der Öffentlichkeit und der ständigen Gefahr verhaftet zu werden, aussetzte, versties gegen ihre Prinzipien. Sie begann, Juden ausser Landes zu schmuggeln und Hilfe für andere, die dablieben, zu organisieren. Die meisten Mitglieder der Gruppe wurden 1943 verhaftet.<sup>171</sup> Staritz, die mutig genug gewesen war, sich den Nazis zu widersetzen und ihr Leben zu riskieren, bewies nach dem Krieg auch noch den Mut, zuzugeben, unter der NS-Herrschaft selbst antisemitisch eingestellt gewesen zu sein, was sie daran hinderte, den jüdischen Häftlingen in Ravensbrück mit dem gleichen Mitgefühl zu begegnen wie den nicht-jüdischen Kommunistinnen und Dissidentinnen.

Das Ausmass des Antisemitismus unter den evangelischen Frauen vor oder nach 1933 erkennen zu wollen, ist ein Unterfangen, das auf unüberwindliche Probleme stösst. Die evangelischen Frauen vermieden in ihren Publikationen offene Ausfälle gegen Juden und verteidigten, wie bereits erläutert, vom theologischen Standpunkt aus das Alte Testament. Es war kein Aufschrei laut geworden, als sie von den Deportationsplänen gehört hatten.<sup>172</sup> Schweigen deuten zu wollen, ist aber spekulativ und riskant, vor allem wenn dieses Schweigen in eine Zeit strikter Pressezensur fällt.

Von Grone und ihre Organisation bewiesen allerdings einen aussergewöhnlichen Einsatz und grosse Geschicklichkeit in ihren Manövern gegen Müller, Scholtz-Klink und Hermenau. Ihr Protest gegen die in ihren Augen schäbige Behandlung durch den Reichsbischof und den Staat zeugt ebenso sehr von Mut und Eigenständigkeit wie von ihrem grundsätzlichen Einverständnis mit dem Nationalsozialismus. Der protestantische Glaube immunisierte diese Frauen keineswegs gegen den Nationalsozialismus, sondern be-

reitete ihm in gewisser Weise den Boden, da schon in ihrem bisherigen polarisierten Weltbild christlicher Nationalismus gegen atheistischen Sozialismus gestanden hatte. Der Führerstaat verhies Recht und Ordnung und brachte stattdessen eine Konfusion, die ihre schlimmsten Befürchtungen in der Weimarer Republik übertraf. Sie waren bestürzt, aber ihre Bestürzung mündete nicht in einen breiten Protest gegen die Prinzipien des Nationalsozialismus. Sie unterstützten Hitlers grundlegende Ziele aufrichtig, wenn sie auch vielleicht nicht hinter den mörderischen Konsequenzen des Antisemitismus und der Sterilisationsgesetze standen. Gerade ihre tiefe Überzeugung von der Lehre des Nationalsozialismus im säkularen Bereich gab von Grone die Kraft, ihren Kampf um ihr Ansehen innerhalb der Partei noch fortzusetzen, als längst keine Chance auf eine Rehabilitierung mehr bestand. Statt gegen das Unrecht unter diesem System anzukämpfen, verwandte sie ihre ganze Kraft darauf, ihren eigenen Ruf wiederherzustellen. Ihr Sturz und ihre Selbstrechtfertigungsbemühungen nach 1945 sind repräsentativ für die Haltung ihrer Kirche insgesamt, die weder kapitulierte noch Widerstand leistete.

Die ständigen Übergriffe auf die evangelische Kirche brachten die Solidarität der Protestanten zum Bröckeln, und 1937 war die Kirche nicht mehr in der Lage, sich geschlossen gegen den Staat zu behaupten. Die langjährigen Kämpfe, die von Grone führte, trugen ihren Teil zu der inneren Zerrüttung bei, die die evangelische Kirche schliesslich den permanenten Angriffen des NS-Staats auslieferte. Ein geheimer Bericht des Staatssicherheitsdienstes resümierte die Lage der Kirche so: *«[Es] handelt [...] sich auf protestantischer Seite um einen innerkirchlichen religiösen Meinungskampf, in dem jeder Teil seine Ergebenheit dem nationalsozialistischen Staat gegenüber betont.»*<sup>173</sup> Und ein Reporter einer Untergrundzeitschrift urteilt über die protestantische Opposition: *«[...] Das war kein Kampf gegen das System, sondern ein Kampf im System um Anteil an Herrschaft, Macht und Beute im neuen Obrigkeitsstaat!»*<sup>174</sup>

Die Auseinandersetzung zwischen Hitler und der evangelischen Kirche verweist auf einen fundamentalen Zwiespalt in Hitlers Vorgehen. Wenn er die Absicht gehabt hätte, die Deutschen total zu «bekehren» und ihren christlichen Glauben auszutilgen, hätte er mit dem ganzen fanatischen Ingrimm der «Kampfeszeit» vorgehen müssen. Aber ein solcher Fanatismus hätte die Bürger verprellt, die sich überaus willens zeigten, sich in den Dienst des NS-Staates zu stellen.

Reichsbischof Müller betrieb auf Geheiss der Parteiführung eine Strategie der totalen Nazifizierung, die die grosse Mehrzahl der Protestanten nur verwirrte und abschreckte, da ihr Credo lautete: «*Unsere Politik heisst Deutschland, unsere Religion heisst Christus!*»<sup>175</sup> Sie setzten die Trennung von Kirche und Staat als selbstverständlich voraus und waren zur Kooperation mit dem neuen Reich bereit. Ein Bericht des Staatssicherheitsdienstes über die Moral innerhalb der christlichen Organisationen von 1936 offenbarte, in welche Sackgasse Müllers radikale Gleichschaltungspläne geführt hatten.

Nachdem sichtbares Abweichen von der Parteilinie mit Zwangsmitteln unterdrückt worden war, fürchtete die Polizei, dass die Opposition unter der Oberfläche weiterschwelte, wo sie noch schwerer auszuschalten wäre. Sie gab sich alle Mühe, Richtlinien zu formulieren, die es ermöglichen sollten, innerhalb der Katholiken und Protestanten, die ihre Treue zum Staat beschworen, aber an ihren Vorbehalten gegen einzelne Aspekte der nationalsozialistischen Politik festhielten, die Böcke von den Schafen zu scheiden. Das Problem lag nach Ansicht des Verfassers dieses Berichts darin, dass die Leute meinten, den Nationalsozialismus einfach zu ihren bisherigen Überzeugungen addieren zu können. Diese «Und-auch-Nazis» begriffen nicht, dass nur totale Hingabe zählte. Der Bericht versäumte es allerdings, darauf hinzuweisen, dass Hitler selbst zur Entstehung dieses Problems beigetragen hatte. Die Wahlerfolge der Nazis zu Beginn der dreissiger Jahre gingen nicht zuletzt auf ein extrem diffuses und eklektisches Konglomerat verschiedenster Wahlkampfversprechungen zurück.

Diese breitgestreute Vielfalt der Identifikationsangebote innerhalb der NSDAP, die sich vor 1933 als so erfolgreich erwiesen hatte, musste jetzt vom NS-Staat zu einer Grunddoktrin zurechtgestutzt werden, die es ermöglichte, Loyalität mit streng umrissenen Inhalten zu füllen. Die Säulen dieser Doktrin bildeten Schlagworte wie Führerprinzip, unbedingter Gehorsam, Rasse, Volksgemeinschaft, Nationalismus, Sozialismus und Deutschtum. Aber diese Prinzipien waren immer noch so global, dass die Parteiführung fürchten musste, religiöse Gruppen könnten sie zu Waffen für eine feindliche Sache «umfunktionieren». Hinter jedem grundsätzlichen Bekenntnis zu diesen Prinzipien konnte ein «aber» lauern oder eine häretische Auslegung, die den Staat unterwandern und «Untergang und Chaos» heraufbeschwören konnte – und die Nazis hatten selbst durch ihre bürokratische Unfähigkeit und ihre ideologische Konfusion ein Chaos heraufbeschworen. Hitler hatte

vorgegeben, seinen neuen Staat auf eine solide Doktrin und eine neue Ordnung zu gründen. Aber weil die Nazis weder einen klar strukturierten Verwaltungsapparat noch einen eindeutigen Katechismus von Grundprinzipien hervorzubringen vermochten, blieb den evangelischen Christen nur ein Loyalitätskriterium: «Für oder gegen Hitler.»<sup>176</sup> Die evangelischen Frauenverbände hätten wahrscheinlich mit praktisch allen in den dreissiger Jahren initiierten politischen Massnahmen kooperiert, wenn man ihnen ein gewisses Mass an Eigenständigkeit gelassen hätte. Von Grone und andere evangelische Frauenführerinnen gingen nicht von vornherein in die Opposition. Sie wurden hineingedrängt.

## Katholische Frauen zwischen Papst und Führer

Die Reaktion der katholischen Frauenführerinnen auf die Ernennung Hitlers zum Reichskanzler war Schweigen. Anders als Müller-Otfried, von Tilting und von Grone jubelten sie nicht, als Hitler im Frühjahr 1933 auf den Ruinen der Republik seine Diktatur errichtete. Nicht weil sie sich der Demokratie gegenüber verpflichtet fühlten, sondern weil sie die offizielle Stellungnahme der Bischöfe bzw. des Vatikans abwarteten. Die Katholikinnen betrachteten den Hitlerstaat von einem anderen Standpunkt aus als die protestantischen Frauen oder die katholischen Männer. Während es innerhalb der Protestantinnen durchaus Stimmen gab, die nicht prinzipiell gegen Geburtenkontrolle, Scheidung und in einigen Fällen auch Abtreibung eingestellt waren, verbot die katholische Glaubenslehre der Frau grundsätzlich, in die Empfängnis und Schwangerschaft einzugreifen. Natürlich folgten die katholischen Männer den gleichen Glaubensgrundsätzen wie die Frauen, aber Kinder und Familie spielten in ihrem Leben kaum eine vergleichbar zentrale Rolle. Die Familienpolitik der Nazis gründete sich auf das Axiom: *«Dein Körper gehört nicht Dir, sondern deiner Sippe und durch Deine Sippe dem Volk.»* Während die Katholikinnen die Fortpflanzung dem Willen Gottes überließen, unterstellten sie die Nazis den Interessen von *«Sippe»* und *«Volk»*.<sup>1</sup> Staat und Kirche erhoben absolute, miteinander unvereinbare Ansprüche, mit denen die Frauen als Katholikinnen und Mütter existentiell konfrontiert waren. Unter dem NS-Regime suchten die katholischen Frauen einen Weg zwischen der Gehorsamspflicht gegenüber der Kirchenhierarchie, die sich mit Hitler arrangiert hatte, und den von Kindesbeinen an vermittelten moralischen Geboten, nach denen Hitlers *«rassische Erneuerung»* sündig war. Das neue *«rassische»* Wertesystem wirkte sich auch auf die



Wohltätigkeitsarbeit der katholischen Frauen aus, die bisher immer darauf abgezielt hatte, den Bedürftigsten zu helfen. Im Gegensatz dazu forderte die NS-Ideologie, dass Hilfe nur den «Lebenswerten» zuteil werden sollte.

Hitler äusserte sich, von den Anrufungen des Allmächtigen in seinen Reden abgesehen, nicht offen zum Thema Religion. Während er damit beschäftigt war, einen «*besseren Ersatz*» zu schaffen, vermied er direkte Angriffe auf die katholischen Institutionen. Er schob sie auf, bis er dem Katholizismus seine eigene nationalsozialistische «Kirche» entgegensetzen konnte. Einstweilen übernahm der NS-Staat charakteristische Züge der katholischen Hierarchie, und das *Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda* von Joseph Goebbels verbreitete «*heilige Überzeugung*» und «*bedingungslosen Glauben*».<sup>2</sup>

Albert Speer, Hitlers Architekt und Vertrauter, berichtet, dass er den Auftrag hatte, einen gewaltigen Tempel zu entwerfen, eine «*säkulare Kathedrale*», die die Funktion einer «*Kultstätte*» erfüllen sollte.<sup>3</sup>

In feierlichen Zeremonien wurden die Märtyrer der Bewegung geehrt. Im Mittelpunkt des Films von Leni Riefenstahl über den Nürnberger Parteitag von 1934 steht die Ehrung der Gefallenen des Ersten Weltkriegs, bei der Hitler wie ein Priester zwischen den Reihen vieler Tausend schweigender Getreuer hindurch zum Mahnmal schreitet, um wortlos einen Kranz niederzulegen. Dabei verstummt der Ton. In der nächsten Szene sehen wir den wolkenlosen Himmel, Hakenkreuzfahnen und den «Führer», der auf einer Kanzel steht und predigt.

Hitler ersetzte die Kirchenlieder durch NS-Kampflieder, kirchliche Feiertage durch Gedenktage, die an wichtige Ereignisse der Geschichte des Nationalsozialismus erinnerten, den Katechismus durch NS-Fibeln – etwa *Das ABC des Nationalsozialismus*. Rituale, Gehorsam, Zeremonien und eine unwandelbar feststehende Lehre waren die Kernelemente der neuen säkularen Kirche. Die Autorität lag allein bei Hitler, aber eine grosse Schar von Nazi-Heiligen und -Märtyrern, Nazi-Priestern und -Kreuzzugskämpfern stützten sie. Die Parallelen zur katholischen Kirche waren nicht zufällig. Als Junge hatte Hitler davon geträumt, Abt zu werden; als Mann nahm er sich den Papst zum Vorbild. Kurz vor seiner Ernennung zum Reichskanzler enthüllte er in grossmüligem Phrasen seine Absichten, indem er politische «Unfehlbarkeit» beanspruchte und erklärte, die Welt werde sich – das hoffe er – daran ebenso gewöhnen wie an den Absolutheitsanspruch des Heiligen Vaters.<sup>4</sup>

Hitler, der sich kaum je auf andere Autoritäten als auf seinen eigenen Genius berief, gab einmal zu: «*Vor allem habe ich von dem Jesuitenorden gelernt.*»<sup>5</sup> Wie die Jesuiten dem Papst unbedingte Treue gelobten, schworen die Schwarzhemden der SS dem «Führer» uneingeschränkten Gehorsam. Neben *Mein Kampf* sollten die SS-Leute (die zu einem Viertel Katholiken waren) die *Geistlichen Übungen* des Ignatius von Loyola studieren, um Disziplin und Hingabe zu lernen.<sup>6</sup>

Den Frauen boten die Nazis die Möglichkeit, «*braune Schwestern*» zu werden: eine Entsprechung zu den katholischen Ordensschwestern. Die Katholikinnen fragten sich, ob die Ähnlichkeiten zwischen Nationalsozialismus und Katholizismus ein Grund dafür sein könnten, mit dem Staat zu kooperieren, oder ob sie eine ernste Gefahr für die katholischen Institutionen und Dogmen darstellten. In mancherlei Hinsicht fühlten sie sich sicherer als die evangelischen Frauen, weil sie der Diktatur aus der Bastion einer mächtigen Institution entgegensehen konnten. 25 Diözesen gaben den Gläubigen Führung und Orientierung.

Auf der Bischofskonferenz in Fulda wurden einheitliche theologische, pragmatische, organisatorische und sozialpolitische Leitlinien festgelegt. In der Weimarer Republik hatte sich die Kirchenhierarchie nie auf die Seite der Demokratie gestellt, sondern sich überparteilich gegeben, was nur die Tatsache verschleiern sollte, dass sie den Weimarer Staat nicht stützte und auf eine autoritäre Lösung hoffte. Kardinal Faulhaber, später ein NS-Gegner, hasste die Demokratie, weil sie, wie er sagte, «*der Wahrheit und dem Irrtum gleiche Rechte eingeräumt*» habe.<sup>7</sup> Die Kombination aus reaktionärer politischer Haltung und dogmatischen Glaubensüberzeugungen immunisierte die katholische Wählerschaft gegen die Faszination des Nationalsozialismus. Warum sollten sie, die sie ihren eigenen Glauben hatten, auf einen Fanatiker setzen, dessen Absolutheitsanspruch nur die ihrer Religion bedrohte? Vielleicht war es diese Skepsis, die einige wenige Priester vor 1933 dazu trieb, ihre Kirchenmitglieder davor zu warnen, sich den Nazis anzuschließen. Im Februar 1931 erklärten bayerische Bischöfe den Katholiken, was der Nationalsozialismus für das Christentum ausbeute, sei nicht das Christentum Christi.<sup>8</sup>

Nachdem die Nazis in seinem Bistum gewaltig an Zulauf gewonnen hatten, ermahnte ein Bischof die Katholiken, nicht in die NSDAP einzutreten, weil die Partei die «*nordische Rasse*» über die Lehren der Kirche stelle.<sup>9</sup> 1931/32 riefen mehrere Bischöfe die Gläubigen auf, sämtliche Aktivitäten

der Nazis zu boykottieren.<sup>10</sup> Die katholischen Frauenzeitschriften unterstützten die *Zentrumspartei*, verhielten sich aber allen anderen Parteien gegenüber neutral.

Bei den Fuldaer Bischofskonferenzen 1931 und 1932 versuchten die Bischöfe, eine gemeinsame Politik zu umreißen. Mit Hitlers kometenhaftem Aufstieg wuchs die Versuchung, sich hinter diese potente politische Kraft zu stellen, obwohl die Bischöfe von der Gewalt, die die Nazis entfalteten, schockiert waren. Sie fanden, wie andere konservative Kräfte in der Weimarer Republik, zu einem Konsens, indem sie beschlossen, nichts zu beschliessen.<sup>11</sup> Diese Lösung ermöglichte den Einzelnen, Hitler ohne Gewissensbisse zu unterstützen, sofern nicht gerade der Gemeindepriester etwas anderes sagte.

Die Unentschlossenheit der Bischöfe spiegelte die Stimmung in Rom wider. Der Vatikan, der nicht gezögert hatte, die «gottlosen» Marxisten in Russland, Spanien und Mexiko zu verdammen, hüllte sich in Schweigen. Statt sich gegen Hitler zu stellen, bemühten sich viele Geistliche, den «gesunden Kern» dieser Lehre zu extrahieren, den Nationalsozialismus als «echte Reformbewegung» zu unterstützen und auf diese Weise auf den Zug aufzuspringen. Sie waren zwar gegen die heidnischen Rituale der Nazis, konnten aber ihre Ziele im Grossen und Ganzen billigen: «*Weshalb sollte in Deutschland denn nicht möglich sein*», fragte eine Bischof, «*was in Italien zum Wohl von Land, Volk und Kirche gelungen ist?*»<sup>12</sup> Im Sommer 1937 erreichte die Unterstützung des NS-Regimes durch konservative Geistliche ihren Höhepunkt, als die katholischen Bischöfe in einem Hirtenbrief erklärten: «*Gerade weil in der katholischen Kirche die Autorität ganz besonders zur Geltung kommt, fällt es den Katholiken keineswegs schwer, die neue starke Betonung der Autorität im neuen deutschen Staatswesen zu würdigen und sich ihr zu unterwerfen.*»<sup>13</sup>

Aber der Katholizismus bestand nicht nur aus dem Klerus. Er umfasste auch die einflussreiche katholische *Zentrumspartei*. Im Wilhelminischen Deutschland und in der Weimarer Republik bildeten die katholischen Abgeordneten im Reichstag ein wichtiges Zünglein an der Waage, indem sie jeweils mit der Partei stimmten, die dem Katholizismus die grösste Unterstützung versprach.<sup>14</sup> Das *Zentrum* legte einen deutlichen Schwerpunkt auf Bildung und Kultur und setzte sich nachdrücklich für Massnahmen zum Schutz der Familie ein. Obgleich es sich vor 1919 vehement gegen das Frauenwahlrecht gestellt hatte, nahm es danach mehr Frauen in seine Füh-

runge Spitze auf als alle anderen Parteien, mit Ausnahme der Sozialisten. Die weiblichen katholischen Abgeordneten stimmten zwar in allen familienpolitischen Fragen mit den Ultrakonservativen, begriffen aber, dass das Einkommen der Frauen für das finanzielle Wohlergehen vieler Familien entscheidend war. Gelegentlich standen sie sogar auf der gleichen Seite wie die Sozialisten, wenn es darum ging, das Recht der Frauen auf Arbeit und Arbeitsschutzgesetz zu verteidigen.

Ohne das Stimmrecht der Frauen wäre das katholische *Zentrum* wohl zur Bedeutungslosigkeit verurteilt gewesen, da sich immer mehr katholische Männer von der Partei abwandten. Die Wählerinnen kompensierten die Stimmenverluste. Das *Zentrum* konnte bei nationalen Wahlen etwa 15% auf sich vereinigen. Noch entscheidender war, dass die Wähler/\*innen des *Zentrums* ihrer Partei immer treuer waren als die der nationalistischen und liberalen Parteien, denen Hitler immer mehr Anhänger/\*innen abwarb.

Auch bei den Wahlen vom März 1933 wankte die katholische Wählerschaft nicht.

Nachdem Hitler Reichskanzler geworden war, zog er mit Zuckerbrot und Peitsche schärfere Register. In seiner ersten Rede als Kanzler versprach er: *«[Die nationale Regierung] wird die Fundamente wahren und verteidigen, auf denen die Kraft unserer Nation beruht. Sie wird das Christentum als Basis unserer gesamten Moral, die Familie als Keimzelle unseres Volks- und Staatskörpers in ihren festen Schutz nehmen.»*<sup>15</sup> Dann zeigte er sein anderes Gesicht. Schon während des Wahlkampfes für die Märzahlen 1933 hatte er die Ausschaltung aller katholischen Presseeinrichtungen, die Beschlagnahmung aller Parteigelder, die Schliessung aller politischen Einrichtungen und die Unterbindung von Wahlkampfreden befohlen. Die Nazi-Polizei verhaftete 3'000 Katholiken. Trotz reichsweiter Proteste von katholischen Bürgern kritisierte der Führer der *Zentrumspartei*, Franz von Papen (ehemaliger Reichskanzler und nach den Märzahlen Hitlers Vize-Kanzler), keineswegs das harte Durchgreifen. Ganz im Gegenteil: Er pries das Eingreifen des «Führers». *«Nach Lage der Dinge in Europa und angesichts der sozialen Zersetzung in Deutschland musste der Rettungsversuch des Nationalsozialismus die letzte Möglichkeit sein, Deutschland vor dem Abgrund eines sozialen Vernichtungskampfes zu retten.»*<sup>16</sup>

Bei den Märzahlen wuchs die Zahl der Unterstützer/\*innen des katholischen *Zentrums* (einschliesslich der *Bayerischen Volkspartei*) auf insge-

samt 5,5 Millionen. Nach wie vor standen rund 15% aller Wähler/\*innen hinter ihm. Aber bei der ersten Reichstagssitzung taten die Abgeordneten etwas, was die Basis verweigert hatte: Sie stimmten für das Ermächtigungsgesetz, das Hitler diktatorische Vollmachten übertrug. Ian Kershaw, Autor einer Studie über die Reaktionen der bayerischen Bevölkerung auf den Nationalsozialismus, brachte dieses Umkippen auf die Formel: Die Katholiken seien die letzten gewesen, die noch standgehalten, und die ersten, die kapituliert hätten.

Auch wenn die Kirchenhierarchie nicht offiziell Stellung bezog, schlugen sich doch viele katholische Amtsträger und Organisationen freiwillig auf die Seite des neuen Regimes. Der international renommierte Kirchenhistoriker Joseph Lortz schrieb ein kleines Büchlein, in dem er die Gemeinsamkeiten von Nationalsozialismus und Katholizismus pries: Beide gründeten sich auf den *«Glauben»* als *«das Grosse und Heroische, in dem sich der beste Teil des Menschen erfüllt»*.<sup>17</sup> Der Freiburger Erzbischof Conrad Gröber bejubelte ebenfalls die neue Diktatur, die der Beweis dafür sei, *«dass zwei ihrem Wesen nach totale Gewalten dennoch eine Einigung finden können, wenn die Gebiete sich sondern und Überschneidungen der Zuständigkeit auf freundschaftliche Art zu Gemeinsamkeiten oder Parallelen werden»*.<sup>18</sup>

In diesen angespannten Monaten blieben die katholischen Frauen, was die wichtigen Entscheidungsprozesse anbelangte, im Abseits. Sie warteten auf die Entscheidung der Kirchenoberen. Eine Katholikin erinnert sich an dieses Frühjahr 1933: *«Wir erkannten sogleich, dass wir in der bisherigen Weise nicht Weiterarbeiten konnten. Sehr bald bemühte sich die nationalsozialistische Frauenschaft um uns. Es wurde uns in Berlin [...] von der Leiterin alles versprochen, wenn wir uns anschliessen würden; von Stunde zu Stunde wurden wir angerufen, gedrängt, mitzutun und wenigstens zu einer Besprechung zu kommen. Wir haben alles abgelehnt und sind nicht hingegangen.»*<sup>19</sup>

Paula Siber, damals zuständig für die Frauenarbeit im Innenministerium, umwarb die Katholikinnen, indem sie ausdrücklich dem Christentum ihre Referenz erwies. Bei einer Veranstaltung vor 10'000 Frauen in Düsseldorf im Juli pries sie die christlichen Werte. Es wurden populäre Kirchenlieder gesungen. Beschlossen wurde die Veranstaltung mit dem *«Horst-Wessel-Lied»* und dem traditionellen *«Wir treten zum Beten»*.<sup>20</sup> Während die männlichen Nazis Hakenkreuzfahnen in Kirchen und Kathedralen trugen, schmückten die NS-Frauen ihre Veranstaltungen mit Gebeten, Kirchenlie-

dern und christlichen Ritualen. Dennoch blieben die katholischen Frauen bei ihrem Schweigen. Ihre Zeitschriften gingen, im Gegensatz zu den evangelischen Publikationen, mit keinem Wort auf die nationalsozialistische Politik oder auf Hitler ein. Selbst in der Wirtschaftskrise hatte Antonie Hopmann den Frauen diese Zurückhaltung auferlegt und sie auf ihre passive Rolle verwiesen. *«Führerinnenschulung ist bei Frauen nicht so notwendig wie bei Männern, weil für die Aufgabe vorgebildete Kräfte schon zur Verfügung stehen.»*<sup>21</sup> Nach 1933 bestand das Problem darin, zu beurteilen, wann die Passivität in Kollaboration umschlug und wann sie als Opposition zu bewerten war.

Angesichts der scharfen Pressezensur mussten öffentliche Erklärungen sehr vorsichtig formuliert werden. Gerta Krabbel, die Vorsitzende des *Katholischen Deutschen Frauenbunds* (KDF), beschränkte sich auf kryptische Äusserungen: *«Immer in Zeiten der Umgestaltung war es Sache der Frau, die Fackel des Geistes zu halten und mit ihrer ganzen Kraft dafür einzustehen, dass Liebe und Güte leben und die Welt durchleuchten.»*<sup>22</sup>

Diese Zurückhaltung stand im Gegensatz zur anfänglichen uneingeschränkten Hitlerbegeisterung der katholischen Männer. So sicherten die katholischen Lehrer dem Regime ihre Unterstützung zu, während die Lehrerinnen sich jeder Stellungnahme enthielten. Erklärten die Lehrer, *«treu dem Glauben, treu dem Vaterland»* und daher auch hitlertreu zu sein, so hiess es auf Seiten der Lehrerinnen: *«Wir katholischen Lehrerinnen bildeten nur mehr eine einflusslose Minderheit innerhalb der grossen Menge der Kollegen und der auf anderer Weltanschauung stehenden, und die Gleichschaltung mit anderen Gegenden Deutschlands, in denen die Lehrerin nicht so stark in der Tradition verwurzelt ist, wird nicht auf sich warten lassen. Schon [...] liess sich leicht erkennen, dass die katholische und frauliche Erziehung der Mädchen sehr erschwert sein wird, wie denn auch offen zugegeben wurde, dass die Jugend den Hitlerbünden zugeführt werden müsste»*. Es wurde vor der Erteilung einer *«Blankovollmacht»* gewarnt. *«Eine unsagbare Unruhe hat sich der katholischen Lehrerschaft bemächtigt; viele fürchten auch für ihre Existenzen.»*<sup>23</sup> Die Lehrerinnen fürchteten nicht nur die anti-katholische Haltung der Partei, sondern auch deren frauenfeindliche Bestrebungen und verteidigten ihr Recht auf Erwerbstätigkeit. Die katholischen Lehrer teilten dagegen die unter den Männern generell verbreiteten Widerstände gegen das Eindringen der Frauen in das Erwerbsleben; ihr *«katho-*

lich-konservatives Gedankengut» machte es den Männern leicht, sich «ohne innere Erschütterung auf den Boden des neuen Staates [zu] stellen [...]»

Als der *Katholische Fürsorgeverein für Mädchen, Frauen und Kinder* seine Skepsis artikulierte, wurde er von der Kirche gedrängt, mit Hitler zu kooperieren.<sup>24</sup> In den folgenden Jahren waren Frauen, die sich in der Wohltätigkeitsarbeit engagierten, tagtäglich mit der staatlichen Einmischung in ihre Arbeit konfrontiert. Ein Bericht, der sich auf katholische Kinderheime in West- und Norddeutschland bezieht, mag für viele andere Fälle stehen: «Kein Tischgebet soll mehr gebetet, sondern nur ein Spruch gesprochen werden. Alles, was an Konfession erinnert, sollte entfernt werden [...]. Man müsste ja nicht meinen, dass man jetzt die kath. Schwestern an die Wand drücken und der katholischen Kirche einen Hieb versetzen wollte [...]. Man muss dankbar anerkennen, was die Schwestern getan und geleistet haben. Niemals würde man mit weltlichem Personal das fertig bringen, was die Schwestern geschaffen, und erst recht nicht finanziell so billig arbeiten können. Aber wenn der Staat Gesetze macht, dann müssen sie auch durchgeführt werden.»<sup>25</sup>

Hitler gab den katholischen Bischöfen reichlich Gelegenheit, hinter der Fassade scheinbarer Achtung vor dem Christentum seine langfristigen Absichten zu erkennen. Bei einem Treffen mit ihm im April konnten zwei Bischöfe Einblick in seine Pläne nehmen. Das Christentum, so erklärte er ihnen, habe sich als zu schwach erwiesen, um die vor dem deutschen Volk liegenden monumentalen moralischen Aufgaben zu bewältigen.<sup>26</sup> Die Besprechung endete damit, dass Hitler gelobte, sich an die katholische Glaubenslehre zu halten, die seit 1'500 Jahren die Juden zu Parasiten erklärt und verfolgt habe.

Im klaren Wissen um die drohende Gefahr war der katholische Klerus vor die Entscheidung gestellt, sich entweder beizeiten unterzuordnen und auf entsprechende Belohnungen zu hoffen, oder aber die Bedrohung zu bekämpfen, ehe sie sich verschärfte. Anfang Juli 1933 erfuhr eine erstaunte Welt das Resultat. Hitler und Pius XI hatten ein Konkordat geschlossen, in dem der Führer sich verpflichtete, die Rechte der Katholiken zu schützen. Der Vatikan sicherte dafür der NS-Diktatur seine Unterstützung zu. Das Abkommen schien die Katholiken von ihrem Pariastatus zu erlösen und eine gleichberechtigte Kraft werden zu lassen.

In der allgemeinen Euphorie bemerkten nur wenige Katholiken, dass eine schwerwiegende Frage nach wie vor offengeblieben war. Hitler hatte

gelobt, alle katholischen Institutionen, die als unpolitisch zu betrachten waren, zu respektieren. Wer aber sollte darüber befinden, welche Organisationen in diese Kategorie fielen? Offiziell durften weiterhin Hirtenbriefe veröffentlicht werden, sollten katholische Krankenhäuser und Schulen unangestastet, karitative Einrichtungen, Laienorganisationen und andere nicht-politische Vereinigungen bestehen bleiben. Die *Zentrumspartei* unterlag, wie andere Organisationen auch, dem Parteienverbot. Natürlich definierte die Kirche den Begriff «politisch» so eng wie möglich, während der Staat den Begriff «religiös» auf reine Glaubensfragen und das Praktizieren von Riten begrenzte. Beide Seiten beanspruchten die Oberhoheit über eine Vielzahl katholischer Krankenhäuser, Schulen, sozialer Einrichtungen und gemeindlicher Organisationen. Die Katholiken fühlten sich nicht bedroht, waren es aber; die Entscheidung über ihre Autonomie war keine Sache von Prinzipien oder Logik, sondern eine Frage der Macht. Absurderweise fühlten sich die Katholiken 1933 unter der NS-Diktatur sicherer als in der Weimarer Demokratie. Während sich die Kirchenoberen zu ihrem «Sieg» gratulierten, brüstete sich Hitler in seinem engsten Kreis, die Geistlichen aus der politischen Arena verbannt und in die Kirche zurückgetrieben zu haben, von wo sie nie wieder in die Bereiche eindringen würden, in denen sie nichts zu suchen hätten.<sup>27</sup>

Das Konkordat blieb bis 1945 in Kraft. Sein Hauptnutznießer war Hitler. Nachdem die katholische Kirche ihre Gläubigen einmal dazu aufgerufen hatte, dem NS-Regime Folge zu leisten, widerrief sie diese Haltung nicht mehr. Hitler ignorierte es von Anfang an und machte sich nicht einmal die Mühe, es irgendwann für nichtig zu erklären. Mit der «*eisernen Ruhe*», mit der er sich auf der Ordensburg Vogelsang brüstete, wartete er darauf, dass die Stärke der Katholiken von innen her unterhöhlt würde. In vielfacher Hinsicht bewährte sich diese Strategie. Jahrelang verhandelte man wegen einer Vertragsverletzung hier, einem Missverständnis dort. Von diesem Konkordat wirklichen Schutz zu erwarten, war genauso falsch wie die Annahme, dass Hitler sich durch andere «Wische» – die Weimarer Verfassung oder den Versailler Vertrag – gebunden fühlen würde.

Das Konkordat nährte die Illusion, dass es die Autonomie der Kirche bewahren könnte, und machte die Kirchenführer für ihre Komplizenschaft mit dem Hitlerregime blind. Statt über Grundsatzfragen nachzudenken, verspielten sie die moralische Glaubwürdigkeit ihrer Kirche durch Debatten



über Details. Indem sich die Kirchenführer auf einen Verhandlungsprozess mit den Nationalsozialisten einliessen, kamen sie nach und nach dazu, ihre NS-Gegenspieler als Kollegen anzusehen, nette Leute, mit denen man zu Mittag ass, Zigarren rauchte und Witze riss. Das Netz der vielfältigen Kontakte einte beide Seiten und verwischte die Eindeutigkeit der moralischen Werte zu einem einzigen bürokratischen Grau.

Als sich die Kommunikation zwischen Berlin und dem Vatikan intensivierte, hielt es niemand für nötig, die Frauen einzubeziehen. Die Katholikinnen warteten ab, ohne Stellung zu beziehen. Sie verharren ruhig in ihrer distanzierten Position. Anders als beispielsweise Agnes von Grone fühlten sie sich nicht bemüsst, eigene Kontakte zu NS-Frauenführerinnen zu knüpfen oder eine eigene Einschätzung zu wagen. Noch vor Unterzeichnung des Konkordats begaben sich verblüffende Dinge: Während Hitler, flankiert von seinen Schwarzhemden, seine Unfehlbarkeit verkündete, machten sich auf der anderen Seite katholische Geistliche populäre NS-Themen zu eigen. Aus Angst, sich unbeliebt zu machen, wenn sie sich einem so gefeierten politischen Führer entgegenstellten, stimmten die Kirchenführer in den Chor ein. In einem handschriftlich abgefassten Schreiben teilte Kardinal Faulhaber Hitler mit: *«Der Erzbischof von München gibt sich die Ehre, Eurer Exzellenz einen tiefempfundenen Glückwunsch zum Abschluss des Reichskonkordats zu übersenden. Was die alten Parlamente und Parteien in 60 Jahren nicht fertigbrachten, hat Ihr staatsmännischer Weitblick in 6 Monaten weltgeschichtlich verwirklicht. [...] Für das innere Leben des deutschen Volkes kann dieses Abkommen mit dem Oberhaupt der Kirche durch die Sicherungen der religiösen Freiheit eine Mehrung des Glaubens und damit eine Mehrung der sittlichen Volkskraft bringen.»* Der Kardinal schloss mit den Worten: *«Uns kommt es aufrichtig aus der Seele: Gott erhalte unserem Volk unseren Reichskanzler.»*<sup>28</sup>

In Berlin wurde das Konkordat mit einem Hochamt gefeiert. NS-Fahnen und -Banner schmückten das Kircheninnere, und zum Abschluss stimmte man das *«Horst-Wessel-Lied»* an. Die gleichen Kirchenführer, die sich wenige Monate zuvor noch gegen das Rassendenken der Nazis gewandt hatten, vollzogen eine Kehrtwendung. Bischöfe wie Conrad Gröber verkündeten, dass Rassenpolitik und Christentum sich nicht gegenseitig ausschließen, sondern vielmehr verschiedene Imperative seien, die einander ergänzen-

ten. Phrasenwie «*Heil Bischof!*» und «*Jesus ist unser Führer!*» gehörten jetzt zum rhetorischen Grundstock der Geistlichen. In einigen Kirchen wurden Gedenkgottesdienste für zwei Katholiken veranstaltet, die vor 1933 als «Märtyrer» für die Sache des Nationalsozialismus «gefallen» waren.<sup>29</sup> Ein wegen seiner linksradikalen Ansichten seines Amtes enthobener Priester bemerkte zynisch, die Kirchenführer vermarkteten ihre nationalistische Ware mit einem Schild vor ihrem Schaufenster, auf dem geschrieben stünde: «*Wir führen alle Artikel, die bei der Konkurrenz verkauft werden, nur in besserer Qualität.*»<sup>30</sup>

In der Frauenfrage wetteiferten die katholischen Männer mit Hitler um die Wiederaufwertung der Mutterschaft als Beitrag der Frau zur Heranziehung eines Volks von Kriegern. «*Was das Schlachtfeld für den Mann war, das war die Mutterschaft für die Frau [...] Die Erhaltung des ewigen Lebens verlangte die Opferung des Einzelnen. Mütter müssen sich aufopfern, um Kindern das Leben zu schenken. Väter müssen auf dem Schlachtfeld kämpfen, um die Zukunft ihrer Söhne zu sichern [...] Ein Mann, der nicht Vater ist, ist kein Mann [...] Aber noch viel mehr gilt, dass das weibliche Wesen, das nicht Mutter ist, keine Frau ist [...].*»<sup>31</sup> Den katholischen Männern, die solche Überzeugungen teilten, konnten Hitlers Forderungen in diesem Punkt kaum radikal erscheinen.

Aber Hitler nahm dieses Echo keineswegs erfreut zur Kenntnis. Das plötzliche Einschwenken seiner einstigen Gegner und Rivalen machte ihn skeptisch. Vielleicht, so fürchtete er, verbarg sich hinter dieser prompten Kapitulation nur ein listiger Plan, den NS-Staat von innen zu Fall zu bringen. Ein Geheimbericht über die Moral innerhalb der Kirche bestärkte ihn nur in seinem Argwohn. Warum, so hiess es darin, priesen plötzlich so viele Priester «*Deutschum, Autoritarismus, Führertum, Blut und Boden?*» Er beschloss, dieser hemmungslosen Vereinnahmung nationalsozialistischer Rituale ein Ende zu setzen. Er nahm sich zwar das Recht, katholische Riten zu imitieren, die umgekehrte Nachahmung allerdings duldet er nicht.

Die Nachricht vom Konkordatsschluss änderte die Haltung der katholischen Frauenführerinnen. Kaum hatte der Papst das NS-Regime für vertrauenswürdig erklärt, beeilten sich die katholischen Frauenführerinnen, diese Botschaft an ihre Basis weiterzugeben. Das hiess nicht, dass jetzt alle Frauen innerhalb der katholischen Organisationen tatsächlich für Hitler waren; Zweifel wurden jedoch nicht öffentlich geäussert. Einige Frauenführerinnen spekulierten (wie von Grone) sicherlich darauf, sich durch Kooperationsbe-

reitschaft Vorteile schaffen zu können. In ihrem Enthusiasmus übersahen sie Hitlers Pläne für eine «rassische Erneuerung». Sie hielten sich an die Aspekte der NS-Politik, die mit ihren eigenen Werten übereinstimmten. Das Ehestandsdarlehen beispielsweise entsprach exakt ihren Vorstellungen von der Rolle der Frau, und Antonie Hopmann, Sozialarbeiterin und Funktionärin im vergleichsweise liberalen KDF, bejubelte es im August 1933 als «*Geniestreich*». <sup>32</sup> «*Die neue Zeit brachte die Auflösung der Parteien, den autoritativen Staat mit seinem Totalitätsanspruch. Wir bejahen den neuen Staat, nicht aus Opportunität, sondern aus dem Gewissen heraus, nach Gottes heiliger Ordnung, trotz der grossen persönlichen Opfer, die führende Katholische Frauen zu bringen hatten.*» Sie begrüßte die «*neue Sittlichkeit*», «*die Bekämpfung von Schmutz und Schund*» und die «*Hochachtung der mütterlichen Aufgaben*». <sup>33</sup>

Ausserdem wollten die katholischen Frauen, als sich abzuzeichnen schien, dass Hitler das Leben in Deutschland auf absehbare Zeit bestimmen würde, nicht abseits stehen. Als religiöse Minderheit waren sie für Zweifel an ihrem Patriotismus sehr sensibel, und es lag ihnen daran, in die Allianz zwischen der evangelischen Mehrheit und den Nazis aufgenommen zu werden. <sup>34</sup>

Die Stimmung vom August 1914 lebte im nazifizierten Deutschland wieder auf. Katholische Frauenführerinnen bemerkten im Herbst 1933 einen entscheidenden Umschwung: «*Dieses Jahr 1933 ist von grossem geschichtlichem Werden in einem Masse erfüllt, wie wir es seit Langem nicht erleben. Wir fühlen irgendwie ein Geschehen, das, so scheint es, Jahrzehnte, vielleicht Jahrhunderte in sich zusammenfasst und tatsächlich das Antlitz unseres Volkes, das Antlitz Deutschlands verändert. [...] Wir fühlen, dass eine weltgeschichtliche Stunde gekommen ist, die das deutsche Volk in seinem Innersten aufwühlt*», schreibt Gerta Krabbel. Diese sonst so nüchterne Frau lässt sich ganz offensichtlich von ihren Emotionen leiten, wenn sie weiterschreibt: «*Wir fühlen es im Herzen, es geht um die Zukunft Deutschlands, das Schicksal Europas. [...] Der Atem verschlägt, das Herz erbebt, wenn man daran denkt, was diese Zeit, diese Monate und Jahre nächster Zukunft für unser Volk, für Deutschland, für die Welt bedeuten können.*»

Nirgendwo in den katholischen Frauenzeitschriften wurde der Untergang der Weimarer Republik beklagt oder auch nur eines nostalgischen Rückblicks für wert befunden. Stattdessen hiess es über jenes Jahrzehnt: «*Wir*

haben in Sorge gelebt, weil wir sahen, wie die Glaubenskraft, ja die Glaubensfähigkeit der Menschen dahinzuschwinden drohte und gleichzeitig eine ungeheure Macht mit dämonischer Intensität sich darum mühte, den Gedanken an Gott aus dem Herzen der Menschen zu reissen.» Jetzt hatten die Deutschen den «männlichen Mann», der für Ordnung sorgen würde. Weil der «Held» wieder das Steuer übernommen hatte, konnten die Frauen freudig in den «Garten helfender Liebe» zurückkehren, zu den Idealen der Jungfräulichkeit und Mutterschaft: «Grosse Sehnsucht eint sich [...] in der Hoffnung, dass diese Mutterschaft nun gross, stark, echt und tief gesehen wird, sicher, stark und rein in ihrer leiblichen Wesenheit, aber auch und vor allem stark und gross in ihrer geistig-seelischen Kraft.»<sup>35</sup>

Ähnlich gestimmt erklärte Hopmann, die sich jahrelang für die Übernahme öffentlicher Verantwortung durch Frauen eingesetzt hatte, in ihrem weihnachtlichen Rückblick auf das «Jahr des Herrn 1933»: «Die Führung unseres Volkes ist auf eine neue, mit starker Lebenskraft vorstossende Bewegung gestellt worden. Ihr Führer steht vor der übermenschlichen Aufgabe, inmitten eines weltwirtschaftlichen Zerfalls dem Volke Arbeit und Brot zu verschaffen, die Vielfältigkeit und Eigenwilligkeit deutscher Stämme zur Einheit zu führen und Deutschland unter den Völkern den Platz, der seiner Ehre angemessen ist, zu sichern.»<sup>36</sup> Sie war lange in der katholischen Frauenfriedensbewegung aktiv gewesen, hielt Hitlers Abrüstungspläne für aufrichtig und rief ihre Leserinnen auf, für seinen Erfolg zu beten.

Gerta Krabbel erklärte in der Weihnachtsnummer der nationalen Frauenzeitschrift, die gegenwärtige Zeit verlange von allen Katholikinnen den Einsatz ihrer ganzen Kraft und Energie – mehr denn je zuvor. Die katholischen Sozialarbeiterinnen freuten sich über den von den Nazis angekündigten Zusammenschluss und die Koordinierung aller Wohlfahrtseinrichtungen. Endlich, so glaubten sie, würde eine effiziente Planung das Netz der karitativen und fürsorglichen Institutionen in Deutschland wahrhaft funktionsfähig machen. «Wir begrüssen das [die Mitarbeit der NSV im Deutschen Caritasverband und im Roten Kreuz] mit grosser Freude und Genugtuung.»<sup>37</sup>

Die katholischen Frauenführerinnen schlossen sie sich in ihren öffentlichen Verlautbarungen zur «Frauenfrage» dem Standpunkt des Vatikans an. In der Vergangenheit hatten sich die Liberalen unter ihnen über die päpstlichen Instruktionen insoweit hinweggesetzt, als sie Mutterschaft in Verbindung mit Erwerbstätigkeit als Lebensmöglichkeit für Frauen gebilligt hat-

ten. 1933 aber schlug die Mutterschaft alle anderen Optionen aus dem Feld. Die Traditionalistinnen triumphierten, und selbst die liberalen Katholikinnen änderten ihren Ton beträchtlich. Autorinnen, die bislang das Recht der Frauen auf Erwerbsarbeit verteidigt hatten, rieten jetzt den jungen Mädchen, sich mit der Hauswirtschaftslehre zu beschäftigen.

Das Lob der Mutterschaft – zweifellos auch bisher ein wichtiges Thema in der katholischen Frauenliteratur und -presse – beherrschte jetzt die Publikationen uneingeschränkt und unangefochten. Katholische Schriftstellerinnen, die sich einst für den Verzicht auf die Ehe und das Streben der Frau nach Berufstätigkeit und Karriere eingesetzt hatten, stimmten in den allgemeinen Chor ein und drängten ihre Schwestern, sich aus dem «männlichen» Bereich zurückzuziehen. Eine Serie von Artikeln zum Thema «Wir Frauen und die Männerberufe» warnten vor den Problemen, die Frauen heraufbeschwören würden, wenn sie sich ihrer «weiblichen» Berufung entzögen. Wo früher das Wort «*Leiterin*» benutzt worden war, hiess es jetzt «*Führerin*». Für ihre Jahresversammlung 1933 wählten die katholischen Frauen als Thema «Die katholische Frau und das deutsche Volk», während sie sich bisher mit Themen wie der «Stellung der Frau in der modernen Welt», der «Wirtschaftskrise» oder «Frauen und Frieden» beschäftigt hatten. In den katholischen Frauenzeitschriften verherrlichten Gedichte das germanische Volk, die Titelseite einer Nummer der Zeitschrift *Frauenland* zierte der «Stammbaum der Mutter Gottes».

Kaum war das Konkordat unterzeichnet, begrüßte Krabbel das neue Regime und pries die wunderbare Veränderung im deutschen Leben: «*Die private Sphäre ist anders geworden, die Übergänge in die öffentliche haben sich gemehrt, und bis in die vorgeschobenen Positionen der Öffentlichkeit hinein begegnen wir dem Wirken und Schaffen der Frau, auch der katholischen Frau.*»<sup>38</sup> Sie freute sich über die Professionalisierung des «wesensmässigen» Wirkens der Frau und äusserte die Hoffnung, dass die Frauen sich jetzt von dem tiefen Schock erholen könnten, den ihnen die Frauenbewegung in der Weimarer Republik zugefügt habe. Die katholischen Frauenzeitschriften, die lange Zeit hinter der katholischen Frauen-Friedensbewegung gestanden hatten, stellten jetzt die Appelle für eine weltweite Verständigung ein, gingen aber nicht so weit, in das zunehmende Kriegsgeschrei einzufallen.

Im Einklang mit den Erklärungen des Papstes glaubten die katholischen

Frauen, dass das Konkordat sie zwar verpflichtete, die nationalsozialistische Politik zu unterstützen, dass es ihnen aber auch das Recht gab, ihre organisatorische Eigenständigkeit gegen jeden staatlichen Zugriff zu verteidigen.

Wie die evangelischen Frauen freuten sich auch die Katholikinnen grundsätzlich über die Etablierung eines autoritären Regimes, das die Bekämpfung des gottlosen Sozialismus versprach und gleichzeitig die Wiederherstellung einer von der modernen Zeit zerstörten Harmonie zwischen dem «weiblichen» und dem «männlichen» Bereich. Elisabeth Denis, die Hitlers «Revolution» damals freudig begrüsst hatte, erinnert sich nach 1945: *«Durch den Abschluss des Konkordats stieg die Hoffnung, es möchte sich der revolutionäre Charakter der nationalsozialistischen Bewegung mit der Übernahme politischer Verantwortung nach und nach abreagieren.»*<sup>39</sup> Wohl merkend, dass diese Erklärung nicht auf alle Leserinnen plausibel wirken mochte, führt sie das Argument ins Feld, dass auch Pius XII. mit ähnlichen Begründungen das *«vorsichtige Schweigen»* des Vatikans rechtfertigte, das dieser nicht brach, bis die alliierten Truppen Italien befreiten. Als Hitlers Armeen nicht mehr auf dem Siegeszug waren, verdamnte der Papst allerdings prompt das *«satanische Gespenst»* des Nationalsozialismus, den *«hochmütigen Abfall von Jesus Christus, die Verneinung seiner Lehre und seines Erlösungswerkes»*, den *«Kult der Gewalt, die Vergötzung von Rasse und Blut, die Unterdrückung der menschlichen Freiheit und Würde»*.<sup>40</sup> Die deutschen Bischöfe schienen auch nach dem Zusammenbruch des NS-Regimes nichts dazugelernt zu haben. Sie warfen sich nach dem Krieg vor, nicht mutiger bekannt, freudiger geglaubt und inbrünstiger geliebt zu haben.<sup>41</sup> Die rückblickenden Aussagen katholischer Frauen spiegeln in der Mehrzahl eher die Haltung der Fuldaer Bischofskonferenz als die eitle Selbstgerechtigkeit des Papstes wider.

Wie immer die nachträglichen Erklärungen gelautet haben mögen, das Konkordat machte für die katholischen Frauen den Weg frei, sich freudig hinter Hitler zu stellen. Sie erklärten sich jetzt – sechs Monate nach den Freundschaftsbeteuerungen der evangelischen Frauen – grundsätzlich zur Zusammenarbeit mit dem Diktator bereit. Hitler begrüsst natürlich die Unterstützung der mehr als eineinhalb Millionen organisierter katholischer Frauen, von denen viele administrative und pädagogische Fähigkeiten mitbrachten.

Zunächst war das Verhältnis zwischen den katholischen und national-

sozialistischen Frauen freundschaftlich, was aber vor allem am Fehlen einer starken zentralen Führung in Berlin und an der Ungewissheit der NS-Frauen, wie sich die weitere Entwicklung gestalten würde, lag. Eine lokale NS-Frauenführerin erklärte ihren Parteigenossinnen die vorläufige Zurückhaltung folgendermassen: «*Der Sinn unserer Arbeit kann nicht sein, durch Beitragszahlungen erworbene Rechte armer Volksgenossen zu schmälern. Wir werden nicht etwas zerschlagen, was nicht ganz in unserem Sinn ist, ehe wir nicht etwas Besseres an dessen Stelle setzen können.*»<sup>42</sup> Elisabeth Denis fasste die allgemeinen Hoffnungen in das Motto: «*So viel Freiheit (und Fruchtbarkeit!) wie möglich – so viel Einheit (und Verfestigung) wie nötig.*»<sup>43</sup> Nachdem es die formelle Allianz mit dem Staat gab, war nicht klar, wie dieses riesige Netz von Bildungs-, Gesundheits- und Wohlfahrtseinrichtungen in der Zukunft funktionieren sollte. Die katholischen Frauen reagierten nicht uneingeschränkt begeistert auf diese neue Partnerschaft; ihre private Korrespondenz verrät, dass sie auf ihren eigenen Bedingungen beharrten und sich gegen die totale Vereinnahmung durch die *NS-Volkswohlfahrt* oder die *NS-Frauenschaft* sträubten; die katholischen Frauenführerinnen stimmten – wie ihre evangelischen Kolleginnen – einer Kooperation freudig zu, lehnten es aber entschieden ab, sich vereinnahmen zu lassen. Aber Hitler genügte die bedingte Unterstützung. Er profitierte mehr von einer engagierte Zusammenarbeit als von einer widerwilligen Eingliederung.

Im Gegensatz zu den evangelischen Frauen wurden die Katholikinnen nicht unter Druck gesetzt, der NSDAP beizutreten, was praktisch bedeutete, dass sie sich durchaus an Spendensammlungen der Nazis beteiligten, allerdings als Katholikinnen und nicht als Nationalsozialistinnen.<sup>44</sup>

Die Frauen benutzten ihre untergeordnete Stellung innerhalb der Kirchenhierarchie als Vorwand, sich einer zu engen Zusammenarbeit mit den NS-Frauen zu entziehen, indem sie erklärten: Vielen Dank für das Angebot, aber wir müssen zuerst unsere übergeordneten Instanzen fragen.<sup>45</sup> Wenn beispielsweise Paula Siber die katholischen Frauen zu einer Grossveranstaltung einlud, lehnte Gerta Krabbel zwar nicht direkt ab, beharrte aber darauf, dass sie zuerst die Genehmigung des Bischofs einholen müsse. Sie argumentierte, die katholischen Frauen unterstünden unmittelbar der Kirche und seien daher in erster Linie dem Willen ihrer männlichen Kirchenoberen verpflichtet und nicht dem ihrer nicht-katholischen Mitstreiterinnen. Wie von

Grone setzte auch Krabbel darauf, dass ihre kirchlichen Vorgesetzten ihre Organisationen gegen alle Einverleibungsversuche der Nazis verteidigen würden. Aber anders als die evangelischen Frauenführerinnen vermieden die Katholikinnen direkte Vereinbarungen mit den Staatsfunktionär/\*inn/en.

Das Zentrum der Aktivitäten des *Deutschen Caritasverbandes* lag in Baden. Anfang Oktober 1933 berief Scholtz-Klink, damals NS-Frauenführerin für Baden, in der Meinung, dass alle Frauenfunktionärinnen bereit seien, ihre Organisationen gänzlich dem neuen Staat zu unterstellen, eine Konferenz der prominenten badischen Organisationsvertreterinnen ein. Nach langem Hin und Her erklärten die Katholikinnen, dass sie unter der Bedingung, dass die katholischen Frauen ihre eigene Identität bewahren könnten und in den Kursen von «Rassenhygiene» keine Rede sein dürfe, gern bereit wären, bei Mütterschulungsprogrammen mitzuwirken. Für Scholtz-Klink war dies inakzeptabel. Sie schloss das Treffen mit ein paar knappen Abschiedsworten und dem Hinweis, dass alle leitenden Funktionen innerhalb der Mütterschulungsprogramme von NS-Frauen übernommen würden.<sup>46</sup>

Auf nationaler Ebene sah sich Paula Siber mit einer ähnlichen Reaktion konfrontiert, als sie die Katholikinnen aufforderte, sich an einem zentralen Planungsausschuss zu beteiligen. Die katholischen Frauen waren geschickt genug, sich zur Mitarbeit bereit zu erklären, wenn Siber ihnen völlige Religionsfreiheit, strikte Einhaltung des Konkordats, eine unverbindliche Zusammenarbeit und die Erstattung der Spesen garantieren könne. Selbstverständlich wurde keine dieser Bedingungen akzeptiert.<sup>47</sup> Die katholischen Frauen beteiligten sich nicht an dem Ausschuss, und es schien ihnen vorerst zumindest gelungen zu sein, sich gegen den Druck der Nazis zu behaupten.

Indessen kamen ihnen alarmierende Berichte von Übergriffen der Nazis auf Frauenorganisationen zu Ohren. Bereits im Juli 1933 waren die Nazis in Rottenburg in die Räume des katholischen Jungfrauenvereins eingedrungen und hatten die Fahne dieser Organisation aus der Kirche entfernt. Die Leiterin des Vereins berichtete von *«einem Gefühl der Rechtlosigkeit»* und einem *«niederschmetternden Eindruck»*. Sie erklärte, die katholischen Organisationen seien jahrzehntelang eine *«Hauptstütze für Kirche und Staat»* gewesen, *«trotz Hohn und Spott und Verfolgung von Seiten der Sozialisten und Kommunisten [...] stets treu zu Ordnung.»* Auch jetzt seien sie bereit, *«dem neuen Staat sich einzuordnen und ihre Kräfte zur Verfügung zu stellen»*. Sie



schrrieb: «Wir hatten solche Massnahmen gegen die konservativsten Kräfte des Vaterlands umso weniger erwartet, als uns von obersten Stellen des Reiches immer wieder versichert wurde [...], kirchliche Vereine müssten nur entpolitisiert werden.»<sup>48</sup> Im Vertrauen auf die Rückendeckung durch das Konkordat versuchten die katholischen Frauen, sich den grösstmöglichen Einfluss zu sichern, indem sie sich ausserhalb der staatlichen Sphäre hielten. Sie liessen sich lediglich auf eine Ad-hoc-Mitarbeit zu sorgsam ausgehandelten Bedingungen ein.

Offiziell beharrten sie auf dem absoluten Primat ihrer religiösen Ziele, der «Vertiefung und Verinnerlichung» des Glaubens. Tatsächlich aber setzten sie hinter dieser frommen Fassade ihre Arbeit in den Bereichen fort, die unter das Verdikt «politisch» fielen: in Berufsorganisationen, in der Frauenbildung, im Gesundheitswesen, im Medienbereich (Presse, Radio, Theater und Kino), in der Eheberatung und in Kampagnen gegen Pornographie. Frauenführerinnen, die ihr Leben dem Aufbau solcher Organisationen gewidmet hatten, versuchten mit allen verfügbaren Mitteln, ihr Netzwerk aufrechtzuerhalten, und verliessen sich auf die Kirche als «Bollwerk» gegen das «Nazi-Heidentum». Unter ihrem Schutz hofften sie, ihre Arbeit auf breiter Ebene weiterführen zu können. Schliesslich, so dachten sie wohl, hatten die Bischöfe ihnen ja auch in einer gottlosen und religionsfeindlichen Republik einen unangefochtenen Freiraum zu sichern vermocht. Würden sie es nicht auch schaffen, diesen Raum einem Diktator gegenüber zu verteidigen, der immerhin ein Abkommen mit dem Papst geschlossen hatte?

Dass die katholischen Frauen 1933 die Macht der Nazis unterschätzten, ist nachvollziehbar. Wie von Grone und andere evangelische Kolleginnen konnten sie nur lachen, wenn dieses «autoritäre» Regime, das ständig Recht und Ordnung versprach, ihnen solche Frauenführerinnen präsentierte. Wer sollte schon Zanders hysterische Aufrufe ernst nehmen, oder Gottschewskis *Frauenbund*, oder eine Siber, deren Aktivitäten samt und sonders von Krummacher unterlaufen wurden? Rückblickend mag man sich fragen, warum die katholischen und evangelischen Frauen ihre Organisationen nicht zu einem wirksameren Widerstand nutzten. Der Irrtum der Katholikinnen bestand darin, dass sie im Konkordat eine Absicherung gegen Übergriffe des Staates sahen und der festen Überzeugung waren, sie könnten den Konkurrenzkampf zwischen Kirche und Staat für sich entscheiden.

Die Euphorie, die im Sommer 1933 aufflammte, hielt nicht lange an. Die

Gegnerinnen des Konkordats begannen sich zu fragen, wie sie sich noch gegen die Einmischung des NS-Staats wehren sollten, wenn die Kirchenoberen so grosse Kompromissbereitschaft zeigten. Die Hierarchie, hinter der sie sich hatten verschanzen wollen, begann in der Haltung zur Mutterschaft von oben her zu bröckeln. Die Frauen reagierten als unmittelbar Betroffene alarmierter als die Männer. In dem höflichen und oft servilen Gestus ihrer offiziellen Korrespondenz schwang jetzt ein neuer besorgter Ton mit, wenn es um ihren Status unter dem NS-Regime ging. Da war die Rede von der Verteidigung «*echter persönlicher Entscheidungsfreiheit*» und der Schaffung einer «*Atmosphäre*», in der Frauen jeden Alters und Familienstands offen miteinander kommunizieren könnten.

Nur vier Monate nach der Unterzeichnung des Konkordats protestierten Frauen aus verschiedenen Organisationen bei ihren Kirchenoberen gegen ein Regime, das Mutterschaft in engen biologischen Kategorien sah, ohne von Liebe, Erziehung oder familienbezogenen Tugenden zu sprechen, sie protestierten gegen einen martialischen Stil, der die Frauen zu vermännlichen drohte, und gegen eine natalistische Propaganda, die ledige Frauen verunglimpfte.<sup>49</sup> Die katholischen Frauen machten, indem sie ihre Hoffnungen auf die Kirchenhierarchie setzten, ähnliche Fehler wie viele nicht-nazistische Gruppierungen, die es versäumten, sich unter den anderen Dissident/\*inn/en ausserhalb ihrer eigenen Organisationen nach Verbündeten umzutun.

Ende 1933 mussten die katholischen Frauen erkennen, dass das «Bollwerk», auf das sie sich verlassen hatten, bröckelte. So erklärte einer der Erzbischöfe, von denen sie sich Schutz erhofft hatten, die katholischen Frauenorganisationen sollten entweder eine gemässigte Haltung beziehen oder sich ganz auflösen. Vielleicht sei im neuen Reich überhaupt kein Platz für reine Frauenvereinigungen, da ja schon der Begriff «Frauenorganisation» ein Reizwort sei. Die Frauenorganisationen waren über diese Reaktion entsetzt und versicherten ihrem Bischof, dass die katholischen Frauen solange organisiert bleiben würden, bis die «Frauenfrage» entschieden sei.<sup>50</sup>

Sie versprachen, auch weiterhin mit NS-Frauen an bestimmten Projekten, die sie billigen konnten, zusammenzuarbeiten, lehnten aber eine vollständige Fusion strikt ab. Auf ihre Art versuchten sie, genau wie auch viele Geistliche, einen «gesunden Kern» des Nationalsozialismus herauszudestillieren, indem sie jene Facetten der NS-Politik unterstützten, die sie begrüssten, und die Programme boykottierten, die ihr moralisches Empfinden ver-

letzten. Sie glaubten, auf diese Weise politischen Einfluss nehmen und sich gleichzeitig ein reines Gewissen bewahren zu können. Obwohl die Kirchenoberen sie enttäuscht hatten, konnten sie sich doch zugute halten, dass ihre Organisationen noch immer intakter waren als von Grones *Frauenwerk der Deutschen Evangelischen Kirche*. Die circa eineinhalb Millionen organisierter katholischer Frauen konnten ihre Organisationen vor der Übernahme oder Auflösung durch die Nazis bewahren.

Eine Warnung hätten sich die katholischen Frauen allerdings die Ereignisse vom Juli 1934 seinlassen sollen, als die Kirchenführung weder ihre eigenen Priester in Schutz nahm noch gegen die verbrecherischen Aktivitäten der Nazis protestierte. Im Zuge der «Niederschlagung des Röhms-Putsches» am 30. Juni 1934 liess Hitler Hunderte seiner eigenen SA-Leute samt ihrem Führer Ernst Röhm ermorden. Zwei Tage lang drang seine Polizei in Privathäuser ein, um die «Putschisten» zu erschiessen. Hitler selbst sprach von 77 Toten, das Justizministerium von 207, die wirkliche Zahl lag vermutlich noch wesentlich höher.<sup>51</sup>

Nicht alle Toten waren Mitglieder der SA. Auch katholische Liberale fielen dem Nazi-Terror zum Opfer. Dr. Erich Klausener, Führer der *Katholischen Aktion*, Pater Adalbert Probst, Leiter der *Katholischen Jugend*, Dr. Fritz Gerlich, Herausgeber der katholischen Wochenzeitschrift *Der Gerade Weg* und Pater Stempfle wurden wenige Stunden nach der Säuberungsaktion tot aufgefunden. Sie alle hatten das NS-Regime öffentlich kritisiert. Bis auf Bischof Galen, der leisen Protest erhob, zeigte sich die katholische Kirche nicht betroffen über den Tod dieser mutigen und eigenständigen Kirchenmänner, die stets den linken Flügel der Geistlichkeit repräsentiert hatten. Die offizielle Version der Nazis besagte, dass die Opfer bei Fluchtversuchen erschossen worden seien oder in ihren Zellen Selbstmord verübt hätten.<sup>52</sup>

Statt gegen die Ermordung ihrer Glaubensbrüder zu protestieren, beglückwünschten konservative Kirchenführer Hitler zu der Säuberungsaktion. Der Bischof von Hessen-Nassau übermittelte ihm in einem Telegramm «heissen Dank für starke Rettung nebst Glückwunsch und erneutem Gelöbnis unerschütterlicher Treue» und erflehte «Gottes Beistand für den geliebten Führer».<sup>53</sup>

Es wurde gar nicht erst der Versuch unternommen, der Aktion einen legalen Anstrich zu geben: Es gab keine Anklagen, keine Prozesse. Hitler be-

fahl die Vernichtung aller Dokumente, die mit der Ermordung im Zusammenhang standen, und liess so rasch wie möglich zur Tagesordnung übergehen. Am 13. Juli hielt er eine dreistündige Rede vor dem Reichstag, bei der er in drastischen Metaphern noch mehr Gewalt ankündigte. *«Ich habe den Befehl gegeben, die Hauptschuldigen an diesem Verrat zu erschiessen, und ich gab weiter den Befehl, die Geschwüre unserer inneren Brunnenvergiftung[...] auszubrennen bis auf das rohe Fleisch. [...] Und es soll jeder für alle Zukunft wissen, dass, wenn er die Hand zum Schlage gegen den Staat erhebt, der sichere Tod sein Los ist.»*<sup>54</sup>

Die Identifizierung der Verräter und das *«Ausbrennen der Geschwüre»* waren Sache des Führers. Prozesse und Gerichte waren bedeutungslos. Führende konservative Katholiken sahen wohlwollend zu, wie Hitlers Mordbanden gegen den liberalen Flügel ihrer eigenen Kirche vorgingen. Sie stimmten in den Chor der gehorsamen Deutschen ein, die ihren *«Führer»* priesen.

Wenn die katholische Kirchenführung nicht einmal gegen unmittelbare Angriffe auf Geistliche aus ihren eigenen Reihen protestiert hatte, würde sie dann Stellung beziehen, wenn es um die Masse der *«gewöhnlichen»* katholischen Frauen ging? Würde sie ihre Stimme heben, um Entwicklungen abzuwehren, die das Leben dieser Frauen existentiell betrafen? Diese Frage beantwortete sich binnen eines Jahres. Schon seit dem Juli 1933 waren die Zeichen für alle, die sie hätten sehen wollen, gesetzt: Das erste Eugenikgesetz war in der gleichen Kabinettsitzung, die auch das Konkordat gebilligt hatte, formuliert worden. Es forderte die Eliminierung *«rassisch minderwertiger»* Nachkommen durch die Sterilisation der *«minderwertigen»* Erwachsenen. Die NS-Führung beschloss, dieses Gesetz erst nach den Jubelfeiern zum Konkordat bekannt zu machen. Nach seiner Veröffentlichung protestierte die Fuldaer Bischofskonferenz, weil das Gesetz die Katholiken in einen Gewissenskonflikt stürzen würde. Der Ton, in dem der Protest formuliert wurde, war aber versöhnlich. Die katholische Glaubenslehre, meinten die Bischöfe, schliesse eugenische Massnahmen nicht generell aus und erlaube die Verwirklichung eugenischer Ziele mit moralisch vertretbaren Mitteln. Obgleich die meisten Bischöfe die Zwangssterilisationen verurteilten, hielten doch etliche eine freiwillige Sterilisation für akzeptabel.<sup>55</sup> Die zaghaften Verlautbarungen von katholischer Seite ermutigten die staatlichen Stellen, in Publikationen eine verzerrte Darstellung der Haltung des Vati-

kans in Sachen Eugenik zu liefern und beruhigten damit das Gewissen der Katholik/\*inn/en, die im Gesundheitswesen arbeiteten.<sup>56</sup>

Nur ein führender Kirchenmann, Bischof Galen aus Münster, wandte sich offen und unverblümt gegen Sterilisationsgesetz und Eugenik.<sup>57</sup> Aber seine Worte fanden keine Resonanz. Zwar erschien im *Osseruatore Romano* eine knappe Bestätigung der ablehnenden Haltung der katholischen Kirche zur Eugenik, aber man hatte es nicht für nötig gehalten, sie aus der lateinischen Originalfassung ins Deutsche zu übersetzen.

Die NS-Regierung blieb hart, und die Kirche bewahrte weiter ihr «besonnenes Schweigen». In einigen Kirchenbezirken wurden Priester, die sich gegen die Sterilisation aussprachen, auf Weisung von Erzbischof Gröber ihres Amtes enthoben.<sup>58</sup>

Katholische Frauen, die in Eheberatungsstellen tätig waren, durften Klient/\*inn/en nicht mehr über familienrechtliche oder rassenhygienische Fragen informieren. Weil aber so gut wie alle Paare, die die Beratungsstellen aufsuchten, gerade in diesen Bereichen Rat suchten, war die Arbeit dieser Institutionen weitgehend unterbunden.<sup>59</sup>

1934 erhielten die katholischen Fürsorgearbeiterinnen Weisung, die Namen der Klient/\*inn/en vorzulegen, die in die zu sterilisierenden Gruppen fielen; katholische Krankenschwestern mussten bei den Eingriffen assistieren, die für sie moralwidrig waren.<sup>60</sup> Es gab keine Möglichkeit, sich diesen Aufgaben aus Gewissensgründen zu entziehen.

Die Fuldaer Bischofskonferenz reagierte mit einer Strategie, die die Vorgabe für die nächsten zehn Jahre sein sollte: Statt gegen die Grundhaltung zu opponieren, die hinter dem Zwangssterilisationsgesetz steckte, akzeptierten sie es grundsätzlich und feilschten lediglich um Ausnahmen. Sie erreichten beispielsweise, dass katholische Ärzte Sterilisationseingriffe verweigern durften. Diese Strategie bedeutete eine Spaltung der Katholik/\*inn/en in die, die unter die Ausnahmeklauseln fielen, nämlich die männlichen Ärzte, und die, die nicht darunter fielen, die Krankenschwestern und Fürsorgearbeiterinnen. Das verhinderte nicht nur das Entstehen einer einheitlichen Haltung oder Solidarisierung, sondern untergrub auch die moralische Glaubwürdigkeit der Kirche, wenn sie ein solch moralwidriges Prinzip einfach hinnahm. Die Bischöfe erwirkten ausserdem noch das Zugeständnis, dass «rassisch minderwertige» katholische Personen, die sich dazu verpflichteten, ihr Leben in einem Heim zu verbringen, von der Sterilisation ausgenommen würden. Betroffene Mütter und Beschäftigte im Gesundheitswesen versuchten,

Einspruch zu erheben. Katholische Krankenschwestern appellierten an den Leiter der Caritas, Pater Benedikt Kreutz, ihnen beizustehen. Wenn sie sich weigerten, bei Sterilisationsmassnahmen zu assistieren, wurden sie entlassen und durch nicht-katholische «braune Schwestern» ersetzt, die der NS-Schwesternschaft angehörten.<sup>61</sup> Diese Frauen, denen im Schnellverfahren die Grundlagen der NS-Doktrin und der Rassenhygiene sowie Grundkenntnisse in Krankenpflege beigebracht worden waren, übernahmen die Arbeitsplätze qualifizierter Schwestern. Die «braunen Schwestern» bekamen weniger Lohn und vermittelten den Patienten ausserdem noch nationalsozialistisches Gedankengut. In Berichten aus Bayern von 1937 heisst es, die Kranken würden klagen, denn «manche NS-Schwester kümmert sich um die Hitleragitation mehr als um die Patienten. Der Hass gegen die katholische Caritas geht soweit, dass z.B. eine kranke Frau, für die der Einweisungsschein in das Müttererholungsheim schon ausgestellt war, nicht eingewiesen wurde, weil man im letzten Augenblick feststellte, dass sie sich auch von einer Caritas-Schwester betreuen liess».<sup>62</sup> Ein Pfarrer berichtet: «Die im Caritas-Verein organisierten Familien wünschen nichts sehnlicher, als dass man sie endlich in Ruhe liesse und ihre Rechte nicht antaste.» Die NS-Schwestern stiessen auf wenig Begeisterung: «Es würde niemand im Bedarfsfälle die braune Schwester beiziehen, weil das Vertrauen fehlt. [...] Man ist allgemein darüber empört, dass man mit der Braunen Schwester der Gemeinde unnötige Lasten auferlegt hat und dies, ohne die Gemeinde darüber zu hören. Ein gewaltsamer Eingriff in unsere Rechte würde die grösste Empörung hier hervorrufen.»<sup>63</sup>

Elisabeth Zillken, die Leiterin des Vereins der katholischen Fürsorgearbeiterinnen, ersuchte Kreutz um Hilfe. Er reagierte mit der knappen Anweisung, sie solle die Mitglieder ihrer Organisation davon in Kenntnis setzen, dass sie «erbgeschädigte» Kinder melden müssten. Er besprach die Angelegenheit mit Hilgenfeldt, einem alten Freund, und tadelte Zillken wegen ihrer übertriebenen Bedenken. Er meinte, ihre lebhafteste Phantasie gehe immer gleich vom Extremfall aus: «Sie sind eben auf die schlimmste Situation eingestellt, dass uns amtliche Aufgaben künftig nicht mehr zugewiesen werden. Dagegen werden wir immer protestieren, aber es könnte doch sein, dass unser Protest praktisch erfolglos sein wird.» Weil die Kirche nicht hoffen könne, sich in allen Streitfragen durchzusetzen, war Kreutz der Meinung, es sei klüger, nur die Punkte herauszugreifen, in denen die Nazis mit einiger

Wahrscheinlichkeit nachgeben würden. Die Kirchenführung, so schloss er, könne nicht davon ausgehen, dass es ihr gelingen würde, Einfluss auf die Regierung oder auf die Bevölkerung zu nehmen. Zillken entgegnete: «Das bedeutet finanziell einen ungeheuren Schlag [...]»<sup>64</sup>

Als Zillken eine klare theologische Stellungnahme forderte, wurde ihr lediglich die Ermahnung zuteil, sich ruhig zu verhalten und das Beste zu hoffen. Das war nicht genug. In ganz Deutschland verlangten die Katholik/\*inn/en von ihrer Kirche eine eindeutige Haltung zu dem Problem, wie sie mit den widersprüchlichen Anforderungen von Kirche und Staat umgehen sollten.

Die im *Erzbischöflichen Archiv Freiburg* aus der Amtszeit Erzbischof Gröbers erhaltenen Unterlagen zeigen, wie hilflos die Durchschnittskatholik/\*inn/en angesichts der Rassenhygiene-Politik des NS-Staats waren. Die überwiegende Mehrheit der Anfragen kam von Frauen. Einige Beispiele mögen das Spektrum der Probleme illustrieren: Es ging um das subjektive Ermessen, ob eine Sterilisation geboten sei oder nicht; eine Lehrerin wollte wissen, wie sie feststellen könne, ob ein 12jähriger Junge, der bei Intelligenztests schlecht abgeschnitten hatte, unter «*mangelnder Erziehung und schlechten häuslichen Verhältnissen litt*», oder ob er «*geistig beschränkt*» oder gar «*leicht schwachsinnig*» sei.<sup>65</sup> Wie könne, fragte sie sich, in Zeiten allgemeinen moralischen Verfalls irgendjemand guten Gewissens einem Menschen die Sterilisation verordnen, weil er ungenügende Moralvorstellungen zeige. Was bedeutete es, wenn ein junges Mädchen beim Intelligenztest versagte? «[...] der Amtsarzt [hat] Fragen gestellt, z.B. wann Luther geboren sei und wann Bismark gelebt habe, die eine gewöhnliche Frau nicht beantworten kann. Dabei ist der Arzt Katholik [...] die Frau soll unter das Messer!»<sup>66</sup>

Andere hatten praktische Fragen. Wer würde die Kosten für den Eingriff tragen? Eine Fürsorgerin wollte wissen, was zu tun sei, wenn eine «*sittlich verdorbene*» oder «*gefährdete*» junge Frau sich sterilisieren lassen wolle. Wenn «*die Erbkrankte [...] triebhafte Neigung zu Unsittlichkeit, abnorme Erregbarkeit, Mangel an sittlichen Hemmungen, Unfähigkeit, eine einfache Stelle auszufüllen*» zeige? Konnte es nicht sein, dass sie wegen des Wegfalls des Schwangerschaftsrisikos nach der Sterilisation erst recht dem Laster anheimfiele?<sup>67</sup> Fürsorgerinnen berichteten, dass ursprünglich zwar leicht zurückgebliebene, aber ansonsten verantwortungsbewusste Menschen nach der Sterilisation «*asozial*» wurden, weil sie das Gefühl hatten, dass die Ge-

sellschaft sie als hoffnungslose Fälle ansah. Da es oft die Hoffnung auf eine Ehe sei, die Menschen zu moralischem Verhalten motiviere, könne die Sterilisation leicht den Charakter verderben, weil sie diese Hoffnung zerstöre.

In Mainz riet die Fürsorgerin Martha Herter ohne Rückendeckung durch ihre männlichen Kirchenoberen den Frauen von Alkoholikern, die Sterilisation ihrer Männer nicht zuzulassen. Sie fragte, ob es wirklich so schlimm sei, wenn der Ehemann ab und zu betrunken heimkäme oder gelegentlich einen Zornesausbruch hätte. Sie habe ihre Zweifel daran, dass er nach dem Eingriff, wie die NS-Behörden versprochen, seine Abende zu Hause verbringen und besser für die Familie sorgen würde. Martha Herter wurde verhaftet. Ihr wurde vorgeworfen, *«im Jahr 1935 oder um diese Zeit in Mainz hetzerische Äusserungen über Anordnungen der Reichsregierung und von ihr geschaffenen Einrichtungen gemacht zu haben, die geeignet sind, das Vertrauen des Volkes zur politischen Führung zu untergraben [...]»*. Sie hatte den Behörden keinen einzigen Fall von schwerem Alkoholismus gemeldet. Interessant ist, dass sie aussagte, sie habe nichts gegen den NS-Staat, sie gehöre der DAF an. *«Sie habe auch nicht gedacht, dass sie sich gegen den Staat vergehen werde.»* Sie erklärte, Katholiken müssten dem Papst gehorchen; und die Verteidigung machte geltend, sie habe doch nur als aufrechte Katholikin gehandelt. – *«Das Motiv des Hetzens fehle doch vollständig»* – zumal sie sich nie öffentlich geäußert habe. Sie wurde zu einer Geldstrafe von 120 Mark verurteilt. In der Urteilsbegründung hiess es: *«Dass die Äusserungen hetzerisch sind, geht daraus hervor, dass sie eine gegen den Staat gerichtete Einstellung vertraten, verbunden mit der Absicht, andere zu überreden und zu beeinflussen und Stellung gegen Staatseinrichtungen zu nehmen. Sie hat mit Bewusstsein zum Ausdruck bringen wollen, dass die Anschauungen des Staates nicht mit denen der katholischen Kirche übereinstimmen. Ferner hat sie Einrichtungen des Staates abfällig beurteilt und ihre Meinung in dieser Hinsicht anderen mitgeteilt. Es handelt sich in diesem Falle um böswillige Äusserungen, denn die Bemerkungen zeugen von einer böswilligen Gesinnung gegen eine Einrichtung des Staates.»*<sup>68</sup> Eine höhere Instanz entschied, dass der Staat nicht verlangen könne, dass alle Bürger begeistert hinter den Sterilisationsmassnahmen stünden; allerdings habe aber niemand das Recht, sich über das Gesetz zu beklagen.<sup>69</sup>

Bei allen Differenzen hinsichtlich der Sterilisationsgesetze war man sich



in einem Punkt einig: Die einzelne Frau hatte kein Recht, selbst über ihre Fortpflanzung zu bestimmen.<sup>70</sup> Die katholischen Frauen duldeten neben der Enthaltbarkeit keine Form der Empfängnisverhütung. Die NS-Frauen priesen die Mutterschaft als höchstes Lebensziel der Frau, verwehrten aber gleichzeitig Tausenden von «rassisch unerwünschten» Frauen die Möglichkeit, zu heiraten und Kinder zu bekommen. Die Frauen sahen sich mit zwei unvereinbaren Aufgaben konfrontiert, und die daraus resultierende Unsicherheit untergrub die Moral. Zu Beginn des Jahres 1934 verlangten die *Barmherzigen Schwestern* klare Aussagen von ihrer Kirche. «*Es handelt sich jetzt darum, den Schwestern, welche mit Fragen an mich herantreten, praktische Weisungen zu geben, welche im Einklang mit der erwähnten Zusage stehen und auf der anderen Seite nach Möglichkeit Störungen im Krankenhausbetrieb vermeiden, welche in ihrer Auswirkung die Stellung der Ordensschwestern gefährden können.*» Die theologische Antwort liess nicht lange auf sich warten. Alle katholischen Beschäftigten im Gesundheitswesen hatten sich in die Denunziationspflicht zu fügen und sämtliche Patient/\*inn/en zu melden, die möglicherweise «erbkrank» waren. Aber keine Katholikin sollte selbst den Antrag auf den Eingriff stellen.<sup>71</sup>

Als Scholtz-Klinks *Deutsches Frauenwerk* begann, Propaganda für die Sterilisationsmassnahmen zu machen, protestierten katholische Frauenführerinnen vergeblich bei der Reichsfrauenführerin. «*Sie erinnern sich Ihrer Rede in Karlsruhe, in der Sie ausführten, dass Sie keinen Wert legen auf Menschen, die von heut' auf morgen sich 'umstellen', sondern vielmehr auf Persönlichkeiten, die von innen her Umstellung und Einstellung prüfen und erarbeiten und mit Festigkeit und Treue dann zu Volk und Staat stehen. Und so sehr ich persönlich mich zu dieser Festigkeit und Treue bekennen darf, so weiss ich auch, dass heute in den Kreisen der führenden katholischen Männer und Frauen dieser Geist positiver Haltung zum neuen Deutschen Staat waltet!*»<sup>72</sup> Die Debatten gingen weiter, ohne dass eine Lösung abzu-sehen war.

Einige Bemerkungen, die Scholtz-Klink bei einem internen Treffen mit männlichen Mitgliedern der *Deutschen Arbeitsfront* (DAF) 1937 machte, könnten einen Hinweis darauf geben, warum die Bemühungen der katholischen Frauen, ihre Beziehungen zur *NS-Frauenschaft* zu verbessern, scheiterten. Scholtz-Klink erklärte, dass sie sicher gehen wollte, «*dass die Massnahmen des Führers restlos bejaht und anerkannt [werden].*» Sie

sprach sich dagegen aus, vornehmlich katholische Frauen zu beschäftigen, indem sie sich auf ihre schlechten Erfahrungen berief: *«Und zwar weigern sie sich [die katholischen Frauen] mit der Begründung ich bin eine überzeugte Katholikin und nach meiner religiösen Überzeugung und dem, was mir der Herr Pfarrer gesagt hat, ist das eine Sünde – bitte, meine Männer, ich kann ihnen diese Dinge belegen – und da das eine Sünde ist, werde ich alles tun, um zu verhindern, dass den Arbeiterinnen diese Dinge gesagt werden. Sie können von mir nicht verlangen, dass ich eine solche Frau als soziale Betriebsarbeiterin anerkenne [...].»* Scholtz-Klink legte bei ihren Mitarbeiterinnen höchsten Wert darauf, dass sie *«volksverpflichtet»* waren, und wies die DAF-Funktionäre darauf hin, dass die Haltung der Frauen zu den Sterilisationsmassnahmen bei der Loyalitätsprüfung im Mittelpunkt stände. *«Wenn Sie eine Frau im Betrieb haben, die Ihre Gehilfin sein soll, die aber in diesen letzten Fragen nicht bedingungslos hinter dem Führer steht, dann können Sie mit dieser Frau mehr Schaden anrichten, als wenn sie überhaupt keine im Betrieb hätten.»*<sup>73</sup> Aber trotz aller öffentlicher Erklärungen, wie erfolgreich die Nazis die Frauen für ihre Sache mobilisiert hätten, traten deren Zweifel immer weiter zu Tage. Auf beiden Seiten erschienen Kompromisse untragbar. Die katholischen Frauenführerinnen standen im Schnittpunkt zweier miteinander konkurrierender Wertsysteme, die ihnen beide die Eigenverantwortung für ihre Fortpflanzungsentscheidungen absprachen.

Mit der Zeit wurden – wie bereits im Zusammenhang mit den evangelischen Frauen erwähnt – negative praktische Konsequenzen der Sterilisationsmassnahmen offenkundig. Die Fürsorgearbeiterinnen hatten Weisung, die Menschen, die für einen solchen Eingriff ausgesucht waren, nicht darüber zu informieren, dass die NS-Gesetze ihnen nicht erlaubten zu heiraten. Weil der einzige Zweck der Ehe in der Fortpflanzung lag, dürfen sie nicht einmal Menschen heiraten, die ebenfalls sterilisiert waren. Sterilität und Impotenz waren auch gültige Scheidungsgründe. Obgleich die Fürsorgerinnen ihren Klient/\*inn/en strikte Vertraulichkeit zusicherten, mussten sie dennoch dafür sorgen, dass sterilisierte Personen keine Heiraterlaubnis bekamen. Verständlicherweise fühlten sich die Betroffenen betrogen, wenn sie feststellten, dass sie nicht heiraten durften. Die NS-Propaganda hatte sie aufgerufen, patriotisch zu handeln und sich im Interesse des Volkes der Sterilisation zu unterziehen – und es waren auch NS-Gesetze, die ihnen die Mög-

lichkeit, verwehrten, ein – selbst an nationalsozialistischen Massstäben gemessen – normales Leben zu führen.

Trotz der Proteste der Fürsorgerinnen stützte die Kirche das Eheverbot für sterilisierte Personen. Der Freiburger Erzbischof Gröber verteidigte das Gesetz so vehement, dass ihn die lokale Gestapo ersuchte, den Ton seiner Erklärungen zu mässigen. «*Grösste Verwirrung*», so schrieb man ihm, entstünde, wenn die Gläubigen ihre eigenen Kirchenführer eine Doktrin «*erzwungener Ehelosigkeit*» verfechten hörten, die guten Bürgern das eheliche Glück verweigere. Ausserdem frage man sich, wie der Erzbischof sich im Falle von Unfruchtbarkeit für Scheidung aussprechen könne. Um die «*lebhaft Unruhe*» innerhalb der katholischen Bevölkerung zu dämmen, forderte die Gestapo Gröber auf, eine Erklärung für die Heiratserlaubnis Sterilisierter abzugeben.<sup>74</sup> Ende 1936 revidierten die Bischöfe ihre Haltung: Sterilisierte Personen sollten ab jetzt untereinander heiraten können. Vielleicht war dieser Sinneswandel zustande gekommen, weil mittlerweile so viele Katholik/\*inn/en sterilisiert worden waren.<sup>75</sup>

Tatsächlich meldete Baden (Bistum Gröbers und Zentrum der Aktivitäten der Caritas) die mit Abstand höchste Sterilisationsrate (2,7 auf 1'000 Personen). Am niedrigsten lagen die Raten in den Protestantenhochburgen Berlin und Braunschweig (mit 0,94 und 0,88 auf 1'000 Personen).<sup>76</sup> Der «Erfolg» der Sterilisationskampagnen in seinem Zuständigkeitsbereich schien selbst dem Rassenhygiene-Verfechter Gröber peinlich zu sein. Er führte ihn auf die besondere Effizienz der badischen Verwaltungsstrukturen zurück. Bald schon – prophezeite er – würde man auch in anderen, weniger gut organisierten Gebieten aufholen.<sup>77</sup>

Für die katholischen Frauen bedeutete das Hin und Her um die Sterilisationsmassnahmen einen gewaltigen Energieverschleiss und eine nachhaltige Ernüchterung, was den Schutz durch ihre männlichen Kirchenoberen anbelangte. Darüberhinaus sahen sie sich noch einem anderen Konflikt ausgesetzt, der sich für die evangelischen Frauen nicht in dieser Schärfe stellte. Im Unterschied zu den Protestant/\*inn/en verfügten die Katholik/\*inn/en über ein weites Netz eigener Schulen. Sie beharrten darauf, dass das Konkordat ihnen auch die pädagogische Freiheit zusichern sollte. Katholische Lehrerinnen und Mütter sahen sich täglich in einem Erziehungskonflikt. Wie sollten sie verhindern, dass ihre Kinder den nationalsozialistischen Jugendorganisationen beitraten? Eine katholische Mutter erinnert sich, wie neidisch ihr Sohn auf «*Uniform, Schnüre, Dolch, Führerposten*» der Hitler-

jugend schaute und wie sehr ihn die «,zackigen' Märsche und Gesänge» lockten.<sup>78</sup>

Wie konnten katholische Mütter ihren Kindern bei Schulaufgaben helfen, zu denen etwa das Auswendiglernen dieses Gebets gehörte: *«Adolf Hitler, du bist unser grosser Führer / Dein Name macht die Feinde erzittern/Dein Reich komme / Dein Wille sei allein Gesetz auf Erden / Lass uns täglich deine Stimme hören/und befehle uns durch deine Führer / denen wir gehorchen wollen unter Einsatz / unseres eigenen Lebens ./ Das geloben wir / Heil Hitler!»*<sup>79</sup> Oder: *«Herr Gott, gib unserem Führer Kraft, / Der Arbeit, Brot und Frieden schafft. / Gib unserem Volke reinen Willen / Das, was er fordert, zu erfüllen. / Denn Du hast ihn ja seihst gesandt / Zur Rettung dem bedrückten Land.»*<sup>80</sup> Oder auch der Kindergartenspruch: *«Lieber Führer! / So wie Vater und Mutter / Lieben wir dich. / So, wie wir ihnen gehören/gehören wir Dir. / Nimm unsere Liebe und Treu / Führer zu dir.»*<sup>81</sup>

Maria Deku erinnert sich: *«Welch heroische Kämpfe habe ich erlebt von tapferen Müttern mit ihren studierenden Söhnen, mit Schwiegersöhnen, Offizieren der jungen Generation. Man war strebsam, ehrgeizig, man wollte ,dabei sein', weiterkommen, etwas werden! Man fand die mütterlichen Bedenken zum beabsichtigten SA- oder SS-Beitritt oft altmodisch, überholt, unklug und unzeitgemäss.»*<sup>82</sup>

Erinnerungen von überzeugten Nationalsozialistinnen bestätigen, dass die Besorgnis der katholischen Mütter durchaus begründet war. So schreibt ein ehemaliges BDM-Mitglied: *«Die christlichen Pädagogen machten sich selbst und uns vor, dass man – ohne unehrlich zu sein – beides sein konnte: Christ und Nationalsozialist. Sie durchschauten noch nicht, was sich in Deutschland anbahnte, oder sie wollten es nicht durchschauen, weil sie dann sehr viel Mühe hätten aufwenden müssen, als Christen weiterzuleben. So schwamm man in einem unklaren Durcheinander christlicher und nationalsozialistischer Parolen.»*<sup>83</sup> Und in einem nicht unterschriebenen Brief von einer Frau aus einer «stockkatholischen» Kleinstadt heisst es: *«Immer werde ich ja doch nicht in der NSV arbeiten können. Eines guten Tages wird man uns vor die Entscheidung stellen: entweder Austritt aus der Kirche oder Entlassung. Jetzt kann man das noch nicht tun, weil man noch nicht genügend Kräfte hat.»*<sup>84</sup>

Solange weder Kirche noch Staat ein absolutes Treuebekenntnis forderten, konnten sich die Katholikinnen «durchlavieren». Wir werden nie genau erfahren, wieviele Kinder zu HJ-Treffen gingen, ohne ihren Eltern davon zu

erzählen, und wir werden auch nie wissen, wieviele Kinder der Aufforderung ihrer Führer nachkamen, «nazifeindliche» Einstellungen ihrer Eltern zu melden.

In Bayern standen die Katholiken vor einer besonders schwierigen Situation, als die Nazis 1936 ihre Bestrebungen intensivierten, alle kirchlichen Schulen abzuschaffen. In ganz Deutschland mussten die Eltern in Volksabstimmungen dazu Stellung nehmen, ob sie die Abschaffung der konfessionellen Schulen wollten. Natürlich wurden die Ergebnisse manipuliert – das Ergebnis war positiv. In Bayern gab es aber fast nur katholische Schulen, und die Eltern waren nicht ohne Weiteres bereit, ihre Kinder auf eine «gleichgeschaltete» Schule zu schicken. Dreiviertel der Nonnen wurden ohne Pension entlassen, die staatlichen Zuschüsse wurden gestrichen, Klöster aufgelöst, Angriffe gegen Schulen eingeleitet. Die Katholiken widersetzen sich. Priester setzten sich über die NS-Verordnungen hinweg und verdamnten die Aktionen von der Kanzel herunter. Eine Welle von Protesten brach über staatliche und kirchliche Stellen herein. Ein Mann, der ursprünglich für die Nazis gewesen war, schrieb in einem nicht namentlich gekennzeichneten Brief: *«Wo war diese Tage eine katholische Mutter, die nicht weinte, als ihr dieses [die Entlassung klösterlicher Lehrkräfte aus dem Schuldienst] von ihren Kindern erzählt wurde. Ich war zufällig Zeuge, wie die Kinder um Ihre [so in der Quelle] Schwestern weinten auf der Strasse und alle Erwachsenen, die dazu kamen, mit. Müssen die Schwestern fort, um wieder Bonzen Platz zu machen oder weil sie katholisch sind? In 50 Jahren werden sich diese Kinder noch gerne an ihre braven Schwestern erinnern, während diesen Naziponzen [so in der Quelle] sicher kein Hahn nachkräht, wenn sie heut oder morgen verschwinden. [...] Heil Hitler!*

*Ein Familienvater*

*[...] Ob die bösen Kommunisten uns Katholiken auch so bekämpft hätten?»<sup>85</sup>*

In den Gemeinden, in denen die katholische Führung ihre Stärke bewahren konnte, fanden die Menschen Mittel und Wege, ihre Meinung zu äußern. In ganz Deutschland erschienen, allen Bemühungen der Stadtreinigung zum Trotz, an den Wänden immer wieder Parolen wie: *«Es gibt nur einen Führer, und der wurde vor zweitausend Jahren geboren.»<sup>86</sup>* Die Bewohner/\*innen des kleinen unterfränkischen Städtchens Leidersbach stimmten in einer Volksabstimmung gegen die Entkonfessionalisierung der Schulen.

Es wurden gelb-weiße katholische Fahnen gehisst und Steine auf NS-Funktionäre geworfen. In dieser engverwobenen katholischen Gemeinde blieben die Nazis Aussenseiter. «*Die Arbeit aller Lehrer in Leidersbach ist sehr erschwert worden [...] aber in letzter Zeit ist eine positive Arbeit für Staat und Partei gänzlich unmöglich geworden. [...] Diese heimliche Sabotage wird immer unerträglicher.*»<sup>87</sup> Katholische Mütter traten resoluter denn je auf: In einem veritablen Mütteraufstand drohten sie dort, wo die Kruzifixe durch Hakenkreuze ersetzt worden waren, ihre Kinder aus der Schule zu nehmen. Ein Gauleiter berichtete nervös, dass ihn die Stimmung bei den katholischen Protestversammlungen an die Revolutionstage von 1918/19 erinnerte.

Meinungsumfragen, Berichte über den Stand der Moral in der Bevölkerung und Geheimdossiers des Sicherheitsdienstes belegen das Ausmass der Empörung. Ein Reporter resümiert in einem für antinazistische Kreise im Ausland bestimmten Situationsbericht: «*Die Stimmung in der katholischen Bevölkerung kann man jetzt ohne Übertreibung als hoffnungslos bezeichnen.*»<sup>88</sup> Er behauptete, der aus dem Schulkampf erwachsene Kampfgeist sei inzwischen einer allgemeinen Gleichgültigkeit gewichen, die ihre Ursache in der passiven Haltung der hohen Kirchenstellen habe.

In einem Stimmungsbericht über den *Katholischen Deutschen Frauenbund* wird die Erfolglosigkeit der staatlichen Politik eingestanden: «*Auf dem Gebiete weiblicher Organisationen macht sich die katholische Regsamkeit besonders geltend. An zahlreichen Orten [...] übertreibt die Mitgliederzahl der katholischen Frauen- und Jungfrauenvereine bei Weitem den Mitgliederbestand der NS-Frauenschaft, des BDM usw.*»<sup>89</sup> Katholische Frauenzeitschriften wie *Die Mutter* und *Mutter und Frau* stellten eine Konkurrenz zur *NS-Frauenwarte* dar.

Die katholischen Eltern und Lehrer erzogen die Kinder und Jugendlichen in der Überzeugung, dass sie zu allererst der christlichen Gemeinschaft verpflichtet waren, dass sie für andere Opfer zu bringen und das Wohl der Gemeinschaft über die eigenen Wünsche zu stellen hatten. Die nationalsozialistischen Jugendführer verkündeten ähnlich kollektivistische Werte, nur dass sie «die Gemeinschaft» nicht religiös, sondern «rassisch» definierten.

Ein knappes Jahr nach der Machtübernahme berichtete Elisabeth Zillken: «*Alle neuen Jugendfürsorgesachen [...] gehen nicht mehr, wie bisher, an die konfessionellen Fürsorgevereine, sondern an die NSV, in deren Belieben es*

dann steht, ob sie überhaupt Fälle zur Bearbeitung an die Vereine gibt und welche.» Ausserdem wandten sich die jungen Frauen den nationalsozialistischen Fürsorgeeinrichtungen und Jugendgruppen zu. Die bestausgebildeten Nachwuchskräfte wollten lieber in staatlichen Institutionen arbeiten. Wer konnte es ihnen verdenken? Sie waren ehrgeizig und idealistisch. Zillken fragte Kreutz, wie die Katholiken mit den Nazis um die Jugend konkurrieren sollten: «*Wir müssen jetzt wissen, Hoch würdigst er Herr, ob wir diese Praxis hinnehmen müssen, oder ob wir dagegen angehen können. [...] Wir fürchten, dass unsere Zusammenarbeit mit dem Jugendamt in den nächsten Tagen oder Wochen eine grosse Änderung erfährt [...]. Ich glaube, ich brauche Ihnen nicht zu sagen, wie gross die Tragweite dieser Entscheidung ist. Es handelt sich um eine seelensorgliche Frage ersten Ranges. Die religiöse Erziehung dieser Kinder [...] ist keineswegs gesichert durch die Betreuung durch die NSV. Es ist ferner zu sagen, dass auf diese Weise die gute Arbeit caritativer Vereine vollkommen gedrosselt wird [...].*<sup>90</sup> Kreutz hatte dazu wenig zu sagen: Er gab nur der Hoffnung Ausdruck, dass «*der Geist der Vereinbarung vom 24.3.34*» alle Beteiligten leiten würde.

Zillkens Befürchtungen waren allzu begründet. Obwohl NS-Funktionäre immer wieder versicherten, dass die NS-Jugendprogramme Kindern aller Konfessionen eine religiöse Unterweisung angedeihen lassen würden, erfuhren die Schüler/\*innen über Christus so gut wie nichts. So berichtete etwa ein Kind: «*In unserer Religionsstunde müssen wir von unserem Führer sprechen und müssen Gedichte von ihm lernen, wir brauchen keine Gedichte (Sprüche) von Paulus und Johannes.*»<sup>91</sup> Bei der Hauptstelle des Caritasverbands in Freiburg ging eine Flut von Berichten ein, aus denen die eine grosse Sorge sprach: «*Wo wird diese Gleichschaltung alias Kirchenraub aufhören? Wird niemand seine Stimme dagegen erheben?*» «*Die Wirksamkeit der Bischöfe [...] wird als Maulwurfsarbeit bezeichnet!*» «*In drei Jahren werden wir nur noch eine Reichskirche haben.*»<sup>92</sup>

Wie, so fragten andere, konnte das Konkordat die Katholiken vor dem «*Totalitätsanspruch der neuen Machthaber*» schützen? Während der ersten vier Jahre des Dritten Reichs war es möglich, gleichzeitig nationalsozialistischen und katholischen Organisationen anzugehören, aber die Katholiken befürchteten, eines Tages vor die Entscheidung gestellt zu werden. «*Wenn die Nationalsozialisten ihre Kinder davon abhalten, bei uns mitzumachen,*

*können wir genausogut gleich unseren Laden zu machen!*»<sup>93</sup> Natürlich standen bestimmte politische Programme der Nazis im Widerspruch zur katholischen Glaubenslehre. Aber welche Machtmittel hatten die Bischöfe dem populären Diktator entgegenzusetzen? Galen, der mutigste NS-Gegner unter den katholischen Bischöfen, riet davon ab, die Katholiken zu einem Boykott der NS-Organisationen aufzurufen. Die Mehrheit, so befürchtete er, würde sich auf die Seite der Nazis schlagen.<sup>94</sup>

Die Konflikte nahmen kein Ende. Was die katholischen Frauen am meisten beunruhigte, war der Umgang mit den unehelichen Kindern. Gerüchte und offizielle Erklärungen von Regierungsstellen schürten die Befürchtung, dass diese Kinder gesetzlich den ehelich geborenen gleichgestellt werden sollten, was nach Auffassung vieler Katholik/\*inn/en der Billigung der freien Liebe von Staats wegen gleichkam. Im Juli 1934 war in einer Textilarbeiterzeitschrift zu lesen: *«Kinder der Liebe [sind] in der Regel rassisch viel hochwertiger als solche, die im Rausch aus purer Gewohnheit, aus sittlicher Entartung das Licht der Welt erblicken.»* Die Schlussfolgerung lautete: *«Die Stimme des Blutes darf nicht unterdrückt werden!»*<sup>95</sup> Auf den Druck von Tausenden von Katholik/\*inn/en hin entschloss sich die Fuldaer Bischofskonferenz zu mildem Protest. Die polizeilichen Schikanen gegen die Frauenorganisationen hielten unvermindert an, und der Staat liess sich nicht davon abhalten, immer mehr katholische Heime für ledige Mütter zu übernehmen.

Die Frauen hofften immer noch, die Bischöfe dazu bewegen zu können, sie zu beschützen, und flehten sie auf der Fuldaer Bischofskonferenz an, die Priester aufzufordern, mehr auf die Betreuung der Kinder zu achten.<sup>96</sup> Elisabeth Denis, eine prominente Figur in der katholischen Fürsorgearbeit, bat Kreutz um Hilfe, als die Nazis ihren Arbeitsvermittlungsstellen jede Werbung untersagten, weil sie die Beschaffung von Arbeit für die Armen als säkulare Aufgabe definierten. Sie fühlte sich verpflichtet, die *«katholische Tradition»* und damit die menschlichen Werte gegen die zunehmende Macht eines anonymen Staates zu verteidigen.<sup>97</sup>

Aus Regensburg kamen Beschwerden, dass katholische Priester es übernommen hatten, karitative und erzieherische Aufgaben, die bisher die katholischen Frauenvereine wahrgenommen hatten, den nationalsozialistischen Frauenorganisationen zu übertragen. *«Wenn nun aber der Ortspfarrer so handelt, wie soll sich da ein katholischer Verein halten können?»* fragten katholische Frauen die Bischöfe in Fulda.



«Mir erscheint dies als eine sehr kleinliche Einstellung, da ja die die kirchlichen Veranstaltungen in heutiger Zeit die einzige Möglichkeit bilden, unsere Vereine in eine bessere Zeit hinüber zu retten. [...] Manche Frauen haben in ihrer Verwirrung auch schon Schwenkungen getätigt, was ja zu erwarten war.»<sup>98</sup>

Frauen aus ganz Deutschland beklagten sich über anti-katholische Aktivitäten, die sich in Form von Plakaten oder SA- und HJ-Aktionen äusserten. So rief etwa die NS-Propaganda die Deutschen auf, katholische Wohltätigkeitsveranstaltungen und Spendensammlungen zu boykottieren. «*Schickt euer Geld nicht nach Rom!*» skandierten uniformierte Nazi-Störtrupps.

Nach und nach mussten die katholischen Frauen der Wahrheit ins Auge sehen: Die NS-Funktionäre brachen ihre Versprechen gegenüber den katholischen Kirchenführern, und diese wiederum brachen ihre Versprechen gegenüber den Frauen. Nur wenige führende Kirchenmänner verteidigten das Recht der katholischen Frauen, in Bezug auf Mutterschaft und Kindererziehung ihrem eigenen Gewissen zu folgen. 1934/35 begannen Katholikinnen, ebenso wie evangelische Frauen, ihre Sache selbst in die Hand zu nehmen. Aus westfälischen Kleinstädten berichteten empörte NS-Frauen, dass die Katholikinnen ihre Arbeit sabotierten. Wenn nationalsozialistische und evangelische Frauen gemeinsame Wohltätigkeitskampagnen planten, setzten die Katholikinnen just für diesen Zeitraum religiöse Einkehrtage an.<sup>99</sup>

Andere Katholikinnen protestierten direkt bei den lokalen NS-Funktionären, was, wie kaum anders zu erwarten, in Frustration endete. So berichtet eine katholische Frau aus Heidelberg im Sommer 1934: «*Zu meinem Kummer muss ich Ihnen mitteilen, dass meine gestrige Unterredung mit dem Leiter der N.S.V., Herrn Sommer, ein glatter Misserfolg war! Grundstimmung des Herrn war: So wird's gemacht, dabei bleibt's, was wollen Sie mit Ihrer katholischen Erziehung – wir können es auch [...] Auf meine Frage, was der Zweck sei, dass die Akten nur noch über die N.S.V. zu uns und von uns zum Jugendamt geleitet würden, antwortete er: ‚Kontrolle – wir wollen Ihre Arbeit sehen, uns orientieren und vor allem die Fälle herausuchen, die wir selbst bearbeiten wollen; z.B. alle Kinder, die der HJ angehören, nun, das sind ja bald alle.‘*»<sup>100</sup> Den Katholikinnen überliessen die NSV-Stellen lediglich die «hoffnungslosen» Fälle. Als sich herausstellte, dass diese direkten Verhandlungsversuche ergebnislos waren, beschlossen die katholischen Frauenführerinnen, sich an ihre Kirchenoberen zu wenden. Aber die Bischö-

fe unternahmen nichts gegen diese Praxis, und die katholischen Einrichtungen bekamen weiter nur die Fälle zugeteilt, die den NS-Institutionen nicht der Mühe wert erschien.

Wie sollten die katholischen Frauen für die Erhaltung des Glaubens sorgen, wenn die Nazis die Kinder indoktrinierten und die katholischen Pädagoginnen und Fürsorgerinnen mit der undankbaren Aufgabe abspeisten, sich um den «rassischen Ausschuss» zu kümmern? Die evangelischen Frauen waren mit den gleichen Problemen konfrontiert, aber das jahrhundertealte Misstrauen zwischen den Konfessionen verhinderte ernsthafte Versuche einer Solidarisierung. Sie bauten weiter auf die Hilfe der Kirchenoberen, die bisher wenig Bereitschaft gezeigt hatten, den Bitten der Frauen nachzukommen, sie andererseits allerdings ermutigten, sich den Einmischungen des Staates in das private häusliche Leben zu widersetzen.

Neben den Sterilisationsmassnahmen und dem Anspruch auf Kontrolle der Erziehung aller nicht-jüdischen Kinder beinhalteten die sozialpolitischen Pläne der Nazis, wie sich Mitte der dreissiger Jahre zeigte, noch ein Programm zur Demontage der traditionellen Familie, die Hitler in seinen Wahlkampfreden so überschwenglich gepriesen hatte. Das Volk wurde auf gesellschaftliche Strukturen vorbereitet, die auf Peer-Group-Verbänden basieren sollte. Mutterschaft bedeutete innerhalb dieses Konzepts nur noch das Gebären und Nähren der Kinder, nicht mehr die eigentliche Kindererziehung. In Berichten finden sich Klagen darüber, dass katholische Lehrerinnen von HJ-Mitgliedern verhöhnt wurden, dass lokale Behörden Bemühungen zur Rettung «gefährdeter Mädchen» unterbanden und in die meisten öffentlichen Versammlungen katholischer Organisationen Spitzel eingeschleust wurden.

Die Fuldaer Bischofskonferenz formulierte ein Standard-Protestschreiben, in dem sie nicht näher bezeichnete ernste Konsequenzen androhte. Diese Erklärung war wirkungslos, auch wenn sich Monate später führende NS-Funktionärinnen für einen gewissen Übereifer entschuldigten.<sup>101</sup> Erzbischof Gröbers Weisungen an die katholischen Frauen stehen exemplarisch für die Reaktion der Kirchenväter in ganz Deutschland: «*Treu zu Rom, treu zu Christus, treu zu Gott*» sollten die Frauen stehen. «*Gerade der Frauenbund ist es, auf den ich vertraue, dass durch ihn das religiöse Leben, das sittliche Leben der deutschen Frau und Mutter gefördert werde.*»<sup>102</sup>

Sobald die Regierungsprogramme die traditionelle Rolle der Frau angrif-

fen, protestierte der Klerus prompt. Ende 1934 erklärte die Fuldaer Bischofskonferenz ihre Befriedigung darüber, dass der NS-Staat dem «Angriff auf die Ehe», wie er von Seiten der Marxisten gedroht hatte, einen Riegel vorgeschoben hatte. Aber zugleich wandte sich die Kirchenführung aufs Schärfste gegen eine propagandistische Verherrlichung der «freien Liebe» und gegen Pläne für eine gesetzliche Gleichstellung der «Kinder der Liebe». Die Bischöfe warnten vor einer «verhängnisvollen Erschütterung und Verwirrung der sittlichen Anschauungen».<sup>103</sup> Die offiziellen Proteste der Kirche führten zwar zu offiziellen Entschuldigungen der Nazis, aber keineswegs zu Veränderungen ihrer Politik.

Im Laufe des Jahres 1935 fanden sich die katholischen Frauen mit einem weiteren Angriff konfrontiert. Die NS-Fürsorgebehörden verboten Mütter-schulungskurse, die nicht unter der Leitung des *Deutschen Frauenwerks* standen.<sup>104</sup> Die Unterweisung der Mütter, so hiess es in der Verordnung, müsse unabhängig von sozialer Herkunft und Glaubensbekenntnis erfolgen. Nach Meinung der Partei hatten die katholischen Schulungsleiterinnen ihre Zuhörerinnen zu oft zum Boykott von NS-Aktivitäten aufgerufen und sie davor gewarnt, sich «rassenhygienischen Massnahmen» zu unterwerfen. Wieder protestierten die Frauen, aber die Bischöfe leiteten ihre Proteste nicht weiter. Gerta Krabbel wurden die Grenzen des Engagements ihrer kirchlichen Vorgesetzten für die Erhaltung der organisatorischen Autonomie der Frauen deutlich, als Caritas-Leiter Kreutz ihr schrieb: «Vielleicht ist jetzt der psychologische Augenblick gekommen, wo Sie wenigstens wieder Ihre Bereitwilligkeit zu unverbindlichen Besprechungen zum Ausdruck bringen könnten. Ich würde Ihnen aber vorschlagen, sich zunächst an Frau Scholtz-Klink zu wenden und sie zu bitten, [...] eine unverbindliche Unterredung herbeizuführen.» Die katholischen Frauen sollten sich aus allen sozialen Aktivitäten zurückziehen und sich vorrangig und ausschliesslich mit Glaubensangelegenheiten beschäftigen. Die evangelischen Frauen, so Kreutz, hätten bereits ihre praktischen Aufgaben abgetreten, warum also nicht auch die Katholikinnen? «Sie können dann bei Frau Scholtz-Klink selber vorfühlen, wie sich innerlich die Dinge gestaltet haben und ob gewisse Voraussetzungen gegeben sind zu einer grundsätzlichen Aussprache.»<sup>105</sup> Obgleich Scholtz-Klink sich im Gespräch mit mir brüstete, wie gut ihre Beziehungen zu den katholischen Caritas-Frauen in Baden waren, konnte sie sich nicht erinnern, je mit Krabbel gesprochen zu haben.

Ein anderes Beispiel: 1937 bat die Leiterin des Elisabethenvereins Kreuz um Unterstützung, nachdem die Mitglieder ihrer Organisation gegen die Ernennung einer von den Nazis vorgeschlagenen Frau zur Leiterin gestimmt hatten. Sie schilderte die Rivalitäten zwischen dem «*harmächtig an der Tradition festhaltenden Vorstand*» und den «*umstürzlerischen Bestrebungen*» der «*jungen Kräfte*». Kreuz bezeichnete in privaten Schreiben diese unbotmässigen Frauen als zu «*stur und traditionsverhaftet*». <sup>106</sup>

In ihren eigenen Zeitschriften vermieden die katholischen Autorinnen den Namen Adolf Hitler und das Wort «Führer», auch wenn sie Deutschlands Grösse priesen oder sozialpolitische Fragen erörterten. Sie hatten nach dem Konkordat eine «apolitische» Haltung gelobt, und sie legten dieses Versprechen so streng aus, dass sie nicht einmal von der NSDAP sprachen, weil das ein «politisches» Thema war. Auch unterzeichneten die katholischen Frauen, anders als von Grone und ihre Kolleginnen, ihre Briefe nicht mit «*Heil Hitler*». Im Ganzen kann man wohl sagen, dass die katholischen Frauen nicht in dem Mass auf die Marschroute der Nazis einschwenkten wie die evangelischen. Sie nutzten vielmehr ihre «religiösen» Aktivitäten, um ihre Gemeinschaften gegen die psychologische und institutionelle Unterwanderung durch einen Staat zu schützen, den sie, wenn auch sehr spät, als bedrohlich wahrnahmen.

Die katholischen Mütterorganisationen beriefen sich verstärkt auf ihre religiösen Aufgaben und nutzten diese Ebene von Engagement als Möglichkeit gesellschaftlicher Einflussnahme. «*Diesen Winter muss unsere Arbeit vor allem von der Frage bestimmt sein: wie können wir der Mutter im Kampf gegen die Entfremdung der Jugend von der Kirche beistehen?*» <sup>107</sup> Wenig Hoffnung sahen die Katholikinnen, ihr Recht darauf, sich auch um das physische und materielle Wohl der Mütter zu kümmern, verteidigen zu können. In diesem Sektor hatten die Nazis gesiegt. Sie beharrten auf ihrer Verpflichtung, den Müttern im Glauben und bei Fragen der Moral den Weg zu weisen.

Obwohl sich die katholischen Frauen auf ihren Glaubensauftrag beriefen, waren sie sich sehr wohl darüber bewusst, dass ihr Kampf gegen die nationalsozialistische Indoktrinierung der Kinder politische Komponenten beinhaltete. Dem Sog des «neuen Heidentums» und der Apathie setzten die katholischen Frauen eine verstärkte Hinwendung zum religiösen Leben entgegen.

Die Flut der Klagebriefe, die die Bischöfe erhielten, zeigt, wie bedrängt

die katholischen Frauen waren: Sie wussten nicht, für welches der beiden totalen Systeme, zwischen denen sie standen, sie sich entscheiden sollten. Eine Frau fragte, wie man katholische deutsche Mütter heranformen sollte: *«Die gleichen Menschen sollen von Staat und Kirche erfasst werden. Es ist die Frage, ob diese Schulung nebeneinander gehen soll, oder ob die Wege zu einem Miteinander gefunden werden können. Dieses Miteinander, diese Einheitlichkeit ist gerade bei diesem Aufgabengebiet von besonderer Wichtigkeit, weil die Frau in ihrer Eigenart eine Zerreißung der Lebensbezirke, eine Trennung von bürgerlichem Leben und religiösem Streben nicht erträgt.»*<sup>108</sup> Die namentlich nicht bekannte Verfasserin dieses Berichts äusserte ihre Verzweiflung darüber, dass die Konkordatsverhandlungen keinerlei befriedigende Ergebnisse brachten. Sie meinte, wenn die katholischen Schulen gezwungen würden, ihren Unterricht gänzlich auf die NS-Ideologie zuzuschneiden, könne man sie ebensogut gleich aufgeben.

Die einzige Chance für die katholischen Frauen, ihre institutionelle Eigenständigkeit zu verteidigen, war, sich auf die religiöse Überzeugungen zu berufen. Obwohl die katholischen Frauen bei Mütterschulungen und in ihrer Arbeit mit «gefährdeten» Mädchen grossen Schwierigkeiten ausgesetzt waren, gelang es ihnen doch im Grossen und Ganzen in jenen ersten Jahren, die Attacken gegen ihre Jugendarbeit zu überstehen und ihre gemeindlichen Organisationen aus dem Schussfeld zu halten. Geheimberichte bestätigten, dass sie allen Grund hatten, darauf stolz zu sein. Parteifunktionäre meldeten nervös, dass die katholische Opposition keineswegs «ausgerottet», sondern lediglich in den «Untergrund getrieben» worden sei. Der «politische Katholizismus», meinten sie übereinstimmend, lebe in der Familie und im Privatbereich fort, er sei weder für Spitzel noch für Lehrer zu fassen. Auch die katholische Jugend schien ab 1935/36 nicht mehr so erpicht darauf, den NS-Jugendorganisationen beizutreten. Rudolf Hess, Hitlers engster Berater, warnte vor offenen Angriffen auf die Tradition: *«Je weniger die Eltern auch in kirchlichen Dingen vor den Kopf gestossen werden, desto weniger werden sie aus Opposition heraus dem Einfluss der HJ entgegenwirken.»*<sup>109</sup>

Während der endlosen Verhandlungen mit klerikal en Amtsträgern, die alle mit Zugeständnissen seitens der Kirche endeten, war sich Hitler einer Sache sicher: Die widerspenstigen Katholik/\*inn/en würden früher oder später wegsterben oder sich aus dem aktiven Leben zurückziehen, die Jugend aber gehörte ihm. Die katholische Kirche rotte hinter ihrer mächtigen

Fassade dahin, und der Nationalsozialismus würde die nächste Generation übernehmen können. Diese Gewissheit wurde allerdings von täglich eintreffenden Meldungen erschüttert. Tatsächlich hatten die NS-Jugendorganisationen sich noch keineswegs ein Monopol auf die jungen Menschen sichern können. Nachdem ihre Mitgliederzahl nach 1933 zunächst sprunghaft gestiegen war, gehörten immer noch nur 60% der deutschen Jugend im Alter zwischen 10 und 18 Jahren diesen Organisationen an.<sup>110</sup> Ausserdem stieg das Durchschnittsalter der Parteimitglieder in dieser Zeit stetig, was ebenfalls zeigte, dass der Nationalsozialismus mit seiner zunehmenden Bürokratisierung an Anziehungskraft für junge Menschen verloren hatte.<sup>111</sup> Hitler hatte sich getäuscht, wenn er davon ausgegangen war, dass die Deutschen sich mit der Zeit von ihrem Glauben lösen und sich unter dem Banner eines neuen «heidnischen Germanentums» oder einer diffusen «Vorsehung» vereinen würden. Noch immer waren 95% der Deutschen Kirchenmitglieder, etwa der gleiche Prozentsatz wie zur Zeit der Machtergreifung.<sup>112</sup>

Berichte der Geheimpolizei bestätigten Hitler in seiner Sorge über die um sich greifende Gleichgültigkeit, zeigten aber noch einen anderen beunruhigenden Trend: Es gab HJ-Führer, die die Sache des Nationalsozialismus hintertrieben, indem sie ihre Position ausnutzten, um die Jugendlichen gegen Korruption, Materialismus und den repressiven Konformismus der Gesellschaft aufzuhetzen. 1937 heisst es in einem Bericht aus Münster, dass die Jugendführer noch nicht zum Nazitum «bekehrt» seien und sich des «Scheins» der Führertreue bedienten, um den katholischen Glauben zu verbreiten;<sup>113</sup> und in einem Bericht über die Lage der katholischen Kirche in Deutschland können wir folgende Einschätzung finden: «Die Katholiken sind nach meiner Meinung nach wie vor die geschlossenste Oppositionsgruppe, die es zur Zeit in Deutschland gibt. Gewiss, der obere Klerus gibt sich viel Mühe, mit Hitler zu einem Akkord zu kommen. Der untere Klerus aber ist nach wie vor scharf ablehnend, weil er täglich beobachten kann, wie sehr die neuen Gesetze [...] der Kirche schaden.»<sup>114</sup>

Auch aus der NS-Frauenschaft kamen Hunderte von ähnlichen Berichten, für die die Klage der Münchener Jungmädels-Führerin Mabeth von Treuberg als typisch stehen mag: «In der Mittelschule St. Zeno, Bad Reichenhall, besteht eine sehr rührige Gruppe dieses Kath. Jugendbundes. Jede Klasse bildet eine eigene Klassengruppe mit eigenen Heimmachmittagen, an denen,

*nach Aussage der Führerin dieses Bundes, Mausi Strobel, nur rein religiöse Dinge getan werden, religiöse Lieder gelernt wurden. WAS sie eigentlich machten, sagte sie mir nicht, mit der Begründung, dass ich das doch nicht kennen würde. Sie betätigt sich sehr werbend für ihren Bund und hätte am liebsten die ganzen JM Führerinnen zu sich geholt. Das scheiterte aber an der gesunden Einstellung der Mädels. Mausi Strobel selbst war auch Jungmädelführerin, wir kamen erst jetzt darauf, dass sie gleichzeitig diesen Bund führt und haben sie selbstverständlich als Führerin weggetan. [...] Ich kann mir aber kaum vorstellen, dass so etwas heute noch möglich ist. Und WENN es so ist, dann möchte ich hiermit bitten, dass die Sache genauer untersucht wird. Bis jetzt habe ich geglaubt, dass alle konfessionellen Bünde aufgelöst wären, wenigstens die katholisch en.»<sup>115</sup>*

Die Bürger/\*innen wurden die Vereinnahmung des Alltagslebens durch die Staatsbürokratie zunehmend leid. Die ständige Propagandaberieselung langweilte sie, und die Übergriffe des Staates auf das Privatleben schürten Ärger. Die katholischen Frauenführerinnen übernahmen – ähnlich wie auch von Grone – vielfach die Taktik der Kirchenoberen, die darin bestand, zuerst den neuen Staat zu preisen und dann ihre Klagen anzuschließen. So bekundeten sie ihre tiefe Bewunderung für Hitlers Sozialpolitik – mit Ausnahme der Aspekte, die in direktem Widerspruch zur katholischen Glaubenslehre standen. 1934 erneuerten sie noch einmal ihr Gelöbnis: *«Die Seele Gott, das Herz der Heimat!»* Sie erklärten: *«Wir erkennen die wertvollen Errungenschaften der nationalen Revolution. [...] Wir sehen [...] die Grundlage für ein reibungsloses Zusammenarbeiten und ein klares Abgrenzen der Wirkungsgebiete [...]. Die neue Zeit hat uns eine neue Wertschätzung der Mutter und Frau wie der gebracht.»*<sup>116</sup> Als gläubige Katholikinnen gelobten sie der Kirche und dem Heiligen Vater weiterhin Liebe und Treue, als deutsche Frauen Gehorsam gegenüber der Führung und dem Bemühen, das deutsche Volk stark zu machen.

Umgekehrt beteuerten auch die Nationalsozialistinnen ihre Treue zum Glauben, aber Scholtz-Klinks Worte sprachen für sich, wenn sie in ihren Reden immer häufiger einen heidnischen Pantheismus beschwor.<sup>117</sup> *«Gott ist Liebe»*, pflegte sie gern zu sagen. Und die deutschen Frauen rief sie auf, *«Priesterinnen im eigenen Heim»* zu sein. Frauen, so meinte sie, seien immer schon religiöser gewesen als Männer und müssten Hitler deshalb umso dankbarer dafür sein, dass er sie vor dem gottlosen Bolschewismus bewahrt

hatte. Sie unterliess es aber nicht, ihre Zuhörerinnen zu ermahnen, dass jede deutsche Frau dem Staat ihre «ganze Kraft und ganze Liebe» schuldete.

Ende 1935 verfügten die katholischen Frauen allerdings noch immer über ungefähr eineinhalb Millionen Mitglieder und ein mehrere Dutzend Organisationen umspannendes Netzwerk. Die katholischen Frauen wünschten sich zwar einen entschlosseneren Einsatz ihrer männlichen Kirchenoberen, waren sich aber auch der Tatsache bewusst, dass sie bislang glimpflicher davongekommen waren als ihre evangelischen Schwestern. Noch übten sie weitgehend die Kontrolle über ihre Arbeit mit Lehrerinnen und Müttern, im Fürsorgebereich und im Gesundheitswesen aus. Deshalb tendierten auch sie zu jener schizophrenen Haltung, die den Alltag vieler Deutschen im NS-Staat charakterisierte, die mit den Methoden der Nazis nicht einverstanden waren. Während sie einerseits klagten, wie schlimm alles war, dankten sie andererseits Gott, dass es nicht noch viel schlimmer war.

Die katholischen Frauen schrieben ihre kleinen Erfolge naiverweise ihrem Verhandlungsgeschick zu. In Wahrheit waren sie bislang von härteren Repressalien verschont geblieben, weil Hitler beschlossen hatte, auf die Wirkung der Zeit zu setzen, und weil die katholische Kirchenhierarchie problemloser kapituliert hatte, als es die Nazis erwartet hatten. Sehr aufschlussreich ist Hitlers Taktik in der Religionsfrage. Das «Katholikenproblem» fiel in die Kategorie der Probleme, die «sich von selbst erledigen würden». Weil er dringendere Sorgen hatte, verliess er sich in diesem Punkt auf seine Zermürbungsstrategie. Gemässigtere Nationalsozialisten in Hitlers engerem Kreis, darunter auch Rudolf Hess, befürchteten ausserdem, dass repressive Massnahmen gegenüber den Katholiken nur Märtyrer schaffen und damit letztlich den Glauben stärken würden. Bigotterie und politische Bauernschläue verbanden sich in Hitlers Erklärung: «Bei ihrem bewährten Profitgeist und Wohlleben werden wir sie [die Kirche] schon zu fassen bekommen. [...] Ich gebe ihnen ein paar Jahre Galgenfrist. Zu was brauchen wir uns streiten. Sie werden alles schlucken, um ihre materiellen Positionen halten zu können. Es kommt nicht zum Kampf. Die wittern schon, wo ein fester Wille ist. Darum brauchen wir bloss ein paar Mal den Herrn zu zeigen.»<sup>118</sup> Nachdem die Nazis durch massiven Terror die Reihen ihrer geschworenen Feinde aus der politischen Linken dezimiert und durch die Nürnberger Gesetze die Juden von jedem gesellschaftlichen Einfluss abgeschnitten hatten, waren sie nicht erpicht darauf, mit Zwangsmitteln gegen eine grosse Gruppe



innerhalb der Bevölkerung vorzugehen, in der sie potentielle Mitstreiter vermuteten. Ausserdem sah es zu Beginn des Jahres 1936 so aus, als gehöre die katholische Kirche als Institution – abgesehen von ihren Bedenken in Bezug auf die Rassenhygiene – durchaus zu den Freunden des Dritten Reiches.

Im Juli 1935, nachdem Hans Kerri in das neu gegründete *Reichsministerium für kirchliche Angelegenheiten* berufen worden war, begann sich ein neuer Kurs abzuzeichnen. Ende 1936 drängte Hitler auf die Machtprobe, die die katholischen Kirchenführer befürchtet hatten. Als es so aussah, als habe sich der NS-Staat weit genug stabilisiert, um eine grössere Toleranz gegenüber einer gewissen Meinungsvielfalt in den eigenen Reihen zu entwickeln, sah Hitler die Zeit gekommen, die Entscheidungsfrage zu stellen, und die katholischen Frauen sahen sich jetzt den gleichen Attacken ausgesetzt, die ein Jahr zuvor von Grone zur Niederlegung ihres Amts getrieben hatten. Die Verschärfung der Loyalitätsforderung, die auf totale Hingabe an den Nationalsozialismus zielte, stand vor dem Hintergrund der wachsenden Zufriedenheit unter der Durchschnittsbevölkerung, die die Vollbeschäftigung, den Zuwachs an internationalem Prestige, die aus Staatsmittel finanzierten Freizeitaktivitäten und die geordnetere Oberfläche des täglichen Lebens zu schätzen wusste. Die Reallöhne hatten sich zwar nicht erhöht, aber es gab Arbeit für alle.

Hitlers Rede vor der Jugendelite in der SS-Ausbildungsstätte Ordensburg Vogelsang gibt Aufschluss darüber, warum er plötzlich so hart gegen die nur bedingt nazitreuen Katholiken vorging. Der Erfolg bringe seine eigenen Probleme mit sich, sinnierte er. Wie konnte man in einem Staat, in dem alle gehorchen mussten und die meisten Leute sich zufrieden fügten, noch den Mut der Einzelnen testen? Wie die künftige Elite rekrutieren? In den Kampfzeiten war die Auswahl der Führer noch leicht gewesen, weil der Kampf (gegen die Weimarer Demokratie) als solcher schon die begabtesten, mutigsten, anständigsten, kühnsten und idealistischsten Menschen in die Reihen der Nazis gezogen habe. Aber jetzt, nachdem alle Opposition zerschlagen war, was blieb da noch als Prüfstein? Die hundertprozentige Hingabe, die er wollte, fand sich oft genug bei den Gegnern seines Regimes. Als Hitler die zweite Phase seiner Herrschaft einzuleiten gedachte, fürchtete er, dass seine Leute zu «weich» geworden wären.

Die Stabilität, die den Deutschen ein Gefühl der Sicherheit gab, verdankte sich der Tatsache, dass es Hitler gelungen war, die NSDAP aus einem raufgelistigen, undisziplinierten Haufen überzeugter Anhänger in einen achtbaren

und gefügigen Kader professioneller Bürokraten zu verwandeln. Mit diesem Erfolg aber wuchs bei Hitler auch eine gewisse Unzufriedenheit. Denn die Popularität bei den «ehrbaren» Bürgern bedeutete auch ein Erkalten des Fanatismus. Während sich der Nationalsozialismus als Staatsform stabilisierte, geriet er als Bewegung in die Gefahr der Aufweichung. Verstärkt wurde Hitlers Ungeduld noch durch seine zunehmende Angst um seine Gesundheit. Die verbalen Beschwörungen eines glorreichen «Tausendjährigen Reiches» stärkten sein Sendungsbewusstsein; aber wer sollte diese Träume verwirklichen, wenn er starb oder auch nur ernsthaft krank wurde? Auf der Ordensburg Vogelsang gestand er seinen Zuhörern, dass ihm seine «*rampolierten Nerven*» zu schaffen machten. Er beklagte sich: «*Sorgen, Sorgen, Sorgen, wahnsinnige Sorgen, das ist wirklich eine ungeheure Sorgenlast. Jetzt will ich sehr viel abgeben; die Nerven müssen wieder in Ordnung kommen.*»<sup>119</sup>

Die Grenzen des Möglichen austastend, beschloss Hitler 1937, den bereits begonnenen Krieg gegen die Protestanten zu verschärfen und ihn auch auf die Katholiken auszudehnen.

Als offensichtlich wurde, dass der Führer den Zeitpunkt für eine Strategieänderung gekommen sah, überredeten einige wenige Dissidenten-Bischöfe den Papst, Stellung zu beziehen. Kardinal Faulhaber bezichtigte im Februar 1937 das NS-Regime öffentlich, das Konkordat gebrochen zu haben, und im März verurteilte Pius XI. in seiner Ansprache «*Mit brennender Sorge*» die Rassenpolitik der Nazis. Als Priester den Text illegal in ihren Gemeinden kursieren liessen, brach der Krieg aus. Hitler entzog kurz darauf die «Religionsfrage» der Zuständigkeit des Kirchenministeriums, um sie der SS unter Heinrich Himmler zu überantworten. Nachdem es mit der Bekehrung nicht geklappt hatte, sollte der Kreuzzug jetzt mit Zwang weitergeführt werden. Eine speziell eingerichtete Abteilung der SS unter SS-Gruppenführer Müller nahm jetzt den Kampf gegen «*politische Kirchen, Sekten und Juden*» auf.<sup>120</sup>

In die Reihen der Partei wurde nur noch aufgenommen, wer sich in der *Hitlerjugend* bewährt hatte, Parteimitglieder durften keiner nichtnationalsozialistischen Organisation angehören, und Kadenschmieden wie die Ordensburg Vogelsang sollten die neue Elite formen. Der Zeitpunkt der Entscheidung war da: «*Zwischen dem nationalsozialistischen Staate und der katholischen Kirche kann es keinen Frieden geben. Dem Totalitätsanspruch der katholischen Kirche steht der des Staates entgegen.*»<sup>121</sup> Alfred Rosenberg

formulierte es – wie gewöhnlich – krasser: *«Wenn wir unsere Braunhemden anziehen, dann sind wir nicht mehr katholisch oder evangelisch, dann sind wir nur noch Deutsche.»*<sup>122</sup>

Hitler erklärte seiner Elite, dass die Zeit einer neuen Prüfung gekommen sei und dass sie sich genauso hundertprozentig treu erweisen müsse wie in der «Kampfzeit» vor 1933. Jeder Deutsche müsse zwischen Führer- und Glaubenstreue wählen. Er verkündete eine neue Reformation und beschwor die Stimmung der kämpferischen «alten Zeiten» herauf. *«Glauben Sie, das ganze Geheimnis des Gelingens unserer Partei, das kann ich schon sagen, das besteht darin, dass ich sehr viel Verantwortung abgegeben habe. Ein Gauleiter bei uns, das ist doch immerhin ein Mann; er hat eine Verantwortung.»*<sup>123</sup> Auch wenn die absolute Zahl gering blieb (unter 100'000 pro Jahr), stieg doch, den Statistiken zufolge, der Anteil der Katholiken, die sich von der Kirche lossagten.<sup>124</sup>

Aber die organisierte Religion stand keineswegs allein auf Hitlers Abschussliste. In dieser Zeit attackierte er die letzten Inseln der Eigenständigkeit innerhalb des Justizwesens, der Verwaltung und der Kirchen. Er entfesselte noch einmal eine zweite Revolution gegen die letzten Bastionen der Verweigerung bedingungslosen Nazi-Glaubens. Berichte aus dem Alltagsleben deuten darauf hin, dass viele Katholik/\*inn/en, trotz einzelner Gewissensnöte, sich ganz gut mit dem Totalitarismus arrangierten. *«Wir [sie meint einen gewissen Kreis katholischer Lehrerinnen] wünschen ja dem Hitlerregime je früher desto lieber den Bankrott, aber lieber doch noch Hitler als so was [die Greuel über Spaniern, die in der deutschen Presse verbreitet werden] [...]»* Oder auch: *«Hoch vor einem Jahr hatte ich Fälle, wo sich die Eltern strikte weigerten, ihre Kinder in die HJ zu tun. Aber allmählich bricht aller Widerstand [...] Wir können nichts tun. Man kann ja kaum ein Wort sagen, ohne Angst haben zu müssen, dass man ins KZ kommt.»*<sup>125</sup>

Die Katholikinnen bekamen die praktischen Auswirkungen dieser neuen Entschlossenheit des Regimes zum offenen Machtkampf zu spüren. Ihre Müttervereine, Wohltätigkeitseinrichtungen und Erziehungsinstitutionen wurden verboten oder dem NS-Staat einverleibt. Vier Jahre lang hatten die NS-Frauenführerinnen die katholischen Frauen gedrängt, sich ihren Organisationen anzuschließen. Jetzt befahlen sie allen Katholikinnen, sich zwischen ihrem Glauben und dem Führer zu entscheiden.<sup>126</sup>

Nur rein «religiöse» Organisationen in engstmöglicher Definition durften weiter bestehenbleiben. Das bedeutete, dass karitative Einrichtungen, die ja bereits darauf reduziert waren, sich solcher Fälle anzunehmen, die den NS-Einrichtungen nicht der Mühe wert erschienen, jetzt illegal wurden.<sup>127</sup>

Während katholische Frauenorganisationen wie der KDF in den Jahren 1933-1945 immer mehr Mitglieder verloren, stieg die Mitgliedschaft von Frauen in ausschliesslich religiösen Vereinigungen, wie zum Beispiel in Altarpflegereinen und Bibelkreisen. Das bedeutete auch das Ende der katholischen Jugendgruppen, sofern sie sich nicht privat trafen. Ausserdem durften Versammlungen nur noch in kirchlichen Räumlichkeiten stattfinden, nicht mehr an öffentlichen Orten, in grossen Versammlungssälen oder in den Wohnungen von Gemeindemitgliedern. Nazispitzel überwachten alle religiösen Aktivitäten. Anfangs gab es noch Ausnahmeregelungen (etwa für die Bahnhofsmision oder für Heime für gefährdete Mädchen); 1939 wurden auch sie aufgehoben.<sup>128</sup> Katholische Publikationen unterlagen, soweit sie überhaupt noch erlaubt waren, einer strengen Zensur.<sup>129</sup>

Zillkens Briefe an Kreuzt wurden immer besorgter. Sie bat ihn dringend um Unterstützung und wies darauf hin, dass sich die Innere Mission (evangelischer Wohlfahrtsverband) gegen staatliche Übergriffe zur Wehr setzte. Doch Kreuzt zog es weiterhin vor abzuwarten und riet, sich in Geduld zu üben.<sup>130</sup>

Das Ausmass der illegalen Aktivitäten, die unter dem religiösen Mantel weiterliefen, werden wir nie genau feststellen können. Einzelne Berichte in Gestapoakten und im Archiv des *Deutschen Caritasverbandes* lassen erkennen, dass es kleine Enklaven gab, in denen katholische Frauen sich weiterhin zusammenfanden. In autobiographischen Aufzeichnungen von Frauen ist oft zu lesen, dass dieser Umschwung in gewisser Weise auch erleichternd war. In den ersten Jahren des NS-Regimes hatten die Kirchenoberen zu Mässigung, Kooperation und Kompromissbereitschaft geraten, um zu beweisen, dass treue Katholiken auch treu zu Führer und Vaterland stehen konnten. Jetzt aber war jede einzelne Frau vor die Entscheidung gestellt und musste ganz individuell ihr Gewissen prüfen.

Immer wieder fallen in den Erinnerungen Worte wie «*sehr schwere Nervenprobe*», «*bitterste Seelennot*», «*anhaltendes Trommelfeuer*» und «*Qual*». <sup>131</sup> Eine Frau erinnert sich: «*In den ersten Jahren des Krieges [1933-1936] war das Ringen um den richtigen Weg, den wir zu gehen hatten, wohl*

*das Schwerste. Der Kreis jener, die sich nicht irgendwie ‚gleichschalteten‘, war verhältnismässig klein. Für uns gab es fortan nur noch die Möglichkeit, in der Bedeutungslosigkeit zu versinken, indes die Öffentlichkeit den grossen Worten und den scheinbar auch grossen Taten der anderen vorbehalten blieb. Nein, unsere Zurückhaltung war ganz und gar nicht heroisch, und es sah nach fruchtlos gebrachten Opfern aus, hiess Einsamkeit, Diffamierung, Ausgeschlossenheit. Ich muss gestehen, dass es mir oft sehr schwer geworden ist, das mitleidige Lächeln zu ertragen, das man für den Kreis der ‚unbelehrbaren‘ Frauen übrig hatte, und zu sehen, wie man uns mied. Wer unser Haus betrat, war verdächtig, und wer auf der Strasse bei uns stehen blieb, setzte sich angeblich Unannehmlichkeiten aus.»<sup>132</sup>*

In einem Bericht von 1936 heisst es: *«Zu unserem ganz grossen Bedauern wurde namentlich von geistlicher Seite der AUSTRITT ZU LEICHT ALS DAS ‚KLEINERE ÜBEL‘ angesehen, das man in Kauf nehmen müsse. [...] Wir fürchten, dass mehr als die Hälfte derer, die den Verein verlassen, auf Rat von Geistlichen austreten.»<sup>133</sup>* Wie sollte man wissen, was richtig war? Wie konnte die Mehrzahl der Nachbarn und Freunde etwas Falsches getan haben? War es denn zumutbar, von Menschen zu verlangen, dass sie sich nach Grundsätzen richteten, die in Widerspruch zu den Werten ihrer Umgebung standen? Nach 1945, schrieb eine katholische Frauenführerin, sei es schick geworden, fast schon wehmütig auf jene Zeit zurückzublicken und selbstgefällig zu sagen: *«Der Glaube bedarf der finsternen Nacht.»* Aber damit ignoriere man die Tatsache, dass die meisten Deutschen in jener Zeit der Prüfung *«Heil!»* gerufen und sich ihr religiöses Engagement erst im Nachhinein zurechtgedichtet hätten. Auch ein anderes Phänomen machte den katholischen Frauen nach 1945 zu schaffen: *«In unseren Mädchen, auch in den besten, steckt noch viel Hitlergeist, viel Oberflächlichkeit und Stumpfheit. Wir müssen nach und nach einen anderen Grund legen. Unsere Mädchen bekommen sehr viel geboten, aber es kann halt doch nur sehr langsam wachsen.»<sup>134</sup>*

In dem Klima, ab 1937/38, wurden die kleinsten Dinge plötzlich sehr bedeutsam. Wer eine gelb-weiße Katholikenfahne aushängte, statt *«Heil Hitler»* lieber *«Grüss Gott»* sagte, am Sonntag zur Messe statt zur Parteiversammlung ging, Namenstage feierte, den katholischen Muttertag anstelle des nationalsozialistischen beging oder statt an NS-Feiern an kirchlichen Zeremonien teilnahm, machte sich bereits nazifeindlicher Umtriebe verdächtig. In dieser neuen Situation verschärfter Repression übernahmen die Men-

schen, die an ihrer Religion festhielten, die gleichen Taktiken, die die Nazis selbst angewandt hatten, als ihre Partei in der Weimarer Republik in einigen Ländern verboten gewesen war. Kein Wunder, dass sich oft gerade Idealistinnen und Non-Konformistinnen ihrer Sache anschlossen: die «Kampfzeiten», die die NS-Propaganda wieder heraufzubeschwören versuchte, waren jetzt für die Katholikinnen gekommen. Trotz der Verfolgung verbreitete der KDF illegale Hirtenbriefe, verwandelten Mitglieder Wohnräume in Kapellen, erhielten sie ihr Untergrund-Netzwerk aufrecht. Absurderweise spricht aus Briefen und Berichten aus dieser Zeit oft eine ganz ähnliche tiefe und unbeugsame Haltung wie aus den Beiträgen der alten NS-Kämpferinnen zum Abel-Wettbewerb von 1934.

Geheime Polizeiberichte aber warnten Hitler, dass der scheinbare Sieg nur tiefere Probleme verdeckte. Indem der Staat die Fürsorge- und Erziehungsarbeit und die Sozialprogramme aus ihrer Verankerung in den Gemeinden gerissen hatte, hatte er diese Einrichtungen zugleich von der breiten Unterstützung abgeschnitten, auf die sie angewiesen waren. Ein Beamter des Innenministeriums bekundete 1939 in einem Bericht an Rudolf Hess über die Gleichschaltung im sozialen und kulturellen Bereich seine Sorge darüber, dass der Staat dabei sei, ein wichtiges Element der lokalen Administration, auf der nach Hitlers eigener Aussage der neue Staat ruhen sollte, rücksichtslos zu zertrampeln.<sup>135</sup> Praktisch litten Fürsorgearbeit, Gesundheits- und Erziehungswesen grossen Schaden durch den Schwund an qualifizierten Kräften, den der Rückzug oder zwangsweise Ausschluss einer so grossen Zahl von katholischen Frauen bedeutete.<sup>136</sup>

In Form privater Netzwerke setzten diese jedoch ihre Arbeit fort. Da Dezentralisierung eine Überlebensnotwendigkeit war, war jede Dokumentation gefährlich. Im Archiv des *Deutschen Caritasverbandes* erhaltene Tätigkeitsberichte vermitteln das Bild einer enormen Aktivität, insbesondere unter den Mitgliedern des KDF. Vorträge in Wohnzimmern, Diskussionsgruppen in Küchen und Jugendgruppen-Treffen im Wald bürgerten sich ein. Die Frauen fühlten sich geehrt, wenn der Bischof ihnen seinen Segen gab: *«Es wiederholt sich auch in unserer Zeit, was wir in der Geschichte der Kirche immer und immer wieder wahrnahmen, da die Tage der Trübsal die Herzen der Menschen befeuchten und befruchten und so das Gegenteil von dem bewirken, was die Feinde Christi planen.»*<sup>137</sup>

Leider haben wir wenig Informationen darüber, wie das tägliche Leben

jener Katholikinnen ausah, die sich, wie es die Gestapoberichte formulierten, weigerten, «mit der Zeit zu gehen». Aber kurz nach dem Krieg forderte die Vorsitzende des *Vereins katholischer deutscher Lehrerinnen* (VkdL) die Mitglieder auf, ihr Leben im Nationalsozialismus zu schildern. Diese Aufsätze sind als Manuskripte im Archiv dieses Vereins in Essen erhalten. Keine der Verfasserinnen berichtet von kühnen Widerstandsaktionen oder von der Beteiligung an einem gutorganisierten Widerstandsnetz. Sie waren ganz normale Frauen, die ihre Energie darauf verwandten, ihren Glauben zu bewahren und einen Weg zu finden, sich ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Die meisten gehörten der ersten Generation von Frauen an, die während des Ersten Weltkriegs Zutritt zu den Universitäten erhielt. Sie berichten, wie stolz sie waren, als sie ihr Diplom in Händen hielten, und wie verzweifelt, als sie nach 1919 erfuhren, dass es keine Stellen für Lehrerinnen gab. Sie liessen sich auf Wartelisten setzen und übernahmen in der Zwischenzeit jede Arbeit, die sie finden konnten: als Fürsorgerinnen für «gefallene» Frauen, Schulungsleiterinnen in Betrieben, Buchhalterinnen, Fließbandarbeiterinnen oder Verkäuferinnen. Sie wussten, dass sie bei einer Heirat für immer von den Wartelisten gestrichen werden würden. Auch zwanzig Jahre nach dieser harten Erfahrung zeigten sie keine Verbitterung. So erinnert sich etwa Mathilde von Thiel: *«Die Jahre der Fremdberuflichkeit waren für mich körperlich und geistig eine grosse Belastung. Die Büroarbeit lag mir nicht, das Studium nebenher erforderte viel Kraft und Disziplin. Immerhin ist es für mich sehr wichtig gewesen. Ich war brav und fleissig und weltfremd erzogen und erkannte nun, dass man so nicht weiterkommt im Leben. Ich lernte, mich zu behaupten, berechnete Ansprüche zu stellen und durchzufechten, Risiken auf mich zu nehmen und überhaupt die allgemeine Arbeitswelt zu beurteilen, die sich von der Vorstellung einer braven Lehrerin doch sehr unterschied.»* Später blieb ihr dann die Beförderung versagt. *«Bei meiner Weigerung spielten allerdings auch Nazischwierigkeiten eine Rolle!»*<sup>138</sup>

Ein Jahrzehnt «ungeschuldete Wartezeit» hindurch bildeten sich diese Lehrerinnen bei informellen Seminaren in den neuesten Unterrichtsmethoden fort, damit sie bereit wären, falls sie irgendwann in den Schuldienst berufen würden. Anfang der dreissiger Jahre fanden sie dann endlich die lang-ersehnten Stellen. Trotz der Vorurteile gegen Lehrerinnen aus staatlichen Schulen kamen sie unter: an katholischen Schulen. 1934 waren sie der *Deutschen Arbeitsfront* eingeliedert worden, was in der Regel hiess, dass sie dem

*NS-Lehrerbund* beitraten, Mitgliedsbeiträge zahlten, NS-Zeitschriften abonnierten und an ideologischen und «rassenhygienischen» Schulungskursen teilnehmen mussten. Das waren die Frauen, über die Reber-Gruber so wetteuerte, die rückständigen «Schwarzen», die ihre Einladungen ignorierten und die Moral «ihrer» Frauen untergruben. Jede katholische Lehrerin suchte sich auf ihre eigene Weise hindurchzumanövrieren, indem sie sich nach aussen hin nazitreu genug gab, um ihre Stelle zu behalten, und in ihrem Unterricht genügend katholische Inhalte vermittelte, um ihr Gewissen zu beruhigen.

Die Mitglieder des verbotenen katholischen Lehrerinnenvereins VkdL kamen auch weiterhin bei informellen Treffen zusammen und hatten nach wie vor Einfluss auf lokaler Ebene. Franziska Dühr erinnerte sich später, wie angstbeladen das tägliche Leben in ihrem Heimatort Kirchenbollenbach geworden war. «*Wir sassen oft zusammen. Wieweit kann ich da mitmachen? Was wollen die eigentlich?*» Sie wurde Ortsfrauenschaftsleiterin. Aber schon bald begannen NS-Offizielle an ihrer politischen Zuverlässigkeit zu zweifeln. Sie berichtet, wie nach einem politischen Vortrag der Redner seine Zuhörerschaft fragte: «*Meine Damen und Herren, prüfen Sie [...] Ihr deutsches Gewissen [...]. Wer ist noch im katholischen Lehrerinnenverein? Ein einziger Finger ging hoch, das war der meine. ‚Sie, Fräulein Dühr????‘*» Später habe er dann «*sehr väterlich*» versucht, auf sie einzuwirken und sie zu überreden, aus dem Verein auszutreten. Sie habe «*Heil Hitler!*» gesagt und sich geweigert. «*Es war mir schon ein bisschen schummerig zu Mute, aber ich dachte mir: ‚Du hilfst einmal nicht dazu, dass die Religion immer mehr abgebaut wird.‘*» Zu ihrer prompten Entlassung schreibt sie: «*Ich trug die Strafe meines Verweises mit grosser Gelassenheit.*» Jahre später schrieb ihr die Vorsitzende des Vereins: «*Aber gerade Ihre Schilderung Ihrer eigenen Tätigkeit als NS-Frauenschaftsleiterin zeigt, wie unsere Mitglieder vielfach dieses Amt ausnutzten, um Schlimmeres zu verhindern.*» Dühr erinnerte sich, wie demütigend es war, wenn alle Nicht-NSLB-Mitglieder aufgefordert wurden, Versammlungen zu verlassen. «*Heute lacht man über die Herrschaftsansprüche der kleinen Generale, aber es war doch immer peinlich, so eine Art Spiessrutenlaufen den langen Saal hindurch zu machen.*»<sup>139</sup>

Lehrerinnen, die im Verdacht standen, nicht linientreu zu sein, drohte die Strafversetzung in besonders stramm nationalsozialistische (und gewöhnlich entsprechend katholikenfeindliche) Ortschaften.



Das bedeutete die schmerzliche Trennung von Eltern und Freund/\*inn/en und die Herauslösung aus ihren Zusammenhängen. Es brachte für die Frauen Hilflosigkeit und oft genug Depressionen mit sich. Wer sich einmal verdächtig gemacht hatte, war fortan ständiger Überwachung und regelmässigen Verhören ausgesetzt. Die Polizeiakten reisten der Betroffenen hinterher.

Eine dieser Lehrerinnen, die auf die Listen der Gestapo geriet, war die Führerin des Katholischen Lehrerinnenverbandes, Hannah Bekker.<sup>140</sup> Eine Kollegin hatte sie bei den lokalen NS-Funktionären angezeigt, weil sie gegen den NSLB hetze. Obwohl nie ein Gerichtsverfahren gegen sie eingeleitet worden war, wurde ihre private Korrespondenz von der Gestapo überwacht, ihre Wohnung durchsucht und sie selbst kurzfristig inhaftiert. Den Dokumenten zufolge nahm sie von allen verdächtigen Aktivitäten Abstand. Sie akzeptierte es als ihr Schicksal, in einer von fanatischen Nazis bevölkerten Kleinstadt zu unterrichten. Die Verfolgung durch die Gestapo änderte nichts an ihrer inneren Einstellung, obwohl sie sie radikal in ihren Handlungsmöglichkeiten beschnitt.<sup>141</sup>

Eine andere, weit verbreitete Form des Protests, die die Gestapo zur Weissglut brachte, waren die Kettenbrief-Aktionen. Wohl das grösste Aufsehen erregte die Aktion, die auf den Abschuss des berühmten Kampffliegers Werner Mölders im Jahr 1941 folgte. Katholische Frauen setzten einen Brief in Umlauf, der angeblich von dem Nationalhelden selbst stammte und in dem er schilderte, wie sein tiefer katholischer Glaube ihn befähigt hatte, furchtlos dem Tod ins Auge zu sehen. Mölders hatte Kritik am NS-Regime geäussert, nachdem die Gestapo 1941 eine Razzia in einem Kloster, in dem seine Schwester Nonne war, veranstaltet hatte. In dem angeblich an einen Stettiner Geistlichen gerichteten Brief schrieb der Flieger, dass die Verachtung der Nicht-Katholiken für die Katholiken sich *«in Achtung und Liebe verwandelte»*, wenn sie sahen, wie mutig sich diese Männer dank ihres Glaubens im Angesicht des Todes zeigten.<sup>142</sup>

Der Brief knüpfte an die Angst der Katholiken an, der Romhörigkeit bezichtigt zu werden. Für die Gestapo war er ein Akt des *«Widerstands»*, da er in ihrem pervertierten Denkraaster implizit besagte, dass Katholiken mutiger für den Führer in den Tod gingen als Nazis. Ein anderer Brief, der ebenfalls die Gestapo auf den Plan rief, kritisierte, dass es den Nazis nicht gelungen war, die Luftangriffe der Alliierten zu stoppen. *«Könnten die Toten noch reden, würden sie flammenden Protest erheben und sagen: Wir*

waren Christen, wir waren keine Juden und keine Heiden, wir wollen im Zeichen des christlichen Kreuzes begraben werden» – nicht unter Trümmerhaufen.<sup>143</sup> Diese Aussage implizierte, dass Juden und Heiden den Tod verdient hatten, Katholiken als gute «Arier» aber nicht. Was beide Briefe so interessant macht, sind die NS-Werte, die in ihnen zum Ausdruck kommen.

Diese Art des Protests wird auch heute noch in bestimmten Kreisen als «Widerstand» gewertet. Ich interviewte im Kölner Hauptsitz des KDF eine mittlerweile im Ruhestand lebende Funktionärin dieser Organisation. Auf meine Frage, ob sie damals in irgendeiner Form Kritik am NS-Regime geübt hätte, erzählte sie stolz, dass sie während des Krieges spezielle Messgewänder für katholische Feldgeistliche genäht habe. Ausserdem hatte sie auch ihren Teil an dramatischen Geschichten auf Lager, in denen Gestapoleute an die Vordertür klopften, während Verfolgte durch den Garten entflohen. Später, als ich im *Staatsarchiv Düsseldorf* Gestapoakten durchsah, stiess ich auf einen Bericht über die Verhaftung eines KDF-Mitglieds, zu der es aufgrund von Hinweisen gekommen war, die Maria Kaufmann der Gestapo gegeben hatte.<sup>144</sup> Ich musste an die alte Frau von Grone denken und an den heldenmütigen Widerstand, den sie in der Erinnerung geleistet zu haben meinte.

Die Gestapoakten im Düsseldorfer Hauptstaatsarchiv liefern auch Informationen über offenes Dissidententum: Bei einer Freizeit in einem Erholungsheim in Kassel erklärte ein Redner seinen Zuhörerinnen, unter denen sich zahlreiche Nonnen befanden, dass Deutschland von einem Monster bedroht sei. *«Er sprach von einem Ungeheuer und einem Drachen. Er führte aus, dass das Ungeheuer zur Zeit als Mensch lebt. Diesen Menschen schilderte er als begabt, klug, das betonte er immer wieder und zeigte dabei immer nach dem Kopf. Weiter bezeichnete er diesen Menschen als raffiniert und zu allen Gemeinheiten fähig. Unter besonderer Betonung sagte Knappe: ‚Und was das Allerschlimmste ist, er ruft Gott an und bringt Opfer.‘*»<sup>145</sup>

Die «Informantin» war entsetzt, als ihr dämmerte, dass der Redner von Hitler sprach. Es fällt schwer, solche heimlichen Versammlungen als ernsthaften Widerstand zu betrachten, weil es den Beteiligten in erster Linie darum ging, den eigenen Katholizismus zu vertiefen und ihn gegen das «neue Heidentum» zu stärken, das ihrer Meinung nach das Volk überschwemmte. Bei diesen privaten Treffen stand daher die Bewahrung der katholischen Tradition im Vordergrund. Wer sich an heimlichen Gesprächsgruppen be-

teiligte, dem drohten Geld- oder sogar Gefängnisstrafen. Aber trotz des Risikos hielten diese geheimen Netzwerke in einer Zeit, in der die kirchlichen Institutionen ihre Integrität preisgaben, die Tradition aufrecht oder, wie sie es ausdrückten, *«das Licht am Brennen»*. Im Ganzen gesehen ist diese unsichtbare Opposition aber nicht mit dem Widerstand jener Deutschen vergleichbar, die ihr Leben riskierten, indem sie Verfolgte versteckten oder sich gegen Nazis zur Wehr setzten. Dennoch zeigen die Reaktionen der Katholiken auf das Euthanasieprogramm von 1941 ihre Fähigkeit zu moralischer Entrüstung und ihre Macht, staatliche Massnahmen ernsthaft zu behindern (wenn schon nicht zu stoppen). Die Berichte über die Busse mit geschwärzten Scheiben, die schwerbeladen zu einer «Klinik» im Schwarzwald fuhren, um dann leer wieder zurückzukehren, weckten Beunruhigung. Nun werde *«landauf, landab das Volk von den euthanatischen Vorgängen reden»*, schrieb Gröber am 14. August 1940 dem badischen Innenminister.<sup>146</sup> Angehörigen von Euthanasieopfern wurde die Asche mit höchst unplausiblen Erklärungen für den plötzlichen Tod des «Patienten» überstellt. Es war keineswegs so, dass alle Katholiken – oder auch Protestanten – die Idee des «Gnadenods» als solche ablehnten. Oft waren es vor allem die plumpen Verheimlichungsversuche, die Argwohn weckten. Eine katholische Frau schrieb an die lokale Parteiführung, Menschen von unheilbaren Leiden zu erlösen sei eine gute Tat – für die Patient/\*inn/en wie die Angehörigen. Sie und ihre Verwandten würden sich niemals gegen eine offizielle Verordnung sträuben.<sup>147</sup> Die oppositionelle Haltung speiste sich aus sehr unterschiedlichen Quellen. Eine Nonne aus Innsbruck schrieb: *«Es ist nun ein offenes Geheimnis, welches Los diese ab transportiert en Kranken erwartet [...] Was wird auch das Ausland von uns denken, wenn ein so hochstehendes Kulturvolk, das die grössten Siege der Weltgeschichte erringt, [...] [darangeht] sich selbst zu verstümmeln?»*<sup>148</sup>

Neben dieser partiellen und oft uneindeutigen Opposition in einzelnen Punkten gab es aber auch einige wenige Fälle, in denen katholische Frauen ausserordentlich mutig waren. Wir kennen nur eine Handvoll solcher Geschichten und werden nie wissen, ob sie nur die Spitze des Eisbergs darstellen oder schon seine gesamte Masse. Eine der bekanntesten katholischen Widerstandskämpferinnen war Sophie Scholl, die nach einer Flugblattaktion der *Weissen Rose* im Februar 1943 verhaftet und zum Tod verurteilt wurde. Andere Katholikinnen, die sich über ihre religiösen Zirkel hinaus

engagierten, setzten sich für Verfolgte des NS-Regimes ein. Eine solche Frau war Maria Grollmuss. Sie begann während des Ersten Weltkriegs zu studieren und promovierte 1925 über den deutschen Widerstand gegen Napoleon. An der Universität brach sie aus der vorgezeichneten Bahn ihrer katholischen Erziehung aus. Sie freundete sich mit radikalen Studierenden an. *«Die Politik steht neben Religion und Liebe als eigentliche Sphäre des Märtyrertums»*, erklärte sie zu der von ihr angestrebten Integration katholischer und sozialistischer Prinzipien. Als Instanzen, von denen sie inspiriert wurde, nannte sie Rosa Luxemburgs Briefe aus dem Gefängnis und die Natur. *«Wer einmal in den Briefen Rosa Luxemburgs geblättert hat, weiss von der Einsamkeit der sommerlichen Felder, von den leuchtenden Beeren und den sanften Augen der Tiere, von all den stillen Dingen, die die Seele dieser Frau zum Kämpfen stärkten.»*<sup>149</sup> Schon in den ersten Wochen der NS-Herrschaft spürte Grollmuss die wachsende Gefahr. Sie wusste, dass ihr Platz auf Seiten der Opposition war. Ihre Familie besass ein Sommerhaus in der Nähe der tschechischen Grenze, und sie glaubte, am ehesten etwas tun zu können, indem sie dorthin zog, um Kurierdienste zu leisten und Hitlergegner/\*innen über die Grenze in Sicherheit zu bringen. Ihr gutes Tschechisch und ihre vertrauenswürdigen Nachbarn halfen ihr dabei. Nach ein paar Monaten begann sie sich sicher zu fühlen. Eines Tages, als sie gerade in eine Unterhaltung mit einer Mitstreiterin vertieft war, umstellte die Gestapo das Haus. Im Zuchthaus wurde sie immer wieder verhört, weigerte sich aber, Namen und Informationen preiszugeben, sich *«in den Dienst des ‚Führers‘»* zu stellen. *«Sie wusste nicht, dass ihre Seele sich noch vier lange Jahre im Konzentrationslager nach [der Heimat] sehnen würde. Aber das eine wusste sie: dass sie in der Heimat und in der Freiheit niemals glücklich geworden wäre, wenn sie als Lösegeld den Verrat ihrer Überzeugung gezahlt hätte»*. Nach sechs Jahren Zuchthaus wurde sie in das Frauen-Konzentrationslager Ravensbrück gebracht, wo sie am 6. August 1944 starb.

Als die Judenverfolgung in eine ihrer brutalsten Stadien trat, arbeitete ein Netzwerk von katholischen Frauen am Aufbau einer Rettungsorganisation. Wir wissen von Frauen um Gertrud Luckner, die eine kirchliche Kriegshilfsstelle gründete, um *«Nicht-Ariern»* über Freiburg, die Schweiz und Wien zur Flucht zu verhelfen. Luckner, die Wirtschaftswissenschaftlerin war und in den Sozialwissenschaften promoviert hatte, war vor 1933 in der katholi-

schen Friedensbewegung aktiv gewesen. Als sie von der Rassenverfolgung erfuhr, beschloss sie, bei der Caritas aktiv zu werden, um Verfolgten zu helfen. Sie benutzte die Arbeit bei der Caritas als Tarnung. Sie und ihre Mitarbeiterinnen schickten Lebensmittelpakete und Geld an deportierte Personen, «als man glaubte, dass das noch Sinn und Zweck hätte». 1939 merkte sie dann, dass das nicht der Fall war. Sie erhielt, wie sie sagte, «grosse Summen», wohl von dem für seine NS-Freundlichkeit berüchtigten Freiburger Erzbischof Gröber, der nach Kriegsbeginn seine Einstellung geändert hatte. 1942 begriff Luckner, dass «Deportation» für Juden deren Tod bedeutete. Sie begann, Fluchthilfe zu leisten, und war dabei ungeheuer mutig. Am 5. November 1943 wurde sie auf dem Weg nach Berlin von SS-Leuten verhaftet, mit 5'000 Reichsmark, die für die Rettung von Juden in Berlin bestimmt waren. Nach neun Wochen ständiger Verhöre und monatelanger Haft liess sie die Gestapo nach Ravensbrück deportieren, wo sie bis zur Befreiung im Mai 1945 blieb. Nach 1945 arbeitete sie eng mit einer Organisation zusammen, die sich für die Kooperation der Religionen und die christliche Missionsarbeit unter Juden einsetzt.<sup>150</sup>

Nach Beginn des Zweiten Weltkriegs begann Margarete Sommer in Berlin mit dem Aufbau eines Netzwerks zur Rettung Verfolgter. Sommer, die langjähriges Mitglied des KDF und des *Elisabethvereins* war, erkannte die Gefahr, der Deutsche mit jüdischen Vorfahren ausgesetzt waren, auch wenn sie sich selbst als Katholik/\*inn/en oder Protestant/\*inn/en fühlten. 1935 übernahm sie die Leitung des Hilfswerks beim Ordinariat Berlin, um Katholik/\*inn/en mit jüdischen Vorfahren zu helfen. Sie arbeitete eng mit dem *St. Raphael Verein* und der *Reichsvereinigung der Juden in Deutschland* zusammen und benutzte ihr Büro, um die Flucht von Kindern aus Deutschland zu organisieren. Der enttäuschenden Interesselosigkeit der katholischen Kirchenoberen zum Trotz sammelte Sommer Geld, engagierte sich gegen die anti-jüdische Politik des NS-Staates und setzte sich für sogenannte «lebensunwerte» Menschen ein. Immer wieder informierte sie katholische Geistliche wie Kardinal Bertram, Bischof Konrad Preysing und Bischof Bernhard Lichtenberg über die Grausamkeiten, die die Nazis an Juden begingen. Wenn wir schweigen, machen wir uns alle schuldig, wiederholte sie immer wieder. Sie konnte zwar letztendlich keinen Einfluss auf die Politik der Kirche nehmen, aber dennoch gewährte sie Verfolgten Schutz und rettete manche vor dem Tod.<sup>151</sup>

Die zahlreichen Berichte von Menschlichkeit und Zivilcourage im Ein-

zeln auszuwerten ist so gut wie unmöglich. Die Haltung der Kirche als Institution in der «Judenfrage» änderte sich während des gesamten Dritten Reiches nicht. Kardinal Faulhaber verurteilte aufs Strengste die Einmischung der Nazis in die katholische Theologie und schrieb innerhalb von Monaten nach der Machtübernahme eine flammende Verteidigung des Alten Testaments als eines Kernelements der christlichen Religion. Damit diese Äusserungen nicht als eine Verteidigung der Juden ausgelegt werden konnten, betonte er in einer öffentlichen Erklärung: «*[Ich habe] in den Adventspredigten das altbiblische Schrifttum Israels verteidigt, nicht aber zur Judenfrage von heute Stellung genommen.*»<sup>152</sup>

Neben den Legenden, die den persönlichen Mut beweisen sollen, gibt es auch Beispiele für Verrat, Opportunismus und Angst. Der Frontalangriff der Nazis gegen die Kirche, der 1937 begann, eskalierte mit dem Ausbruch des Krieges. Wie die Protestanten fühlten sich auch die Katholiken selbst schon so gefährdet, dass es ihnen kaum möglich schien, noch grössere Risiken auf sich zu nehmen, um anderen zu helfen, die noch bedrohter waren. Obgleich es einzelne mutige Individuen gab, versuchten doch die meisten Deutschen, Konflikten und Gewissensentscheidungen aus dem Weg zu gehen.

Aus Briefen und Autobiographien katholischer Frauen jüdischer Abstammung spricht eine Mischung aus bitterer Enttäuschung über einzelne katholische Nachbarn, Freunde und Bekannte und eine sich eher noch vertiefende Treue zum katholischen Glauben. Ein eindrucksvolles Beispiel für die emotionale Polarisierung jener Zeit ist das Tagebuch von Erna Becker-Cohen. Nach der Geburt ihres Sohnes im Jahr 1937 überkam sie die Angst. Was würde aus ihrem Sohn werden, der mit dem Fluch geschlagen war, eine jüdische Mutter zu haben und einen Vater, der sich der «Rassenschande» schuldig gemacht hatte, indem er mit einer jüdischen Frau ein Kind gezeugt hatte? Und was aus ihrem Mann? «*Es wird viel Hass und Verachtung um uns beide sein, denn ich bin Jüdin und mein Mann ist ein Rassenschänder, und obgleich er treu zu mir hält, denn er liebt mich sehr, wird er nicht ändern können, dass man nicht nur mich, sondern auch einmal sein Kind ablehnt. Ich wünsche mir, dass Gott diesem Kind ein weites liebevolles Herz schenken möge, denn nur so wird es einmal die feindliche Welt ertragen.*» Nach Kriegsausbruch waren Mutter und Sohn tagtäglich so vielen feindseligen Reaktionen seitens ihrer Nachbarn ausgesetzt, dass der Ehemann sich schliesslich gezwungen sah, ihnen ein sicheres Refugium in einem Kloster

an einem See am Stadtrand von Berlin zu beschaffen. «*Die Nachbarschaft ist sehr gehässig*», erinnert sie sich, «*besonders eine Frauenführerin.*» Die Kriegsbegeisterung bedeutete für sie als Jüdin Lebensgefahr. Nach mehreren friedlichen Monaten hinter Klostermauern erklärte ihr eine Ordensfrau, die sich «*sehr ‚deutsch‘ fühlte*», dass sie ihren täglichen Anblick nicht ertragen könne. Nicht einmal das Kind rührte ihr Herz. Trotzdem blieb sie im Kloster. Weihnachten 1940 spielte sie mit einem freundlichen Dominikanermönch namens Erwin Hus Weihnachtslieder auf dem Klavier. In ihrer zunehmenden Isolation fragte sie sich, ob es nicht Feigheit von ihr gewesen sei, nicht wieder zum Judentum zu konvertieren. «*Ich breche fast zusammen unter der Schuld, die das Judentum auf sich geladen hat.*» Sie kehrte zu ihrem Mann zurück, und alles wurde noch schlimmer. Nachdem ihr Beichtvater sie gewarnt hatte, sie bringe alle Menschen, mit denen sie spreche, in Gefahr, wurde ihr das Leben unerträglich. «*Wir verbrachten trostlose Weihnachten; ich habe keinen inneren Frieden. Das Leben ist so unerbittlich hart, das Entsetzen [...]. Wo ist Gott? Wenn er sich nicht in der Liebe und Güte unter den Menschen offenbart, wo soll man ihn da finden? Nur Hass und Zerstörung ist um uns [...].*» Im März 1943 wurde sie von der Gestapo zu einem «Sammelplatz» gebracht, von dem aus die Transporte abgingen. Durch ein Wunder gelang es ihr zu fliehen und in einem ihr bekannten katholischen Krankenhaus Zuflucht zu suchen. Sie wurde ein «U-Boot», das heisst, sie begann ein Leben im Untergrund, bei dem sie alle paar Tage ihren Aufenthaltsort wechselte. Bei Kriegsende schloss sie ihr Tagebuch: «*Wie sind die Menschen doch klein! Die Übermenschen, die niemand neben sich gelten lassen, die mich verachtet, verspottet und gehasst haben winseln jetzt um meine Freundschaft, und das ist für mich schwerer zu ertragen als ihre Bosheit.*» Dennoch kehrte sie im Oktober 1954 mit Mann und Sohn aus dem Exil nach Deutschland zurück. «*Trotz allem Schweren sind wir in der Fremde nicht froh gewesen.*»<sup>153</sup>

In den Gestapoakten finden sich auch Berichte über Frauen wie Martha Schulz, die katholisch erzogen worden war und in ihrer Jugend nie erfahren hatte, dass sie jüdischer Abstammung war. 1933 trat sie der *NS-Frauenschaft* bei. Sie wusste zwar mittlerweile um ihre jüdische Herkunft, machte sich aber bis in die späten dreissiger Jahre darüber keine Sorgen. «*Ich habe immer geglaubt, dass ich auf Grund meiner Zugehörigkeit zur katholischen*

*Konfession, vor allem aber auf Grund meines persönlichen Einsatzes für die Partei unter andere Bestimmungen falle. [...] Ich fühlte mich nach dem Umsturz 1933 als deutsche Frau [...].»* Als die Gestapo sie 1939 verhörte, suchte sie Rat bei zwei katholischen Priestern, die ihr erklärten, dass die Religionszugehörigkeit niemals die Rassenangehörigkeit wettmachen könne. Sie wurde zur KZ-Haft in Ravensbrück verurteilt. Nach ihrer Entlassung und erneuten Verhaftung sorgten katholische Nonnen 1941 dafür, dass sie frei kam und Arbeit als Näherin fand. Wie sich ihr Leben nach dem Juli 1944 gestaltete, wissen wir leider nicht.<sup>154</sup>

Das Schicksal der katholischen Philosophin Edith Stein war genauso tragisch. Sie war in einer assimilierten jüdischen Familie aufgewachsen und konvertierte als junges Mädchen zum katholischen Glauben. Sie studierte, promovierte bei Husserl und schlug eine akademische Laufbahn ein. 1933 trat sie dem Orden der Karmeliterinnen bei und blieb ihr ganzes Leben eine fromme Katholikin. Als die Gestapo sich dafür zu interessieren begann, warum eine der Klosterfrauen nicht in das Wählerregister eingetragen war (was einen «Ariernachweis» voraussetzte), siedelte sie in ein holländisches Kloster über. Als die Gestapo ihr auf die Spur kam, konnten die Nonnen sie nicht schützen. Sie wurde deportiert und umgebracht.<sup>155</sup>

Zusammenfassend könnte man sagen, dass die katholischen Frauen in gewisser Weise die Gefahren des Nationalsozialismus klarer erkannten als ihre evangelischen Schwestern. Sie operierten innerhalb ihrer eigenen Strukturen, die von der klerikalen Hierarchie und den anderen Frauenorganisationen weit ab waren. Ihre Sonderstellung – als Frauen und als Katholiken – wies ihnen eine Randstellung in Bezug auf die grossen nationalen Organisationen zu. Aufgrund ihres kulturellen und sozialen Engagements im Erziehungs- und Gesundheitswesen sowie im Familienbereich waren sie von den Plänen Hitlers für die «Heranzüchtung» einer genetisch «hochwertigen» und absolut gehorsamen neuen Generation direkt betroffen. Ihr Glaube stand in direktem Widerspruch zur Rassenlehre und zur Politik der NSV, die nur «Erbgesunden» Hilfe gewährte. Weil sie jeden Eingriff in den Prozess der menschlichen Fortpflanzung ablehnten, standen sie auf strittigem Terrain. Die katholischen Frauenorganisationen hielten sich an eine strikte doktrinäre Position, die sie darin bestärkte, sich von direkten Verhandlungen mit den NS-Frauen fernzuhalten. Als das «Bollwerk» der Kirche zu bröckeln begann, errichteten viele katholische Frauen neue Grenzwälle um ihr eigenes «*Frauenland*», innerhalb dessen sie darum kämpften, ihren Glauben



vor heidnischen Einflüssen und ihre Familien vor nationalsozialistischer Indoktrinierung zu bewahren. Auf diese Weise behaupteten die katholischen Frauen private Freiräume gegen den Nationalsozialismus.

## Jüdische Frauen zwischen Überleben und Tod

Weil das Material und die Archivquellen, die das Leben der Jüdinnen und Juden in Deutschland zwischen den beiden Weltkriegen beschreiben, weitestgehend zerstört wurden, musste ich für dieses Kapitel in erster Linie auf Berichte von Zeitzeug/\*inn/en zurückgreifen. Über das Leben der jüdischen Frauen existieren kaum Spuren. Tagebücher, Notizen u. ä. wurden entweder von der Gestapo bei Hausdurchsuchungen vernichtet oder von den Betroffenen selbst zerstört, um den Verfolgern kein Material zu liefern. Die Pressefreiheit war eingeschränkt, und es gab nur wenige Frauen, die später das aufgeschrieben haben, was ihnen zugestossen war.<sup>1</sup> Gespräche mit Überlebenden, Memoiren und autobiographische Essays waren für meine Recherchen unverzichtbar.

Nur wenige (jüdische und nicht-jüdische) Deutsche ahnten bzw. wollten ahnen, was Hitlers Rede von der «Ausscheidung der Juden aus dem Volkskörper» zu bedeuten hatte.

In den jüdischen Gemeinden breitete sich nach der Machtübernahme Hitlers Hoffnungslosigkeit aus. Die meisten Juden dachten nicht daran, Deutschland zu verlassen und die erst seit wenigen Jahrzehnten erlangte rechtliche Gleichstellung wieder aufzugeben. Sie waren in Deutschland assimiliert wie nirgendwo sonst in Mitteleuropa. In Westeuropa waren sie – obgleich zahlenmässig viel geringer – weit mehr in die Gesellschaft integriert als in Osteuropa, wo sie in eigenen Gemeinschaften lebten. Obgleich die jüdischen Deutschen auch in den zwanziger Jahren Feindseligkeiten ausgesetzt waren und zu gewissen gesellschaftlichen Kreisen keinen Zugang hatten, hatten sie sich mit den Grenzen ihrer gesellschaftlichen Integration arrangiert.

Jüdische Frauen, die sich zur Emanzipation als Frau und als Jüdin bekannten, gründeten 1904 den *Jüdischen Frauenbund* (JFB).<sup>2</sup> Seine Führerin war die charismatische Bertha Pappenheim. Diese Organisation bot den Jüdinnen eine Alternative zu den säkularen Frauenrechtsorganisationen. Der JFB trat für die Gleichheit der Frau in der jüdischen Gemeinschaft ein und arbeitete daran, dass seine Mitglieder eine Identität als Frau und als Jüdin entwickelten. Die enthusiastische Mitarbeit im BDF unterschied den JFB vom *Katholischen Deutschen Frauenbund* (KDF), der nie im BDF war; und vom *Deutsch-Evangelischen Frauenbund* (DEFB), der sich vom BDF abwandte, als dieser sich während der Weltwirtschaftskrise radikalisierte.

Wie alle Mittelschichtsfrauen hatten auch die Mitglieder des JFB die sinkenden Geburtenraten beklagt und die hohen Scheidungsziffern als Symptom des moralischen Verfalls kritisiert. Sie hatten eine «weiblichere» Erziehung und Ausbildung gefordert und argumentiert, dass jetzt – nachdem nunmehr eine Generation von Pionierinnen bewiesen habe, dass Frauen auch auf «Männergebieten» Hervorragendes leisten könnten – die Zeit für Gymnastik, Mütterkurse und eine Professionalisierung der Mutterschaft gekommen sei. Wie die christlichen Frauenvereine glorifizierten sie die «Naturnähe» und «Sensibilität» der Frau. Eine Führerin des JFB, Rahel Straus, erklärte, dreissig Jahre höhere Bildung für Frauen hätten gezeigt, dass Mädchen ebenso begabt seien wie Jungen. Jetzt aber stelle sich die Frage, ob es der rechte Weg für eine Frau sei, die gleichen Fächer zu studieren wie ein Mann.<sup>3</sup> Straus meinte, so wie Mädchen ihren Körper am besten durch spezielle Übungen entwickeln könnten, täten sie auch am besten daran, ihren Geist nach einem spezifisch weiblichen Lehrplan an einer reinen Mädchenschule zu trainieren. Nicht anders als Helene Lange, Gertrud Bäumer, Gerta Krabbel und die anderen Frauen der «alten Garde» sorgten sich auch die jüdischen Frauen wegen der zunehmenden allgemeinen Frauenfeindlichkeit. Sie vertraten das Ideal einer körperlich starken, moralisch reinen, «kämpferischen» Frau, die die mütterlichen Werte gegen die Bedrohung durch eine industrialisierte, vermännlichte Welt verteidigen sollte. Im Gegensatz zu den evangelischen und katholischen Frauen hielten die Jüdinnen am Emanzipationsgedanken des BDF fest.

Der JFB vertrat in fortpflanzungspolitischen Fragen eine eigenständige Haltung. Die jüdischen Frauen befürworteten die Empfängnisverhütung, Abtreibung war für sie kein Verbrechen. Wie die katholischen Pazifistinnen

setzten sich die jüdischen Frauen für den Weltfrieden ein, warnten aber auch – anders als die Katholikinnen und Protestantinnen – vor einem Rassenkonflikt in Deutschland. Als Jüdinnen zogen sie die Verbindung zwischen der wachsenden Frauenfeindlichkeit und dem Antisemitismus, und sie forderten ihre nicht-jüdischen Mitstreiterinnen innerhalb der Frauenbewegung auf, an ihrer Seite Gleichheit und Menschenwürde zu verteidigen. Während der Weltwirtschaftskrise hatten die jüdischen Frauen das alarmierende Anwachsen des Antisemitismus registriert. Ein JFB-Mitglied schrieb, dass das jüdische Volk schon immer mit antisemitischen Angriffen konfrontiert gewesen wäre. Heute aber würde dieser Hass von Kräften geschürt, die völlig ausser Kontrolle geraten und weniger als je zuvor zugänglich wären für eine vernünftige Auseinandersetzung über Recht und Gerechtigkeit, Verständnis und Besonnenheit.<sup>4</sup>

Als die NSDAP in der Wirtschaftskrise immer grössere Wahlerfolge verbuchen konnte, intensivierten die jüdischen Frauen ihre Aufklärungsarbeit, die darin bestand, auf nicht-jüdische Frauen in ihrem eigenen gesellschaftlichen Umfeld einzuwirken und sie zu mehr Toleranz, Verständnis, Respekt und Schwesterlichkeit zu bewegen. Aber die Schilder in den Kaufhäusern und öffentlichen Anlagen, die Juden für unerwünscht erklärten, die Plakate, die den «jüdischen Kapitalisten» die Schuld an der Weltwirtschaftskrise gaben, und das Studienverbot für jüdische Studierende alarmierten sie. Was sollten sie angesichts dieses Fanatismus tun?

Lilli Kretzmir, Vorsitzende der JFB-Ortsgruppe in einer kleinen Stadt im Rheinland, erinnert sich, wie sie sich freiwillig meldete, um Hausbesuche bei nicht-jüdischen Frauen zu machen, die Interesse an einer Verständigung zwischen den Religionen bekundet hatten. Bei einem solchen Besuch stellte sich heraus, dass sie im Haus einer jungen Frau gelandet war, die sie ein paar Wochen zuvor bei einem gesellschaftlichen Anlass getroffen hatte. Als sie mit der Dame des Hauses beim Tee sass und plauderte, wollte diese wissen, was sie veranlasst hatte, sie unangemeldet aufzusuchen. «Aber ich dachte, Sie hätten mich eingeladen», antwortete Lilli Kretzmir. «Ich komme vom Jüdischen Frauenbund.» Nach einem kurzen Moment irritierten Stauens konnte die Einführung in den Judentum beginnen. Als 1933 viele Freunde die Kretzmirs bereits mieden, dauerten diese Gespräche immer noch fort, und diese Erfahrung bestärkte Lilli Kretzmir in ihrem Glauben an die Möglichkeit der Assimilierung. Obwohl der BDF als Organisation sich

zu Aufrufen, den Antisemitismus zu bekämpfen, still verhielt, sprachen sich einzelne Frauenführerinnen, besonders Agnes von Zahn-Harnack, öffentlich gegen rassistische Vorurteile aus.

Obwohl in der deutschen Gesellschaft die einzelnen Schichten und religiösen Gruppen mit strenger Etikette und genauen Vorstellungen von «korrekten Umgangsformen» relativ abgeschottet voneinander lebten, herrschte in den Wohnvierteln, Schulen und in der Geschäftswelt eine beträchtliche Toleranz. Die Frauen trafen sich bei karitativen Aktivitäten. Die Kinder spielten miteinander, und ihre Mütter besuchten sich gegenseitig zum Kaffeeklatsch. An Weihnachten halfen jüdische Kinder und manchmal auch ihre Eltern den christlichen Familien beim Baumschmücken. Zum Passahfest brachten Juden ihren christlichen Freund/\*inn/en Matze. Sonntags luden christliche Familien jüdische Freund/\*inn/e/n ihrer Kinder zum Essen ein, am Freitagabend revanchierten sich die jüdischen Eltern. Erst an der Schwelle zum Erwachsenenalter bekam man die soziale Segregation zu spüren. Frances Henry, heute Professorin für Anthropologie in Toronto, wuchs in einem kleinen Städtchen am Rhein heran, bis ihre Eltern 1939 aus Deutschland flohen. Vierzig Jahre später kehrte sie in ihre alte Heimat zurück, um mit ihren früheren Freund/\*inn/en und Nachbarn zu sprechen. In ihrer Erinnerung war es eine heile und integrative soziale Welt – bis sie ins «heiratsfähige» Alter kam. Eine Mischehe kam nicht in Frage. Ilse Rothschild, deren Familie ebenfalls emigrierte, erinnert sich ebenfalls an keinerlei Vorurteile, zumindest nicht, bis sie allmählich erwachsen wurde. «Einmal luden die Eltern einer Freundin von mir eine ganze Horde von uns abends zu einem Fest zu sich ein, als der ältere Bruder dieses Mädchens mit ein paar Freunden von der Universität zu Besuch gekommen war. Ich dachte, es wäre doch nett, sie auch zu uns einzuladen, und meine Eltern meinten, da sie mich eingeladen hätten, hätten sie sicher nichts dagegen. Aber als ich es dann tat, erntete ich nur verlegenes Schweigen.»

Im Januar 1986 sprach ich mit Charlotte Blaschke, die noch vor dem Ersten Weltkrieg in einer liberalen, assimilierten jüdischen Familie aufgewachsen war. Weil ihre Klassenkameradinnen ebenfalls aus wohlhabenden und aufgeklärten Familien kamen, hatte sie nie weiter über ihre jüdische Herkunft nachgedacht, bis ihr eines Tages ihre beste Freundin erklärte, sie könne sie ab jetzt nicht mehr sehen. Der Bruder der Freundin, ein junger, adliger Offizier, hatte sich eingehend nach dem Schulleben der Schwester erkundigt und sie nach dem Familiennamen ihrer besten Freundin gefragt.

Das war das Ende der Freundschaft.<sup>5</sup> Wenn sie erwachsen wurden, merkten die jungen Leute, dass Juden und Christen von einer unsichtbaren Schranke getrennt wurden. Während der gesamten zwanziger Jahre wurden 15'300 Ehen zwischen jüdischen und nicht-jüdischen Deutschen geschlossen, ein winziger Prozentsatz der gesamten Eheschliessungen. Diese Zahl repräsentiert jedoch einen sehr hohen Anteil von Ehen, die zwischen Jüdinnen und Juden geschlossen wurden, und gläubige jüdische Eltern warnten ihre Kinder immer wieder davor, «Mischehen» einzugehen.<sup>6</sup> In den Jahren 1931/32 stieg die jährliche Gesamtzahl solcher Ehen geringfügig auf 3'400.<sup>7</sup>

Als sich in Deutschland die ökonomische Krise verschärfte und die NSDAP ihre ersten grossen Erfolge erzielen konnte, entfaltete sich der latente Antisemitismus in Deutschland. Es gab beispielsweise Behörden, die sich weigerten, Menschen, die einen jüdisch-klingenden Namen hatten, einen anderen Namen zu geben.

Hitler hatte vor dem Januar 1933 nur ein einziges Mal mit seinem engsten Kreis 1932 über zwei alternativ zu vollziehende Pläne als konkrete Massnahmen gegen die Juden gesprochen: Falls die Nazis die Macht mit Waffengewalt ergreifen würden, sollten die Juden sofort ihre Bürgerrechte verlieren (was gewaltsame Übergriffe implizierte). Käme Hitler dagegen auf legale Weise an die Macht, sollten die Rechte der Juden langsam auf administrativem Weg abgebaut werden.<sup>8</sup>

Nachdem Hitler zum Reichskanzler ernannt worden war, überfielen lokale SA-Trupps, ohne weitere Befehle abzuwarten, sporadisch jüdische Geschäfte. Jüdische Richter wurden aus Gerichtssälen geschleift, einflussreiche Juden öffentlich gedemütigt. Die spontanen Ausschreitungen, wie sie auch Homosexuelle, Prostituierte und andere «Asoziale» befürchten mussten, richteten sich in erster Linie gegen jüdische Männer, weniger gegen jüdische Frauen. In Berlin wurde allen jüdischen Rechtsanwälten – mit 35 Ausnahmen – die Genehmigung für die Ausübung ihrer Tätigkeit entzogen; in der Pfalz wurden Bankguthaben von Juden konfisziert, sofern die Eigentümer nicht schon vor 1914 in Deutschland wohnhaft gewesen waren. In mehreren Grossstädten wurden Frauen, die mit jüdischen Männern befreundet waren, als angebliche Prostituierte von uniformierten SA-Leuten durch die Strassen getrieben. In Nürnberg und anderen mittleren und kleineren Städten wurden Frauen gezwungen, sich öffentlich mit Schildern zur Schau zu stellen, auf denen stand: *«Ich habe Rassenschande begangen»*,

oder: *«Ich habe Unzucht mit Juden getrieben»*. Julius Streicher startete in Nürnberg einen Angriff gegen die Juden, wie er bis dahin noch nie da gewesen war. Einige prominente Mitglieder der jüdischen Gemeinde wurden verhaftet und nach Dachau deportiert, wo man sie *«schlug und zwang, ihren eigenen Kot zu essen und ihren Urin zu trinken. Neun starben [...] und ihre Leichen kamen mit Einschusslöchern im Rücken zurück»*.<sup>9</sup> In Kiel drang eine aufgebrauchte Menschenmenge in ein Gefängnis ein – ein Jude, der ein Verbrechen an einem Christen begangen haben sollte, wurde herausgeschleppt und ermordet.

Diese brutalen Willkürakte hatten eine Schockwirkung. Lucy Maas-Friedmann, damals noch ein Backfisch, erinnert sich: *«Anfang Februar hörten wir durchs Radio die Stimme von einem der obersten Bonzen der Partei. Wir sassen gerade beim Abendessen, da schrie eine geradezu hysterische Stimme, ‚Wer beim Juden kauft, ist ein Volksverräter‘.*»<sup>10</sup> Die Nazi-Zeitungen verkündeten: *«800'000 JUDEN MÜSSEN FÜR DIE VERBRECHEN IHRER ANFÜHRER BEZAHLEN.»* Im März 1933 eskalierte die Gewalt so weit, dass Hitler Reaktionen im In- und Ausland befürchtete. Antisemitische Ausschreitungen in Berlin provozierten einen Börsensturz. Die Woolworth-Kaufhauskette drohte, ihr Kapital aus Deutschland abzuziehen; die internationale Presse entrüstete sich. In Deutschland empörten sich Mittelschichtsbürger, die nichts gegen die Massenverhaftungen einzuwenden gehabt hatten, solange sie Kommunisten und Sozialisten betrafen. Für sie war die Tatsache, Juden gesellschaftlich zu meiden, eine Sache, ungesetzliche Übergriffe gegen einzelne Juden und deren Eigentum, eine andere. Die Schneiderin Erna Lugebiel, die während des Kriegs Juden versteckte, erinnert sich, wie sie diese Ereignisse von 1933 radikalisierten: *«Direkt in den Widerstand getrieben wurde ich dadurch, wie sie die Juden behandelt haben, das hat mich radikal gemacht.»* *«Wenn jemand mich fragte: Weisst du nicht einen guten Zahnarzt? War das ein Jude. Einen guten Rechtsanwalt? War Jude. Der beste von Berlin. Tüchtige Leute, gute Menschen. [...] Aus Protest bin ich nur noch in jüdische Geschäfte einkaufen gegangen.»* Sie setzt erläuternd hinzu: *«Ich habe das gar nicht als Widerstand betrachtet, man handelt eben nach dem menschlichen Gefühl.»*<sup>11</sup> Mit der Machtübernahme Hitlers verwandelten sich die Deutschen keineswegs über Nacht in ein Volk fanatischer Judenhasser. Es brauchte sechs Jahre unablässiger Propaganda und antisemitischer Gesetze, um die *«Endlösung der Judenfrage»*

vorzubereiten. Umgekehrt löste sich natürlich auch das Vertrauen der jüdischen Bürger/\*innen in ihr «Vaterland» nicht über Nacht auf.

In der Retrospektive scheint es sogar innerhalb der NSDAP nur eine Minderheit gewesen zu sein, die einen radikalen «Rassenantisemitismus» vertrat, obwohl im Parteiprogramm deutlich stand: «*Staatsbürger kann nur sein, wer Volksgenosse ist, Volksgenosse kann nur sein, wer deutschen Blutes ist, ohne Rücksichtnahme auf Konfession. Kein Jude kann daher Volksgenosse sein. [...] Wer nicht Staatsbürger ist, soll nur als Gast in Deutschland leben können und muss unter Fremdgeseztgebung stehen*»,<sup>12</sup> und die NSDAP im Reichstag eine Gesetzesvorlage eingebracht hatte, die «Rassenschande» mit Zuchthaus und in schweren Fällen mit Todesstrafe vorsah. Dies wurde aber abgelehnt.

In den ersten Monaten seiner Herrschaft gab Hitler den Hoffnungen vieler Deutscher Nahrung, dass er seine Kriegsdrohungen und antisemitischen Ausbrüche mässigen würde. Dies machte es ihnen möglich, einzelne Aspekte seiner Politik, die ihnen «extrem» vorkamen, zu übersehen, und sich dafür zu entscheiden, die Programme mitzutragen, die ihnen verheissungsvoll erschienen. Heute wissen wir, dass dieses Verhalten eine Rationalisierung der wirklichen Gefahrensituation war, die von der pragmatischen Flexibilität der NS-Prinzipien und der schwankenden Haltung der führenden Parteigenossen gefördert wurde. Die meisten jüdischen Deutschen erkannten nicht, dass Hitler und seine Führungsspitze sich zwar in den Fragen der praktischen Umsetzung ihres Antisemitismus uneinig sein mochten, dass aber die Entschlossenheit zur «*rassischen Erneuerung*» auch langfristig Grundlage ihrer Politik bleiben würde.<sup>13</sup>

Offizielle Berichte über die Stimmung in der Bevölkerung verzeichneten im Frühjahr 1933 eine weitverbreitete Opposition gegen den gewalttätigen Antisemitismus. Hitler sah sich zwischen den fanatischen Judenhassern aus dem harten Kern seiner Bewegung und Millionen Deutschen, die Gewalt gegen gesetzestreue Bürger/\*innen ablehnten. Die Verfolgung der Juden war etwas ganz anderes als die politische Verfolgung. Juden und Christen lebten häufig in denselben gutbürgerlichen Wohnvierteln, während die politischen Gegner/\*innen eher in Arbeitervierteln wohnten. Übergriffe gegen Juden erfolgten öffentlich und sichtbar. SA-Leute schikanierten und demütigten jüdische Geschäftsleute am hellichten Tag. Auf die warnenden Be-



richte hin gebot Hitler Einhaltung. Um die Fanatiker zu besänftigen und gleichzeitig den Gegnern im In- und Ausland den Schein der Mässigung zu präsentieren, verkündete er einen «legalen» nationalen Boykott aller jüdischen Geschäfte am 1. April 1933, einem Samstag. Die Planung überliess er Julius Streicher sowie der Münchener Parteiführung. Er selbst schürte den Antisemitismus, indem er die Kritik im Ausland auf eine internationale Verschwörung der jüdischen Presse zurückführte. Tatsächlich bediente sich Hitler der Juden als Geiseln: Er schwor, den Boykott solange aufrecht zu erhalten, wie die internationale Presse nicht aufhörte, gegen die brutalen Methoden der Nazis zu protestieren. Am 1. April bezogen SA-Leute vor den Türen jüdischer Geschäfte und Praxen Stellung. Sie trugen Schilder, die die «arische» Kundschaft aufrief, nicht in diesen Läden einzukaufen. Fotografen knipsten Kundinnen, die sich nicht daranhielten, und veröffentlichten die Bilder mit Unterschriften wie: «Frau Schmidt ist eine Judenfreundin.» Der Boykott tat seine Wirkung. Der Korrespondent der *London Times* erklärte prompt: «Der Boykott zeigte eindringlich, wie stark die Vormachtstellung der Juden im Wirtschaftsleben ist.»<sup>14</sup> Ann Froendt, von protestantischen Kirchen in den USA als Sonderbeobachterin nach Deutschland entsandt, sprach Hitler von der unmittelbaren Schuld an dem Boykott frei und schob ihn den «Extremisten» in der Bewegung in die Schuhe: «Hitler selbst hat in seinen Reden nichts Feindseliges gegen die Juden geäussert, aber seine Anhänger haben hier und da in ihren Wahlkampfreden antisemitische Bemerkungen fallen lassen. Hitler selbst vertritt das positive Argument, dass die germanische Rasse für ihre Selbsterhaltung sorgen muss, was auf das gleiche hinauslaufen mag, aber nicht so hetzerisch klingt.»<sup>15</sup> Froendt glaubte, der Judenhass der Deutschen gelte vor allem den Neueinwanderern aus dem Osten, und schloss daraus, dass die assimilierten Juden wenig zu fürchten hätten. Das war natürlich genau das, was Hitler dem Ausland vermitteln wollte.

Der Boykott hatte nicht die vom NS-Regime erhoffte Wirkung und Hitler liess die Aktion nach nur 24 Stunden wieder abbrechen.<sup>16</sup> Geheimberichte stimmten in der Einschätzung überein, dass das Ganze ein Fehlschlag gewesen war. Die meisten Bürger hatten mit Gleichgültigkeit reagiert, nur eine «mutige» Minderheit hatte den Boykott aktiv durchbrochen. Viele jüdische Ladenbesitzer hatten ihre Geschäfte für diesen Tag nicht geöffnet, andere hatten regen Betrieb verzeichnen können. Einige wenige hatten sich mit den SA-Leuten angelegt. Ein jüdischer Ladeninhaber in Wesel hatte sei-

ne Uniform aus dem Ersten Weltkrieg samt Tapferkeitsauszeichnungen angelegt und sich mit einem Schild aufgestellt, auf dem zu lesen war: *«An unseren Reichskanzler Hitler: die Reichsminister Frick und Göring haben wiederholt erklärt: ‚Wer im Dritten Reich einen Veteranen beleidigt, wird mit Gefängnis bestraft‘»* Darunter hatte er die militärischen Verdienste seiner Familie von den napoleonischen Zeiten bis zu den Strassenkämpfen gegen die Kommunisten in Berlin aufgelistet. *«Wir betrachten diese Aufhetzung als eine Beleidigung aller anständigen Bürger. Wir sind nach wie vor davon überzeugt, dass die moralische Courage, die Bismarck einst forderte, in Wesel auch heute noch existiert und dass die Deutschen treu hinter uns stehen [...]»*<sup>17</sup> Bei ihm zogen die SA-Männer wieder ab.

Die sozialen Bande, die sich über Jahrhunderte entwickelt hatten, hielten – zumindest zunächst – stand. Jüdische Bürger/\*innen fassten Mut, wenn ihre Nachbarn sich Nazi-Befehlen widersetzen oder ihnen sogar aktive Unterstützung anboten. Marta Appel, Einwohnerin einer Kleinstadt im äussersten Westen Deutschlands, erinnert sich, dass es nach dem Boykott vielen Freund/\*inn/en und Nachbar/\*inne/n ein Anliegen war, ihr zu versichern, wie empört sie gewesen waren.<sup>18</sup> Robert und Barbara Salomon erzählten mir: *«Wir werden nie vergessen, wie ein Ehepaar, mit dem wir gut bekannt waren, an diesem Tag die Sonntagskleider anzog und dreimal um den Block spazierte, damit die Leute es auch sahen, und dann während meiner Sprechstunde zu mir kam.»* Der persönliche Mut solcher Freunde entschädigte viele Juden für das aggressive Gebaren der SA-Leute. Die SA-Trupps, die den Boykott praktisch durchsetzen sollten, waren aus Nachbarorten herbeigeschafft worden, weil die NS-Funktionäre befürchteten, die Männer würden es nicht über sich bringen, die eigenen Freunde und Nachbarn zu schikanieren. Toni Lessler, damals Schuldirektorin in Berlin, berichtet, dass sie und ihr Kollegium fürchteten, die Eltern nicht-jüdischer Schüler/\*innen würden ihre Kinder an diesem Tag zu Hause behalten. Es stellte sich jedoch heraus, dass die jüdischen Kinder daheimblieben, um sich nicht der Gefahr von Übergriffen auszusetzen, während die nicht-jüdischen Kinder vollzählig erschienen waren. Als Lessler sich hinauswagte, um sich ein Bild von der Situation zu machen, sah sie die Schilder: *«Jede Mark in Judenhand schwächt das deutsche Vaterland»*, und: *«Warum zu dem Juden laufen? Kannst besser bei dem Christen kaufen»*. Auf dem Platz befand sich ein

«Pranger», auf dem die Namen der Leute standen, die bei Juden kauften. Die von oben gelenkten und gesteuerten Aktionen zeigten das Fehlen der spontanen Bereitschaft der Bevölkerung zu antisemitischen Ausschreitungen. Das jähe Ende der ganzen Aktion beruhigte die Gemüter.

Das Leben schien wieder seinen normalen Gang zu gehen. Die nicht-jüdischen Schüler/\*innen kamen brav zur Schule, die antisemitischen Plakate verschwanden, aber Lessler erklärte: *«Niemand hat mein Optimismus mehr Schiffbruch erlitten als am 1. April 1933. [...] Immer neue Aufregungen und Beweise des Hasses mussten wir stillschweigend ertragen. Was die Juden in Deutschland seit dieser Zeit erdulden mussten, kann nur der verstehen, der diese unglücklichen Zeiten selbst miterlebt hat. Die besten Freunde, die sich von Jugend an kannten, wurden ‚laut Staatsbefehl‘ auseinandergerissen; die jüngeren unter ihnen folgten nur zu gerne dem Rufe der Partei.»*<sup>19</sup> Einzelne Solidaritätsbezeugungen konnten leicht über den Ernst der Lage hinwegtäuschen. Die Institutionen, die eigentlich den Protest gegen die empörenden Übergriffe der Nazis hätten anführen müssen, schwiegen. Kein führender evangelischer oder katholischer Kirchenmann, kein Richter, keine prominente Persönlichkeit aus dem Kultur- und Geistesleben, kein bekannter Journalist konnte sich zu einer öffentlichen Verurteilung des Boykotts entschliessen, auch wenn, wie Rabbi Leo Baeck bemerkte, *«die kleinen Menschen in Deutschland gut geblieben waren»*. Baeck, ein renommierter Gelehrter und geistiger Führer, sagte über die Auswirkungen des Boykotts: *«Man spricht von dem Boykott-Tag. [...] In Wahrheit wurde das Recht boykottiert. Die jüdischen Geschäfte haben eine Zeitlang überstanden, das Recht hat diesen Tag nicht überstanden.»* Und prophetisch setzte er hinzu: *«Jeder Niedergang [in der Geschichte] begann mit einer grossen Feigheit. Wir haben es erlebt.»* Auch wenn der eine oder andere unter den *«kleinen Menschen»* ein hohes Mass an Integrität bewies, war dies bei den meisten keineswegs der Fall.<sup>20</sup> Auch die während des Boykotts «erprobten» Parolen *«Saujude, Juden raus, Juda verschwinde! Die Juden sind am Untergang Deutschland schuld! Alle Juden sind Bolschewisten»* wirkten weiter. Wie Hilde Siche sagt, waren die Folgen irreparabel. *«Der Effekt dieser offenen Diskriminierung war so weitreichend, dass jeder Deutsche darauf achtete, ob sein Gegenüber in der Strassenbahn, auf einem öffentlichen Platz, arischen oder orientalischen Aussehens war. Die Betroffenen spürten das so-*

fort, und in der Folge verschwand das natürliche Benehmen.»<sup>21</sup> Das Denken in rassistischen Kategorien gehörte jetzt zum Alltag.

Noch während die Jüdinnen in ihren Zeitschriften beispielsweise den Aufruf Martin Bubers verbreiteten – *«Es ist kein Verdienst, Deutschland zu verlassen, um frei von dem Los der Brüder in Deutschland in Sorglosigkeit seine Zinsen zu verzehren [...]. Verlasst nicht sinnlos Deutschland! Erfüllt hier eure Pflicht! Schiebt nicht blindlings Menschen ab, einem ungewissen Schicksal entgegen.»*<sup>22</sup> – erlebten sie den Verrat ganz unmittelbar – in ihren Wohnvierteln und Organisationen. Das Ausmass der Ausschreitungen variierte von Ort zu Ort. Vor 1933 hatten die jüdischen Frauen jahrzehntelang den BDF als Musterbeispiel für die Integration angesehen, einen gemeinsamen Rahmen, in dem sie ihre besonderen Anliegen einbringen konnten. Eine altgediente jüdische Frauenführerin berichtete, dass der Höhepunkt ihres Lebens jener Tag 1931 gewesen sei, als eine christliche Frau vor dem versammelten BDF-Kongress den Beitrag der jüdischen Frauen zur Emanzipationsbewegung gewürdigt hatte.<sup>23</sup> Nach der Machtübernahme durch die Nazis erwarteten die jüdischen Frauen, dass ihre Freundinnen und Mitstreiterinnen sie unterstützen würden. Einige taten dies auch – allerdings nur privat. In der Öffentlichkeit herrschte Schweigen. Kein Wort zum Boykott in der Frauenpresse, keine Aktenordner mit Protestschreiben oder BDF-Rundschreiben in Sachen Juden. Hedwig Muschkablatt schrieb in den *Blättern des Jüdischen Frauenbunds* im Juni 1933: *«Wir sind vor eine Feuerprobe gestellt. Ein Erfolg des Einwirkens der grossen christlichen Religionen hat sich bis jetzt nicht gezeigt. Mit Ausnahme einiger weniger haben auch die Geistesgrössen geschwiegen. Dass auch die Frauen dies taten – da doch gerade jüdische Frauen als Bannerträgerinnen der Bewegung vorangingen – hat uns besonders tief getroffen. Die heimlichen Sympathiekundgebungen nützen uns nichts. Wir sind völlig auf uns selbst gestellt. Nun heisst es für uns zusammenhalten und so leben, dass man Achtung vor uns hat.»*<sup>24</sup>

Während die jüdischen Frauen noch auf eine Reaktion warteten, erklärte sich der BDF im Mai 1933 für aufgelöst. Das erschien zunächst ein Akt der Solidarität zu sein, weil der BDF sich mit diesem Schritt den Regeln der Nazis verweigerte. Aber wenn auch einzelne Mitglieder tatsächlich protestiert haben mögen – die Mitgliedsorganisationen gliederten sich *«judenfrei»* in den Hitlerstaat ein. Margarete Edelheim schrieb in der jüdischen Frauenzeitschrift: *«Der BDF löste sich selbst auf. Die einzelnen Berufs-Ver-*

*einigungen schalten sich gleich. Das bedeutet, realpolitisch gesehen, die Ausschaltung der jüdischen Frau aus dem vereinsmässig organisierten Frauenleben der deutschen Gegenwart.» Über 50'000 Frauen, die sich auf 450 lokale Organisationsgruppen verteilten, wurden aus der Bewegung ausgestossen, von der sie sich so vorbildlich akzeptiert gefühlt hatten. «Vielleicht am härtesten getroffen von dieser Tatsache ist die Generation der jüdischen Akademikerinnen, die teils als Mitstreiterinnen, teils als dankbare Schülerinnen der ersten kämpferischen Frauengeneration mit der Frauenbewegung innerlich aufs Innigste verwachsen sind.»<sup>25</sup> Die jüdischen Frauenführerinnen «[...] scheiden mit einem schmerzlichen Gefühl».<sup>26</sup> Diese Zurückweisung war den jüdischen Frauen eine bittere Lektion. Im Archivmaterial und in Memoiren finden sich keine Hinweise darauf, dass dieser Verrat den christlichen Frauen in irgendeiner Weise nahegegangen wäre.*

Die jüdischen Frauen, die gerade erst begonnen hatten, sich als Frauen im öffentlichen Leben akzeptiert zu fühlen, wurden jetzt als Jüdinnen von eben jenen Mitarbeiterinnen ausgeschlossen, an deren Seite sie für den Zugang zur Männerwelt gekämpft hatten. Angesichts der Gleichgültigkeit der nicht-jüdischen Frauen beschworen die Jüdinnen jetzt ihre eigenen Kräfte. Sie waren auf sich gestellt und konnten sich nur auf sich selbst verlassen.<sup>27</sup> Dem Vorbild Martin Bubers und anderer jüdischer Führer folgend, appellierten sie an die Eigenständigkeit und den Mut ihrer Mitglieder. Stolz auf die jüdische Identität trat an die Stelle des Bemühens, Brücken zu schlagen – die Frauen besannen sich auf ihre jüdische und ihre weibliche Identität. Weil sie aus dem allgemeinen sozialen Netzwerk ausgeschlossen waren, begannen sie, ihre eigene Kultur zu pflegen. Aber das Wiedererstarken der jüdischen Gemeinschaft verstellte deren Mitgliedern oft den Blick für die bedrohliche Welt ausserhalb.

Viele Jüdinnen und Juden gelangten zu dem Schluss, ihr Überleben hänge von dem vollständigen Rückzug aus der Öffentlichkeit ab. Der JFB tat sein Bestes, um diese Isolierungsstrategie zu unterbinden. Die jüdischen Frauen weiteten ihre eigenen Organisationen aus und appellierten an die Bereitschaft zum Zusammenhalt. Sie gingen sogar davon aus, dass das gemeinsame Überstehen dieser schweren Zeiten sie für eine bessere Zukunft stählen würde. *«Liebe und Verstand, Kraft und Geld, sollen die Zeit, die uns von aussen Entwürdigung und Schmach bringen soll, zu einer Zeit der Selbstachtung, der religiösen Verinnerlichung und der würdigen Selbstbesinnung*

werden lassen.» Gleichzeitig wurde es jedoch immer schwieriger, die ständigen Diffamierungen nicht zu internalisieren. Gerade das Bemühen um mehr Selbstbewusstsein provozierte auch mahnende Stimmen, die davor warnten, nach aussen hin allzu «jüdisch» zu erscheinen. *«Wir wollen alles vermeiden, was Aufsehen erregt und aufreizend wirkt, und was den besten Kulturforderungen widerspricht, in Sprache und Ton, in Kleidung und Auftreten, in allen äusseren Ansprüchen, die materiellen Genüsse betonen und in den Vordergrund rücken.»*<sup>23</sup> Die *Blätter des jüdischen Frauenbundes* rieten ihren Leserinnen 1933/34, sich um ein «nicht-jüdisches» Erscheinungsbild zu bemühen. Gleichzeitig beschworen jedoch andere Autorinnen den Stolz der Jüdinnen – sie riefen die Frauen dazu auf, im Privatleben jene ungebrochene Courage zu bewahren, die in der Öffentlichkeit dem Antisemitismus Nahrung zu geben drohte. Sich diese Doppelstrategie zu eigen zu machen, war gewiss nicht leicht, aber das Überleben selbst hing davon ab, dass es den Juden gelang, innerlich ihre Selbstachtung zu bewahren, auch wenn sie gezwungen waren, Demütigungen auszuhalten. Die Losung hiess Unsichtbarkeit. Lotte Paepcke erinnert sich an die Jahre, in denen sie alles verlor, auch wenn sie überlebte, weil ihr «arischer» Mann sie schützte. Sie schildert, wie sie lernte, ihre Persönlichkeit zu unterdrücken und dem Negativbild zu entsprechen, das ihre Umwelt auf sie projizierte. Sie beschreibt, wie sie sich eine demütige öffentliche Persona zulegte: *«Dieses Kleid der Ausgesondertheit probierte man immer und immer wieder an, bei vielen [...] Gelegenheiten. Es war, wie wenn man sich ein auffälliges Abendgewand hat machen lassen, in dem man sich selbst noch ganz fremd ist. Man geht darin herum, man bewegt sich vor dem Spiegel und versucht, darin heimisch zu werden, damit bei der Gesellschaft niemand merkt, dass es ganz neu und eigens für diesen Abend angefertigt ist. Immer besser lernte ich in jenen Jahren, dieses Kleid zu tragen, bis es mir wie auf den Leib geschnitten zu sein schien, und langsam merkte ich, dass ich es nie mehr würde ablegen können.»*<sup>29</sup>

Auch nach den demütigenden Erfahrungen des Boykotts und des Verrats durch die nicht-jüdischen Organisationen beschlossen die meisten Juden in Deutschland, standzuhalten. In dieser Entscheidung wurden sie dadurch bestärkt, dass Hitler nach dem Aprilboykott den Kurs wechselte.

In den folgenden Jahren wurde der Judenhass legalisiert: Über 400 Ge-

setze und Verordnungen verfolgten den Zweck, die Juden von den Nicht-Juden zu isolieren.<sup>30</sup> Verglichen mit den mörderischen Eruptionen des frühen Frühjahrs 1933 schien die Wirkung dieser Gesetze abschätzbar. Einige Erlasse betrafen auch bestimmte Gruppen von Nicht-Juden. Die Zulassungsbeschränkungen für die Universitäten richteten sich sowohl gegen Jüdinnen und Juden als auch gegen nichtjüdische Frauen.<sup>31</sup> Vor 1935 vermochten die Bürokraten noch nicht einmal den Begriff «Jude» juristisch zu fassen. In einigen Fällen war es nicht möglich, alle Gesetze auch zu erfüllen: So bestimmte beispielsweise die Quotenregelung für öffentliche Schulen einen maximalen Anteil jüdischer Schüler/\*innen von 1,5 bis 5%. In kleinen Städten wurde diese Quotenregelung schlicht ignoriert, weil es dort keine jüdischen Schulen gab und das Fernbleiben vom Schulunterricht per Reichsgesetz untersagt war. Kinder von Weltkriegsveteranen blieben – mit Rücksicht auf die öffentliche Meinung und wegen Hindenburgs fürsorglicher Haltung gegenüber den ehemaligen Frontkämpfern – ebenfalls ausgenommen. Die Quotenregelungen vom April für jüdische Anwälte und der Ausschluss jüdischer Ärzte durch die Krankenkasse galten ebenfalls nicht für Veteranen. Zum Erstaunen der Nazis bedeutete dies praktisch, dass die Hälfte der insgesamt 717 «nicht-arischen» Richter und 30% aller Anwälte ausgenommen waren.<sup>32</sup> Nach einigen chaotischen Wochen wurde das «Berufsbeamtengesetz» dahingehend abgeändert, dass es künftig nur noch für Beamte in hohen Positionen gelten sollte, weil es nicht genügend qualifizierte «Arier» gab, um tausende ausgebildeter Staatsdiener zu ersetzen. Ausserdem erhielt jeder Beamte, der 1933 entlassen wurde, seine volle Pension nebst anderen Vergünstigungen, während spätere Verfolgungsoffer nur eine sehr geringe oder gar keine Entschädigung mehr bekamen.

Die Juden, denen es irgendwie gelang, durch die Maschen all dieser Verordnungen zu schlüpfen, begriffen nicht, dass das nur ein zeitweiliger Aufschub war. So hatte man beispielsweise in Berlin der aussergewöhnlich talentierten Charlotte Salomon auch nach den Ausschlussgesetzen noch erlaubt, an der renommierten Akademie der Künste Malerei zu studieren.<sup>33</sup> Als eines ihrer Bilder unsigned einen Wettbewerb gewann, befürchtete ihr Professor, der Preis könnte das Augenmerk der Gestapo auf sie lenken. Sie studierte und malte weiter, bis sie dann 1938 nach Frankreich floh. Juden, die 1933 noch Ausnahmeklauseln nutzen konnten, waren umso schlimmer betroffen, als die Gesetze schliesslich auch auf sie ausgedehnt wurden. Letztlich rettete die Härte der frühen Massnahmen vielen Juden das Leben,

weil sie ihnen klarmachte, dass sie Deutschland verlassen mussten. «Danach hatten wir keine Wahl mehr», erinnert sich die Witwe eines Arztes. «Gott sei Dank konnten wir gar nicht zögern. So schlimm es auch war – wir setzten uns mit der ganzen Familie und Verwandtschaft nach New York ab.»

Im Nachhinein wissen wir, dass die Juden tatsächlich keine Wahl hatten. Die NS-Führer hatten zu keinem Zeitpunkt auch nur die leiseste Absicht, einen dauerhaften Modus vivendi zu finden.

Einige Juden aus der Mittelschicht begrüßten, wie einige Mittelschichtschristen auch, ein autoritäres Regime, das dem Weimarer Chaos ein Ende bereiten würde. Wahrscheinlich hätten etliche von ihnen auch die NS-Politik unterstützt, hätte es nicht den Antisemitismus gegeben. Klaus Mann bemerkte 1933: *«Es kann keinen Zweifel daran geben, dass die grosse Mehrzahl der Juden im Reich geliebt wäre, wenn die Nazis sie gelassen hätten. Diese Behauptung ist in keiner Weise abwertend oder boshaft gemeint. Ich glaube nur einfach nicht, dass sich die Reaktionen und Einsichten des Ladenbesitzers Moritz Kohn so grundlegend von denen seines Nachbarn, des Ladenbesitzers Friedrich Müller, unterscheiden haben sollen. Warum hätte der jüdische Teil der deutschen Bourgeoisie gegen ein Regime sein sollen, das von Millionen seiner nicht-jüdischen Standesgenossen bejubelt oder doch wenigstens akzeptiert wurde?»*<sup>34</sup> Harold Rogers, früher Hans Rosenberg, erinnert sich an die dreissiger Jahre in Mannheim, wo er als Verkäufer von Emaillekochgeschirr arbeitete. *«Natürlich waren manche Juden für Hitler. Sie marschierten mit, viele in ihren Weltkriegsuniformen, mit Hakenkreuzfahnen – wie die Juden für Jesus, verstehen Sie.»*<sup>35</sup> Solch offene Unterstützung war jedoch die Ausnahme.

Generell wollten die meisten Deutschen aus der Mittelschicht – die Juden eingeschlossen – einen Staat, der stark genug wäre, um Ordnung zu schaffen, die Gewerkschaften zu verbieten und die Gefahr einer sozialistischen Revolution im Keim zu ersticken. Sie hofften, dass Deutschland seinen Status als Weltmacht wiedererlangen würde, und sie setzten sich für eine Restauration der traditionellen Werte ein.<sup>36</sup> Wie viele nicht-jüdische Deutsche hofften sie, dass «dieser Hitler-Spuk», «dieser Nazi-Quatsch» bald vorübergehen würde.

Die Lebensumstände von Alice Salomon stehen sicher nicht repräsentativ für die schwierige Entscheidungssituation, in der sich die meisten deutschen Juden damals sahen. Sie beschloss, in Deutschland auszuharren – bis



die Gestapo ihr eine Frist von 30 Tagen setzte. Weil sie jahrelang häufig Vorträge im Ausland gehalten hatte, besass sie Freunde, die ihr helfen konnten. Trotzdem vermochten ihre Kollegen keine Arbeit für eine Frau von über sechzig Jahren zu finden. Alice Salomon starb kurz nach dem Zweiten Weltkrieg allein und verbittert. Juden ohne Auslandskontakte quälten sich sehr mit der Frage, ob sie emigrieren und für ihre Sicherheit erhebliche materielle Einbussen in Kauf nehmen sollten. Es waren die gleichen Mechanismen, die über Jahrhunderte dazu beigetragen hatten, dass die Juden von der christlichen Gemeinschaft akzeptiert wurden, die sie Jetzt daran hinderten, ihre Situation realistisch einzuschätzen. Eine jüdische Frau, die in Berlin lebte, erklärt rückblickend, Juden, die in Deutschland ausharrten, hätten drei Möglichkeiten gehabt: «*Selbstmordy Untergrundkampf Deportation.*»<sup>37</sup> Als sie längst alles hätten daransetzen müssen, sich Visa zu beschaffen, konzentrierten sich diese Menschen auf die Interpretation der jeweils jüngsten Gesetze und reagierten schrittweise auf jede neue Eskalation der Bedrohung. Durch Anpassung, glaubten sie, würden sie diese schweren Zeiten schon überstehen. Auf jeden Juden, der sich vor 1938 zur Auswanderung entschloss, kamen vier, die darauf bauten, weiter in Deutschland leben zu können, wenn auch in materiell schlechteren und unsichereren Verhältnissen. 1933 erging die Anweisung an die Juden, ihre Pässe und sonstigen Ausweise abzugeben, damit ein grosses «J» hineingestempelt werden konnte. In diesen Monaten bemühten sich Nicht-Juden, Taufscheine und Geburtsurkunden herbeizuschaffen, um ihre «judenreine» Abstammung nachweisen zu können. Viele Juden hatten Angst, dass sie ihre Pässe und ihr Staatsbürgerrecht verlieren würden. Die Rückgabe der Papiere zerstreute jedoch die schlimmsten Befürchtungen; viele sagten sich erleichtert: «Doch nur eine Formalität.» Das schwerwiegendste Gesetz wurde kaum zur Kenntnis genommen. Im Juli 1933 verloren alle Juden, die ausserhalb Deutschlands geboren waren, das Recht, die deutsche Staatsbürgerschaft zu beantragen. Die fast 150'000 Menschen, die von dieser neuen Regelung betroffen waren, stellten wegen ihrer Armut, ihrer Sprache und ihres orthodoxen Glaubens immer noch eine Randgruppe innerhalb der jüdischen Gemeinschaft dar. Die Ostjuden wurden jedoch – jedenfalls bis 1933 – nicht abgeschoben, und die in Deutschland geborenen Juden fühlten sich von diesem Erlass nicht tangiert.

Heute fragen wir uns natürlich, warum die Juden 1933 nicht sofort ihre

Habe zusammenpackten und Deutschland verliessen. 37'000 Personen beteiligten sich an dem Massenexodus von 1933. Sie hatten die Zeichen richtig gedeutet, sei es, weil sie die Pogrome in Osteuropa miterlebt hatten und instinktiv die Gefahr witterten, sei es, weil sie marxistischen Organisationen angehörten, die den Nazi-Terror unmittelbar zu spüren bekamen. Bis 1939 wurde die amerikanische Einwanderungsquote für Deutsche von 25'000 Personen nie ausgeschöpft, und bis 1935 hatten sich über 2'000 Juden, die zunächst geflüchtet waren, zur Rückkehr in die Heimat entschlossen. Zwischen 1933 und 1939 emigrierten jährlich 20'000 bis 30'000 Juden ins Ausland. Sie hatten die Warnung Goebbels im Ohr: *«Die Juden geniessen in Deutschland Gastfreundschaft, die sie eigentlich gar nicht verdienen. Wenn sie glauben, diese Gastfreundschaft auf Kosten des deutschen Volkes missbrauchen zu können, dann irren sie sich sehr.»*<sup>39</sup>

Bei Diskussionen innerhalb der jüdischen Familien waren sich oft Männer und Frauen uneins, weil sie den Antisemitismus verschieden erlebten. Die jüdischen Männer überstanden im Grossen und Ganzen die ökonomischen Repressalien von 1933 und gingen der Zukunft in der optimistischen Überzeugung entgegen, dass die Geschäfts- und Finanzwelt ihnen immer noch eine Nische bieten würde, solange sie noch eine Gesetzeslücke hier und eine zwingende ökonomische Erfordernis dort für sich nutzen konnten. Die Redaktion einer nationalen jüdischen Zeitschrift erklärte im November 1933 in der Rückschau auf fast ein Jahr NS-Herrschaft: *«Wenn wir die Ereignisse des vergangenen Jahres betrachten, müssen wir erkennen, dass die Juden in Deutschland die ökonomische Grundlage ihrer Existenz verloren haben. Folgt man jedoch den Erklärungen zuverlässiger Quellen, so erscheint es, dass unsere wirtschaftliche Existenz in Zukunft zwar eingeschränkt, aber durch die neue rechtliche Situation dennoch abgesichert sein wird. [...] So gesehen können wir Dr. Goebbels Bemerkung, dass das, was hinsichtlich der Judenfrage noch geklärt werden muss bereits von der Regierung geklärt worden ist, verstehen.»*<sup>40</sup>

Hindenburg war nicht der einzige, der versucht hatte, Hitler zu bremsen, indem er ihn anwies, die Gewalt gegen Juden zu drosseln. Auch Hjalmar Schacht, der Bankier, der die ökonomische Krisenbewältigung unter Hitler in der Hand hatte, nahm seinen neuen Posten nur unter der Bedingung an, dass die ökonomische Regeneration nicht durch den Antisemitismus beeinträchtigt würde. Im ländlichen Bayern wollten die Bauern weder ihre Transaktionen mit jüdischen Bankiers noch ihre Geschäfte mit den zahlreichen

jüdischen Viehhändlern einstellen. Wie hunderte erboster Briefe der Regierung mitteilten, konnte kein «arischer» Geschäftspartner so gute Zinsen oder eine über so lange Jahre bewiesene Vertrauenswürdigkeit bieten.<sup>40</sup> Als das Kaufhaus Tietz 1933 vor dem Bankrott stand, setzten sich die NS-Wirtschaftsstrategen über ihr eigenes Gelübde hinweg, die jüdischen Kaufhäuser zu vernichten. Sie boten Tietz ein staatliches Darlehen an, um 14'000 Arbeitsplätze zu erhalten. So war es 1933 durchaus nicht abwegig, zu glauben, dass die ökonomischen Institutionen den in ihnen tätigen Menschen Schutz bieten würden.

Die Väter, stolz auf das Geleistete, wollten nicht weichen. «Sehen Sie, da drüben, das Granitgebäude, mit unserem eingemeisselten Familiennamen? Das ist meine Burg, und sie wird uns schützen», erklärte M.M. Warburg, der Präsident der mächtigsten deutschen Privatbank. Obgleich Warburg einen grossen Teil seines Vermögens darauf verwandte, anderen Juden zu helfen, Hamburg zu verlassen, weigerte er sich selbst wegzugehen, weil er den Namen seiner Familie verteidigen zu müssen glaubte und darauf baute, dass seine «Burg» ihm Schutz bieten würde.<sup>41</sup> Hilde Gerson-Stahl aus München erinnert sich, wie ihr Vater alle flehentlichen Bitten ihrer Mutter mit zwei Entgegnungen abzuwehren pflegte. Die eine lautete: «Unsere Familie lebt seit zwölf Generationen hier in München. Und als das Museum seine berühmte Krippensammlung begründen wollte, hat es da vielleicht einen Christen gebeten, eine echte Oberammergauer Krippe zu stiften? Nein, wir Gersons haben dem Münchener Museum diese handgeschnittene bayerische Krippe zukommen lassen.» Und wenn das noch nicht ausreichte, um seine Frau zu überzeugen, fügte er als zweites Argument hinzu: «Und als Hermann Göring damals beim Bürgerbräu-Putsch verwundet worden war, wer hat ihn da zu sich hereingeholt und den Arzt gerufen? Er stand vor unserer Wohnungstür, und als der Arzt dann kam, hat er uns geschworen, dass er uns immer beschützen würde. Wir sind nicht in Gefahr.» Der Feldmarschall erwies sich als verlässlicher als die Krippe, und Stahl gelang es 1941, Görings Versprechen zu nutzen, um die Flucht der Familie ins Ausland zu arrangieren.<sup>42</sup>

Frauen, die selbst im Geschäftsleben eingebettet waren, schätzten die Situation oft genauso ein wie die Männer. Frau Gerson, Hilde Gerson-Stahls Schwägerin, 1983 eine würdevolle 93-jährige Dame, sah nachdenklich durchs Fenster hinaus auf den Münchner Hofgarten. Im Jahr 1939 war sie

vor der Gestapo über Shanghai nach Seattle/Washington geflohen, wo sie sich ihr Brot mit Fussbödenschrubben verdient hatte; nach Ende des Zweiten Weltkriegs war sie wieder nach Deutschland zurückgekehrt. Das war für mich völlig unfassbar. Für sie war es zuerst auch nicht vorstellbar gewesen. Aber dann, erklärte sie mir, hätte ihr der Gedanke an die Familientradition und den Familienbesitz Mut gegeben. Als sie sich 1947 der deutschen Grenze genähert hatte, war die Angst immer stärker geworden, bis sie in Wut umschlug. Die Grenzer hatten sie nicht einreisen lassen wollen – sie hätte kein Recht auf ein Visum, weil sie es versäumt habe, ihren deutschen Pass während des Krieges erneuern zu lassen. Konsterniert hatte Gerson in Frankreich gewartet; ihr Zorn hatte sich im gleichen Mass gesteigert wie ihre Nervosität beim Gedanken an die Rückkehr. Ein Leben voller Mut und Stolz hatte ihre Widerstandskräfte gestählt. «Als junges Mädchen habe ich rebelliert», erklärte sie mir. Als ich sie fragte wie, erzählte sie mir mit blitzenden Augen: «Ich habe ohne Erlaubnis geheiratet.» Da ihr Mann 1918/19, als aufständische Soldaten München gestürmt hatten, an der Front gewesen war, hatte Gerson das Familienunternehmen mit einem Revolver gegen einen ehemaligen Angestellten verteidigt, der sich als Kommunist ausgab und den lukrativen Wäscherei- und Reinigungsbetrieb ihrer Mutter übernehmen wollte. Ein breites Grinsen erhellte ihr eben noch düsteres Gesicht. «Ausserdem war ich eine Meisterschützin.» Ich konnte mir leicht vorstellen, wie sie ihren Widersacher eingeschüchert hatte. Über sechzig Jahre später stand sie immer noch aufrecht und beherrscht, stolz und gross vor mir. In den zwanziger Jahren hatte sich herausgestellt, dass ihr Mann sich mehr aus Sport als aus dem Geschäftsleben machte, und so hatte Gerson den Reinigungsbetrieb ihrer Mutter und den Brennstoffhandel der Familie ihres Mannes geleitet. Sie erinnerte sich, wie perplex sie gewesen war, als ihr Sportverein ein Schild aufgestellt hatte: «Juden unerwünscht». Hatten die Gersons daran gedacht, Deutschland zu verlassen? Ganz und gar nicht. Sie hatten zwar die Auslandskontakte und das Geld, um auszuwandern. Aber die resolute Geschäftsfrau, die sich schon gegen die Kommunisten zu verteidigen gewusst hatte, und ihr Mann dachten gar nicht daran, vor ihren ehemaligen Freunden zu fliehen. Sie schlugen zurück, indem sie einen jüdischen Tennisclub gründeten. Sie erwarben ein Grundstück, richteten ein Clubhaus ein und veranstalteten Turniere gegen ihre früheren nicht-jüdischen Freunde. «Und wir haben unseren Teil der Matches gewonnen.» Sie lächelte stolz. «Aber dann»,

fuhr sie fort, «haben sie uns eines Tages einfach alles weggenommen. Wir hatten tausend Mitglieder, und wir hatten so viele Turniere gegen Nazi-Clubs gewonnen.» Erst nachdem sie ihr Haus, ihre Betriebe und ihr Sparvermögen verloren hatten, beschlossen die Gersons, sich nach Shanghai abzusetzen. Nach dem Krieg trieb der gleiche Kampfgeist, der sie in München hatte ausharren lassen, als sie schon längst hätte fort sein sollen, sie wieder zurück. Es galt, das Ansehen der Familie wieder herzustellen. Als die westdeutsche Regierung ihr eine finanzielle Entschädigung für ihre Leiden und ihr von den Nazis gestohlenen Eigentum anbot, weigerte sie sich entrüstet, das Geld anzunehmen. «Eine Entschädigung hätte ich auch bekommen können, wenn ich in Amerika geblieben wäre. Ich bin hierhergekommen, weil ich unseren Betrieb, unser Büro, unser Haus wiederhaben wollte. Das alles steht diesen Nazis nicht zu, die es ‚arisiert‘ haben.» Es ging um ihre Ehre. Ich fragte mich, ob sie nicht den Deutschen im Nachkriegsdeutschland noch eine Chance geben wollte, eine Gelegenheit, zu zeigen, dass sich nicht alle Deutschen, sondern nur die Nazis so schändlich benommen hatten. Eine über Generationen zurückreichende Familientradition band sie an den erbten Besitz und die Stadt München. Über zehn Jahre kämpfte sie vor deutschen Gerichten. Aber vergebens. Die deutsche Justiz beließ den Reinigungsbetrieb, das Haus der Familie und die Brennstoffhandlung in den Händen der Familie, die sie 1939 an sich gerissen hatten. Diese Richter schützten die Interessen derer, die es getan hatten.<sup>43</sup> Der Kampf hatte ihr zwar keinen Sieg gebracht, aber die Jahre in Deutschland festigten ihr Gefühl, verwurzelt zu sein. «Hier ist mein Zuhause. Ich habe einige wenige sehr gute Freunde hier. Mein Sohn und seine Frau leben in Nürnberg. Sie sprechen meine Sprache.» Ihr Blick wanderte zwischen dem Hofgarten draussen und mir hin und her. «Wissen Sie, wie man sich fühlt, wenn man erst einmal so alt ist wie ich? Das Alter ist eine Krankheit. Der Geist bleibt jung, aber der Körper macht nicht mehr mit.» Während wir redeten, musste ich an die Worte Salomons denken. Wie Gerson hatte auch sie sich tief in einer Tradition verwurzelt gefühlt. Sie hatte erklärt: «*Und dennoch, trotz der Pogrome, der Gefahren und der Spioniererei blieben viele meiner Freunde in Deutschland. Wir waren überzeugt, dass unsere Pflicht dort lag, dass wir Stellung beziehen müssten, dass wir eine Tradition verteidigen und nicht nachgeben sollten.*»<sup>44</sup>

Unter den Menschen, die vor 1939 emigrierten, waren mehr alleinstehende und beruflich noch nicht etablierte junge Männer als jüngere Frauen oder ältere Männer. Ihnen fiel es noch leichter als den im Geschäftsleben eingebundenen Vätern, sich ein neues Leben ausserhalb Deutschlands vorzustellen. Ende der dreissiger Jahre befanden sich noch 123'000 jüdische Frauen und 91'000 jüdische Männer in Deutschland. Die gewandelte Altersstruktur des jüdischen Bevölkerungsanteils trug noch zum Frauenüberschuss in Deutschland bei. 1933 waren 10% der Juden in Deutschland über 65, 1938 hatte sich dieser Anteil nahezu verdoppelt.<sup>45</sup> «Alte Bäume verpflanzt man nicht mehr», erklärte Lotte Eisners Mutter, die aus ihrem sicheren Refugium in Frankreich nach Berlin zurückkehrte und ihrer Tochter einen Brief hinterliess, indem sie schrieb, dass sie dort Babykleidung für ihr erstes Enkelkind kaufen wollte. Ein paar Monate später war sie verschwunden.

Junge Frauen hatten längst nicht im gleichen Mass die Möglichkeit, ihre Eltern zu verlassen. In vielen Familien waren es die Ehefrauen, die das drohende Unheil erkannten und sich über die Widerstände der Männer hinwegsetzten. In einer Gesellschaft, in der die Väter in der Familie bestimmten, war das eine ungewöhnliche Umkehrung der Rollen.

Die Mutterschaft spielte eine ganz wichtige Rolle bei der Beurteilung der Situation. Für Mütter bedeutet «Zukunft» nicht nur das eigene materielle Wohlergehen, sondern auch das Glück ihrer Kinder. Die Erinnerungen von Marta Appel lassen einige Faktoren ahnen, die die Einschätzung der Möglichkeiten durch die Frauen prägten. Appel erinnert sich an eine abendliche Essenseinladung, bei der die Gäste über das Für und Wider der Emigration debattierten. Die Männer verurteilten sie als feige Flucht, während die Frauen vehement die Meinung vertraten, dass der Aufbau einer neuen Zukunft doch im Gegenteil noch mehr Mut erfordere. «Wozu sollen wir hier bleiben und auf unseren allmählichen Ruin warten? Ist es nicht besser zu gehen und sich eine neue Existenz woanders aufzubauen, bevor unsere Kräfte durch den dauernden psychischen Druck hier erschöpft sind? Ist die Zukunft unserer Kinder nicht viel wichtiger als ein völlig sinnloses Durchhalten angesichts der Ideologie und der Verbrechen der Nazis?» Die Frauen waren ausnahmslos dieser Meinung. Während der Heimfahrt schien der Mann von Marta Appel noch immer über ihre Bereitschaft, die Heimat zu verlassen, schockiert. Er fragte sie: «Könntest du das alles wirklich aufge-

ben, um sozusagen ins Nichts zu gehen?»<sup>46</sup> «Das alles» hiess für die Männer Beruf und Geschäftsleben, für die Frauen dagegen Familie und Gemeinschaftsleben.

Weil die Frauen enger in die Nachbarschaft und in verschiedenste Organisationen eingebettet waren, bekamen sie die brutalen Übergriffe im täglichen Leben oft krasser zu spüren als die Männer, die ihre Tage eher im Büro oder Geschäft zubrachten. Frances Henry erinnert sich an ein Erlebnis ihrer Mutter: *«Sie ging in Sonderburg die Strasse entlang und schob mich, die ich damals noch ganz klein war, im Kinderwagen vor sich her. Als sie um die Ecke bog, trat ihr eine Horde Jugendlicher in den Weg. Sie riefen: ‚Da kommt die dreckige Hure, die’s mit einem Juden treibt und auch noch die Stirn hat, ihren Mischlingsbalg herumzukutschieren!’ Das letztere bezog sich darauf, dass meine Mutter von Geburt evangelisch war und nach der Heirat mit meinem Vater zum Judentum konvertiert war.»*<sup>47</sup>

Beim Einkäufen stiessen die jüdischen Frauen auf Schilder, die besagten, dass man Juden nichts verkaufte. Selbst die Bettler, die, wie es der Brauch war, einmal in der Woche an der Hintertür auftauchten, um ihr Almosen abzuholen, gingen jetzt dazu über, ihre Wohltäter mit einem zackigen «Heil Hitler!» zu begrüssen, und nahmen schon bald kein Geld mehr von Juden.<sup>48</sup> Ruth Nebel, die die Konzentrationslager Jungfernhof und Kaiserwald überlebte, erinnert sich: *«1935, als der Antisemitismus langsam in unsere kleine Stadt vordrang, war ich vierzehn. Wenn man wollte, konnte man das Ganze auch ignorieren, entschuldigen oder schlichtweg leugnen. Aber es fielen jetzt in der Öffentlichkeit beleidigende Bemerkungen wie: ‚Juden, wir werden uns euch schon vom Hals schaffen’, ‚Gut, dass wir den Hitler haben, der wird die Sache schon erledigen oder ‚Judenschwein’. Es wurde für Juden schwer, ihre Arbeitsplätze zu halten, und schliesslich durften alle jüdischen Kinder nicht mehr weiter zur Schule gehen.»* In der Annahme, dass es sich in einer ländlicheren Gegend sicherer leben liesse, zog die junge Frau 1937 nach Würzburg. Aber dort erwies sich die Situation sogar als noch schlimmer. *«Ich hatte Angst, abends auszugehen. Gewalttätige Horden pflegten über Juden herzufallen, sie zusammenzuschlagen und blutend auf der Strasse liegen zu lassen. Ich vermisste meine Familie schrecklich.»*<sup>49</sup>

Mütter erfuhren den Antisemitismus auch über die Erlebnisse ihrer Kinder. Lucy Maas-Friedmann kam eines Tages im Jahr 1934 in Tränen aufgelöst aus der Volksschule nach Hause und wollte wissen, ob ihr Vater an der

Front gekämpft hatte. Wenn ja, so berichtete sie, dürfe sie weiter in ihrer Klasse bleiben wie die anderen Kinder, wenn nicht, würde sie wie die übrigen jüdischen Schüler/\*innen behandelt und von allen ausserunterrichtlichen Aktivitäten und Ausflügen ausgeschlossen werden. Einem spontanen Impuls folgend eilte ihre Mutter sofort zur Rektorin, die den Spitznamen «Holzbein» trug. Sie begann, empört zu protestieren, aber das Fräulein Doktor schien das nicht weiter zu kümmern. Schliesslich nahm sie zu der Drohung Zuflucht, ihre Tochter von der Schule zu nehmen, wenn sie nicht wie die anderen Schüler/\*innen behandelt würde – unabhängig von den militärischen Verdiensten ihres Vaters. Als das Fräulein Doktor ihr achselzuckend das Schülerregister reichte, damit sie ihre Tochter streichen konnte, begriff sie den Ernst der Lage.

Jüdische Eltern mussten entscheiden, ob ihre Kinder dafür kämpfen sollten, an den öffentlichen Schulen bleiben zu dürfen, oder ob sie sie lieber auf eine der überfüllten jüdischen Schulen geben wollten, wo sie wenigstens achtungsvoll behandelt werden würden. Was sollte denn etwa die Frau des Rabbis sagen, wenn ihre Tochter sie um Hilfe bei den Hausaufgaben bat, die unter anderem folgenden «Wissensstoff» umfassten: «1. Die jüdische Rasse ist noch viel minderwertiger als die Negerrasse. 2. Alle Juden haben krumme Beine, fette Bäuche und krause Haare und sehen wenig vertrauenerweckend aus. 3. Die Juden sind schuld am Ersten Weltkrieg. 4. Sie sind ausserdem schuld am Waffenstillstand von 1918 und sie machten den Frieden von Versaille. 5. Sie waren die Ursache für die Inflation. 6. Sie haben den Niedergang des Römischen Reichs verursacht. 7. Marx ist ein Kapitalverbrecher. 8. Alle Juden sind Kommunisten. 9. Sie sind die Herrscher Russlands.»<sup>50</sup> Wie konnte man da reagieren, wenn man seine Selbstachtung bewahren wollte?

Vor einem noch schlimmeren Dilemma standen natürlich diejenigen Eltern, die ihren Kindern nie von ihrem jüdischen Erbe erzählt hatten. Inge Deutschkron beispielsweise war in einem atheistischen Milieu aufgewachsen und auf eine nicht-konfessionelle Volksschule gegangen. Sie erinnert sich: ‚Du bist Jüdin‘, hörte ich die Stimme meiner Mutter. ‚Du musst den anderen zeigen, dass du deshalb nicht geringer bist als sie.‘ Was war das, eine ‚Jüdin‘? Ich fragte nicht danach...<sup>51</sup> Bald schon verdeutlichten ihr ihre «arischen» Lehrer, was das bedeutete, ihre Eltern nahmen sie von der Volksschule und schickten sie auf eine jüdische Schule. Viele Eltern berichteten,



dass die antisemitische Erziehung in der Schule die Töchter in gewisser Weise mehr belastete als die Söhne oder sich doch zumindest in einer speziellen Weise auf sie auswirkte. Jungen, so meinten sie, hätten sich immer schon beschimpft und geprügelt und übereinander lustig gemacht, während die Mädchen eher brav und höflich gewesen waren. Jetzt plötzlich bekamen die Mädchen harsche Beleidigungen zu hören, von Kindern, die sie oft nicht einmal kannten. Es bildeten sich Cliques auf der Grundlage gemeinsamen «Ariertums»; Freundinnen erklärten bedauernd, dass sie nicht mehr mit einem anderen Kind reden durften. «Nach ein paar Wochen hatte ich Angst, allein zur Schule zu gehen», erinnert sich die in Rothenburg aufgewachsene Ilse Wischnia. Kurz darauf verkauften die Eltern die Textilwarenhandlung, die die Familie seit Generationen betrieben hatte, um nach Frankfurt zu ziehen, weil die Juden dort zahlenmässig stärker waren und sie sich davon weniger Anfeindungen versprachen.

Margarete Buber-Neumann, die fast ein Jahrzehnt in sowjetischen und deutschen Lagern zubrachte, begegnete Milena Jesenskä, der Freundin Kafkas, mit der sie darüber sprach, wie schmerzlich der Verrat war, den die Juden jetzt allorten erlebten. Jesenskä berichtet: *«In einem kleinen Ackerbürger Städtchen, dicht an der böhmisch-deutschen Grenze, sollte ich erfahren, was Rufmord bedeutet. Das ist Mord durch Klatsch, durch Lüge, durch üble Nachrede, durch erfundene Behauptungen.»* Selbst die Ärmsten der Armen fühlten ihre Lebenskräfte schwinden, wenn die Nachbarn ihnen ein normales Leben unmöglich machten. *«Zusammen mit ihrer blinden Mutter lebt im Städtchen R. eine Schneiderin. Sie ist deutsch und arisch. Vor 16 Jahren traf diese Arme ein Unglück: sie fiel in die Hände eines Heiratschwindlers, eines Juden, der sie um ihr Geld brachte und mit einem Kind sitzen liess. Die Schneiderin versorgte und erzog das Kind mit ihrer Hände Arbeit, sass bis zum Umsinken an der Nähmaschine und verdiente Stich um Stich Jahre hindurch den Lebensunterhalt für drei Menschen. Und dann fiel die stolze nordische Rasse mit ihrer heldischen Ideologie, dem ‚Schlagt die Schwachen‘ auch über diese Arme her. Man entdeckte den Fehltritt der kleinen, alternden Schneiderin – für den sie sowieso schon mit ihrem ganzen Leben hatte zahlen müssen – und verkündete ihn der nazistischen Öffentlichkeit. Seit das geschah, bekommt sie nirgends mehr Arbeit, und ihr Junge, der bei einem Meister in der Lehre war, wurde augenblicklich hinausgeworfen.»* Milena Jesenskä schloss: *«Rufmord ist eine völlig neue Waffe, und sie*

*verletzt furchtbarer als eine solche aus Stahl. Einen Ermordeten bringt man zum Friedhof dort hat er seine Ruhe. Der Mensch, an dem Rufmord begangen wird, muss weiterleben und kann doch nicht leben.»<sup>52</sup>*

Der Klatsch, die Beschimpfung der Kinder durch Mitschüler, die Gleichgültigkeit der Nachbarn, das Abrücken der Freunde, die Verstossung aus der Gemeinschaft – das alles machte den jüdischen Frauen das Leben zur Hölle, während viele jüdische Männer immer noch an ihrer Treue zu Deutschland festhielten: «Man muss bedenken, dass Deutschland für uns nicht das Land der Autoritätsgläubigkeit, der Diktatur, des Militarismus und der Polizeigewalt war. Unser Deutschtum gründete sich auf die Aufklärung, auf Goethe, Schiller, Luther, Heine, Kant und Mendelssohn. Unsere Familien waren mit Caesar gekommen, noch ehe im Rheinland überhaupt irgendjemand lebte», erinnerte sich Robert Salomon – Luthers notorischen Antisemitismus offenbar ausser Acht lassend.

Die Männer identifizierten sich mit einer stolzen, männlichen Tradition. Für sie gab es keine Alternative. Mit der Emigration hätten sie zweifellos ihre berufliche und materielle Sicherheit eingebüsst. Ärzte und Anwälte fühlten sich ihren Patienten und Klienten verpflichtet, Beamte ihrem Amt. Eine Familie konnte man leichter verpflanzen als die berufliche Existenz. Die praktischen Fähigkeiten der Frauen liessen sich leichter in einem anderen Land nutzen als die der Männer. Die jüdischen Frauenorganisationen veranstalteten Schnellkurse in Bereichen, die für die Auswanderung von Nutzen waren – Kinderpflege, Fremdsprachen, Kochen, Büroarbeiten – während die Männer neue handwerkliche Fertigkeiten wie Tischlern, Schustern oder Ackerbau erlernten. Schon ehe die Juden Deutschland verliessen, änderte sich die Berufsstruktur innerhalb des jüdischen Bevölkerungsanteils ganz erheblich. So fiel beispielsweise der Anteil der im Handels- und Verkehrswesen tätigen Juden von 61% im Jahr 1933 auf 19% 1939, während im selben Zeitraum der Anteil der (vor allem weiblichen) Hausbediensteten von 1 auf 13% stieg und der der Handarbeiter auf fast 48%.<sup>53</sup> Es kursierten zahlreiche Witze, in denen ehrgeizige Eltern ständig stolz die Worte «mein Sohn, der Elektriker» oder «meine Tochter, die Putzfrau» im Munde führten – für niedrigqualifizierte Tätigkeiten bestanden im Ausland die besten Beschäftigungschancen.

Die Frage, warum sich einige Menschen im «Dritten Reich» integer verhielten, andere hingegen sich über Nacht in fanatische Eiferer verwandelten,

ist fast nicht zu beantworten. Die Meinungen dazu sind äusserst widersprüchlich. Juden aus dem Rheinland meinen, Katholiken hätten sich anständiger verhalten, weil sie aus eigener Erfahrung mit den norddeutschen Protestanten wussten, wie es war, als minderwertig angesehen zu werden. Juden aus Norddeutschland wiederum verteidigen diese Region und behaupten, die Protestanten hätten sich als die religiöse Mehrheit durch Angehörige eines anderen Glaubens weniger bedroht gefühlt. Ausserdem seien die Juden besser integriert gewesen als die Katholiken. In den Memoiren stellt sich die Realität jedoch erheblich deprimierender dar. Frances Henry bemerkt, dass sich die Frauen offenbar mit viel grösserem emotionalem Aufwand von ihren «inakzeptablen» Freund/\*inn/en trennten als die Männer. «Arische» Männer wandten sich schlicht und einfach von langjährigen Freunden ab. «Wenn man die grösste Strasse von Mannheim entlangging», erinnert sich Harold Rogers, «passierte es einem, dass die besten Freunde demonstrativ wegguckten oder auf die andere Strassenseite gingen oder einen vom Bordstein schubsten.» Und Robert Salomon berichtet, wie ihn seine früheren Kollegen an einem grossen Frankfurter Krankenhaus, in dem er mittlerweile nicht mehr arbeiten durfte, völlig ignorierten, wenn sie ihn zufällig im Kurbad trafen. Wenn er dann jedoch in Richtung Männerkabine verschwand, folgten sie ihm. Sie taten, als sei nichts geschehen. ‚Wie gehts’s, wie steht’s, alter Junge?’ fragten sie, wobei sie mir auf die Schulter klopfen. Sie dachten offenbar, es würde mir guttun, wenn ich wüsste, dass sie privat noch Gefühle hegen, die sie öffentlich nicht mehr zu zeigen wagten. Aber sie sprachen nicht darüber.» Salomon sah diese Freunde nicht mehr wieder. Frances Henry erfuhr von einer alten Bekannten ihrer Familie, Frau von Himmel, dass diese lange Jahre mit einer Jüdin befreundet gewesen war, die sich kurz nach ihrer Hochzeit in einem benachbarten Städtchen angesiedelt hatte. Eines Tages hatte Frau von Himmel diese Freundin besuchen wollen. «*Um Gottes willen, Frieda, geh! Komm nicht hierher, wir werden schon beobachtet!*», hatte die Freundin gesagt. Sie waren an der Haustür gestanden, beide mit Tränen in den Augen, und von Himmel war langsam wieder weggegangen. Sie erzählte später: «*Ich war fassungslos. Ich hatte nicht gedacht, dass etwas Schlechtes daran sein könnte, eine alte Freundin zu besuchen.*» Sie weinte den ganzen Heimweg über.<sup>54</sup> Frances Henry bemerkte, dass Frauen ihre Trauer offener zeigten, während Männer sich kalt von alten Freunden distanzierten.

Nach den gewaltsamen Willkürakten von 1933, den Aprilboykotten und den Erlassen, die die Berufsmöglichkeiten für Juden einschränkten, glaubten viele Juden, dass Hitler sein Ziel nun erreicht hätte und sich das Leben wieder normalisieren würde. Sie passten sich den neuen Zwängen an. Relativ wenige, die sich (wie vor allem Ärzte, Professoren und Anwälte) ausserstande fühlten, ökonomisch zu überleben, begannen ihre Emigration zu planen. Das NS-Regime schürte die Illusion, die Juden könnten in Deutschland bleiben, solange sie innerhalb ihres eigenen gesellschaftlichen Ghettos blieben.<sup>55</sup> Doch für alle, die bereit waren, sie wahrzunehmen, häuften sich auch weiterhin Gefahrenzeichen. Als Hitler die allgemeine Einberufung zum Militär verkündete, nahm er die jüdischen Männer aus. Vor allem die Veteranen unter ihnen, protestierten gegen diese beleidigende Diskriminierung.

Im September 1935 wollte Hitler den Nürnberger Parteitag mit einem besonders spektakulären Gesetz krönen. In letzter Minute wies er seine juristischen Berater an, einen Gesetzesentwurf zu erstellen, der die Ehe zwischen «Ariern» und «Nicht-Ariern» verbieten sollte. Er gebrauchte nach wie vor nicht das Wort «Juden», weil bislang noch niemand zu einer Definition dieses Begriffs gelangt war. Ein medizinisches Forschungsteam hatte vergeblich nach einem besonderen «jüdischen Blut» gesucht. Den «Rassenexperten» gelang es nicht, spezifische Merkmale zu isolieren. Das brachte die Vertreter des «wissenschaftlichen Rassismus» natürlich in eine paradoxe Situation. Schliesslich erklärten die Nürnberger Gesetze alle Personen zu Juden, die vier jüdische Grosseltern hatten. «Jüdisch» bezog sich also juristisch nicht auf biologische Kriterien, sondern auf das religiöse Bekenntnis der Vorfahren. (Das bedeutete, dass man theoretisch acht zum Christentum konvertierte Grosseltern haben konnte und trotzdem als «Arier» galt.) Die Statistiker standen vor einem Problem: Da «Gemischtrassigkeit» bislang bei Volkszählungen nie ein Kriterium gewesen war, wusste man gar nicht, wieviele Menschen überhaupt in die verschiedenen rassischen Kategorien fielen. 1939 schätzte das *Rassierpolitische Amt* unter Leitung des Eugenikers Dr. Walter Gross, dass in Deutschland 64'000 «Halbjuden» und 43'000 «Vierteljuden» oder «Mischlinge» lebten. Wer zwei nicht christlich getaufte Grosseltern hatte, galt jetzt als jüdisch. Diese Statistik sagt jedoch nichts über die Verhältnisse im Jahr 1933 aus, weil bis zu ihrer Erstellung sehr viele Menschen bereits Deutschland verlassen hatten. Das Gesetz bezog im Hinblick auf Personen mit einem oder zwei jüdischen Grosseltern eine un-

eindeutige Position, erklärte jedoch alle Deutschen mit drei oder vier jüdischen Grosseltern zu «Staatsangehörigen ohne unveräusserliche Rechte». <sup>56</sup> Offenbar galten gut eine halbe Million Deutsche nach dem neuen Gesetz als Juden.

Wie die Gesetze gegen jüdische Ärzte, Anwälte und Studierende, die auch Schlupflöcher hatten, spaltete auch diese Kategorisierung den jüdischen Bevölkerungsteil, weil sie «Mischlingen» immerhin noch einen Hoffnungsschimmer liess. Sie versuchten, als «Ausnahmen» anerkannt zu werden. Ein Vater, der Frontsoldat gewesen war, eine Tante in Amerika, die eine Bürgerschaftserklärung schicken konnte, ein Ehepartner oder ein Kind mit einem ausländischen Pass, zwei «arische» Grosseltern, ein Taufschein oder gefälschte Ausweispapiere konnten alles wenden. Dem engmaschigen Netz zu entkommen, versprach Überleben, Solidarität bedeutete Leiden. Ilse Blumentahl-Weiss schrieb: «[...] nun tauchte der Getauften-Stempel mit seiner uneingeschränkten Wirkungskraft auf: er übertraf alle bisherigen Freistellungsmöglichkeiten. Wer Inhaber dieses Stempels werden konnte!» <sup>57</sup>

Es gab jedoch auch genügend Juden, die die Nürnberger Gesetze nicht nur hinnahmen, weil sie für sich selbst auf einen «Ausnahmestatus» hofften, sondern die neuen Bestimmungen sogar begrüsst, weil sie meinten, dadurch würde der Antisemitismus in gesetzliche Bahnen gelenkt. Mischehen gab es ohnehin nicht einmal mehr in Ausnahmefällen: Die Bande zwischen Juden und Christen waren abgerissen. Bürgerrechte bedeuteten im Nazi-Staat ohnehin wenig, für «Arier» wie für Juden, und die jüdischen Kinder hatten sich sowieso aus christlichen Kreisen zurückgezogen. Ein neuer Erlass verbot, dass nicht-jüdische Dienstmädchen unter vierzig für jüdische Familien arbeiteten, aber in den Fällen, in denen Dienboten schon jahrelang in jüdischen Haushalten beschäftigt waren, hatten sie diese Altersgrenze meist ohnehin überschritten. Mittlerweile plante Hitler bereits die Olympiade von 1936 in Berlin, und er wollte sich wegen seiner Judenpolitik im Ausland keine Feindschaften zuziehen. Schilder mit der Aufschrift «Juden unerwünscht» verschwanden, vor allem in Touristengebieten. Die ökonomischen Repressalien verebbten, und die Presse mässigte ihre Hetze. Wieder herrschte nach aussen hin ein Bild der Ordnung. Bei der Olympiade erwiderten prominente Abgesandte aller demokratischen Nationen Hitlers

Gruss. In dieser windstillen Phase vor dem Holocaust hatten die meisten Juden das Gefühl, dass das Schlimmste überstanden war. Vielleicht würde sich dieser ganze «Hitler-Spuk» ja bald in Luft auflösen.

1938 eskalierte der Antisemitismus schlagartig, und die Juden mussten ihren Standpunkt zwischen Hoffnung und Verzweiflung wieder neu bestimmen. Obgleich in den ersten Monaten des Jahres 1938 keine neuen Gesetze erlassen wurden, verkündete Goebbels eine radikale Beschleunigung seiner «Arisierungs-Kampagne». Alles jüdische Eigentum musste genauestens aufgelistet und den Parteistellen gemeldet werden; alle Immobilien und Unternehmen in jüdischer Hand wurden zwangsweise an Arier verkauft, gewöhnlich zu 10 bis 20% ihres Marktwerts. Im Sommer 1938 wurden die Juden in Deutschland davon in Kenntnis gesetzt, dass die Männer künftig «Israel», die Frauen «Sarah» als zweiten Vornamen erhalten würden. Ende des Sommers wurden die Juden mit einem noch unheilverkündenderen Ereignis konfrontiert: Etwa 17'000 polnische Juden, denen 1933 das Recht auf Beantragung der deutschen Staatsbürgerschaft entzogen worden war, wurden verhaftet und in 24 Stunden an die polnische Grenze transportiert. Die Deportationen hatten begonnen, aber niemand schien das zu kümmern. Es handelte sich ja um «Ostjuden», die – wie sich viele assimilierten Juden sagten – praktisch keine Loyalität zu Deutschland und kein Verständnis für seine Kultur bewiesen.

Im Sommer 1938 nahmen die Gewaltakte gegen Synagogen (vor allem in Berlin und München) zu, vielleicht als Testlauf für das, was folgen sollte. Genau wie nach dem April-Boykott von 1933 gab es einige Nicht-Juden, die protestierten und jüdischen Opfern halfen, aber die Institutionen – und vor allem die Kirchen – schwiegen.<sup>58</sup> Die jüdischen Organisationen waren angesichts dieser Apathie hilflos. Es gab einen jungen Menschen, der handelte. Der 17-jährige jüdische Student Herschel Grynszpan erschoss im November 1938 in Paris einen deutschen Legationsrat. Nazi-Fanatiker nutzten diesen Widerstandsakt als Vorwand für ein reichsweites Pogrom am 9. November.<sup>59</sup> Diese Nacht ging wegen der Glasscherben vor den jüdischen Geschäften als «Reichskristallnacht» in die Geschichte ein. Sie machte wie bisher kein anderes Einzelereignis deutlich, wie recht der Oberrabbiner von Berlin hatte, wenn er seiner Gemeinde erklärte: «Für Juden gibt es in Deutschland keine Zukunft.»

Die «Kristallnacht», richtiger die «Reichspogromnacht», brachte die SS in alle Ortschaften und Wohnviertel. Eine Einwohnerin aus Sonderburg er-

zählte Frances Henry, gegen 6 Uhr morgens seien fünf junge Männer gewaltsam in ihr Haus eingedrungen, angeführt von einem Angestellten des lokalen Kaufhauses. Sie hätten mit Äxten alles kurz und klein geschlagen und sich wieder verzogen. Später seien dann Schulkinder gekommen und hätten die Fenster mit Steinen eingeworfen. *«Mein Vater lag mit einem Herzanfall in der Küche, deshalb kamen sie da nicht rein, aber das Wohnzimmer war ein einziges Chaos. Mein Arbeitskollege sagte nichts. Ich sah ihn an, und er sah mich an, senkte aber den Kopf. Unter den vier anderen war auch der Tierarzt, und er kam ins Zimmer meines Vaters und sagte, ‚Mein Herr, auf Anweisung von oben müssen wir hier alles kaputtschlagen. Sie und Ihre Frau sollten jetzt hinausgehen.‘»*<sup>60</sup> Der Tierarzt war im Ersten Weltkrieg der Vorgesetzte ihres Vaters gewesen. Das erklärte vermutlich, dass er überhaupt etwas sagte.

Frau Kramer, selbst Nicht-Jüdin, erinnert sich, wie ihre Mutter an jenem Abend mit Tränen in den Augen nach Hause kam und zu ihrem Vater sagte: «Sie sind bei den Mandels und den Loebs und bei anderen in den Häusern und werfen alles aus dem Fenster. Die Strasse ist voller Federn [aus den Deckbetten]. Warum tun sie das? Was haben die Juden uns getan?»

Andere Juden hatten mehr Glück. Anne Bader und ihr Mann, ein Arzt, waren zufällig in der «Reichspogromnacht» in München. Sie hatten nichts von dem Pogrom bemerkt und gingen am nächsten Morgen in ein Geschäft, um ärztliche Bedarfsartikel abzuholen, die sie bestellt und auch schon bezahlt hatten. In der Tür stand ein SS-Mann, der das «J» auf ihren Ausweisen sah. Als er Dr. Bader festnehmen wollte, blaffte der Reserveoffizier geistesgegenwärtig zurück: «Junger Mann, wie können Sie es wagen, so mit einem ehemaligen Offizier der bayerischen Armee zu sprechen!» Er zeigte ihm seine Militärpapiere. Der SS-Mann stammelte kleinlaut: «Oh, aber...» Er salutierte. «Tut mir schrecklich leid, dass ich Sie belästigt habe.» Beunruhigt wegen ihres daheimgebliebenen Sohnes eilten die Baders zu einer alten Freundin, um von deren Apparat aus zu telefonieren. Aber die katholische Witwe, die eine gesicherte Witwenpension bezog und den Nazis in keiner Weise verpflichtet war, meinte, sie sollten sich ein anderes Telefon suchen. Die Baders fuhren schnellstens zurück ins Rheinland, besorgten sich Visa und nahmen das letzte Schiff von Hamburg nach Shanghai.

Auf diese Weise entgingen die Baders dem Schicksal der ca. 30'000 Ju-

den, die in diesen Tagen verhaftet wurden. Deren Frauen und Töchter hatten alles versucht, um einflussreiche Freunde zu mobilisieren, Beamte zu bestechen, Durchsuchungen abzuwenden und NS-Richter durch schriftliche Gesuche dazu zu bewegen, die Männer wieder freizulassen. Ehefrauen von Veteranen hielten den kommandierenden Offizieren demonstrativ deren Orden und Entlassungspapiere entgegen. Lilli Kretzmir erinnerte sich, wie die SS-Leute zu ihr ins Haus kam, nachdem ihr Mann verhaftet worden war. Als die Männer gerade begonnen hatten, Bilder, Silberzeug und was ihnen sonst ins Auge stach an sich zu raffen, traf der Offizier ein. Plötzlich entdeckte er ein Bild auf dem Flügel. «Was hat das da denn hier zu suchen?», fragte er. Frau Kretzmir antwortete: «Das ist mein verstorbener Vater.» Der Offizier wurde ganz weiss und befahl seinen Männern, alles wieder zurückzulegen. «Ich kann Ihrer Familie nichts antun. Ihr Vater war so ein grossartiger Mensch.» Sie zogen ab. Glück, Geistesgegenwart und Hartnäckigkeit führten in den meisten Fällen dazu, dass die Männer wieder freikamen – erschöpft, krank, gedemütigt, verängstigt, aber am Leben. Die Zeit des Zögerns war vorbei, und die Juden bemühten sich, Länder zu finden, die ihnen Visa gewährten.

Und wieder erwiesen sich die Fähigkeiten der Frauen als nützlich, denn es galt oft, wildfremden Menschen im Ausland zu schreiben und sie um Hilfe anzuflehen und ihnen zu versichern, dass man ihnen niemals zur Last fallen würde.

«Wissen Sie, welches Buch damals bei den Juden das meistgelesene Werk war?», fragte mich Helen Sachs augenzwinkernd. Ich hatte natürlich keine Ahnung, aber ich riet: «Die Thora? Goethe? Heine? Mann?» Alles falsch. «Es war das Telefonbuch von Manhattan. Wir brachten Stunden und Tage damit zu, es nach jüdisch klingenden Namen zu durchforsten und Briefe zu schreiben. Das war unsere einzige Chance. Und viele, viele antworteten auch. Aber es waren nicht genug.» In vielen wohlhabenderen Familien, in denen der Mann noch Arbeit hatte, fuhren die Frauen ins Ausland, um die Einwanderungsmöglichkeiten zu erkunden. Frauen erregten weniger Argwohn als Männer, weil sie immer sagen konnten, sie wollten Verwandte besuchen, eine Kur machen oder Einkäufe tätigen. So liess etwa Magda Meyersohn 1938 Mann und Kinder in Norddeutschland zurück, um selbst mit dem Dampfer nach New York zu fahren. Als sie erst einmal in den Staaten war, half ihr der *Council of Jewish Women*, die Einwanderung ihrer Familie in die Wege zu leiten. Aber über 20'000 Juden und 100'000 «Misch-



linge» schafften es nicht, ihren Exodus vorzubereiten, obwohl sie wussten, dass sich eine Katastrophe anbahnte.

Im Januar 1939 sagte Hitler vor dem Reichstag: *«Wenn es dem internationalen Finanzjudentum innerhalb und ausserhalb Europas gelingen sollte, die Völker noch einmal in einen Weltkrieg zu stürzen, dann wird das Ergebnis nicht die Bolschewisierung der Erde und damit der Sieg des Judentums sein, sondern die Vernichtung der jüdischen Rasse in Europa!»*<sup>61</sup> In seinen Augen war das eine «faire» Warnung. Während seiner letzten Lebenstage, als die russischen Truppen bereits auf Berlin vorrückten, schrieb er: *«Ich habe gegen die Juden mit offenem Visier gekämpft. Ich habe ihnen bei Kriegsausbruch eine letzte Warnung zukommen lassen. Ich habe sie nicht im Ungewissen darüber gelassen, dass sie, sollten sie die Welt von Neuem in den Krieg stürzen, diesmal nicht verschont würden – dass das Ungeziefer in Europa endgültig ausgerottet wird.»*<sup>62</sup>

An den amerikanischen Einwanderungsziffern lässt sich die Verzweiflung der Juden ablesen. Zum ersten Mal wurde die Quote für Deutsche ausgeschöpft. Roosevelt weigerte sich, sie zu erhöhen oder auch nur die ungenutzten Kapazitäten der Vorjahre jetzt den tausenden von Bewerbern auf den Wartelisten zugute kommen zu lassen. 1938 verliessen 40'000 Juden Deutschland, und im folgenden Jahr waren es 78'000.

Anfang 1939 schuf Heydrich die *Reichszentrale für jüdische Auswanderung*, um den Juden, deren Eigentum konfisziert war, die Ausreise zu ermöglichen. Im Juli 1939 mussten alle, die als Juden definiert wurden, der *Reichsvereinigung der Juden* beitreten – einer Organisation, die das NS-Regime aus der vor 1933 bestehenden Organisation *Deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens* geschaffen hatte. Ein Jahr vor dem Einmarsch in Polen begannen die Vorbereitungen für die Beschlagnahmung jüdischen Eigentums und die Meldepflicht.

Eine geflüchtete Frau beklagte sich bitter über die Hartherzigkeit der Juden im Ausland. *«Was mich verblüffte, war die Tatsache, dass [...] fast alle amerikanischen Juden nicht die leiseste Vorstellung davon hatten, was für ein Leben wir geführt hatten. [...] Auch nach dem Krieg noch pflegten uns die Leute in Amerika zu fragen, wieviele Eier ein jüdischer Häftling pro Tag erhielt, oder sie erzählten uns, wie schwer sie es hatten, weil sie fünfundzwanzig Häuserblocks weit zu Fuss gehen mussten, um fünf Cents zu sparen. Das war für mich das grösste Hindernis dabei, mich in den Staaten einzu-*

*leben [...] die totale Unsensibilität und Unwissenheit unserer jüdischen Brüder und Schwestern.»<sup>63</sup>*

Obwohl nicht-nazistische politische Organisationen im Frühjahr 1933 verboten wurden, blieben doch die jüdischen Organisationen, die nach wie vor legal waren, weitgehend unangetastet. Kulturelle Vereinigungen erhielten sogar staatliche Unterstützung. Einer der traurigsten Aspekte der zunehmenden Ächtung der Juden in Deutschland war wohl die Isolation innerhalb der Linken, die sich nach 1933 vor absurde Alternativen gestellt sah: weil alle Juden, die wegen politischer Agitation verhaftet wurden, mit besonders strengen Strafen zu rechnen hatten, befürchteten die Juden in den linken Organisationen, ihre nicht-jüdischen Genossen in Gefahr zu bringen, falls die Gruppe festgenommen würde. Dies bewirkte eine Zersplitterung innerhalb der verbotenen politischen Organisationen. Alte Familien- und Freundschaftsbeziehungen gewannen immer mehr Bedeutung, weil die jüdischen Genossen ihre Bande zu den politischen Untergrundorganisationen kappten. Wir wissen nicht sicher, wieviele Juden weiter in marxistischen Gruppierungen aktiv waren, aber Gestapoberichte deuten darauf hin, dass 1935 in ganz Deutschland nur rund hundert Juden wegen verbotener politischer Aktivitäten verhaftet wurden – so wenige, dass es sogar die Parteiobereen erstaunte.<sup>64</sup> Die Statistiken zeigen, dass Deutsche aus linken und jüdischen Zusammenhängen beschlossen, entweder Deutschland zu verlassen oder aber künftig ihre Arbeit innerhalb der jüdischen Gemeinden fortzusetzen, auch wenn sie nicht religiös waren.

Das extrem spärliche Material gibt nur sehr selten Aufschluss über Namen und Alter einzelner Personen jüdischer Abstammung, die in den verschiedenen Untergrundorganisationen tätig waren. Aus Erinnerungen und Polizeiberichten können wir schliessen, dass sich hunderte junger Juden nach dem Verbot der marxistischen Parteien 1933 den jüdischen Jugendorganisationen *Hashomer Hatzair* und *Ring of Jewish Youth* anschlossen, die nach wie vor legal waren. Marianne Awerbuch, in den dreissiger Jahren noch Studentin, berichtete mir in einem Gespräch, wie eine kleine Gruppe junger Juden Tag und Nacht ihre Kräfte darangesetzt hatte, jüdische Jugendliche auf ein neues Leben in Israel vorzubereiten. Dank eines Arrangements mit Nazifunktionären gelang es ihnen, für einige Juden Ausreisevisa nach Palästina zu beschaffen. Doch nach dem Pogrom von 1938 wurde ihnen bewusst, dass sie indirekt an dem Selektionsprozess mitwirkten, indem sie die begab-

testen und stärksten jungen Leute auswählten. Als sie das begriffen hatte, setzte sich auch Marianne Awerbuch nach Palästina ab.

Eine Gruppe, über die wir immerhin einige Einzelheiten wissen, sind die jungen Widerständler/\*innen um Herbert und Marianne Baum, die es sich zur Aufgabe setzten, die jüdische Jugend für den Kommunismus zu gewinnen. Vielleicht, hofften sie, würde ja die Tatsache, dass die jüdischen Jugendlichen in proletarische Arbeitsbereiche gezwungen wurden, diese jungen Leute für marxistische Ideen empfänglicher machen. Unter dem Deckmantel von Wanderungen, Musikabenden und Sportveranstaltungen organisierten die Baums zusammen mit Hildegard Jadamowitz, Hella Hirsch und Richard Holzer ein Netzwerk von insgesamt etwa 30 jüdisch-marxistischen Widerständler/\*inne/n. Nach 1933 bestand ihre politische Arbeit darin, nazifeindliche Schriften in Umlauf zu setzen, verbotene Bücher zirkulieren zu lassen, Plakate zu kleben und geheime Protestaktionen zu planen. Als sich nach 1941 Juden nicht mehr in Parks und Wäldern bewegen konnten, wurden ihre konspirativen Treffen noch gefährlicher. Zwei junge Frauen, beide Nicht-Jüdinnen, vermittelten der Gruppe Geldzuwendungen und Kontakte. 1940 hielt die Gruppe auf dem jüdischen Friedhof in Berlin eine Gedenkstunde für einen hingerichteten Genossen ab. Im Herbst 1942 deponierten Marianne und Herbert Baum zusammen mit zwei weiteren Männern und drei Frauen Bomben bei einer NS-Ausstellung. Die Gestapo entdeckte die Sprengkörper, und binnen weniger Tage landeten alle Mitglieder der Gruppe, deren Namen bekannt waren, im Gefängnis. Sie wurden alle hingerichtet, bis auf drei Frauen, die nach Auschwitz deportiert und dort umgebracht wurden. Zwei Gruppenmitglieder, Richard Holzer und Charlotte Paech, waren durch ein Wunder davongekommen, überlebten beide und fanden sich nach dem Krieg in Berlin wieder. Ihr erstes Anliegen war es, einen Gedenkgottesdienst für ihre umgekommenen Genossen abzuhalten. Die – damalige – DDR-Regierung war damit einverstanden, bestand aber darauf, dass die Feierlichkeit auf dem Friedhof für die Helden des Kommunismus stattfinden müsse. Die Holzers, die ihr Leben lang Marxisten gewesen waren, begriffen die Genossen aus ihrer Gruppe zuerst als Juden und in zweiter Linie als politische Dissidenten. Sie veranstalteten den Gottesdienst auf dem jüdischen Friedhof.

Nach der Eroberung der Ostgebiete übermittelte Göring siegesgewiss den Befehl an Heydrich, die «Gesamtlösung der Judenfrage» im besetzten Europa anzugehen. Vom September 1941 an mussten alle Juden einen ein-

heitlichen gelben Stern auf der Oberbekleidung tragen, wenn sie aus dem Haus gingen. Die Deportationen deutscher Juden begannen im Herbst 1941.<sup>65</sup> Wer bei einer Polizeikontrolle ohne Stern, aber mit dem «J» auf seinem Ausweis erwischt wurde, riskierte die sofortige Deportation. Etwa 20'000 Juden entschieden sich, den gelben Stern von ihrer Kleidung zu entfernen und als sogenannte «U-Boote» in den Untergrund abzutauchen. Isolde Thernal erzählte mir, dass sie dieses Risiko einzugehen beschloss, obwohl ihr Mann die Idee als zu gefährlich verwarf. Sie hatte erst vor Kurzem einen Sohn geboren, der den Namen Uri erhalten hatte. Im Jahr 1941 erklärte sie dem Baby: «Uri, das heisst Licht. Du bist mein Licht. Und zusammen werden wir durch das Dunkel kommen.» Die Alliierten hatten bereits mit der Bombardierung der deutschen Städte begonnen. Rasch verbreiteten sich die Informationen, in welchen Wohngegenden es – wie es im Jargon hiess – «brannte». Isolde Thernal begab sich mit dem kleinen Uri zum Gestapoquartier in einem kürzlich zerbombten Viertel und erklärte dort, sie habe ihre Papiere während des Fliegeralarms in der Wohnung vergessen, das Haus sei jetzt abgebrannt. Sie gab den Beamten einen falschen Namen und tischte ihnen eine erfundene Lebensgeschichte auf. Mit einer Ersatz-Lebensmittelkarte und Ersatzpapieren versehen, begann sie ihre Odyssee. Nachdem sie vor der Polizei und Gestapospitzeln hatte fliehen müssen, wagte sie sich wieder direkt in die Höhle des Löwen. Sie arbeitete als Hilfspostmeisterin für die Frau des Gauleiters im besetzten Polen. Nach dem Krieg wurde Uri Rabbi. Er wanderte nach Australien aus, aber Frau Thernal, die sich selbst als «Berlinerin bis in die Knochen» bezeichnet, blieb in Deutschland.

Gertrud Lederer, die sich 1940 entschieden, 1940 aus Deutschland zu fliehen, schreibt über ihr Leben im Exil: *«Rückblickend habe ich eines gelernt: dass in gefährlichen Zeiten der beste Halt ist, die Routine und Gewohnheiten von früher aufrechtzuhalten, so gut es eben geht. Ich lache nicht mehr über die Engländer im Kolonialdienst, die sich zum einsamen Dinner im Dschungel umziehen.»*<sup>66</sup>

Von den fast 20'000 Juden, die als «U-Boote» abtauchten, überlebten etwa zwei Drittel. Aber die Entscheidung, geliebte Freunde und Angehörige, denen die Deportation bevorstand, auf diese Weise im Stich zu lassen, war grausam. In Claude Lanzmanns Film *Shoah* erklärt Inge Deutschmann: *«Auf dem Bahnhof Grunewald, nicht weit von hier, wurden sie verladen. Und das ist der Tag, an dem ... ich mich plötzlich so allein fühlte, so verlas-*

sen: *Ich wusste jetzt, dass wir nur eine Handvoll waren; wie viele waren noch im Untergrund? Und ich fühlte mich so schuldig dass ich mich nicht auch deportieren liess, dass ich versuchte, einem Schicksal zu entkommen, dem die anderen nicht entfliehen konnten. Es gab keine Wärme mehr, keine verwandte Seele, verstehen Sie? [...] Und ausserdem war da noch dieses Gefühl, so allein und so schuldig zu sein, weil man nicht mit ihnen gegangen war. Warum haben wir es versucht? Welche Kraft hat uns getrieben, einem Schicksal zu entrinnen, das wirklich unsere Bestimmung war oder die unseres Volkes?»<sup>67</sup> Die Tatsache, dass einige Juden im Untergrund überlebten, zeigt, dass es einige Deutsche gegeben haben muss, die sich mutig verhielten. Eine der wenigen jüdischen Frauen, die die Deportation überlebten und darüber schrieben, hält in ihrem Bericht inne und wendet sich an die Leser: *«Lieber Leser! Kannst Du Dir vorstellen, dass Du eines Tages, zu einer unvorhergesehenen Stunde, aus Deinem Heim, Deiner Umgebung, dem Menschenkreis, mit dem Du lebst und den Du liebst, aus all Deinen Gewohnheiten und Bedürfnissen in brutaler Weise herausgerissen wirst. Dass plötzlich ein anderer Wille, eine starke Hand sich Deiner bemächtigt und Dich von allem losreisst, was Dein eigentliches Leben war, um Dich auf einen Weg zu führen, den Du nicht kennst, den man Dir bezeichnen wird, und dessen Ende Du nicht absehen kannst. Nein – lieber Leser, wenn Du es nicht selbst erlebt hast, wirst Du es Dir unmöglich vorstellen können [...]»<sup>68</sup> Die wenigen deutschen Juden, die den Genozid auf diese Weise überlebten, leisteten keinen Widerstand im üblichen Sinn – ganz im Gegenteil, ihr Überleben hing davon ab, dass es ihnen gelang, nicht aufzufallen. Nach 1939 wurde ihnen klar, dass ihre Chancen verschwindend gering waren.**

Die wenigen Juden, die im Untergrund überlebten, verdankten dies überwiegend einer Verkettung von glücklichen Umständen. Heute können wir es uns kaum vorstellen, was Mut und Feigheit in dieser Situation bedeutet haben mögen. In den Erinnerungen von Juden, die in Deutschland überlebten, stossen wir immer wieder auf die entscheidende Hilfe des Nachbarn, der polizeiliche Nachforschungen abbog, vereinzelt oder organisierten Fluchthelfer/\*inn/en, des Lebensmittelhändlers, der um drei Uhr morgens eine Flasche Milch vor die Tür stellte, der Pfarrfrau, die ein Bett auf dem Dachboden anbot.

Der Zweite Weltkrieg hatte widersprüchliche Auswirkungen auf die «Endlösung der Judenfrage»: Einerseits ermöglichte er erst die Durchfüh-

zung des Massengenozids; andererseits konnten einige Verfolgte wegen des akuten Arbeitskräftemangels nach den massiven Zerstörungen eine Überlebensebene finden. Maas-Friedmann beispielsweise floh mit ihrem Mann nach Süddeutschland, wo sie Arbeit als Mütterhelferin fand, während er sich – weil er im wehrfähigen Alter war – versteckt halten musste. Sie erzählten den Leuten, ihr Haus und alle ihre Papiere seien zerstört worden. Wahrscheinlich hatten etliche Deutsche durchaus den Verdacht, dass mit solchen Neuankömmlingen etwas nicht stimmte, aber dieselbe Gleichgültigkeit, die sie tatenlos zusehen liess, wenn Juden aus ihrer Nachbarschaft abgeholt wurden, hielt sie wohl auch davon ab, Fragen zu stellen, wenn eine Frau wie Maas-Friedmann ihnen nicht nur persönlich angenehm erschien, sondern überdies auch noch wertvolle Fähigkeiten mitbrachte.<sup>69</sup>

300'000 deutschen Juden gelang es jedoch nicht, den Massenverhaftungen zu entgehen. Sie wurden deportiert. Nur 5'000 von ihnen überlebten die Konzentrationslager. Glück, eine kräftige Konstitution und persönliche Faktoren, die bestimmte Individuen befähigten, derart unmenschlichen Bedingungen zu widerstehen, spielten dabei eine Rolle. Nach der Ankunft der Transporte im Lager praktizierten die Nazis eine perfide Form der Galanterie: Frauen und Kinder wurden als erste in die Gaskammern geschickt. Sie hielten die Frauen für schwächer und nicht so verwendungsfähig für harte Arbeiten. Ausserdem gehorchten die Aufseher den Direktiven aus Berlin, wo man befürchtete, die «eugenisch tauglichsten» Frauen könnten womöglich überleben, sich fortpflanzen und auf diese Weise die Zukunft der «arischen» Rasse gefährden. Für die Menschen, die nicht gleich in die Gaskammern geschickt wurden, bestand der erste Akt des Widerstands darin, sich nicht zu dem machen zu lassen, was die Nazi-Aufseher spöttisch «Muselmänner» bzw. «Schmuckstücke» nannten – apathischen Skeletten, deren Überlebenswillen erloschen war.<sup>70</sup> Helen Kopmann, eine junge Frau, die im Warschauer Ghetto gelebt hatte und während des Aufstands von 1942 deportiert worden war, erinnert sich an den Augenblick, als sie den Entschluss fasste, um jeden Preis überleben zu wollen. «Ich hielt die ganze Nacht in dem eiskalten Viehwaggon meinen kleinen Bruder in den Armen. Rings um mich herum überall weinende und stöhnende Menschen. Ich hielt und hielt ihn einfach nur. Es ging ihm schlecht, und er lag ganz still da. Dann merkte ich, dass er nicht mehr atmete. Da wurde es mir zum ersten Mal ganz klar.

Ich sagte mir: ‚Hitler will, dass wir sterben. Er will uns umbringen.‘ An dem Punkt habe ich mir gesagt: ‚Ich werde leben.‘»<sup>71</sup>

Hannah Lévy-Haas, die wegen ihrer Beteiligung am jugoslawischen Widerstand und ihrer jüdischen Abstammung Monate in Ravensbrück zu brachte, registrierte die Unterschiede zwischen den männlichen und den weiblichen Lagerinsassen. Sie spekulierte, dass die Frauen wohl durch ihre Erziehung besser auf diese Extremsituation vorbereitet waren, da sie bereits verschiedene überlebenswichtige Fähigkeiten mitbrachten, wenn sie im Lager ankamen. Aus Aufzeichnungen männlicher Überlebender geht hervor, dass diese Häftlinge eine gewisse «Verweiblichung» durchmachten, ähnlich den Veränderungen, die auch bei Frontsoldaten während des Krieges zu verzeichnen waren. Sie lernten zu teilen, zu vertrauen, einander zu trösten, ihre Ängste einzugestehen und gemeinsam zu hoffen. Aber für die meisten Männer war das ein mühseliger Lernprozess, während Frauen solche Fähigkeiten eher schon besaßen. Lévy-Haas schrieb am 26. August 1944 in ihr Tagebuch: *«Eine Sache bringt mich hier schrecklich ausser Fassung: das ist, wenn man sieht, dass die Männer viel schwächer und weniger widerstandsfähig sind als die Frauen. Physisch und sehr oft auch moralisch. Sie können sich nicht beherrschen und zeigen einen solchen Mangel an Mut, dass sie einem leid tun. [...]Selbstverständlich: Was sich vor meinen Augen abspielt, ist nur die natürliche Fortsetzung der Vergangenheit der Darsteller.»*<sup>72</sup>

Lévy-Haas erkannte auch, wie schwer es war, sich in einer so barbarischen Umgebung selbst noch zivilisiert zu verhalten. *«Unsere Baracke ist ein wahres Irrenhaus. Nur wenige sind imstande, sich zu beherrschen. Der geringste Zwischenfall gibt Anlass zu wüsten Streitereien, zu Beleidigungen, Drohungen und Schmähungen. Alle sind höchst reizbar [...]. Das Misstrauen, die Unaufrichtigkeit schleichen sich in alle Herzen ein, wie auch der Verdacht, und das lässt einen erzittern.»*<sup>73</sup>

Frauen und Männer mussten in sich die Vision von einer Welt jenseits des Stacheldrahts und der Suchscheinwerfer lebendig erhalten. Das konnte bedeuten, sich an die Hoffnung zu klammern, einen geliebten Menschen wiederzusehen, obgleich man eigentlich wusste, dass er wohl kaum noch am Leben sein konnte. Viele Häftlinge fanden bei aller Erschöpfung noch die psychische Energie, sich an Einzelheiten aus ihrem Alltag in der Freiheit zu erinnern. Man tauschte Lieblingsrezepte und Haushaltstips aus, erzählte sich Witze, sang Volkslieder.

Diese und unzählige andere kleine Akte der Zuversicht halfen, den Kontakt zur Normalität zu bewahren, weil sie die Verbindung zu einer fernen Welt «draussen» festigten. Die Insassen klammerten sich an ihr gemeinsames Menschsein und gelobten sich, auch die Zukunft nach dem Todeslager miteinander zu teilen. Auch die kleinsten Akte der Menschlichkeit kosteten wertvolle Energien, und zu bewirken war kaum etwas. Trotzdem repräsentierte oft schon der banalste Beweis eines ungebrochenen eigenen Willens ein Reich der Freiheit, das sich der Kontrolle der SS entzog.

Für einige jüdische Männer und Frauen bedeutete ihre Würde zu bewahren, in Berlin auszuharren und verzweifelten Mitmenschen Hilfe und Trost bereitzustellen. Hanna Karminski und Cora Berliner, schon seit den Jahren vor dem ersten Weltkrieg die beiden wichtigsten Stützen des *Jüdischen Frauenbunds*, blieben und arbeiteten bis zum Umfallen, da sie sich mit dem «*Morphium der Arbeit*» gegen das «*Gefühl der grenzenlosen Verlassenheit*» zu betäuben suchten. An dem Tag, als Cora Berliner abgeholt wurde, besuchte Hannah Karminski sie noch ein letztes Mal: «*Bücher haben C. und unsere anderen Freunde mitgenommen. Sie haben sich über die Auswahl untereinander verständigt. C. hatte meines Wissens den Faust I und eine Auswahlammlung mit. Als ich am letzten Tag, kurz vor der Abreise, bei ihnen war, sassen sie in der Sonne im Hof und lasen Goethe.*»<sup>74</sup>

Gertrud Staewen, eine der evangelischen Frauen, die mit dem Büro Grüber zusammenarbeitete, erinnert sich, wie sie Hannah «Kaminski» kurz darauf noch einmal in Berlin besuchte. Karminski wusste, dass sie sie früher oder später abholen würden. Als die Deutschen eine besonders schwere militärische Niederlage erlitten hatten, ahnte Staewen Böses. «*Als ich wusste, dass Hanna Kaminski noch in dieser Nacht geholt werden sollte, ging ich zu ihr. In ihrem Zimmer stand nur noch der siebenarmige Leuchter auf Kisten und die Bibel. Am Morgen noch hatte sie mit den Kindern den Text besprochen: Ziehe in ein Land, das ich euch gewiesen habe. Sie hatte den Kindern noch gesagt, nicht Hitler, sondern Gott schickt euch. Wir beide haben in der Nacht noch einmal die Abraham-Geschichte gelesen.*»<sup>75</sup>

1943 wurde Vera Friedländer, damals noch ein junges Mädchen, verhaftet und zusammen mit polnischen Zwangsarbeitern und französischen Kriegsgefangenen in einer Berliner Fabrik eingesetzt. All die langen Monate unmenschlich harter Arbeit schikanierte die Nazi-Aufseherin die Zwangsarbeiterinnen, indem sie ihnen mit dem KZ drohte. Sie bestand auf unerfüllba-



ren Sollquoten und gestattete keine Pausen. Widerstand erschien unmöglich. Dennoch einigten sich die Arbeiterinnen, die sich praktisch nicht mit Worten verständigen konnten, das Arbeitstempo kontinuierlich zu verlangsamen. Vera übernahm es, da sie gleich neben der Tür arbeitete, das Signal zum Schnellermachen zu geben, sobald sie eine Aufseherin oder Funktionärin kommen sah. Was war das überhaupt für eine «Fabrik»? fragte sich Vera Friedländer. Sie produzierten nichts, sie reparierten nur getragene Schuhe. Welch seltsame Kundschaft, die ihre teuren Schuhe brachte, noch ehe sie abgetragen waren, und sie abgab, ohne dass sie mit einem Zettel oder irgendwelchen Anweisungen versehen waren. Was glaubten sie, wie sie ihre Schuhe inmitten der ständigen Bombenangriffe je wiederkriegen würden? Kaum getragene Schuhe aller Fabrikate. Ohne es auszusprechen, begriff Vera, womit sie es zu tun hatten, und sie musste an die unendliche Welt des Leidens dort draussen denken.<sup>76</sup> Sie und ihre gute Freundin Hanna sprachen kaum miteinander, waren jedoch fest entschlossen, einander überleben zu helfen, damit sie von dieser Salamander-Schuhfabrik erzählen könnten. Wieviele Menschen in Deutschland, so fragte ich mich beim Lesen dieser Erinnerungen, kennen wohl diese Geschichte von den «herrenlosen» Schuhen? Und diejenigen, die sie kennen – wo mögen sie heute ihre Schuhe kaufen?

## Die Funktion der Geschlechtertrennung für die Kriegsökonomie und den Genozid

Wenn wir uns mit dem Nationalsozialismus beschäftigen, drängt sich natürlich immer wieder die Frage auf, wem die Verantwortung für den Genozid zu geben ist. Wer trug die Schuld? Ein wahnsinniger Diktator, der engste Kreis seiner fanatischen Gefolgsleute, die Männer der SS, die «Schreibtischtäter» in Berlin, die Mitglieder der NSDAP?

Der Historiker Raul Hilberg formuliert den Ansatz einer Antwort: *«Eine Schlussfolgerung können wir aus der Vergangenheit ziehen. Ein solcher Vernichtungsprozess ist nicht das Werk einiger weniger Wahnsinniger. Seine organisatorische Struktur ist viel zu komplex, seine administrative Umsetzung viel zu umfassend, als dass er ohne spezialisierte Bürokraten in allen gesellschaftlichen Bereichen ablaufen könnte. Die Täter, die an der ‚Endlösung‘ beteiligt waren, [...] saßen in allen Teilen Deutschlands und allen gesellschaftlichen Bereichen.»*<sup>1</sup> Indem Hilberg den Blick von Hitler, Himmler und den grossen NS-Führern weglent, stellt er nicht die Frage nach der moralischen Schuld von Individuen, sondern forscht nach dem historischen «Wirkungszusammenhang». Dadurch zerlegt er den Zerstörungsapparat in seine einzelnen Funktionsmechanismen.

Die Technisierung des Tötens erforderte die Mitarbeit von Menschen aus allen Bereichen der Gesellschaft. Entscheidend für die Durchführung der Judenvernichtung war nicht nur die Beteiligung der Führungseliten in der Verwaltung, Industrie und Wehrmacht; ohne die funktionale Pflichterfüllung des durchschnittlichen Angestellten in der Bürokratie wäre das Ausrotungsprogramm nicht realisierbar gewesen.

Wie konnte es geschehen, dass so viele Menschen dem Unheil gleichgül-

tig zugesehen haben? *«Ich habe mich oft gefragt»*, schreibt Peter Drucker, *«wer letztlich mehr Unheil angerichtet hat, die ‚Ungeheuer‘ oder die ‚Lämmer‘, und was schlimmer ist, [...] Machtgier [...] oder die Sünde des Hochmuts. Aber vielleicht ist ja keine dieser beiden herkömmlichen Sünden die grösste. Vielleicht ist das Schlimmste ja die neue Sünde des zwanzigsten Jahrhunderts, die Sünde der Gleichgültigkeit, die Sünde des brillanten Biochemikers, der weder tötet noch lügt, sich aber weigert, Zeugnis abzulegen, wenn – wie es in dem alten Kirchenlied heisst – ‚unser Herr ans Kreuz geschlagen‘ wird.»*<sup>2</sup> Diese Sichtweise lenkt den Blick von dem Diktator, der die Vernichtungspläne ersann, hin zu den Menschen, die die Befehle zur Verhaftung, Deportation, Misshandlung und Ermordung ausführten oder tatenlos dabei zugesehen haben. Wen trifft die Schuld? Wen die Mitschuld? Wen die Verantwortung?

Hilberg spricht von «Männern». Was ist mit den Frauen? Wer hat sich schon einmal Gedanken darüber gemacht, welche Rolle das «minderwertige» Geschlecht bei dem Ausrottungsfeldzug gegen die «rassisch Minderwertigen» spielte? Die Befehlskette von der Reichskanzlei bis in die Krematorien blieb «unter Männern». Frauen waren weder an der Planung der «Endlösung» beteiligt, noch – mit Ausnahme einiger Tausend Gefängnis- und Lageraufseherinnen – an dem Morden selbst.

Aber der NS-Staat hatte in einem Ausmass, das es zuvor noch nie gegeben hatte, eine rigide Gesellschaftsordnung auf der Basis biologistischer Konzepte von Geschlecht und Rasse institutionalisiert. In dieses System war das Handeln der Einzelnen eingebettet. Deshalb werde ich in diesem Kapitel nicht nur die Rolle der Frauen im Auge haben, sondern die Implikationen dieser Gesellschaftsordnung untersuchen, die den Genozid möglich gemacht haben. Die Frage nach der historischen Verantwortung läuft damit auf die Untersuchung einer Weltanschauung und deren Bürokratisierung hinaus.

Bereits in *Mein Kampf* hatte Hitler die Familie als «Keimzelle des Volkes» gepriesen; nach 1933 traf die Beschwörung der «starken» Familie auf dem Hintergrund der Wirtschaftskrise und der politischen Ungewissheit auf die Sehnsucht der Menschen nach Sicherheit und Ordnung. Schon das Wort «Familie» weckte mächtige Bilder eines stabilen häuslichen Rahmens, der die Freiheit, die Privatsphäre und die Würde der Individuen gegen die öffentliche Sphäre abschirmte. Im Gegensatz zu den öffentlichen Institutionen, die einerseits Durchsetzungsvermögen, andererseits Anpassungsfähig-

keit belohnen, kultiviert der häusliche Bereich in dieser konservativen Sicht Charakterstärke und Eigenständigkeit.<sup>3</sup> Dieses dichotome Bild von öffentlichem und privatem Leben verdeckt die andere entscheidende Funktion der Familie, die darin besteht, die Individuen auf die gesellschaftlichen Anforderungen vorzubereiten.

Während die NS-Rhetorik den nostalgischen Mythos der schützenden Familie pflegte, war die praktische Politik darauf ausgerichtet, eine Familie zu schaffen, die dem totalitären Staat gefügte Mitglieder «heranzüchtete». Das nationalsozialistische Familienmodell steuerte tendenziell die «Entleerung» des Privathaushaltes an, indem es Eltern und Kinder in staatlich gelenkte Freizeitaktivitäten, Berufsorganisationen, karitative Tätigkeiten und Schulungsprogramme einband. Indem Peer-Groups die Bande zwischen Kindern, Eltern und Geschwistern lockerten, wich die emotionale Funktion der Familie dem immer festeren Zugriff des Staates.

Auch die Frauenpolitik der Nationalsozialisten förderte letztlich die Entprivatisierung der Familie. Obschon Scholtz-Klink die Hauptaufgabe der Frauen im privaten Bereich sah, forderte sie doch die Unterwerfung der Frauen unter Führer und Vaterland.<sup>4</sup> Rückblickend stellte sie es zwar als ihr Verdienst dar, dass sie die Frauen aus dem politischen Sektor abgezogen hatte, übersah aber dabei, dass es bald ohnehin gar keinen Privatbereich mehr geben sollte. Alles hatte seine politische Funktion – auch die Illusion von der schützenden Familie und der apolitischen Frau. Und Scholtz-Klink wusste, wovon sie sprach, wenn sie vor der DAF sagte: *«Darum liegt mir soviel daran, meine Frauen [...] zu diesem Bewusstsein des Stolzes als deutsche Frau zu erziehen, ein deutscher Mensch zu sein und hier dem Führer verantwortlich zu sein. Meine ganze Arbeit gipfelt letzten Endes darin.»* Sie erinnerte daran, dass *«die alten Gesetze, sagen wir einmal, der Geschlechterehre der Frau»* nicht mehr vorhanden seien. *«Wir müssen heute dazu übergehen, nachdem der Führer der Frau einen solchen Anteil an seinen Werken zugebilligt hat, auch von selten der Männer eine Arbeitsehre der Frau anzuerkennen, eine Arbeitsehre nicht nur dort, wo sie handwerklich arbeitet und politische Verantwortung trägt. Wir wollen nicht die politische Frau im alten Sinne, die mit dem Manne streitet. Wir wollen niemals den Kampf Frau contra Mann. Aber wir wollen die Zusammenarbeit von Mann und Frau auf ebenbürtiger Grundlage. Wenn ich sage, wir wollen auch politische Frauen,*

*dann meine ich damit die Frau, die mitdenkt, mitsorgt, mitfühlt, mitträgt, und bereit ist, aus ihrem inneren Stolz als Frau heraus in allen Dingen der innere, feste Gefährte des Mannes zu sein. [...] Das haben wir früher nicht gehabt. [...] Das müssen wir haben, sonst können wir die schweren Probleme des Nationalsozialismus nicht lösen, die Probleme, die sich im Wesentlichen an die Frau, an die Mutter, an die berufstätige Frau wenden.»<sup>5</sup>*

Hitler brauchte Frauen, die die Illusion einer sauberen Wohlanständigkeit vermittelten, um das mörderische Wesen des Staates zu maskieren. Vor dem Krieg arbeiteten die Frauen in Scholtz-Klinks Organisationsapparat – zum grossen Teil mit Unterstützung der christlichen Frauen – am Aufbau einer eigenen Welt und der Propagierung des entsprechenden «weiblichen» Images. Der wahre Charakter ihrer Aktivitäten wurde erst nach 1939 offensichtlich und erfüllte seinen Zweck im Krieg, bei den Repressionsmassnahmen und bei der Organisation des Völkermords.

Eine geheim durchgeführte Untersuchung der Sozialdemokraten zur Stimmung in der Bevölkerung 1937 ergab, dass die Menschen mit Krieg rechneten und sich den vorbereitenden Massnahmen fügten, *«nicht ganz ohne Sträuben, aber doch williger, als man hätte denken sollen»*. Die Verfasser des Berichts stellten sich die Frage, bis zu welchem Grade die Deutschen kritisch gegenüber der NS-Politik eingestellt sein konnten, ohne öffentlich zu protestieren. Verärgert und resigniert wird festgestellt, wie plump die Propagandamaschinerie Goebbels funktionierte: *«Ein Regime, das das Volk von jeder tatsächlichen Mitwirkung ausschliesst, muss jede Gelegenheit ergreifen, dem Volk Raum für eine scheinbar verantwortliche Mitwirkung zu geben, damit ihm sein ohnmächtiges Herdendasein nicht zu Bewusstsein kommt.»<sup>6</sup>* Hitler, so scheint es, kannte die geheimsten Sehnsüchte der Menschen und verstand es, sich der Massenpsychologie zu bedienen, um seine Ziele zu erreichen. Ein Mitverfasser des Berichts bemerkte, wie zufrieden die Leute unter der neuen Ordnung geworden waren: *«Das deutsche Volk ist ja so ein grundanständiges Volk. Es liebt deswegen auch über alles die sogenannte Ordnung. Es will kein ‚Chaos‘.»* Solange die Politik mit den tiefsten emotionalen und ökonomischen Bedürfnissen der Deutschen übereinstimmte, konnte der Staat Massen von Anhänger/\*inne/n mobilisieren. Aber die Kriegsvorbereitungen setzten neue gesellschaftliche Prioritäten.

1936, als Deutschland mit der Wiederaufrüstung begann, verschärfte

Hitler seine Angriffe gegen die Kirchen, die «rassisch minderwertigen Arier» und die Juden. Er vertraute den Treuegelöbnissen der Protestanten und Katholiken nicht, liess führende Kirchenmänner verhaften, widersetzliche Organisationen auflösen und alle Aktivitäten unterbinden, die mit den NS-Programmen hätten konkurrieren können.

Unmittelbar vor dem Einmarsch in Polen gehörte fast ein Drittel der Gesamtbevölkerung einer der zahllosen NS-Organisationen an, die das Leben von der Wiege bis zur Bahre erfassten.<sup>7</sup> Natürlich waren nicht alle Deutschen – und vielleicht noch nicht einmal die meisten – fanatisch ergebene Nationalsozialist/\*inn/en, aber praktisch alle waren, zumindest nach aussen hin, mit dem NS-Regime einverstanden und leisteten seinen Anordnungen Folge. Unter den verschärften Bedingungen des Krieges genügte dem Staat bedingte Loyalität allerdings nicht mehr. Nach 1939 fanden sich in Deutschland viele Menschen, die alles in allem auf Seiten der Nazis standen, plötzlich vor Gericht wieder: Man beschuldigte sie nach dem «Heimtückegesetz» staatsfeindlicher Umtriebe oder «politischen Verrats», weil sie über einen bestimmten Aspekt der NS-Politik ihren Unmut geäussert hatten. Abweichende Ansichten bezüglich Details galten jetzt als Häresie.

Weil die Männer an der Front waren, trafen diese Anschuldigungen vor allem Frauen. Zwei Fallbeispiele mögen illustrieren, welche Ansprüche die im Krieg befindliche Nation jetzt an ihre Bürgerinnen stellte.

Unmittelbar nach dem Einmarsch in Polen schrieb die evangelische Leiterin der *NS-Frauenschaft* in Köln, Amalie Huber, an eine Freundin, dies sei das Ende Deutschlands; man werde dafür bezahlen müssen. Die Deutschen bräuchten kein neues Territorium und hätten genug zu essen. Man benötige diesen Hitler nicht. Die Leute seien so verbittert, dass sie nicht länger mit ihren Ansichten hinter dem Berg halten würden. Henkes Brief wurde im Zuge einer Routinekontrolle geöffnet und führte zu Untersuchungen und Verhören. Sie erklärte zu ihrer Verteidigung, sie habe keineswegs die Volksmoral untergraben, sondern nur das in Worte gefasst, was alle dächten. Ihr Mann hielt zu ihr, obwohl ihm von Parteifunktionären nahegelegt wurde, die Scheidung zu beantragen. Nachdem Amalie Huber auf Weisung Heydrichs eine Zeitlang im Gefängnis festgehalten worden war, wurde sie ohne Verhandlung wieder freigelassen. Wenn auch die Motive für diese Entscheidung aus den Unterlagen nicht ersichtlich werden, ist doch anzunehmen, dass ir-

gendjemand zu dem Schluss gelangte, ein Prozess gegen eine wortgewandte Frauenschaftsführerin würde der allgegenwärtigen Flüsterpropaganda, die die Parteifunktionäre ohnehin beunruhigte, nur noch mehr Nahrung liefern.

Ein zweites Beispiel für diese nun einsetzende Welle von Verdächtigungen gegen augenscheinlich staatsreue Bürger ist vom November 1939. Die Arztgattin Dörte Müller, deren Mann in Polen Soldat war, wollte nicht für das Winterhilfswerk spenden und hatte ausserdem angeblich einer «braunen Schwester» die Schuld am Tod eines ihr zur Pflege anvertrauten Säuglings gegeben. Die Anschuldigungen gegen Dörte Müller füllen 28 Seiten ihrer Gestapoakte. «*Die Ideen Adolf Hitlers sind ihr ganz und gar fremd*», lautet ein Punkt. «*Ihr Benehmen verletzt in empörender Weise das gesunde Volksempfinden*», hiess es an anderer Stelle. «*Wie lange müssen wir uns solche Unverschämtheiten noch gefallen lassen?*», wollte eine Nachbarin wissen.<sup>8</sup> Nach etlichen weiteren Berichten, Anschuldigungen und eidesstattlichen Erklärungen wurde die Anklage schliesslich fallengelassen. Beide Fälle zeugen von der Demoralisierung, die innerhalb der Bevölkerung um sich griff.

Rückblickend wird deutlich, dass Hitlers oberstes Kriegsziel nicht der militärische Sieg, sondern die «rassische Erneuerung» war. Der Zweite Weltkrieg war, um es in Anlehnung an Marxens Diktum über die Revolution zu formulieren, der Geburtshelfer der NS-Gesellschaft. Goebbels schrieb 1943, der Führer habe recht, wenn er sage, dass der Krieg die Lösung einer Reihe von Problemen ermögliche, die in normalen Zeiten nicht hätten beseitigt werden können. Die Frauen hätten spätestens daran merken können, woran sie waren, als Hitler erklärte, dass nunmehr alles, «*vom ersten Kinderbuch an bis zur letzten Zeitung*», dem Staat dienen müsse.<sup>9</sup> Der Krieg stärkte Hitler in seiner Entschlossenheit, eine neue Gesellschaftsordnung auf der Grundlage biologistischer Konzepte von Rasse und Geschlecht zu errichten. Im Kern dieser Gesellschaft sollte das ideale Paar stehen: nicht Ehemann und Ehefrau, sondern Soldat und Mutter – beide dem über allem waltenden Patriarchen Hitler in absolutem Gehorsam ergeben.

Scholtz-Klink hatte 1934 die Order erhalten, das Leben der weiblichen Hälfte dieses Idealpaares zu gestalten. Aber sie hatte nie klare Anweisung erhalten, wie sie diese Aufgabe angehen sollte. Ausserdem verfügte sie auch nicht über einen ausreichend mächtigen Apparat, um umfassende Verände-

rungen durchzusetzen. Als der Krieg vor der Tür stand, propagierte die Parteiführung das Idealbild der aktiv-passiven Frau: Aktiv sollte sie den «Rassenkampf» vorantreiben und passiv sich im «Geschlechterkampf» dem Mann unterwerfen. Die hingebungsvolle Mutter sah sich jetzt aufgerufen, ihre Kinder tagsüber zur Betreuung wegzugeben und zwölf Stunden in der Fabrik zu arbeiten. Von 1933 bis 1936 war das *Deutsche Frauenwerk* gegen die «Doppelverdiener» zu Felde gezogen. Die Kindererziehung hatte als vornehmste Aufgabe der Frau gegolten. Nach 1936/37 lobte der Staat dagegen die mitverdienende Frau, die aus Vaterlandsliebe die Doppelbelastung durch Mutterschaft und Erwerbstätigkeit auf sich nahm. Eine Funktionärin fasste den Widerspruch in ein prägnantes Bild: Patriotische Mutterkreuzträgerinnen sahen sich jetzt am Muttertag bei der Arbeit in der Fabrik.<sup>10</sup> Jetzt wurde ganz deutlich, dass Scholtz-Klink von Anfang an nur das eine Ziel verfolgt hatte: die Frauen dem NS-System verfügbar zu machen. Machtlose und aufopferungsbereite Frauen sollten als willige Werkzeuge der Regierungspolitik in die öffentliche Sphäre geholt werden. Solange die Frauen glaubten, dass dieser Schritt in die Öffentlichkeit im Namen der Mutterschaft erfolgte, funktionierte diese Strategie, zumindest unter den Mittelschichtsfrauen, die Scholtz-Klinks Basis bildeten. Als aber die Mobilisierung begann, hatten die Attacken gegen die kirchlichen Institutionen bereits die Loyalität eben jener Frauen unterminiert, die Scholtz-Klink rekrutieren wollte.

Der Übergang zur Kriegswirtschaft ernüchterte die Mittelschichtsfrauen endgültig. Als der Krieg den massenhaften Einsatz von Frauen in «unweiblichen» Arbeitsbereichen wie dem Transportwesen, dem Bergbau, der Schwerindustrie und dem Kommunikationssektor forderte und auch in den Büros und in der Landwirtschaft vermehrt weibliche Arbeitskräfte benötigt wurden, sprangen viele gemässigte Anhängerinnen ab, die Scholtz-Klink dank ihrer unspezifischen Rhetorik und ihrer pragmatischen Vorgehensweise rekrutiert hatte. Sie waren bereit gewesen, sich für NS-Ziele einzusetzen, solange sie diese Programme mit ihren Grundüberzeugungen hinsichtlich Mutterschaft und Familie vereinbaren konnten. Als aber die Ideale, die anfänglich in der Arbeit des *Deutschen Frauenwerks* zum Ausdruck gekommen waren, den Erfordernissen der Kriegswirtschaft weichen sollten, hatte die Reichsfrauenführerin nicht die unabhängige Hausmacht, die sie gebraucht hätte, um ihre Programme zu verteidigen. Sie und ihre Mitarbeiter-



innen zahlten jetzt, als sie ihre Organisationen durch die Forderungen der Kriegswirtschaft unterhöhlt sahen, den Preis für ihren Opportunismus.

Realistisch wie immer, wusste sich Scholtz-Klink auch auf diese neue Situation einzustellen: Sie propagierte die neuen Prioritäten, die die Kriegssituation vorgab, und rief die Frauen auf, sich in technischen Bereichen zu qualifizieren und in strategisch wichtigen Betrieben zu arbeiten. Aber wer sollte ihr das abnehmen? Die NS-Strategen hatten sie nicht einmal konsultiert, als sie ihre Mobilisierungspläne entwickelten. Erst wenige Jahre zuvor hatte Scholtz-Klink gelobt, dass «ihre» Frauen nie gezwungen sein würden, sich die Hände durch Erwerbsarbeit zu beschmutzen. Jetzt verlor sie ihre Glaubwürdigkeit, als sie die Frauen drängte, viele Kinder zu gebären und in der Fabrik zu arbeiten. Solange sie eine populäre und konventionelle Botschaft verkündet hatte, waren die Frauen ihr willig gefolgt; als sie jetzt mit den Idealen ihrer Anhängerinnen brach, büsste sie ihre Überzeugungskraft ein.

Nach Kriegsbeginn blieb Scholtz-Klink weiter im Amt, aber ihre Aufgaben als Reichsfrauenführerin wurden immer weiter reduziert. Dass ihr Name in den Beständen der deutschen Militärarchive so gut wie nicht auftaucht, unterstreicht, wie verschwindend der sozialpolitische Einfluss der Frauen in der Kriegszeit war. Die Befehlskette konzentrierte die Entscheidungsmacht bei einer kleinen Elite um Hitler. Dass Scholtz-Klink und ihr *Deutsches Frauenwerk* nicht vor übermächtigen Zwängen kapitulierten, sondern sich gebrauchen liessen, ist in meinen Augen allerdings deutlich. Auch wenn sie sich gelegentlich gegen Einzelaspekte der NS-Politik auflehnten, machten sich diese Frauen doch im Grossen und Ganzen zu Komplizinnen eines Systems, das sie mit Belohnungen köderte.

Nach dem Übergang zur Kriegsökonomie übernahm die *Deutsche Arbeitsfront* die Planung der Frauenmobilisierung. Scholtz-Klinks Rivalin Alice Rilke war jetzt das einzige Bindeglied zwischen der Führungsspitze und den Arbeiterinnen. Auch männliche Bürokraten initiierten jetzt Kampagnen, um die Frauen in die Fabriken zu locken. Erstmals wurden in «Stimmungsberichten» die Frauen berücksichtigt. Die Frauen sollten «Männerarbeit» zu übernehmen und eben dadurch «weibliche» Tugenden wie Selbstlosigkeit, Idealismus und Patriotismus zu beweisen. Ein Plakat zeigte eine fröhliche Ehefrau und Arbeiterin in einem Rüstungsbetrieb. «*Früher habe ich ihm die Butterbrote gestrichen. Jetzt streiche ich Granaten. Ich*

sage mir, ich tue es für ihn.»<sup>11</sup> Die Rhetorik der Kriegszeit erklärte der Frau, dass das Wohl des Volkes und seiner Soldaten von ihr abhinge. Die Propaganda operierte mit Schlagworten wie «Schicksal, Ruhm, Notgemeinschaft, Sieg und Solidarität». Plakate, Reden und Radiosendungen sorgten dafür, dass diese Themen allgegenwärtig waren. «Der moderne Krieg ist ein totaler Krieg. Er erhebt Anspruch auf den Einsatz aller»,<sup>12</sup> hiess es in einer vielzitierten Studie über die Rolle der Frau in der Kriegsökonomie.

Scholtz-Klink vollzog den ideologischen Schwenk sofort mit, während Auguste Reber-Gruber im Erziehungsministerium zunächst erbittert auf die Mobilisierung der Frauen für Kriegszwecke reagierte. Sie beklagte die damit einhergehende Vernachlässigung «weiblicher» Werte und vor allem den Mangel an Teilnehmerinnen für ihre Handarbeits- und Kochkurse. Aber die altgediente Nationalsozialistin revidierte ihre Position rasch. Bald schon griff sie das Thema unter dem Aspekt der Gleichwertigkeit der Geschlechter auf und begrüsste den Krieg als Möglichkeit, Kampfbereitschaft, Führungsqualitäten, Rassenbewusstsein, Willensstärke, Charakterfestigkeit und Liebe zum Leben zu kultivieren. Um die Frauen überzeugen zu können, forderte sie Zugang zu den «neuesten psychologischen Methoden», die «Rassenkunde» und «Seelenkunde» zu einer neuen Wissenschaft integrierten: der «Rassenseelenkunde». Sie beklagte den «Organisationsegoismus», der ihr den Einfluss auf die Schulen entzog, und arbeitete darauf hin, die Kontrolle über die Mädchen- und Frauenerziehung in den besetzten Gebieten zu erlangen. Ausserdem schmiedete sie Pläne, wie sie ihre Lehrerinnen vor der Vereinnahmung durch die Rivalinnen in der *Arbeitsfront* und im *Frauenwerk* bewahren könnte.<sup>13</sup>

Den Frauen, die ohnehin arbeiten gehen wollten oder mussten, eröffnete der Krieg neue Möglichkeiten. Ingenieure beispielsweise konstruierten schwere Maschinen so um, dass sie der Körpergrösse von Frauen angepasst waren.<sup>14</sup> Industriosozologen experimentierten mit verschiedenen Anreizen, die die Arbeitsplätze für Frauen attraktiver machen sollten (etwa pastellfarbene gestrichene Wände, Halbtagschichten, Suppenpausen, Kinderbetreuungseinrichtungen im Betrieb und Beratungsstellen, um berufstätigen Müttern die Schuldgefühle zu nehmen). Einzelne Frauen taten sich in Deutschland wie in Amerika als Testpilotinnen von neuen Flugzeugmodellen hervor. Sie sollten das kostbare Leben männlicher Kampfflieger schonen. Han-

na Reitsch beispielsweise flog in den Jahren 1944/45 NS-Grössen nach Berlin, wenn es galt, unter feindlichem Flugabwehrfeuer dorthin zu gelangen. Natürlich wurde sie als Rollenvorbild präsentiert. Wenn sie zu jungen Frauen sprach, rief sie sie dazu auf, ihrer «weiblichen» Hingabe an den Führer nachzueifern – nicht dazu, Testpilotinnen werden zu wollen. Untersuchungen wiesen nach, dass es vorteilhafter sei, «*die Universitäten auf die Bedürfnisse der Frauen zuzuschneiden*», als «*Frauen zu schaffen, die den Universitäten angepasst waren*».<sup>15</sup>

Für die NS-Planer war der Vergleich ihrer Erfolge mit den Resultaten der Frauenmobilisierung im Ersten Weltkrieg und bei den alliierten Mächten des Zweiten Weltkriegs niederschmetternd. In beiden Fällen war es gelungen, erheblich mehr Arbeiterinnen zu rekrutieren und die Produktionsleistungen wesentlich weiter zu steigern als im Dritten Reich.<sup>16</sup> In England arbeiteten 60% aller Frauen ausser Haus, in Deutschland war es lediglich ein gutes Drittel – kaum mehr als in Friedenszeiten. Schon 1939 machte sich der Arbeitskräftemangel so akut bemerkbar, dass viele Firmen keine Rüstungsaufträge annehmen konnten. Nur 13% aller berufstätigen Frauen waren in der Industrie beschäftigt, was im Vergleich zu den zwanziger Jahren sogar einen erheblichen Rückgang darstellte. Eineinhalb Millionen Dienstmädchen hätten sich dazu entscheiden können, in den Rüstungsbetrieben zu arbeiten, aber ihr Anteil unter den Arbeiterinnen vergrösserte sich nur unwesentlich. Dreieinhalb Millionen Frauen ohne Kinder unter 14 Jahren sowie eine halbe Million jungverheirateter, kinderloser Frauen blieben ebenfalls der Erwerbswelt fern: Sie ignorierten die Appelle, ihren Beitrag für den Endsieg zu leisten.<sup>17</sup>

Angesichts der schlecht bezahlten, körperlich anstrengenden Arbeit in den kriegswichtigen Betrieben wollten die Frauen den Privatbereich nicht verlassen. Die Planer sahen sich in der Sackgasse. Die Mittelschichtsfrauen – als Hauptzielgruppe der pro-natalistischen Politik – zögerten offenbar, sich nach ausserhäuslicher Arbeit umzusehen. Die Arbeitsmarktexperten empfahlen, wie ihre Kollegen in anderen Ländern, entweder die Frauenlöhne zu erhöhen oder die Unterstützungszahlungen für Kriegerwitwen und Soldatenfrauen zu kürzen. Man befürchtete aber, dass Lohnerhöhungen die männlichen Arbeiter empören und die Inflation anheizen würden; andererseits würde die Beibehaltung der geringen Frauenlöhne die Moral der Frauen unterminieren und dem Vorwurf Nahrung geben, dass geldgierige Profiteure den Patriotismus der Frauen ausbeuteten.<sup>18</sup> Hitler, mit seinen starren

Vorstellungen von der «Natur» der Frau, war der Ansicht, dass die Höhe der Löhne den Status der Arbeitskräfte sichtbar machen sollten und dass höhere Frauenlöhne die Männer bedrohten und die soziale Ordnung gefährdeten.

Um junge Frauen zu ermuntern, sich Arbeit zu suchen, wurden die Kriterien für die Gewährung von Ehestandsdarlehen 1937 dahingehend verändert, dass es den Frauen künftig gestattet war, ausser Haus zu arbeiten. Andere politische Massnahmen neutralisierten allerdings diesen Anreiz. Kriegerwitwen und Soldatenfrauen bezogen extrem hohe Unterstützungsleistungen – 85% des Lohns, den der Mann nach Hause gebracht hätte.<sup>19</sup> Wenn diese Frauen arbeiten gingen, wurden die Zahlungen gekürzt. Im Sommer 1941 begannen die entsprechenden Behörden, die Folgen dieser Kürzungen für die Empfängerinnen genauer zu prüfen. Kinderbeihilfen sorgten ebenfalls dafür, dass die Mütter wenig Veranlassung hatten, arbeiten zu gehen. Alle diese Prämien, die das Zuhausebleiben der Frauen begünstigten, blieben unangetastet, aus Angst vor einer Schwächung der Moral an der Heimatfront. Weil niemand die Frauenlöhne erhöhen wollte, aber auch keine Zwangsmittel eingesetzt werden sollten, blieb den Nazis als einziges Rekrutierungsmittel die Propaganda.

Die endlosen Debatten über die Frage der Mobilisierung der Frauen für die Rüstungsindustrie zeigen, wenn wir die immanenten Notwendigkeiten des Systems im Auge behalten, die irrationalen und destruktiven Folgen des starren Geschlechterrollendenkens in Zeiten der Kriegsökonomie. Aber die NS-Planer hatten in allen wirtschaftlichen Sektoren mit Widersprüchen zu kämpfen. Die Furcht vor einer Unterminierung der Moral durch eine Zwangsverpflichtung zur Arbeit oder durch die ständige Beschwörung der nationalen Notlage führten zu einer Situation, die der Historiker Burton Klein als «*Kriegsökonomie wie in Friedenszeiten*» bezeichnet: Man erklärte den «totalen Krieg» und versuchte doch gleichzeitig, das Bild einer friedlichen Gesellschaft aufrechtzuerhalten und die militärische Lage optimistisch darzustellen.<sup>20</sup> Hinter dieser opportunistischen Fassade jagte allerdings ein verzweifelter Bericht den anderen. Das erklärt – um nur ein Beispiel zu nennen –, warum der Leiter der *Deutschen Arbeitsfront*, Robert Ley, 1942 Scholtz-Klinks Vorschlag ablehnte, sowohl die Gebärfreudigkeit als auch die Bereitschaft zur Fabrikarbeit zu fördern, indem man mehr Vergünstigungen für berufstätige Mütter schuf. Während er Scholtz-Klink gegenüber die offizielle Parteilinie vertrat, setzte er sich bei Besprechungen auf höch-

ster Ebene mit männlichen Parteiführern für höhere Frauenlöhne ein. Er argumentierte Scholtz-Klink gegenüber, dass in der NS-Gesellschaft alle Frauen nur eine Identität haben sollten: die mütterliche – ob sie ausser Haus arbeiteten oder nicht. «*Volksbiologische*» Überlegungen müssten Vorrang haben vor materiellen Erfordernissen, da der «*gesunde*» nationalsozialistische Staat nicht die dekadente Weimarer Republik sei.<sup>21</sup> «*Dieser Entwurf bzw. das trotz meines Einspruchs nunmehr im Sinne desselben beabsichtigte Gesetz schützt einseitig die in Lohnarbeit stehende Mutter und erweitert damit die bereits jetzt bestehende Kluft zwischen der erwerbstätigen Frau und der Mutter, die ihr Arbeitskraft im Haushalt oder im Familienbetrieb einsetzt.*» Er wollte nicht das «Doppel verdienertum» fördern und eine Gesetzgebung unterstützen, die «*aus der Zeit vor der Machtübernahme übernommen ist*». Er sagte weiter: «*Es heisse schliesslich, den Sinn der nationalsozialistischen Politik völlig auf den Kopf stellen, wenn man den gegenwärtigen Zustand weiter aufrecht erhalten oder gar noch verschärfen und die nicht gegen Geldlohn tätige Mutter auf die Dauer weiter benachteiligen wollte.*» Und weiter: «*Die aus der Zeit des Liberalismus und des Marxismus übernommene Zweiteilung in sogenannte erwerbstätige und nicht erwerbstätige Frauen darf in Zukunft keine Rolle mehr spielen.*»<sup>22</sup>

Trotz des akuten Arbeitskräftemangels und der Produktionsprobleme konzipierten Hitler, Goebbels und Göring keine Strategie, die geeignet gewesen wäre, das Reservoir an weiblichen Arbeitskräften zu nutzen. Bis 1943 wies Hitler immer wieder Forderungen der Arbeitsmarktstrategen Albert Speer, Georg Thomas, Fritz Sauckel und Franz Seldte zurück, die Frauen zum Arbeitsdienst zwangszu verpflichten. Auch den gemässigten Funktionären in Hitlers engstem Kreis waren Zwangsmassnahmen nicht geheuer. Sollten die Arbeitgeber Soldatenfrauen bestrafen, wenn sie zu oft krank waren? Sollte man Frauen von Parteimitgliedern zwingen, ganztags arbeiten zu gehen? Sollte man Frauen, deren Arbeitsleistung zu wünschen übrig liess, «antreiben»?<sup>23</sup>

Als Konsequenz führten Hitlers Vorstellungen der Geschlechterrollen und die Erwägungen der Parteiführer dazu, keine umfassende Kampagne zur Mobilisierung von Arbeitskräften zu starten. Görings barbarische Arbeitsfront-Projekte vermochten den Mangel auch nur partiell zu beheben. Bereits 1941 waren drei Millionen «Fremdarbeiter» und Kriegsgefangene zwangsverpflichtet worden, um die Löcher zu stopfen. Nach Stalingrad vermehrte

sich dieses «Arbeitskräfteheer» noch um fast vier Millionen Opfer aus dem NS-besetzten Osteuropa, das von den unmenschlichen Arbeits- und Lebensbedingungen bis 1945 auf eine Million reduziert wurde.

Im Hinblick auf die Eroberungspläne der NS-Führer erwies sich das ausgeklügelte System von materiellen und psychologischen Prämien für die Mutterschaft als disfunktional. Obwohl die Frauenlöhne niedrig blieben, war für die Frauenprogramme bald fast gar kein Geld mehr da. Nur die Unterstützungszahlungen für die Soldatenfrauen blieben noch bestehen. Die Frauen liessen sich weder von materieller Not noch von einer entschiedenen weiblichen Führung oder gar Kriegsbegeisterung dazu treiben, massenhaft in die Rüstungsindustrie zu gehen. Der Arbeitskräftemangel wurde zum Handicap für das Militär. Zwar beschwor die Propaganda die glorreichen Tage von 1914, aber die Stimmung von damals wollte sich nicht wieder einstellen. Im Ersten Weltkrieg hatten alle Deutschen die «Frontstimmung» geteilt und sich durch die verheerenden Verluste an der Marne, bei Verdun und an der Somme bedroht gefühlt. Jetzt blickten sie bis Stalingrad voller Zuversicht auf das militärische Kriegsgeschehen, das darin bestand, dass die deutschen Truppen offensiv vorrückten und einen Sieg nach dem anderen errangen. Als sich das Blatt 1942 wendete, glaubten viele Menschen, dass ohnehin alles verloren war – ganz unabhängig von dem, was sie selbst taten.

Nach Stalingrad setzten sich Hitlers engste Mitarbeiter schliesslich über die Widerstände gegen die Zwangsverpflichtung von Frauen hinweg: Alle Bürgerinnen mussten sich zum Arbeitsdienst melden. Junge Frauen wurden in Arbeitslagern zusammengezogen, ein Programm, das Gertrud Bäumer im Namen der Frauenrechte unterstützte.<sup>24</sup> Selbst auf dieser Stufe des totalen Krieges fanden die Frauen Mittel und Wege, sich dem Arbeitseinsatz zu entziehen, weil die Funktionäre zögerten, die Massnahmen auch wirklich mit aller Konsequenz durchzusetzen. Kurz vor der Kapitulation kamen Frauen dann auch als Flakhelferinnen und Soldatinnen zum Einsatz. Scholtz-Klink brüstete sich 1981 damit, sie habe verhindert, dass «ihre» Frauen Kriegsdienst leisten mussten. (*«Ich habe Söhne im Krieg. Da will ich meine Töchter davor bewahren.»*) Sie selbst lernte allerdings sogar, ein Maschinengewehr zu bedienen, als die Alliierten auf Berlin vorrückten.<sup>25</sup> Die Nationalsozialistinnen, die sich hinter eine starke Führerin gestellt hatten, weil sie ihnen die Stärkung der Familie versprochen hatte, sahen bestürzt, dass ihre schlimmsten Befürchtungen, die ursprünglich der Weima-

rer Republik und dem Bolschewismus geglöhend hatten, jetzt ausgerechnet unter dieser Diktatur wahr wurden, der sie selbst an die Macht verholten hatten.<sup>26</sup> Reber-Gruber meinte zu einer Mitarbeiterin, dass die früheren Rivalinnen sich ins Fäustchen lachen würden, wenn sie sähen, wie die Partei ihre Frauen behandelte.<sup>27</sup>

Den immanenten Notwendigkeiten des nationalsozialistischen Systems widersprachen nicht nur Hitlers Vorstellungen über die Rolle der Frau, die die rücksichtslose Ausnutzung des weiblichen Arbeitskräftepotentials behinderte, sondern auch seine Entschlossenheit zur Vernichtung «lebensunwerten» und «rassisch minderwertigen» Lebens. Vorstellungen bezüglich biologistisch gedachter Eigenschaften, die auf den Geschlechterrollen, der «Erbgesundheit» und der «Reinrassigkeit» basierten, gerieten mit den Erfordernissen der Kriegsführung in Konflikt.

Hitler hatte schon in der Entstehungszeit von *Mein Kampf* die Vision eines Volkes, das von einer schwarzuniformierten Elite angeführt werden sollte, die nur ihm allein gehorchte. Himmler setzte diese Obsession jetzt in den Aufruf an die SS-Männer um, so viele Kinder wie möglich zu zeugen – auch ohne zu heiraten. Mit Kriegsbeginn forcierte er sein *Lebensborn-Programm*. Himmlers Idee war es, dass SS-Männer künftig so viele Kinder wie möglich zeugen und der Staat finanziell für diese Nachkommenschaft sorgen sollte. 1940 verteidigte er, nachdem im Polenfeldzug 13'000 Soldaten und darunter 750 SS-Männer gefallen waren, seinen «Kinderzeugungsbefehl» vor dem «Stellvertreter» des Führers und anderen Parteigenossen: *«Eine kleine Episode, die ich persönlich erlebte, hat mir dann den Anstoss gegeben, diesen Befehl herauszugeben. [...] Der Vater eines gefallenen SS-Manns, der wandte sich [...] an die Kameraden und fragte überall herum, sagt einmal, hat mein Sohn – es war der einzige Sohn – denn keine Freundin gehabt, war er nicht verlobt, hat er nicht irgendwie eine Braut gehabt? Die Kameraden wussten zuerst gar nicht, wo der Vater hinauswollte, und dann kam endlich die Frage, hat er nicht irgendwo ein uneheliches Kind?»*<sup>28</sup> Drei Monate zuvor, erklärte Himmler, wäre der Vater noch ausser sich geraten, wenn er von der Existenz eines solchen Kindes erfahren hätte. Aber die Kriegszeiten hoben die moralischen Konventionen auf. Männer fielen auf den Schlachtfeldern, Frauen konnten den Ersatz für sie zur Welt bringen.

Das *Lebensborn-Programm* machte deutlich, dass die Frauen innerhalb der NS-Ideologie nur eine Aufgabe haben sollten: Kinder zu gebären. Der

«Kinderzeugungsbefehl» beinhaltete noch etwas anderes: Die Promiskuität innerhalb der Elite sollte, genau wie die Keuschheit innerhalb eines Ordens, die Loyalität der Männer an ihresgleichen fördern und die Entstehung tieferer Gefühlsbindungen an Frauen und Kinder verhindern. Für die ledigen Frauen bedeutete das Gebären von Kindern, dass sie völlig von ihren Mutterpflichten absorbiert würden und keine Zeit und Energie für die Politik hätten.

Die Deutschen waren nicht so ohne Weiteres bereit, diese Ideen zu akzeptieren. Das Programm schlug sich praktisch nicht in einer Erhöhung der Zahl unehelicher Geburten nieder.<sup>29</sup> Eine Auswirkung allerdings hatte es: Es provozierte einen empörten Aufschrei der Öffentlichkeit, der Himmler schliesslich zwang, seine Aufrufe zurückzunehmen und seine Männer zu ermahnen, «zügellooses Verhalten» zu unterlassen.<sup>30</sup>

Im Volksmund wurde aus dem BDM der «*Bund deutscher Milchkühe*», «*Baldur, drück mich*» (gemünzt auf den HJ-Führer Baldur von Schirach), oder auch «*Bedarfsartikel deutscher Männer*». Die ehemalige BDM-Führerin Melita Maschmann erinnert sich, dass alle ihre Kameradinnen empört waren. Wenn eine ledige Frauenführerin schwanger wurde, entthob der BDM sie ihres Amtes.

Das Chaos, das Hitlers «Menschenzucht»-Pläne stifteten, spiegelt sich in der Haltung der altgedienten Frauenführerinnen wider. Ironischerweise sprach sich ausgerechnet Gertrud Bäumer, die die Nazis 1933 aus dem Erziehungsministerium vertrieben hatten, für das *Lebensborn-Programm* aus, während etliche bewährte NS-Frauenführerinnen strikt dagegen waren. Reber-Gruber wurde mit einer Flut von Protestschreiben überschwemmt. Ihre Lehrerinnen wollten wissen, wie sie den Kindern moralische Grundsätze vermitteln und ihnen zugleich die unehelich schwangere Kindergärtnerin als Vorbild hinstellen sollten.<sup>31</sup> Reber-Gruber verwahrte sich heftig gegen die Glorifizierung lediger Lehrerinnen, die Kinder bekamen, und beschwerte sich bitter über die frauenverachtende Haltung ihrer Vorgesetzten. Aber sie trat dennoch nicht zurück. Nach dem Krieg wurde sie von den Alliierten in ein Entnazifizierungslager in den Alpen geschickt, wo sie 1947 starb.

Auch Guida Diehl sah sich durch die Propagierung der unehelichen Mutterschaft veranlasst, ihr Schweigen zu brechen. Nachdem sie acht Jahre zuvor ihres Amtes enthoben worden war, war sie nicht mehr öffentlich in Erscheinung getreten. Das *Lebensborn-Projekt* erzürnte sie so sehr, dass sie



sich im Kreis ihrer *Neuland-Bewegung* darüber beklagte. 1940 begannen Parteifunktionäre, ihre Post zu kontrollieren. Dabei entdeckten sie, dass Diehl mit Pastor Grübers Büro zusammenarbeitete, um Juden die Flucht zu ermöglichen. Sie wurde vor das Parteigericht zitiert, nicht aber vor ein staatliches Gericht. Der Oberste Parteigerichtshof befand sie wegen parteifeindlicher Aktivitäten für schuldig und schloss sie aus der Partei aus.<sup>32</sup> Sie machte den Mund nicht mehr auf, und als sie ihre Memoiren schrieb, schienen nur ihre positiven Erinnerungen überdauern zu haben. So heisst es dort über ihr erstes Zusammentreffen mit Hitler 1925 in Eisenach: *«Er trug in ernster, freilich warmer und eindringlicher Form sehr klar seine Ziele vor. Es sei nichts Neues, was er bringe, sondern eine Zusammenfassung des besten Gedankenguts der Nation, das unbedingt vereinigt werden müsse. [...] Wir bedürften also einer über allen Parteien stehenden Einigung zu nationalem Sozialismus, der auch ein sozialer Nationalismus und vor allem eine Arbeiterpartei sein müsste. Der Vortrag war gesund und klar, sodass ich nur zustimmen konnte [...]»*<sup>33</sup>

Während Diehl, Reber-Gruber und andere loyale Nationalsozialistinnen ihrer Empörung über das *Lebensborn-Projekt* Ausdruck gaben, entstand noch ein weiterer Konflikt, der ebenfalls dazu angetan war, das Vertrauen in den NS-Staat zu untergraben. Bereits 1935 hatte Hitler den Vorsitzenden der nationalen Ärztevereinigung von seinen Plänen zur Eliminierung «lebensunwerten Lebens» informiert. Er hatte sich nicht den Protest der Kirchen zuziehen wollen und aus diesem Grund abgewartet, bis die Kriegsbedingungen den Widerstand schwächen würden. Anweisungen für das «Euthanasieprogramm T-4» ergingen in der Woche des Einmarsches in Polen. Obgleich die Transporte zu den Tötungseinrichtungen von SS-Männern überwacht wurden und es gewöhnlichen männlichen Ärzten oblag, die tödlichen Spritzen zu verabreichen, waren es doch Frauen, die als Krankenschwestern, Fürsorgerinnen, Lehrerinnen und Beraterinnen die Hauptverantwortung für die Auslieferung der Opfer trugen und die die Erschütterung und den Zorn der Angehörigen mitbekamen, wenn die Gerüchte durchsickerten. Theoretisch hätten die «braunen Schwestern» die gesamte Abwicklung dieser Massnahmen tragen sollen, aber sie waren zu wenige, um die Aufgabe erfüllen zu können.<sup>34</sup> Als bereits 60'000 bis 80'000 alte und angeblich kranke oder geisteskranke Menschen umgebracht worden waren, machten einige wenige evangelische und katholische Kirchenmänner den Mund auf. Zu diesem Zeitpunkt hatten bereits Tausende von Angehörigen,

zumeist Mütter, an Partei- und Kirchenstellen geschrieben und gegen das Euthanasieprogramm protestiert. Obwohl diese Massnahmen absoluter Geheimhaltung unterlagen, weckten die windigen Angaben über die Todesursachen doch Argwohn. Ausserdem witterten auch die Bewohner der Ortschaften in der Nähe der Tötungseinrichtungen, dass etwas nicht stimmte, wenn sie die Busse mit den geschwärzten Scheiben ankommen und leer wieder wegfahren sahen. Das Schweigen der Kirchen brach 1941 Bischof Galen. *«Diese Menschen sind unsere Brüder und Schwestern»*, erklärte er seiner Gemeinde in einer Predigt, deren Text heimlich in ganz Deutschland verbreitet wurde. Wie Schockwellen ging es durch die katholische Kirche, als er die Gläubigen fragte: *«Wie viele von uns können wohl damit rechnen, am Leben zu bleiben, wenn sie einmal krank werden und nichts mehr leisten können?»* Galen erklärte sich mit den Opfern solidarisch und rief die Deutschen auf, Mitgefühl mit den Unangepassten, Aussenseitern und Alten zu haben. Seine Worte verfehlten ihre Wirkung nicht. Hitler befahl die Einstellung der Euthanasiemassnahmen.<sup>35</sup>

Keinen vergleichbaren Protest lösten hingegen die Befehle aus, die die Beschlagnahmung jüdischen Eigentums, das Tragen des gelben Judensterns, die soziale und räumliche Isolierung der Juden und schliesslich die Transporte zu den Gaskammern verfügten. Keine Stimme sagte: *«Diese Menschen sind unsere Brüder und Schwestern.»* Ehe wir über dieses Schweigen urteilen, sollten wir uns vor Augen halten, was es bedeutete, den Mund aufzumachen. Der katholische Bischof Bernhard Lichtenberg, beispielsweise, aus Berlin, der zu den wenigen gehörte, die es wagten, öffentlich gegen die *«Endlösung»* zu protestieren, wurde verhaftet und starb auf dem Transport nach Dachau.

Das NS-Regime konnte seine mörderischen Vorhaben weiter durchsetzen. Einzelne hohe Parteifunktionäre wurden sogar aktiv von ihren Ehefrauen unterstützt. Die Frau des *«Generalgouverneurs»* im besetzten Polen, Hans Frank, half mit bei der Beschaffung eines Familienvermögens. Während Frank die Menschen in den Ghettos in den Hungertod trieb, bereicherte sich seine Frau daran, kleine Mengen Lebensmittel gegen wertvolle Pelze, Juwelen, Möbelstücke und Kunstwerke zu tauschen.<sup>36</sup> Emmy Göring soll ihrem Mann bei seinen *«Geschäften»* mit Juden geholfen haben, bei denen er sich wertvolle Kunstsammlungen zu schändlichen Preisen *«verkaufen»*

liess. Einige dieser Ehefrauen handelte nicht nur aus Habgier, sondern auch aus Überzeugung.<sup>37</sup> Gerda Bormann, die Speer als «*verschüchterte Hausfrau*» darstellt, schrieb 1944 an ihren Mann: «*Mein liebstes Herz, jedes Kind muss begreifen, dass der Jude das Böse dieser Welt schlechthin verkörpert und dass er bekämpft werden muss, wo immer er in Erscheinung tritt [hier kritzelte Bormann die Worte ‚sehr richtig‘ an den Rand]. [...] Solange es irgendwo auf dieser Welt ein germanisches Volk gibt, das sich wünscht, fleissig, sauber und treu zu sein und nach seinen eigenen Gesetzen zu leben, in einem Staat, der seiner Rasse entspricht, wird der ewige Jude versuchen, dieses zu verhindern und alles Positive zunichte zu machen.*»<sup>38</sup>

Gerda Bormann mit ihrem inbrünstigen Antisemitismus und ihrem hingebungsvollen Aufgehen in der Karriere ihres Mannes war offensichtlich eher die Ausnahme. Das Gros der Nazi-Ehefrauen interessierte die sich nicht weiter für die Arbeit ihrer Männer und die Lehre des Nationalsozialismus.

Am anderen Ende der NS-Hierarchie gab es die kleine Zahl von Frauen, die als Aufseherinnen in den KZs arbeiteten. Obgleich statistisch unbedeutend, spielen sie in den Erinnerungen überlebender Lagerinsassinnen eine wichtige Rolle. So schreibt etwa Susan Cernyak-Spatz: «*Meiner Erfahrung nach waren diese Frauen grausam, noch schlimmer (auf eine sadistische Weise bössartiger) als alle SS-Männer. Diese Frauen, die, wie ich später erfuhr, von Baroninnen und Gräfinnen bis hin zu Prostituierten alles umfassten, waren die Schlimmsten überhaupt. Man traf kaum je auf SS-Männer, die mit ihren Hunden Spiele spielten, bei denen es darum ging, dass diese die Gefangenen in den Hintern bisen, aber die Aufseherinnen taten es.*» Maria Kaufmann-Krasowski erklärte als Zeugin im Prozess gegen Hildegard Lächler, dass diese sie beim Fussbödenschrubben gnadenlos mit der Reitgerte geschlagen und dann gebrüllt hatte: «*Schafft mir dieses Stück Dreck hier weg!*»<sup>39</sup> Margarete Armbruster, die in Ravensbrück gewesen war, berichtete, dass es dort neben den SS-Männern auch über 2'000 Aufseherinnen gegeben habe. «*Eine einzige NS-Schwester hatte sich ihr menschliches Empfinden bewahrt. Eines Tages wurde sie strafversetzt.*»<sup>40</sup>

Fast jedes KZ hatte eine Frauenabteilung, die von kleinen Brigaden gestiefelter und uniformierter Aufseherinnen bewacht wurde. Irma Grese terrorisierte in Auschwitz ihre Opfer mit ihren sado-masochistischen «Sex-Spielen». <sup>41</sup> Aufseherin zu werden bedeutete, sich so weit von eigenen und

traditionellen Vorstellungen weiblicher Aufgaben zu entfernen, dass es durchaus denkbar ist, dass die wenigen Frauen, die schliesslich in den KZs Dienst taten, der Entmenschlichung noch stärker anheimfielen als ihre männlichen Kollegen. Aber vielleicht erschienen die Aufseherinnen nur grausamer, weil ihr Verhalten weiter von den Vorstellungen der weiblichen Geschlechterrolle abwich als dasjenige der Männer.

Jolana Roth erzählte mir, dass sie in Auschwitz nur sehr wenige Aufseherinnen miterlebt habe. *«Aber die, die man traf, waren schlimmer als die Männer. Ich werde nie diese eine Frau vergessen, die immer am Guckloch zur Gaskammer stand, einfach, weil es ihr gefiel.»* War die Aufseherin am Guckloch «schlimmer» als die SS-Männer, von denen Jolana Roth erzählte, dass sie lebende Säuglinge als Schiessscheiben benutzen?

Vergleiche zwischen dem Verhalten von männlichem und weiblichem KZ-Personal sind letztlich sinnlos. Weit bedeutsamer als die Betrachtung der oben beschriebenen individuellen Handlungen ist die Analyse des dahinterstehenden Systems und damit der Ideologie, die Männern und Frauen polarisierte Geschlechterrollen verordnete. Nach 1939 wurden überall, wohin der Arm des NS-Regimes reichte, Männern und Frauen getrennte Bereiche zugewiesen – sogar in den Todeslagern: *«Ein SS-Unteroffizier, einen Gummiknüppel in der Hand, kam auf uns zu und befahl: ‚Männer links raus! Frauen rechts raus!‘»*<sup>42</sup> Das waren die ersten Worte, die Elie Wiesel nach seiner Ankunft in Auschwitz hörte. Viktor Frankl erinnert sich: *«Wir wurden angewiesen, alles Gepäck im Waggon zu lassen, auszusteigen und je eine Männer- und Frauenkolonne zu formieren, um schliesslich vor einem höheren SS-Offizier zu defilieren.»*<sup>43</sup> Und in einem anderen Bericht heisst es: *«Es gab Lautsprecherdurchsagen, aber alles verlief ziemlich ruhig. Niemand tat uns etwas [...]. Ich folgte der Menge: ‚Männer nach rechts, Frauen und Kinder nach links wurde uns gesagt.»*<sup>44</sup> Miklos Nyiszlis Bericht gibt einen Hinweis auf die Motive, die hinter dieser Praxis standen: *«Gleich als erstes teilte uns die SS nach Geschlechtern auf, wobei alle Kinder unter vierzehn bei den Müttern blieben. So wurde unsere vorher vereinte Gruppe sofort auseinandergerissen.»*<sup>45</sup> Ilse Blumenthal-Weiss berichtet, dass sich in einem holländischen Lager für konvertierte Juden (eine privilegierte Kategorie) Verwandte tagsüber treffen durften. Als sie dann nach Theresienstadt kam, wurden die Familien auseinandergerissen.<sup>46</sup>

Vladka Meed, eine der wenigen Überlebenden des Warschauer Ghettos, erklärt: *«Für mich heisst Endlösung die endgültige Trennung von Frauen, Männern und Kindern, die Trennung der Geschlechter, die Trennung von Jung und Alt, ...»*<sup>47</sup>

Noch vor dem Auskleiden, den Schlägen, dem Entlausen, Durchsuchen und sogar noch vor der Selektion für die Zwangsarbeit oder den Einsatz im Krematorium erfolgte die Trennung von Frauen und Männern. Das Lagerleben war ganz darauf ausgerichtet, jede Spur von Individualität auszulöschen: Eintätowierte Nummern ersetzten die Namen, identische «Uniformen» und Schuhe, rasierte Schädel und die Auszehrung durch den Hunger reduzierten die äusserlichen Unterschiede auf ein Minimum. Ein farbiger Winkel kennzeichnete die wenigen Häftlinge, die noch ein paar Wochen oder Monate in den Arbeitslagern überlebten: gelb für Juden, rosa für Homosexuelle, blau für Staatenlose, grün für Berufsverbrecher, schwarz für «Asoziale», rot für Politische und lila für die Zeugen Jehovas. Die mit den verschiedenen Winkeln gekennzeichneten Häftlinge hausten gemeinsam in den Baracken und verrichteten dieselbe Arbeit, während der Kontakt zwischen Männern und Frauen, wie gesagt, nicht gestattet war.

Das Lagerpersonal hielt sich strikt an dieses Ritual der Geschlechtertrennung, selbst dann, wenn die Ankömmlinge in den Vernichtungslagern binnen Minuten getötet wurden: Männer nach links, Frauen nach rechts.<sup>48</sup> Mit einer humaneren Behandlung der Frauen hatte das, wie aus den Schilderungen des Lageralltags in Treblinka der ungarischen Journalistin Gitta Sereny hervorgeht, nichts zu tun: *«[Die Menstruation bot] den Ukrainern und SS-Männern höchstens eine weitere Möglichkeit für ihren sadistischen Humor. Natürlich gab es auch keine Binden, nicht einmal Zeitungspapier, und die Mädchen – wenn sie noch unwohl wurden – halfen sich mit grossen Blättern aus, Klettenblättern, wenn sie welche fanden. Dies war von grösster Wichtigkeit, denn der geringste Blutfleck auf dem Kleid führte zum Tod. Es war unästhetisch. Und die SS nahm es sehr genau mit der Ästhetik.»*<sup>49</sup> In Auschwitz, wo körperlich kräftige Opfer noch hoffen konnten, ein paar Wochen oder Monate oder ein Jahr zu überleben, herrschte die gleiche Geschlechtertrennung: *«Die SS-Männer nahmen keinerlei Rücksicht auf weibliche Lagerinsassen. Von der erniedrigenden Prozedur gleich zu Anfang, bei der sie sich vor den Soldaten ausziehen und sich von Männern Kopf und Körper rasieren lassen mussten, unterlagen sie allen erdenklichen Formen von Misshandlung. Sie mussten im Strassenbau arbeiten, planieren, Tümpel*

säubern und in den überfüllten Baracken mit den dreistöckigen Bettgestellen leben. [...] Sie starben am Hunger und sackten unter den Knüppelhieben der SS-Leute zusammen, genau wie die Männer.»<sup>50</sup>

Zum Teil hatte diese Trennung von Männern und Frauen auch mit konventionellen Vorstellungen von Männer- und Frauenarbeit zu tun. So herrschte dort, wo Häftlinge als Kapos eingesetzt wurden, eine traditionelle Arbeitsteilung. «*In Treblinka waren] im ‚oberen Lager‘ [...] die Gaskammern, die Einrichtungen zur Beseitigung der Leichen [...] und die Baracken für die ‚Totenjuden‘, jüdische Arbeitergruppen, die für die Beseitigung der Leichen abgestellt worden waren. In einer Baracke wohnten die Männer und in einer anderen – später – auch Mädchen. Die Männer räumten die Leichen weg und verbrannten sie, die Mädchen – es waren insgesamt zwölf – kochten und wuschen.*»<sup>51</sup>

Oberstes Ziel der Geschlechtertrennung war es, die Familienbände zu durchtrennen. Dabei stand noch nicht einmal die Unterbindung sexueller Aktivitäten, sondern die Zerstörung emotionaler Bindungen im Vordergrund. Die Opfer sollten dem Vernichtungshorror ganz allein ausgesetzt sein. Viele Überlebende beschreiben, wie wichtig der Aufbau neuer sozialer Beziehungen im Lager wurde. Eugene Weinstock erinnert sich: «*Überleben [...] war nur als Gemeinschaftsleistung möglich, nicht dadurch, dass der Einzelne Glück hatte.*»<sup>52</sup> Kitty-Hart formuliert es ähnlich: «*Bald hatte ich erkannt, dass man allein unmöglich überleben konnte. Es war notwendig, zu zweit oder zu dritt kleine Familien zu bilden.*»<sup>53</sup> In vielen Schilderungen über das Leben im KZ finden sich Sätze wie: «*Sie wurde meine neue Schwester*» oder «*Wir waren wie Brüder*».

Wenn wir uns Gedanken über die Männer machen, die die Vernichtungsmaschinerie in Gang setzten, dann fragen wir uns mit den Nürnberger Richtern, wie es möglich war, dass diese Offiziere einem Mörder so ergeben dienten. Wie konnten diese Männer mit diesen Verbrechen auf ihrem Gewissen normal weiterleben? Bei all den unsäglichen Greuelthaten, die sie befahlen, waren die Männer um Hitler doch keine pathologischen Killer gewesen. Als den Angeklagten bei den Nürnberger Prozessen Filmaufnahmen vorgeführt wurden, die die ganze Grausamkeit der Vernichtung und der Zwangsarbeit zeigten, hielt William Shirer die Reaktionen fest: «*GÖRING: schirmte das Gesicht mit dem rechten Arm ab und schien besonders unruhig, als von den Folterungen die Rede war.*

*HESS: ... zeigte durchgängig Interesse, starrte finster auf die Leinwand.*

*DÖNITZ:... war ziemlich erregt, hallte die Fäuste und bedeckte die Augen mit der Hand.*

*SCHACHT: weigerte sich, den Film anzusehen, drehte der Leinwand den Rücken zu, zeigte kein Anzeichen einer Gefühlsregung.*

*FUNK: brach weinend zusammen.*

*FRANK (der Schlächter von Polen): ... ziemlich überwältigt. Biss sich auf den Fingernägeln herum, ballte die Fäuste und zeigte Anzeichen heftiger Gefühlsregungen.*

*Im Gerichtssaal herrschte Grabesstille. Richter Lawrence, bisher in seiner trockenen, sachlichen Juristenart jeder Situation gewachsen, vergass sogar, die Verhandlung zu vertagen. Die Richter erhoben sich schweigend von ihren Stühlen und gingen ohne ein Wort langsam hinaus.»<sup>54</sup>*

Wenige Jahre zuvor hatten sich die Parteiführer, als sie die «Endlösungs»-Pläne des Führers in die Tat umzusetzen begannen, darüber Gedanken gemacht, wie sich die Massentötungsmassnahmen auf die Männer auswirken würden, die mit ihrer praktischen Durchführung betraut waren. Die Romane Remarques, Jüngers und einer ganzen Generation von Veteranen des Ersten Weltkriegs schildern eindringlich die Veränderungen, die vier Jahre Grabenkrieg bei den Männern hinterlassen hatten. Was würde mit den Elitesoldaten geschehen, die hilflose Männer, Frauen und Kinder abzuschlachten hatten? Die Nazis entwarfen verschiedene Lösungen, aber, die vielversprechendste bestand darin, hauptsächlich nicht-deutschen Soldaten aus den eroberten Gebieten (wie Polen und der Ukraine) die Aufsehereigenschaften zu übertragen und einigen wenigen Gefangenen Privilegien dafür zu gewähren, dass sie die schrecklichsten Arbeiten übernahmen. Wichtig war auch die Geheimhaltung. Mitglieder der «Sonderkommandos» erkannten die Natur ihrer Aufgabe oft erst in letzter Minute.<sup>55</sup> Bei alledem bedurften die Lager aber doch deutscher Administratoren. Die «Einsatzkommandos» vor Ort bestanden überwiegend aus Deutschen, und irgendwann wussten die Soldaten schliesslich doch, was vor sich ging.

Raul Hilberg beschreibt, wie es den SS- und NS-Führern gelang, bei der Durchführung unmenschlicher Aufgaben den Verstand zu behalten. Auch wenn er nicht direkt diese Formulierung benutzte, schildert er doch Denkweisen und Verhaltensmuster, die in der westlichen Kultur als besonders

männlich gelten. Über allem stand die Pflicht für das Vaterland. Wilhelm Frick erklärte vor dem Nürnberger Gerichtshof: *«Der Anklage gegenüber habe ich ein reines Gewissen. Mein ganzes Leben war Dienst an Volk und Vaterland. [...] Ich bin überzeugt, dass kein patriotischer Amerikaner oder Angehöriger eines anderen Landes in gleicher Lage seines Landes an meiner Stelle anders gehandelt hätte.»*<sup>56</sup> Diese Erklärung klingt wie eine Antwort auf die Rede Himmlers am 6. Oktober 1943 vor den Reichs- und Gauleitern der NSDAP in Posen: *«Ich bitte Sie, das, was ich Ihnen in diesem Kreis sage, wirklich nur zu hören und nicht darüber zu sprechen. Es trat an uns die Frage heran: Wie ist es mit den Frauen und Kindern? – Ich habe mich entschlossen, auch hier eine klare Lösung zu finden. Ich hielt mich nämlich nicht für berechtigt, die Männer auszurotten – sprich also: umzubringen oder umbringen zu lassen – und die Rächer in Gestalt der Kinder für unsere Söhne und Enkel gross werden zu lassen. Es musste der schwere Entschluss gefasst werden, dieses Volk von der Erde verschwinden zu lassen.»*<sup>57</sup>

Im Namen eines höheren Gebots wurden die Offiziere ermahnt, alle «weiblichen» Züge wie Sentimentalität oder Zimperlichkeit aus ihren Herzen zu verbannen. Sie sollten an den langfristigen Gewinn für alle «Arier» denken, der die Übeltaten, die sie kurzfristig begehen mussten, rechtfertigen würde. Ebenso wichtig war, dass die Führer an den Stolz der Männer auf ihre Zugehörigkeit zu einer auserwählten Bruderschaft appellierten – einer hartgesottenen Elite. Wer sich im KZ oder beim «Einsatzkommando» bewährte, bewies damit, dass er ein «richtiger» Mann war: hart, gehorsam, treu, ohne Skrupel gegenüber «Untermenschen» und anständig und kameradschaftlich zu seinesgleichen.

Himmler erklärte seinen Offizieren am 4. Oktober 1943: *«Ein Grundsatz muss für den SS-Mann absolut gelten: ehrlich, anständig, treu und kameradschaftlich haben wir zu Angehörigen unseres eigenen Blutes zu sein und zu sonst niemandem. [...] Gb die anderen Völker im Wohlstand leben oder ob sie verrecken vor Hunger, das interessiert mich nur soweit, als wir sie als Sklaven für unsere Kultur brauchen, anders interessiert mich das nicht. Ob bei dem Bau eines Panzergrabens 10'000 russische Weiber an Entkräftung Umfallen oder nicht, interessiert mich nur insoweit, als der Panzergraben für Deutschland fertig wird. Wir werden niemals roh und herzlos sein, wo es nicht sein muss, das ist klar. Wir Deutsche, die wir als einzige auf der*



*Welt eine anständige Einstellung zum Tier haben, werden ja auch gegenüber diesen Menschentieren eine anständige Einstellung einnehmen, aber es ist ein Verbrechen gegen unser eigenes Blut, uns um sie Sorge zu machen und ihnen Ideale zu bringen, damit unsere Söhne und Enkel es noch schwerer haben mit ihnen. Wenn mir einer kommt und sagt: ‚Ich kann mit den Kindern oder den Frauen den Panzergraben nicht bauen. Das ist unmenschlich, denn dann sterben die daran‘, – dann muss ich sagen: ‚Du bist ein Mörder an Deinem eigenen Blut, denn wenn der Panzergraben nicht gebaut wird, dann sterben deutsche Soldaten, und das sind Söhne deutscher Mütter. Das ist unser Blut.‘»<sup>58</sup>*

Die amerikanische Schriftstellerin Susan Griffin beschreibt, ohne konkret auf dieses Beispiel Bezug zu nehmen, die Haltung der NS-Verbrecher in Nürnberg: *«Implizit erklärte er den Richtern, dass er nicht er selbst ist. Er ist nur die leere Hülle eines Mannes, ein Aufnahmegefäß für die Weisungen der Partei und Hitlers, [...] er hatte nur als Marionette agiert.»*<sup>59</sup> Die SS-Männer entledigten sich ihrer eigenen Autonomie und füllten das Vakuum mit einer mythischen Männlichkeitsvision, um ihre Entschlossenheit zu stärken und ihr Gewissen zu beruhigen.

Aber dieses Bild vom seelenlosen Automaten erfasst nicht die ganze Komplexität des Innenlebens dieser Männer, die den Massenmord befahlen und exekutierten. Griffin beschreibt einen Typ, den man in der modernen Soziologie als mit seiner Rolle überidentifiziert beschreiben würde. Wie der Karrierist oder der Workaholic sieht er sich selbst als uneingeschränkt loyal, gehorsam und rigoros. Indem er den Befehlen folgt, legt er die letzten Spuren seiner Menschlichkeit ab, um sich stattdessen an ein vorgefertigtes und sozial anerkanntes Konzept von Männlichkeit zu klammern.

Mir erscheint diese Sichtweise zu monolithisch. Meiner Meinung nach haben diese Männer ihre Aufgabe nicht wirklich internalisiert. Sie sollten keinen Gefallen an ihrer Arbeit finden; die NS-Führer wollten ergebene, kaltblütige Administratoren des Todes, keine Killer und Wahnsinnigen in den Reihen ihrer Elite.

Bei den nationalsozialistischen Männern, die in den Lagern arbeiteten, hatte die Geschlechtertrennung eine gesonderte Funktion: Das Lagerleben hatte tiefe emotionale Bedürfnisse nach Kontakt mit den eigenen Frauen, Kindern und sonstigen Angehörigen geweckt. Diese Sehnsüchte befähigten diese Menschen, die Bande zu einer Welt ausserhalb der Hölle des Lagers – einer Sphäre privaten Glücks und geistiger Gesundheit – aufrechtzuerhalten.

ten. Selbst, wenn sich die Aufseher mit ihrer Rolle als Mörder identifizierten, bewahrten sie sich doch gleichzeitig ihre geistige Gesundheit durch die Kultivierung der sogenannten «Rollendistanz». Sie waren gleichzeitig mit ihrer Karriere überidentifiziert und ihr gegenüber distanziert. Diese psychische Gratwanderung wurde durch politische Vorkehrungen erleichtert.

Die NS-Propaganda beschränkte sich nicht darauf, die Tugenden der SS-Leute zu beschwören, sondern entmenschlichte die Opfer. Das Lagerpersonal setzte die Entmenschlichung fort. Gitta Sereny fragte den Treblinka-Kommandanten Franz Stangl, wozu die ganze Erniedrigung und Grausamkeit dienen sollte, wenn die Opfer doch gleich getötet wurden. «*Um die, die diese ‚Massnahmen‘ ausführen mussten, vorzubereiten; um sie zu ‚konditionieren‘*», antwortete Stangl. «*Um es ihnen zu ermöglichen, das zu tun, was sie dann taten.*»<sup>60</sup> Eine KZ-Überlebende stellte die gleiche Frage einem Lageraufseher, den sie als «*das reinste Ungeheuer*» erlebt hatte. «*Wissen Sie*», antwortete der Mann, «*wenn man Leute vor sich hat, [...] die keine Identität mehr haben und keine Menschen mehr sind, dann fühlt man sich so schuldig, dass man sich zornig über die Schuldgefühle hinwegsetzt.*»<sup>61</sup> Indem man erklärte: «Das sind ja keine Menschen», konnte man folgern: «Ich bin kein Mörder.» Durch die Entmenschlichung der Opfer vermieden es die Täter, sich selbst als entmenschlicht sehen zu müssen.

Es kam vor, dass Lageraufseher – wie etwa der von Thomas Keneally in *Schindler's List* so eindringlich porträtierte Adam Goeth oder auch die in Olga Lengyels *Five Chimneys* dargestellte Irma Grese – Gefallen an ihrer Aufgabe fanden und ihre sadistischen Impulse willkürlich und hemmungslos auszuleben begannen. Häufiger jedoch kam es zur entgegengesetzten Reaktion. Trotz aller psychischen Konditionierung sickerte das Entsetzen über die eigenen Greuelthaten ins Bewusstsein der Lagerverwalter und -aufseher. Stangl gestand, dass die «*Ausziehbaracke*» der schrecklichste Ort im ganzen Lager gewesen sei: «*Ich hab' sie [die Menschen in den Ausziehbaracken] vom Innersten heraus gemieden. Ich konnte ihnen nicht gegenüber-treten; ich konnte sie nicht belügen; ich vermied um jeden Preis, mit denen zu sprechen, die sterben mussten: Ich konnte es nicht aushalten.*»<sup>62</sup>

In Israel offenbarte Eichmann, dass er den Anblick von Blut nicht habe ertragen können und ihm schon schlecht geworden sei, wenn er die Juden nackt in dem grossen Raum habe stehen sehen. Dann fuhren Gaswagen vor dem Eingang vor, und man leitete Kohlenmonoxyd in den Raum. Eichmann

musste dabei zusehen. «[...] Ich habe nicht hingeschaut die ganze Zeit. Ich konnte es nicht, nicht, mir hat es genügt. Das Schreien, und, und, ich war viel zu erregt gewesen und so weiter. [...] Ich fuhr dann dem Wagen nach [...], und da sah ich das Entsetzlichste, was ich in meinem Leben bis dahin gesehen hatte. Der fuhr an eine längliche Grube, die Türen wurden aufgemacht, und heraus wurden Leichen geworfen, als ob sie noch lebten, so geschmeidig waren die Glieder. Wurden reingeworfen, ich sehe noch, wie ein Zivilist mit einer Zange Zähne rauszieht, und dann bin ich abgehauen. [...] Ich weiss nur noch, dass ein Arzt dort, in einem weissen Kittel, mir sagte, ich soll durch ein Guckloch schauen, wie sie im Wagen drin waren. Das habe ich abgelehnt. Ich konnte nicht, ich konnte nichts mehr sagen, ich musste weg.» Eichmann protestierte bei einem örtlichen SS-Befehlshaber in Lemberg: «Ja, sag ich ihm, das ist ja entsetzlich, was da gemacht wird, sag ich, da werden ja junge Leute zu Sadisten erzogen. [...] Einfach da hier hineinknallen – auf eine Frau und Kinder? Wie ist denn das möglich? sag ich. Es kann doch nicht. Die Leute müssen entweder wahnsinnig werden oder sie werden Sadisten. Unsere eigenen Leute.»<sup>63</sup> Der Offizier antwortete nur mit Achselzucken. Ein SS- und Polizeiführer, dessen Männer «lediglich» der Exekution von hundert Juden beigewohnt hatten, berichtete Himmler entrüstet: «Sehen Sie in die Augen der Männer des Kommandos, wie tieferschüttert sie sind! Solche Männer sind fertig für ihr ganzes Leben. Was züchten wir uns damit für Gefolgs männer heran? Entweder Nervenranke oder Rohlinge!»<sup>64</sup>

Man musste weitreichendere Vorkehrungen treffen. Man hüllte von Berlin aus den Völkermord auf allen Ebenen in einen Mantel euphemistischer Verschleierung. Dies begann mit den wohlklingenden Sprachregelungen, die sich die «Schreibtischtäter» ausdachten, und endete mit den raffinierten Tarnvorrichtungen in den Vernichtungslagern selbst. Zugleich sorgten eine Reihe von Täuschungsmanövern dafür, dass die Wahrheit nicht «nach draussen» zu den Angehörigen der Opfer drang. Die Mutter eines nach Dachau deportierten jungen Mannes, die nichts vom Tod ihres Sohnes wusste, erhielt ein Paket mit dessen Kleidern und dem Vermerk: «Anbei erhalten Sie die Gegenstände, die der Gefangene bei der Entlassung nicht benötigt.»<sup>65</sup> Stangl liess einen ganzen potemkinschen Bahnhof bauen, einschliesslich aufgemalter Uhren mit Zeigern, die sich nicht bewegten, und Schildern mit der Aufschrift: «Nach Bialystok». Die Ankömmlinge sollten

nicht merken, dass sie auf dem Weg ins Sortiergebäude waren. In den Vorräumen der Gaskammern hingen sorgsam beschriftete Schilder, die die Häftlinge ermahnten, sich die Nummer des Hakens zu merken, an den sie ihre Kleider gehängt hatten. Jedes Lager hatte seine besondere Spezialität – ein Gewächshaus, einen Zoo, einen Park.

Auschwitz hatte sein Lagerorchester, zur Pflege der «Kultur». Fania Fenelon beschrieb die Leiter dieses Orchesters, die Lagerführerin Maria Mandel und den Lagerkommandanten Josef Kramer, als «*verliebt in die Musik*»-. «*Im Beispiel hat der Lagerkommandant Kramer geweint, wenn wir ‚Träumerei‘ von Schumann spielten. Kramer hat 24'000 Menschen vergast. Wenn er von seiner Arbeit müde war, kam er zu uns und hörte sich Musik an. Das ist das Unverständliche bei den Nazis gewesen, die konnten erschiessen, morden und vergasen, und nachher so sensibel sein. Wir waren keine Menschen für sie, wir waren Läuse. Wir waren eine Rasse, die man vernichten wollte.*»<sup>66</sup>

Fénelons Schilderung weist daraufhin, wie es möglich war, dass Killer dieses Kalibers eine solche Liebe zur Musik hegten. Wenn Kramer und Mandel in dieser Weise Zuflucht bei der Musik suchten, so war das ein essentieller Mechanismus, der es ihnen ermöglichte, sich mit dem zu identifizieren, was sie fühlten, und nicht mit dem, was sie taten. So wie sie zwischen der Musik und den Musizierenden trennten, trennten sie auch zwischen ihrem eigenen Arbeitsalltag und ihrer Kulturbegeisterung.

Lagerkommandanten und -aufseher/\*innen behielten sich mit einer strengen Aufspaltung ihres Lebens. Sie erklärten das «Befolgen von Befehlen» zu einem Bestandteil ihrer Aufgabe als öffentliche Personen und schufen sich auf der anderen Seite eine private Welt, in der sie sich beweisen konnten, dass sie doch gar nicht so schlecht waren.

Franz Stangl äusserte sich, während er auf seine Hinrichtung wartete, folgendermassen: «*Das versuch‘ ich ja grad‘, Ihnen zu erklären; die einzige Möglichkeit, diese Sache zu bewältigen, war, indem ich mein Denken ganz bewusst in verschiedene Abteilungen einteilte.*»<sup>67</sup> Und auch: «*Alles, was ich aus meinem freien Willen getan habe, [...] musste ich so gut machen, wie ich konnte. So bin ich eben.*»<sup>68</sup> Und an anderer Stelle: «*Mein Berufsethos verlangte, dass [das], was gesetzlich verkehrt war, richtiggestellt werden musste. Das war meine Aufgabe. Und die hat mir Freude gemacht. Ja, das hat mich auch erfüllt, und es ist schon wahr, in dieser Beziehung war ich ehrgeizig. Das kann ich nicht leugnen.*» Sereny fragte Stangl: «*Wäre es rich-*

tig, wenn man sagte, Sie hätten sich mit der Zeit an die Vernichtungen gewöhnt?» Er antwortete: «Um die Wahrheit zu sagen [...], ja, man gewöhnte sich daran.» «Nach Tagen? Wochen? Monaten?» «Nach Monaten. Es dauerte Monate, bevor ich einem von ihnen in die Augen schauen konnte. Ich hab' alles verdrängt, indem ich immer weiter baute – immer mehr: Gärten, bessere Baracken, neue Küchen, Reviere, einen Torbogen bauten wir nach altdeutschem Muster, überhaupt alles neu: Friseure, Schneider, Schuhmacher, Tischler. Es gab hunderte von Möglichkeiten, die Wirklichkeit zu verdrängen: Ich machte von allem Gebrauch. [...] Ich nahm jede Nacht ein Riesenglas Schnaps zu Bett mit mir.»<sup>69</sup>

Paradoxerweise bejahte dieser NS-Staat, wenn es um die Auswahl der Lagerkommandanten und -aufseher/\*innen ging, ganz und gar traditionelle Familienvorstellungen. Es kamen Ideale von Weiblichkeit und Familie zum Tragen, die in der allgemeinen Gesellschaftspolitik der Nazis verpönt waren. Man feierte das alte Ideal der Familie als schützenden Zufluchtort, wo man sich auf ein privates, menschlicheres Selbst besinnen konnte. Der SS-Mann, der alles «Weibliche» aus seiner eigenen Seele verbannen musste, war zur Wahrung seiner seelischen Gesundheit auf die Unterstützung einer oder mehrerer Frauen angewiesen.

In ihren Analysen des Antisemitismus und der Frauenverachtung beschrieben Sartre und de Beauvoir sehr genau, wie die Mitglieder der jeweils herrschenden Klasse von Menschen die Mitglieder der unterdrückten Kategorie zu Objekten machen. Im NS-Deutschland machte das «NS-Subjekt» Frauen und Juden zu Objekten – sowohl der Gesellschaftspolitik als auch der eigenen Phantasien. Die Propaganda, die die Juden entmenslichte, bereitete ihre Deportation und Vernichtung vor. Hinsichtlich der Frauen war die Situation komplizierter. Die NS-Männer brauchten die Frauen, die sie unterjochten. Auf einer ganz simplen Ebene sahen sie sie als ihr Eigentum an, das sie sich nicht wegnehmen lassen wollten.<sup>70</sup> Ausserdem merkten die NS-Führer, während sie Pläne für die Unterminierung der Familie und des von ihr geschützten privaten Bereichs schmiedeten, dass sie selbst diesen sicheren Hafen brauchten, den sie zerstören wollten.

Abgesehen von einigen wenigen Fanatikerinnen wie Gerda Bormann, hatten die Frauen wenig mit den Karrieren ihrer Männer zu schaffen, und Aufzeichnungen über Hitlers Tischgespräche in Gegenwart von Frauen zeigen die apolitische Seichtigkeit, die solche Anlässe prägte.

Scholtz-Klink meinte bei unserem Gespräch, dass die Nazi-Ehemänner keine fanatisch engagierten Frauen wollten, mit denen sie auch nach Feierabend noch über «berufliche Dinge» hätten reden müssen. Ausserdem gab es laufend Rundschreiben der Parteiführung, in denen die Männer davor gewarnt wurden, mit ihren Frauen über ihre Arbeit zu sprechen. Wenn die Frauen Bescheid wussten, kamen die Barrieren zwischen dem Tun ihrer Männer und der «gesunden» und «anständigen» Welt ihres Heims ins Wanken. Bei einer Parteiveranstaltung erinnerte Hess die Männer der Elite daran, dass sie im Gespräch mit Frauen nur über solche Dinge reden durften, die ausdrücklich für die Verbreitung in der Öffentlichkeit bestimmt waren. Und sechs Monate später wurde den NS-Führern in Preussen erklärt: «*Die Ehefrauen führender Parteigenossen müssen sich jeglicher Einmischung in die Dienstgeschäfte ihrer Männer enthalten. Es ist geradezu widerwärtig, wenn Frauen Entscheidungen ihrer Ehemänner [...] irgendwie zu beeinflussen suchen.*»<sup>71</sup>

Nachdem bereits vierhundert Männer für die Euthanasiemassnahmen ausgesucht worden waren, wurden aus ihren Reihen noch einmal hundert selektiert, die man für psychologisch geeignet hielt, ihre «Fähigkeiten» bei der Massenvernichtung einzusetzen. Man wählte vorwiegend brave Familienväter, denen reichlich Urlaub gewährt wurde, damit sie ihre Psyche im Schoss ihrer Familie wieder regenerieren konnten. Als Mengele merkte, dass einer seiner Ärzte kurz vor dem Nervenzusammenbruch stand, veranlasste er, dass dessen Frau nach Auschwitz kam.<sup>72</sup>

Trotz aller propagandistischen Beschwörung der hundertprozentig nationalsozialistisch gesonnenen und aktiven Frau entsprachen die Ehefrauen der Elite-Männer doch eher traditionellen Rollenerwartungen. Auch in den Memoiren hochkarätiger Nazis lebt dieses althergebrachte Weiblichkeitsideal fort. So schrieb Speer, der seine männlichen Kameraden schonungslos kritisierte, über deren Frauen: «*Überhaupt haben sich die Frauen der Prominenz des Regimes durchweg zurückhaltender gegenüber den Versuchungen der Macht gezeigt als ihre Männer. Sie verloren sich nicht in deren Phantasiewelten, verfolgten den oft grotesken Höhenflug ihrer Männer mit innerem Vorbehalt und wurden durch den politischen Wirbelwind, der jene steil nach oben trug, nicht erfasst. Frau Bormann blieb eine bescheidene, etwas verschüchterte Hausfrau, allerdings ihrem Mann und der Parteiideologie gleichermassen blind ergeben; von Frau Göring hatte ich den Eindruck, dass*

sie über die Prunksucht ihres Mannes zu lächeln vermochte; letzten Endes bewies auch Eva Braun innere Überlegenheit; jedenfalls hat sie die Macht, die zum Greifen vor ihr lag, nie für persönliche Zwecke genutzt.»<sup>73</sup> Einzelne Frauen wie Scholtz-Klink oder Reber-Gruber vor 1939 hatten Führungspositionen eingenommen und die Frauenpolitik zu gestalten versucht, die Nazi-Gattinnen hielten sich jedoch völlig aus der Öffentlichkeit heraus – auch aus der «weiblichen Sphäre» und der der NS-Frauenschaft.

Eine der wichtigsten Phantasien, an die sich Lagerkommandanten und -aufseher klammerten, war die Gegenwelt der liebenden Familie. Auschwitz-Kommandant Höss lebte mit seiner Frau und seinen zahlreichen Kindern auf dem Lagergelände. In seinen Erinnerungen, die er während des Wartens auf seine Hinrichtung verfasste, reflektierte er über dieses Leben: *«Ich musste den Vernichtungsvorgang, das Massenmorden weiter durchführen, weiter erleben, weiter kalt auch das innerlich zutiefst Aufwühlende mit ansehen. Kalt musste ich allen Vorkommnissen gegenüberstehen. Doch auch kleinere Erlebnisse, die vielleicht den anderen gar nicht so zum Bewusstsein kamen, kamen mir so schnell nicht aus den Gedanken. Und ich hatte mich doch in Auschwitz wahrhaftig nicht über Langeweile zu beklagen. Hatte mich irgendein Vorgang sehr erregt, so war es mir nicht möglich, nach Hause, zu meiner Familie zu gehen. Ich setzte mich dann aufs Pferd und tobte so die schaurigen Bilder weg, oder ich ging oft des Nachts durch die Pferdeställe und fand dort bei meinen Lieblingen Beruhigung. Es kam oft vor, dass ich zuhause plötzlich mit meinen Gedanken bei irgendwelchen Vorgängen, bei der Vernichtung war. [...] Oft kamen mir so, wenn ich unsere Kinder glücklich spielen sah, Gedanken: Wie lange wird euer Glück noch dauern! Meine Frau konnte sich meine trüben Stimmungen nie erklären, schob sie auf dienstlichen Ärger. [...] Ich war in Auschwitz seit Beginn der Massen-Vernichtung nicht mehr glücklich. Ich wurde unzufrieden mit mir selbst. [...] Meine Frau hätte am liebsten jedem Häftling, der irgendetwas bei uns zu tun hatte, etwas geschenkt.»*<sup>74</sup>

Der emotionale Rückhalt in der Familie trug mindestens so viel zur Wahrung der seelischen Balance der Mörder bei wie die Kulissen-Bahnhöfe, die euphemistischen Decknamen und die Entmenschlichung der Opfer.

Es gibt keinen Hinweis darauf, dass unter den Tausenden ganz normaler Menschen, die, wie Hilberg aufzeigt, am Vernichtungsprozess beteiligt wa-

ren, auch nur einer gegen das Massenmorden Stellung bezogen hätte. Ebenso wissen wir von keinem einzigen SS-Mann, der in einer Weise so reagiert hätte, dass es das effiziente Funktionieren der Lagermaschinerie beeinträchtigt hätte.<sup>75</sup> Niemand beantragte Versetzung. Nach 1945 zogen sich die Lagerkommandanten und -aufseher offenbar in die Welt des häuslichen Friedens zurück, und wenn sie auch von Alpträumen und Bestrafungsängsten geplagt gewesen sein mochten, gelang es ihnen augenscheinlich doch, ihr Leben weiterzuführen. Die Umstellung nach dem Krieg verlief für sie sogar allem Anschein nach glatter als für ihre Opfer.

Die SS-Führer, die ansonsten innerhalb ihrer Elite-Truppen einen strikt maskulinen Elan züchteten, betrauten mit den Massentötungen solche Männer, die an ihren Frauen und Kindern hingen. Diese Familienbindungen waren wichtig, um die «Kultur» unter den Mördern aufrechtzuerhalten – für die Zeit, wenn sie von «dort draussen» zurückkehren würden. «Generalgouverneur» Hans Frank erklärte bei einer Weihnachtsfeier in Krakau im Jahr 1940 vor Soldaten: *«Von Euch hat der eine seine Mutter, seine Eltern, der andere seine Frau, seine Braut, seinen Bruder, seine Kinder zu Hause. Die werden nun in allen diesen Wochen an Euch denken und werden sich sagen: Mein Gott, da sitzt der nun drüben in Polen, wo es so viele Läuse und Juden gibt, vielleicht hungert und friert er, er getraut sich vielleicht nicht zu schreiben ... Da wäre es vielleicht ganz nett, wenn wir den Lieben zu Hause ein Bild schicken und ihnen sagen würden: Nun, es ist nicht mehr so schlimm mit den Läusen und den Juden, es ist hier im Generalgouvernement schon etwas anders und besser geworden.»*<sup>76</sup>

Fritz Jacob schrieb, nachdem er «Gendarmeriemeister» im besetzten Polen geworden war, an einen Freund: *«Ich habe eine nette Wohnung in einem früheren Kinderheim (Asyl). (Ein Schlafzimmer und ein Wohnzimmer, mit allem, was dazu gehört.) Es fehlt einfach nichts. Natürlich aber die Frau und die Kinder. Sie werden mich am besten verstehen. Mein Dieter und die kleine Line schreiben mir sehr oft nach ihrer Art. Es könnte einen manchmal das Heulen ankommen. Es ist nicht gut, wenn man ein so grosser Kinderfreund ist, wie ich es war.»* Er bat seinen Freund, ihm doch bald zu schreiben. *«Man ist hier so einsam und verlassen, und jede Nachricht aus der Heimat tut so wohl.»*<sup>77</sup>

Gitta Sereny fragte Stangl: *«Inmitten allen Grauens um Sie herum, [...] was hat Sie dazu gebracht, weiterzumachen? Was gab es für Sie, woran Sie*



sich festhalten konnten?» Er antwortete: «*Ich weiss nicht. Vielleicht meine Frau. Vielleicht meine Liebe zu meiner Frau.*» Zunächst hatte er die Art seiner Arbeit vor ihr verbergen können. «*Die wenige Zeit, die wir füreinander hatten, sprachen wir gewöhnlich über die Kinder und das alltägliche Leben. Aber es ist wahr, es wurde anders zwischen uns, nachdem sie vom Vernichtungslager Sobibor erfahren hatte. [...] Es gab Spannungen.*»<sup>78</sup> Für die Männer, die für das Funktionieren der KZ- und Tötungsmaschinerie sorgten, blieb Liebe und Fürsorge auf die emotionale Einheit der Familie beschränkt und war völlig herausgelöst aus der täglichen Routine der Pflichterfüllung. Sereny fragte Therese Stangl, was wohl passiert wäre, wenn sie ihren Mann vor die Entscheidung zwischen ihr und seiner Arbeit gestellt hätte. «*Ich habe sehr nachgedacht [...]. Ich glaub', dass wenn ich den Paul jemals vor diese Alternative gestellt hätte: Treblinka oder ich; er würde ... ja, er hätte letzten Endes mich gewählt.*»<sup>79</sup> Schliesslich hatte Therese Stangl erkannt, in welchem Ausmass ihr Mann an dem Massenmorden beteiligt war. Sie erklärte Sereny: «*Und jetzt begann ich, die schreckliche Veränderung in ihm zu sehen. Niemand sonst hat das bemerkt. Selbst ich bekam nur einen gelegentlichen Schimmer von einem anderen Mann [...].*» Sie schilderte die Folgen: «*Ich ... ich konnte nicht länger mit ihm ... Sie verstehen ... ihm nahe sein ...*». Sie beichtete einem österreichischen Priester: «*Ich weiss, Sie werden es nicht glauben, aber es gibt da einen Ort in Polen, wo sie Menschen umbringen – Juden! Und mein Paul [...] ist dort. Er arbeitet dort. Was soll ich machen? [...] Bitte helfen Sie uns! Geben Sie uns Rat!*» Aber: «*Er versetzte mir so einen fürchterlichen Schock. [...] Mein Kind, wir leben in einer schrecklichen Zeit. Vor Gott und meinem Gewissen, wenn ich an Pauls Stelle gewesen wäre, ich hätte dasselbe getan. Ich spreche ihn von aller Schuld frei. 'Ich bin halb bewusstlos weggegangen, wie im Traum, einem Alptraum.*»<sup>80</sup> Stangl setzte seine Arbeit fort, gestärkt durch die Vision von der liebenden Familie unter der Obhut seiner tugendhaften und unschuldigen Frau. Er hoffte, eines Tages wieder ganz in die Rolle schlüpfen zu können, die seinen inneren Gefühlen entsprach. Bis dahin gliederte er anscheinend seine Arbeit gänzlich aus dem Bereich moralischen Urteilens aus. Er reservierte seine ethischen Erwägungen nur für sein Privatleben.<sup>81</sup>

Das, was man tut, ist öffentlich, und das, was man fühlt, ist privat. Das ist der Kern eines Systems, das strikt in «männlich» und «weiblich» trennt. Stangl, Höss und Tausende weiterer Männer fühlten, dass die Bewahrung

ihres inneren Gleichgewichts davon abhing, dass sie sich eine heitere Insel bewahrten, wo Liebe, Zärtlichkeit und Fürsorge herrschten. Einen Ort zum «Auftanken», wo man sich inmitten der brutalen Verbrechen seiner Menschlichkeit versichern konnte. Fritz Jacob wanderte in seinem Brief an einen Kameraden immer hin und her zwischen der Beschwörung der *«schrecklichen Gestalten von Juden [...] Venerische, Krüppel und Blöde [...] Es waren keine Menschen, sondern Affenmenschen»* und zärtlichen Gedanken an seine Freundin, eine Apothekerin in Hamburg, bei der er so gerne *«für 5 Pfennig saure Drops kaufen»* möchte.<sup>82</sup> Felix Landau, Adoptivsohn eines Wiener Juden und SS-Hauptscharführer, verliebte sich in eine Frau, die ihn betrog. In suizidaler Stimmung meldete er sich freiwillig zu einem Einsatzkommando der SS. Am 30. Juni 1941 wurde er an die Front verlegt. Er schrieb in sein Tagebuch: *«Wunderbare Musik, ,hörst du mein heimliches Rufen'. Wie weich kann da nur ein Herz werden. Stark sind meine Gedanken bei einem Menschen, um derentwillen ich freiwillig nach hier gefahren bin. Was gebe ich dafür, wenn ich sie auch nur zehn Minuten sehen könnte. Diese Nacht von gestern auf heute habe ich durchwacht. [...] Abends fuhren wir noch einmal flüchtig auf eine Stunde in die Stadt. Hier erlebten wir Dinge, die man kaum schildern kann. [...] Hunderte von Juden mit blutüberströmten Gesichtern, Löchern in den Köpfen, gebrochenen Händen und heraushängenden Augen laufen die Strasse entlang [...]. Wir fuhren zur Zitadelle, dort sehen wir Dinge, die bestimmt noch selten jemand gesehen hat. Am Eingang [...] stehen Soldaten mit faustdicken Knüppeln und schlagen hin, wo sie treffen. [...] Für heute ist nun unsere Beschäftigung zu Ende. [...] Im Radio wieder wahnsinnige, schöne, sinnliche Musik und meine Sehnsucht wächst nach Dir. Nach einem Menschen, der mir so wehgetan hat.»*<sup>83</sup> Und am 12. Juli schreibt der junge Soldat: *«Es ist doch eigentümlich, da lieht man den Kampf, und dann muss man wehrlose Menschen über den Haufen schießen. 23 sollen erschossen werden, darunter befinden sich [...] 2 Frauen. Sie sind zu bestaunen, sie verweigerten von uns auch nur ein Glas Wasser anzunehmen. Ich werde als Schütze eingeteilt und habe eventl. Flüchtende zu erschießen.»* Er bekennt: *«Abends, als ich im Bett lag, bekam ich unbändige Sehnsucht, Sehnsucht nach Ruhe, Friede und Liebe.»*<sup>84</sup>

Während die oberen Ränge des Lagerpersonals ihre Taten mit Hilfe der Idylle vorn friedlichen Heim verdrängten, funktionierte für die Frauen und Männer in niedrigeren Positionen eine andere Art der Selbsttäuschung: Sie

sagten sich, dass sie keine andere Alternative hatten als zu gehorchen. Die Historikerin Dagmar Reese interviewte Frau K., die zwischen Juli 1943 und Februar 1944 Vorarbeiterin der Firma Siemens im KZ Ravensbrück war. Obwohl niemand sie zu dieser Arbeit gezwungen hatte, empfand sie sich offenbar als Opfer.<sup>85</sup> Für die KZ-Befehlshaber, SS-Offiziere, «Schreibtischtäter» und Ärzte war es schwieriger, sich als machtlos zu definieren. Sie konnten entscheiden. Je höher ihr Rang war, desto mehr waren sie in psychologischer Hinsicht darauf angewiesen, ihre Mordtaten von ihrem Selbstbild abzuspalten.

Dies erklärt das Paradoxon, dass die Parteiführung auf der einen Seite für die Massen das Heim seiner emotionalen Bedeutung zu entkleiden suchte, auf der anderen Seite aber für die Elite, die die KZs und Todeslager beaufsichtigte, ein anderes Ideal proklamierte. Wenn der Kommandant nach Hause kamen, betrat er ein Puppenheim, wo er Zuflucht vor seinen eigenen Greueln fand. Er spaltete seine öffentliche Identität von den warmen Gefühlen für seine Familie ab. Die NS-Frauen verkörperten für ihre Männer weniger ein leuchtendes Fanal, das sie in ihrem Einsatz für die Sache stärkte, als vielmehr eine Art Pufferzone zwischen ihnen selbst und ihrer Arbeit. Weit davon entfernt, an ihren täglichen Sorgen Anteil zu nehmen, kultivierten sie im Gegenteil die eigene Ignoranz, um ihren Männern die Flucht zu erleichtern.

Indem diese Ehefrauen an ihrem «natürlichen Platz» blieben, hielten sie die Welt der Familie von der männlichen Welt der Brutalität, Gewalt, Korruption und Macht sorgsam getrennt. Wie so viele Aspekte der NS-Ideologie übersteigerte dieses Weiblichkeitskonzept ein traditionelles Ideal ins Extrem. Indem die Frauen sich aus der Politik, der Geschichte, den Veränderungen heraushielten, bewahrten sie einen zentralen Teil dessen, was die Deutschen unter Kultur verstehen: die Verpflichtung auf die Ideale der Menschlichkeit und Kreativität.

Diese Frauen stellten den einzelnen Männern, die täglich mit dem Morden konfrontiert waren, einen sicheren Ort zur Verfügung, an dem das, was sie taten, ausgeklammert wurde. Nach Stangls Tod erklärte seine Tochter: *«Das Einzige, was ich sagen kann [...] ist, dass ich gelesen habe, was über meinen Vater geschrieben worden ist. Aber nichts, nichts auf der Welt kann mich veranlassen zu glauben, dass er je etwas Falsches getan hat. Ich weiß, dass das unlogisch ist; ich weiß über den Prozess und die Zeugen; und jetzt weiß ich, was er von sich selbst aus Ihnen erzählt hat. [...] Ich liebe ihn –*

*ich werde ihn immer lieben.»<sup>86</sup> Obwohl der NS-Staat dieses Heim in vielfacher Hinsicht zu infiltrieren suchte, repräsentierte die Familie doch weiterhin für die Männer, die mit der Verhaftung, Deportation und Tötung der «Volksfeinde» beauftragt waren, eine sichere Zuflucht vor den Schrecken und Greueln des öffentlichen Lebens.*

Um die Jahrhundertwende hatte der Soziologe Max Weber beschrieben, wie die Bewahrung der Kultur in einer hochentwickelten Nation wie Deutschland funktionierte: *«Die Probe darauf, dass wir ein grosses Kulturvolk sind, haben wir abgelegt [...]. Menschen, die inmitten einer raffinierten Kultur leben, die dann aber trotzdem draussen dem Grauen des Krieges gewachsen sind (was für einen Senegalneger keine Leistung ist!) und die dann trotzdem so zurückkommen, so grundanständig wie die grosse Mehrzahl unserer Leute – das ist echtes Menschentum, und das darf man über allem aufdringlichen Treiben unerfreulicher Art ja nicht übersehen.»<sup>87</sup> Wenn der Mann von «draussen» wiederkam, erwartete ihn die Frau, so wie die «Zukünftige» in dem Roman *Das Herz der Finsternis*, bereit, seine Alpträume zu lindern und seine Menschlichkeit wieder aufzubauen. Kurtz meint: *«Wir müssen ihnen [den Frauen] helfen, in ihrer schönen Welt zu verharren, damit die unsere nicht schlimmer wird»,* und Marlow stimmt ihm zu.<sup>88</sup>*

Die Männer, die für das Funktionieren der Lager sorgten, rationalisierten ihre Beteiligung an der Repression und am Genozid, indem sie das, was sie taten, von dem abspalteten, was sie waren. Die Opfer und die Menschen, die Widerstand leisteten, wussten dagegen sehr genau, dass geistige Gesundheit und Überleben davon abhingen, dass es ihnen gelang, die persönliche Integrität gegen die Macht der Nazis zu verteidigen und zu bewahren. Sie taten alles, um ihre private Moral in ihr öffentliches Handeln zu integrieren, auch wenn sie lernten, sich unauffällig zu verhalten.

## Begegnung mit einer Überlebenden Gespräch mit der Jüdin Jolana Roth

«Nein, das Tonband stört mich überhaupt nicht. Und es wäre mir sehr recht, wenn Sie mir eine Kopie schicken könnten. Heute nachmittag hat mich meine Tochter aus Italien angerufen. Sie wollte, dass ich erst mit Ihnen spreche, wenn sie wieder da ist. Sie hätte gern zugehört. Meine Tochter hat mich noch nie nach diesen Dingen gefragt, und ich habe ihr noch nie etwas darüber erzählt. Mein Mann auch nicht, und er hätte viel mehr zu erzählen als ich. Fünf Jahre Theresienstadt. Von den 16'000 Menschen, die mit dem ersten Schwung dorthin deportiert wurden, haben er und noch zwei andere überlebt. Wir wollten, dass unser Kind eine normale Kindheit haben sollte, so wie wir sie wohl auch gehabt hätten, wenn ... Vielleicht sollte sie es ja wirklich wissen. Sie kommt morgen wieder. Ich denke, es ist richtig, wenn ich darüber spreche.»

Dr. Jolana Roth, geb. Katz, sass einen Augenblick still an dem Tisch mit der rotkarierten Decke vor der Kulisse des leuchtend grünen Rasens und der halbverblühten blassrosa Rosen und überlegte. Hier draussen, wo die Ausläufer der Münchner Vorstadt an die Wälder stossen, hatte sie sich in ihrem Garten eine eigene Oase des Friedens geschaffen, schlicht und mit viel Platz. Das Haus mit seinen weissen Wänden und Marmorfussböden war frei von überflüssigem Zierrat, auf das Wesentliche reduziert, ein Hort der Geborgenheit, aus dem jetzt der Duft eines Paprikabratens aus der Küche herüberwehte.

«Möchten Sie vielleicht ein Glas Wein oder Bier – oder Mineralwasser, Tee, Kaffee? Normalerweise habe ich ja mehr anzubieten, aber ich bin heute Morgen erst aus Cannes zurückgekommen und habe mich gleich an die Arbeit gemacht.» Ich nahm ein Mineralwasser. «Wo soll ich anfangen?» fragte

sie, während die Schatten auf dem Rasen länger wurden und das abendliche Dämmerlicht ihrem Gesicht weichere Konturen verlieh. «Ich hatte eine ganz normale Kindheit. Vielleicht sogar eine glücklichere Kindheit als die meisten Menschen. Meine Mutter sorgte dafür, dass wir alle glücklich waren – mein Vater, meine beiden Schwestern, mein Bruder und ich. Materiell gesehen besaßen wir nicht viel, aber wir fühlten uns reicher als die Leute heute, die so viel haben. Die Ehe meiner Eltern war arrangiert worden – damals kam noch keiner auf den Gedanken, sich seinen Partner selbst auszusuchen. Man dachte nicht egoistisch. Mama sagte immer ihre Meinung zu allem, und sie hatte sehr ausgeprägte Ansichten. Sie kochte, sang und nähte und bereitete uns ein wundervolles Heim. Wissen Sie, bei all den sozialen Problemen, die es heute auf der Welt gibt, ist es doch erstaunlich, dass niemand sieht, dass nur alle verheirateten Frauen ihre Arbeit aufzugeben und ihrer Familie ein richtiges Heim zu schaffen bräuchten. Die Menschen wären dann glücklicher, und es gäbe keine Arbeitslosigkeit mehr. Egoismus gab es in unserer Familie nicht. Unsere Vorfahren waren über vier Generationen Rabbis gewesen und stammten ursprünglich aus Rumänien, hatten aber schon lange nahe der ungarischen Grenze gelebt. Im Jahr 1939, nach Hitlers Einmarsch in der Tschechoslowakei, fiel unsere Region an Ungarn. Papa war von der alten Schule. Sehr streng. Bei uns wurde beim Essen nie gesprochen und nur auf Hebräisch gebetet. Zuhause redeten wir Jiddisch. Auf der anderen Seite hatte mein Vater aber auch moderne Ansichten: er ermutigte mich, zu studieren und Lehrerin zu werden. Das war das Einzige, was ich wirklich wollte. Papa schlug vor, ich sollte Medizin studieren, aber dazu war ich zu zart besaitet. Ich konnte kein Blut sehen. Nach Auschwitz bin ich dann allerdings Ärztin geworden, weil ich den Menschen helfen wollte. Papa wäre sicher glücklich darüber gewesen.

Auf diese Zeit zurückzublicken ist so, als wollte man das Leben auf einem anderen Stern beschreiben. Es war alles so anders damals. Unser Dorf mitten in den Bergen – es war so schön dort und so abgelegen. Unser Papa war ein aufrechter Sozialist. Er war der Bürgermeister unserer Gemeinde und ein geachteter Mann. Das Dorf war ziemlich gross: drei- oder viertausend Einwohner. Mein Vater hatte ausserdem auch einen Hof, und wir mussten als Kinder alle tüchtig mit anpacken. Das ist alles so weit weg ..., als hätten wir auf einem anderen Stern gelebt.»

Wie um ihre Worte zu unterstreichen, zerriss das Donnern eines Düsenflugzeugs die Stille. Der Münchner Flughafen lag gleich hinter dem Wald. Ich musste kurz an meinen ersten Versuch der mündlichen Quellenforschung denken – meinen Tag mit Gertrud Scholtz-Klink im Sommer zwei Jahre zuvor. In den Dreissiger]’ahren, als Scholtz-Klink in ihrer Limousine durch Berlin gefahren war, hatte das Leben von Jolana Katz darin bestanden, für den Gymnasialabschluss zu lernen, jiddische Lieder zu singen und auf dem elterlichen Hof zu arbeiten. Deutschland war für die Familie Katz so weit weg gewesen, dass sie den Berichten eines Onkels aus Berlin über das Leben in der Hauptstadt kaum hatte glauben können.

Ich dachte, dass mich im Grunde ein Missverständnis hierhergeführt hatte. Man hatte mir erzählt, Jolana Roth würde mir wichtige Informationen über das Leben jüdischer Menschen im NS-Deutschland geben können. Es war eigentlich nicht meine Absicht gewesen, über die Konzentrationslager zu schreiben, ein Thema, das schon ausführlich bearbeitet worden ist. Dagegen erschien es mir wichtig, über die Jüdinnen im NS-Staat zu schreiben. Während ich jetzt mit ihr sprach, bezweifelte ich, dass bei dieser Unterhaltung viel für mich herauskommen würde. Was hätte auf den ersten Blick weniger Bezug zu Gertrud Scholtz-Klinks ungebrochenen Erinnerungen an das Dritte Reich haben können als diese Schilderungen einer Kindheit in einem kleinen Bauerndorf in den Karpaten?

«Wir spielten mit den anderen Kindern im Ort. Es gab nur ein paar hundert Juden bei uns, und wir fühlten uns nicht weiter stigmatisiert. Natürlich fühlten wir uns irgendwie anders. Warum? Naja, zum einen wurde bei uns nicht getrunken. Die anderen Leute tranken alle, und die Männer waren dann schrecklich zu ihren Frauen und Kindern. Auch jetzt, wenn ich darüber nachdenke, glaube ich nicht, dass ich je einen betrunkenen Juden gesehen habe. Die jüdischen Eltern wollten alle, dass ihre Kinder es einmal besser haben sollten und arbeiteten hart dafür. Ja, wir waren anders, aber unsere Nachbarn behandelten uns sehr gut. Die engsten Jugendfreunde meines Vaters kämpften im Krieg an seiner Seite und standen ihm noch immer sehr nahe. Er war Christ.» Roth hielt einen Moment inne. Ihre Hände lagen immer noch gefaltet in ihrem Schoß, und ihr Blick wanderte zu dem Tonbandgerät auf dem karierten Tischtuch. «Als sie uns abholen kamen, um uns abzutransportieren, wusste mein Vater vorher Bescheid. Er lief rasch zu seinem Freund und flehte ihn an, meinen zehnjährigen Bruder zu sich zu neh-

men, sein Leben zu retten. Auf den Knien hat er gebettelt. Der Freund wies ihn ab.

Mein Vater war sein Leben lang stolz gewesen, auf seinen Hof und alles, was dazu gehörte. ‚Das ist mein Reich‘, pflegte er immer zu sagen. ‚Uns kann nichts passieren. Hier bin ich mein eigener Herr.‘ Aber die Nachbarn rissen sich alles unter den Nagel, und die Regierung beschlagnahmte den Hof. Wir hatten nichts mehr. Nach dem Krieg kehrte ich in das Dorf zurück. Ich suchte unsere Nachbarn auf. Ich sah die Schlafzimmereinrichtung meiner Eltern in ihrem Haus. ‚Bitte, kann ich das zurückhaben?‘ fragte ich. ‚Das muss ein Missverständnis sein‘, sagten sie. ‚Das gehört alles uns. Sie sind wohl etwas durcheinander.‘ Auf einem anderen Hof sah ich unsere Esszimmereinrichtung. ‚Ihr Vater hat sie uns verkauft. Sie gehört uns rechtmässig, und wir haben nicht vor, sie zurückzugeben.‘ Und dann das Geschirr. Die Nachbarin sagte: ‚Hören Sie, Sie haben viel durchgemacht, aber Sie sind noch am Leben. Dafür sollten Sie dankbar sein. Wir werden jedenfalls nichts wieder hergeben.‘ Es ging mir nicht um den Geldwert, ich wollte die Sachen so gern als Erinnerung. Ich gab es schliesslich auf. Mein Schwager hat nicht aufgegeben. Er ging bis vor das Gericht in Prag, und die Leute dort im Prozesssaal hätten ihn fast umgebracht, so wütend waren sie. Er bekam nichts. Ich bemühte mich nicht mehr weiter. Die Menschen sind keine Engel. Ihre Freundlichkeit steht auf schwachen Füßen. Die Menschen sind nicht gut.

Ich hatte eine sehr glückliche Jugend. Lauter schöne Erinnerungen», sagte sie gedankenverloren. «Ich durfte aufs Gymnasium gehen, obwohl ich dort das einzige jüdische Mädchen war. Unser Lehrer war ein schlimmer Antisemit und zog mich immer wegen meines Namens auf. Aber er war Ungar, und ich war die einzige Schülerin, die Ungarisch konnte, und deshalb war ich in gewisser Weise auch sein Liebling. Wir konnten über Literatur und Philosophie diskutieren. Ausserdem lernte ich gern, und das Dorfleben war so ruhig und friedlich. Wir hatten ein wunderbares Familienleben. Die Dorfgemeinschaft war sehr eng – ich sage Ihnen ja, wie in einer anderen Welt, auf einem anderen Stern, gar kein Vergleich zu heute. Manches ist allerdings noch genauso wie damals. Heute sagt man Antizionismus dazu, aber wir wissen, dass es immer noch der gleiche alte Antisemitismus ist, wie es ihn auch damals unter manchen Leuten gab. Einjudenhasser ist ein Judenhasser, egal wie man ihn nennt.

In gewisser Hinsicht war es gar nicht so schlecht, dass Ungarn unser klei-



nes Dorf eroberte, weil Admiral Horthy versuchte, ‚seine‘ Juden zu schützen. Man musste nachweisen, dass die Familie schon seit Generationen dort gelebt hatte, was ziemlich kostspielig war, aber wenn man es sich leisten konnte, den Nachweis zu erbringen, wurde man nicht an die Deutschen ausgeliefert. Aber dann rückte die Front näher an uns heran. Auf dem Weg in den Krieg taten die Ungarn schreckliche Dinge. Sie machten regelrecht Jagd auf Juden, ich kann Ihnen gar nicht sagen ... Wir mussten den Judenstern tragen, und mein Vater wurde in ein Arbeitslager in der Nähe gebracht. Aber dann liessen sie ihn wieder frei. Trotzdem wussten wir immer noch nicht, was im Gange war. Sie brachten meine kleine Cousine auf ein Stück Feld, wo sie mit anderen Leuten Gruben ausheben musste. Dann schossen die Soldaten auf die Leute, so, dass sie gleich in die Massengräber fielen. Meine Cousine blieb unverletzt. Als es dunkel wurde, kroch sie aus der Grube heraus. Sie lief nach Hause, um uns zu warnen. Das waren schreckliche Zeiten. Wir verliessen unseren Hof und zogen in eine kleine Stadt. Mein Vater sagte, wir müssten beten. Eines Abends, als er gerade betete, standen plötzlich ungarische Soldaten an der Tür, um ihn zu holen.»

Ein Flugzeug stieg über der Silhouette des dunklen Waldes auf. Dann kehrte wieder Stille ein. «Wir mussten gelbe Streifen tragen. Wir wurden wie Tiere behandelt. Wenn die Leute das Gelb sahen, sahen sie gar nicht mehr die Menschen, die es trugen. Vielleicht sind die Menschen ja einfache Tiere und nur ganz an der Oberfläche menschlich. In Holland, Deutschland, Frankreich und diesen ganzen Ländern hätte das alles nicht so ablaufen können, wenn die Behörden in den einzelnen Orten nicht mitgemacht hätten. Die Polizisten bei uns haben meinem Vater den Kopf geschoren. Er hat nie über das geredet, was er im Lager erlebt hat. Wir Kinder spielten alle friedlich zusammen. Das war eine schwere Zeit.

Im März 1944 liessen sie uns zu einer Ziegelei marschieren, ein paar Stunden Fussweg entfernt. Das war ein Sammelplatz, aber wir wussten es nicht. Am ersten Abend sangen wir Mädchen patriotische und religiöse Lieder, um uns Mut zu machen. Am zweiten Abend fing mein kleiner Bruder an zu schreien, und er war gar nicht mehr zu beruhigen. Irgendwie hat er wohl geahnt, was uns bevorstand, und irgendwie wussten wir alle, dass er es ahnte. Es fiel kein Wort mehr. Niemand sang mehr an diesem zweiten Abend.»

Das Telefon klingelte, und dieses Geräusch war durchdringender als das

Donnern der Düsenflugzeuge, die ab und zu über unsere Köpfe dahinzogen. Roth entschuldigte sich ruhig und ging an den Apparat. Gleich darauf hörte ich sie mit einer Stimme, die gar nicht mehr wie ihre Klang, mit einer Freundin sprechen, wobei in Abständen ein fröhliches Lachen ihren lebhaften tschechischen Wortschwall unterbrach. Während sie mit mir geredet und immer wieder zu dem Tonband hingeschaut hatte, war ihre Stimme kaum hörbar und monoton gewesen – sie hatte unter der kontrollierten Oberfläche mühsam darum ringen müssen, sich längst verdrängte Bilder wieder ins Gedächtnis zu rufen und sie in Worte zu fassen. Sie beendete das Telefongespräch. Wir nahmen unseren Faden wieder auf.

«Als wir nach Polen kamen, hatten wir von Auschwitz noch nie etwas gehört. Wir wussten nichts. Woher auch? Die ganzen gelehrten Historiker und Experten können es ja immer noch nicht begreifen, obwohl sie die Beweise vor sich haben. Wie hätten wir es da wissen sollen? Ich war ja noch Schülerin damals. Vater wusste, was los war, und er sagte, wenn er es früher gewusst hätte, hätte er nur den einen Wunsch gehabt, genug Gift für uns alle zu beschaffen. Sie liessen uns den ganzen Tag in der Maisonette in den Wagons sitzen. In der Luft lag ein strenger Geruch, aber wir hatten keine Ahnung, was das war. So gegen Mitternacht wurden wir bei Scheinwerferlicht von den SS-Leuten ausgeladen. Mein Vater nahm meinen Bruder bei der Hand. Wenn er das nicht getan hätte, wären sie wahrscheinlich am Leben geblieben. Wer ein Kind bei sich hatte und es festhielt, wurde automatisch in die Gaskammer geschickt. Meine Cousine hat sich auch um ein Nachbarkind gekümmert.» Roth hielt inne. Wahrscheinlich hätte sie hier am liebsten abgebrochen, das Tonband abgestellt und sich wieder der Gegenwart zugewandt. Aber sie tat es nicht. «Wie oft hat es mir Leid getan, dass ich meiner Mutter nicht noch ein warmes Tuch mitgegeben hatte. Wenn ich doch nur eins gefunden hätte. Mein ganzes Leben lang habe ich mir Vorwürfe gemacht, weil ich ihr keins mitgegeben habe.

Sie schickten meine Mutter und meine Schwester nach rechts hinüber. Da sagte ich: ‚Meine Schwester ist nicht so jung wie sie aussieht.‘ Sie war gerade sechzehn. Sie fragten: ‚Wie alt ist sie denn?‘ Ich antwortete: ‚Achtzehn.‘ Ich weiss bis heute nicht, woher ich den Mut dazu genommen habe. Der Mann sagte: ‚Gut‘, und sie durfte mit uns gehen. Die SS-Leute sahen so stattlich aus. Es hiess, die Alten und Kranken würden gleich ausgemustert. Sie kamen direkt ins Gas. Aber wir glaubten, sie würden zum Baden

oder Umziehen gebracht. Wir hatten noch nichts von Gas gehört. Später, als Gerüchte umgingen, meinte ein fescher SS-Mann, so um die Vierzig: ‚Was? Seien Sie nicht kindisch. Wir leben im zwanzigsten Jahrhundert. Wie können Sie denken, dass wir Menschen vergasen? Wir haben hier grosse Fabriken. Ab und zu sterben ein paar alte Leute. Die Kammern haben wir zu hygienischen Zwecken gebaute Anschliessend griff er eine sehr hübsche junge Frau heraus, rasierte ihr den Kopf und steckte sie in eine Uniform, um uns zu zeigen, dass uns nichts passieren würde. Wir wurden alle in die SS-Baracke gebracht, ausgezogen und rasiert und wie bei einer Modenschau vorgeführt. Wir fühlten uns unglaublich gedemütigt. Alte und schwangere Frauen kamen direkt in die Gaskammern. Wir, meine Schwester und ich, fragten nach unserem Vater, und man sagte uns, er sei schon bei der Arbeit.

Selbst die Experten können es ja nicht begreifen. Die Öfen brannten pausenlos und wurden trotzdem oft mit den vielen Leichen nicht fertig. Dann haben die Männer die Leichen einfach auf grosse Haufen geworfen, verstehen sie, einer an den Füßen, einer an den Armen – eins, zwei, drei, hopp – drauf auf den Haufen. Im Vorbeigehen sah ich die Leiche meiner Schwester...» Das Telefon klingelte, und wieder stiess Roth die junge Jolana Katz in die Vergangenheit zurück.

«So war unser Leben dort im Lager. Ein jammervolles Dasein. Sie schickten uns ins ‚A-Lager‘, getrennt von den anderen. Sie nannten es ‚Kanada‘ – warum weiss niemand. Vielleicht wollten sie uns ja glauben machen, dass das Leben dort so schön wäre wie in Kanada. Wir mussten die Kleider der Leute, die in den Gaskammern umgekommen waren, sortieren. Oft waren sie noch warm. Wir sortierten sie in Männer-, Frauen- und Kindergrössen und nach der Qualität. Alles, was irgendwie von Wert war, mussten wir abliefern. Es durfte keine Spur von einem Judenstern, kein gelbes Fetzen Stoff an den Kleidern dranbleiben. Ich bemühte mich immer, ein Stückchen von einer Nummer oder ein Fitzelchen von einem Stern dranzulassen, damit die Leute draussen merkten, wo diese Kleider herkamen. Eines Tages fand ich das Hemd meines Bruders, das ich ihm selbst genäht hatte. Es ging zufällig durch meine Hände. Hätte ich ein paar Schritt weiter rechts oder links gestanden, wäre es bei jemand anderem gelandet. An einem anderen Tag fand ich ein Stück von meinem eigenen Schulfoto, das am Rand versengt war. Mein Vater hatte es immer bei sich getragen. Er war so stolz darauf gewesen, er hätte es nie freiwillig hergegeben. Ich versuchte es

an mich zu nehmen, aber es war unmöglich, etwas zu behalten. Es ist verschwunden, genau wie alles andere.

Am allerersten Tag, als ich die Leichenhaufen sah, konnte ich gar nicht hinschauen. Aber ich konnte auch nicht nicht hinschauen. Die Zungen, in der Todesqual durchgebissen, und die offenen Augen, die uns anstarrten, als ob sie uns etwas sagen wollten. Manchmal regten sich die Kinder auf den Haufen noch. Sie waren klein, und das Gas war auf ihrer Kopfhöhe nicht immer konzentriert genug, um sie gleich zu töten. Es kam vor, dass wir im Lager ‚Kanada‘ einen Koffer aufmachten und darin ein Baby fanden, in dem kaum noch Leben war. Wir wussten dann nie, was tun. Eine Mutter hatte verzweifelt versucht, ihrem Kind eine Überlebenschance zu verschaffen. Es zerriss uns jedesmal das Herz, aber wir konnten die Kinder nicht verstecken. Die Kapos kamen ja immer.

Zwei andere, die damals mit mir gearbeitet haben, und ich, wir sind bis heute wie Schwestern. Wenn mit einer von uns irgendetwas war, sind die beiden anderen immer da gewesen. Wir haben uns nie aus den Augen verloren. Ganz egal, wie weit wir voneinander entfernt sind, wir rufen einander an und schreiben uns. Letztes Jahr haben wir uns alle in Kanada getroffen – in Calgary. Wir werden uns nie aus den Augen verlieren. Egal, was passiert. Wir halten uns gegenseitig am Leben.

In unseren Baracken gab es eine wunderschöne griechische Schauspielerin. Sie sang immer Lieder, die ich noch nie gehört hatte, aber nie vergessen werde. Das Lied von der jiddischen Mamma trieb uns gleich bei unserer Ankunft die Tränen in die Augen. Die Melodie war so traurig. Aber es gab auch schreckliche Szenen unter den Frauen. Mütter gegen Töchter. Lind das Schlimmste waren die Aufseherinnen. Schlimmer als die Männer. Eine grosse, blonde SS-Frau stand immer in ihren Reithosen da, die Hände in die Hüften gestemmt, mit einer Peitsche, und lachte, wenn die Leute ins Gas gingen. Sie sah durch ein spezielles Fenster zu. So etwas von Sadismus, das kann doch kein Mensch erklären. Und noch schlimmer waren die Freiwilligen aus der Ukraine. Sie arbeiteten aus freien Stücken dort. Sie waren für die Deutschen und wurden Lageraufseher – sie hassten die Russen und freuten sich, als die deutschen Truppen kamen. Sie waren in einem sozialistischen Staat aufgewachsen, wo Moral herrschte, und hatten sich doch freiwillig gemeldet. Sie hätten eigentlich nicht wie Kapitalisten handeln dürfen. Aber sie nahmen uns unser Essen weg und assen es vor unseren Augen auf.

Zwei Dinge werde ich nie verstehen: Warum waren sie so versessen auf Musik? Wer singen oder tanzen konnte, musste im Orchester spielen oder die SS-Leute unterhalten. Sie wollten immer, dass die Leute fröhlich tun sollten. Und dann verstehe ich nicht, dass alles so geordnet zuging. Für alles gab es ein System, einen genauen Zeitplan. Wenn nicht genügend neue Leute ankamen, wurden welche von den Lagerinsassen für die Gaskammern ausgesondert. Aber immer ging alles geregelt zu. Immer diese deutsche Ordnung. Einmal kamen sie, um uns zu sagen, jetzt seien wir an der Reihe. Wir marschierten zu den Ofen. Dann liessen sie uns wieder kehrt machen. Es war nur ein Scherz gewesen. Sie lachten. Besonders schlimm wurden Intellektuelle und Akademiker behandelt. Einmal schmuggelten die Frauen, die in einer nahegelegenen Rüstungsfabrik arbeiteten, Waffen zu den Männern hinein. Es wird mir ewig ein Rätsel bleiben, wie sie das geschafft haben, bei den gründlichen Durchsuchungen. Aber sie haben es geschafft. Die männlichen Lagerinsassen liessen das Sonderkommando hochgehen. Und ein Krematorium. Die schlimmsten Aufseher flogen in die Luft. Aber es kamen neue. Die SS-Leute waren ausser sich bei dem Gedanken, dass die Juden einen Aufstand angezettelt hatten.»

Inzwischen war die Dämmerung in Dunkelheit übergegangen. Aber es war so friedlich und lau, und Licht hätte nur die Mücken angelockt.

«Einmal hat Dr. Mengele persönlich in unseren Baracken Leute ausgesucht. Wir wussten, wie gefährlich diese Situation war. Wenn ich ihn draussen in den Lagergassen sah, erstarrte ich jedesmal vor Angst. Seine Augen. Wie Wolfsaugen, aber blutunterlaufen. Ein Tier, kein Mensch. In seinen Augen sah ich das ganze Krematorium. Eines Tages kam er in unsere Baracken, einen Lagerabschnitt, wo Häute abgeladen und konserviert wurden. Er kam hereinmarschiert und sah hinauf, ganz nach oben zu den Dachsparren. Er bemerkte ein Stück Haut, das an einem Nagel hing. ‚Wenn das da in drei Minuten nicht verschwunden ist, wandert ihr alle ins Gas.‘ Ich sah in seine Augen. Ich weiss bis heute nicht, wie ich es geschafft habe, die Balken hinaufzuklettern, aber ich tat es. Ich brachte ihm das Stück Leder, damit die Baracke nur ja wieder ganz sauber und ordentlich wäre. Wir entgingen noch einmal der Selektion.

Man hört immer wieder Geschichten von anständigen SS-Leuten. Ich habe keinen einzigen getroffen. Einer soll sogar eine Liebesbeziehung mit einer jungen Jüdin gehabt haben. Als ich im Lager ankam, sah ich ihn – sein

Name war Wunsch oder Wünsch – ein Wiener. Er veranstaltete eine Art Zielschiessen, indem er jüdische Babys in die Luft warf und dann auf sie schoss. Später verliebte er sich in ein jüdisches Mädchen. Es war echte Liebe. Er vergötterte sie. Nachher dann, in Israel, kam sie vor Gericht. Aber sie wurde freigesprochen, weil sie nichts Schlimmes getan hatte. Was mit ihm passiert ist, haben wir nie erfahren.

Neulich Abend habe ich im Fernsehen David Irving gesehen. Er erklärte: ‚Hitler hat von nichts gewusst‘, und ‚Die Deutschen haben von nichts gewusst‘. Ich würde ihm am liebsten einen Brief schreiben und ihn zu einem guten selbstgekochten Abendessen einladen. Dann würde ich ihm sagen, er solle Platz nehmen, und meinen Ärmel hochkrepeln und ihn fragen: ‚Schauen Sie, Herr Irving, was glauben Sie, wie diese Nummer da auf meinen Arm gekommen ist? Wessen Idee es war, sie da hinzutätowieren?‘ Als ich ihn im österreichischen Fernsehen gesehen habe, wie er als berühmter und respektierter Mann dort auftrat, ohne dass irgendein deutscher Experte seinen ‚gelehrten‘ Ausführungen widersprach, da habe ich mir gesagt, dass wir alle die Wahrheit öffentlich machen sollten.

Vor ein paar Jahren hörten mein Mann und ich, dass Emmy Göring in einem Mercedes mit Chauffeur durch die Gegend kutschte und dass ein hoher Regierungsbeamter Entschädigungsgelder dafür bekam, dass das nationalsozialistische Bildungssystem ihn daran gehindert hatte, die berufliche Laufbahn seiner Wahl zu verfolgen. Da haben wir uns angeschaut und uns gesagt, dass unsere Forderungen Gehör finden müssen. Es ging uns nicht ums Geld, sondern ums Prinzip. Wir haben gesagt, wir wollen eine Entschädigung für unseren ‚Einsatz‘ in den Lagern.

Ich bin danach erstmal jahrelang nur auf meinem Zimmer gelegen. Ich konnte nicht aufstehen. Mich nicht rühren. Endlich liess dann die Depression nach, und ich studierte Medizin. Später wollten wir, dass die deutsche Regierung anerkennen sollte, was wir durchlitten hatten. Jahrelang haben wir Anwälte bezahlt und unsere Sache bis vor die höchsten Gerichte gebracht. Die Deutschen wollten nichts davon wissen, weil wir während des Zweiten Weltkriegs keine deutschen Staatsbürger waren. Nur deutsche Bürger bekamen Wiedergutmachungsleistungen. Schliesslich haben sie uns einen Vergleich angeboten, als mein Mann schon tot war. Wissen Sie, wieviel ich für meine Zeit in ‚Kanada‘ bekommen habe?»

Als ich antwortete, ich hätte wirklich keine Vorstellung, war das nur die Wahrheit. Wie konnte man denn den Schaden in Geld beziffern, den ein junges Mädchen durch die Arbeit in einem riesigen Leichenhaus erlitten hatte?

«Der Staat gestand mir 2'400 DM zu. 2'400 DM! Ich würde freudig 10'000, 50'000, meinestwegen 100'000 DM dafür geben, wenn nur ein einziger von diesen Deutschen einen Tag lang in Auschwitz diese Arbeit machen müsste. Dann könnte derjenige darüber berichten und aller Welt sagen, wie es war, und dann würden es die Leute glauben. Ich habe den Kampf aufgegeben. Alles, was ich will, ist, in Frieden leben zu können und dass meine Tochter mit ihrem Medizinstudium glücklich ist. Die Deutschen werden ihre Vergangenheit nie verarbeiten. Es gibt hier fast keine Juden, und trotzdem sind Judenwitze bei meinen Patienten an der Tagesordnung. Das wird sich nie ändern.»

Ich fragte sie, warum sie in diesem Land lebe.

Es war nicht ihre Entscheidung gewesen. Nachdem sie und ihr Mann zunächst in Prag gelebt hatten, bot sich ihnen plötzlich die Chance, nach Deutschland auszureisen. Ihre Unzufriedenheit mit dem Leben in der Tschechoslowakei wog schwerer als ihre Angst vor Deutschland, jenem Land, in dem so gut wie alle Menschen im entsprechenden Alter zwei Jahrzehnte zuvor einer ihrer Peiniger gewesen sein könnte. In München bauten sie sich ein neues Leben auf, hier zogen sie ihre Tochter gross.

Das Telefon klingelte. Wieder klang die Stimme von Jolana Roth freudig. Diesmal war es ihre Tochter, die auf dem Heimweg von Österreich aus anrief. «Sie kommt mit ihrem Freund – er ist Italiener. Was soll ich dazu sagen? Er ist ein netter junger Mann, aber irgendwie finde ich es traurig, wenn sie eine solche Mischehe eingeht. Wenn alles, wofür wir gelitten haben, einfach so zu Ende ist. Wenn eine Tradition einfach so abbricht. Natürlich kann ich, nach allem, was ich durchlitten habe, nichts dagegen sagen. Aber es macht mich traurig. Wir wollten so gern, dass sie ein normales Leben führen kann. Deswegen haben wir nie etwas gesagt. Und jetzt führt sie ein normales Leben, und eine alte Familientradition geht einfach zu Ende.

Ich habe nie an Gott oder am Glauben gezweifelt, bis ich die Leichenberge sah. Hunderttausende von Leichen können den Kinderglauben, den man mitbringt, schon erschüttern. Ich habe mich manchmal gefragt, ob das wohl Gott war, der da sprach. Man kann darüber einfach nicht nachdenken

... man wagt es nicht. Ich glaube an Gott und nicht so sehr an das, was meine Religion mir vorschreibt. Das macht mich traurig.»

Sie schlug vor, wir sollten ins Haus gehen. Sie knipste das Licht an, und die Helligkeit versetzte mich rasch wieder in die Gegenwart zurück. Wieder beeindruckte mich die spartanische Einrichtung. Obwohl sie in den letzten Jahren weit gereist war, hatte sie darauf verzichtet, nach Touristenmanier ihr Heim mit exotischen Mitbringsele zu schmücken. «Möchten Sie meine kostbarsten Schätze sehen?», fragte sie mit einer Stimme, die allmählich wieder ihre ganze Modulationsbreite zurückgewann. Hinter den Glastüren der Schrankwand sah ich es glänzen. Dutzende und Aberdutzende von Gläsern, Tellern und Platten aus feinstem böhmischen Gravurglas mit dicken Goldrändern. «Dieses Muster wurde für Königin Elisabeths Krönung entworfen, und der einzige Mensch, der noch ein ganzes Service davon bekam, war der Kaiser Haile Selassie. Ich habe es nach dem Krieg Stück für Stück zusammengesammelt. Das ist heute eine vergessene Kunst. Man kann es natürlich nicht benutzen, es ist viel zu kostbar. Glas ist ja so zerbrechlich. Aber in der Hand eines echten Künstlers kann es zu etwas Wunderbarem werden.» Ein Lächeln trat auf ihr Gesicht, und ihre Züge entspannten sich, während wir diese herrliche Sammlung bewunderten.

Roths Augen schienen den warmen Schimmer des Kristalls zu reflektieren, als sie sich zu mir wandte und mich einlud, mit ihr zu essen, da der Braten mittlerweile fertig war. Vor ein paar Stunden, als ich sie kennengelernt hatte, hatte ich mich gefragt, was mich ausgerechnet zu ihr geführt hatte. Jetzt, da sich unser Gespräch dem Ende näherte, war mir klar, dass ihre Erinnerungen der richtige Schluss für mein Buch waren, das mit Gertrud Scholtz-Klinks selbstgefälligem Geplauder beginnen sollte. Die Reichsfrauenführerin, die bis 1945 Gelegenheit genug gehabt hatte, sich zu informieren, und der danach vier Jahrzehnte geblieben waren, um sich zu besinnen, hielt noch immer ungebrochen an ihrem Ideal des ruhmreichen NS-Staates fest. Sie redete mit mir, weil sie der Welt «die guten Seiten» des Nationalsozialismus in Erinnerung rufen wollte. Roth ist die Geschichte ebenfalls nicht gleichgültig, und gerade weil inzwischen so viele Deutsche schon wieder an einem positiven Hitlerbild gezimmert haben, hat sie ihr Schweigen gebrochen.



## Anhang

## Anmerkungen

### Begegnung mit einer Nationalsozialistin Gespräch mit der Reichsfrauenführerin Gertrud Scholtz-Klink

- 1 Mary R. Beard: *Woman as a Force in History. A Study in Traditions and Realities*. New York und London 1971, S. 23; vgl. Ann J. Lane (Hg.): *Mary Ritter Beard: A Sourcebook*. New York 1977, S. 226-233.
- 2 William Shirer: *20th Century Journey. The Nightmare Years*. Boston 1984, S. 279.
- 3 Susan Sontag: «Faszinierender Faschismus». In: Dies.: *Im Zeichen des Saturn*. München/Wien 1981, S. 111. Susan Sontag fragt nach dem Wesen der Anziehungskraft einer charismatischen Bewegung, die die Sexualität umwandelt «in die magische Anziehungskraft der Führer und das Entzücken der Gefolgschaft. Das faschistische Ideal ist die Umwandlung sexueller Energien in eine ‚spirituelle‘ Kraft, zum Wohle der Gemeinschaft». A.a.O., S. 112-113.
- 4 Doris Kirkpatrick: «Role of Women». In: *The New York Times* (26. September 1937).
- 5 Albert Speer: *Erinnerungen*. Frankfurt a.M./Berlin 1969, S. 106.
- 6 Ebd. Im Jahr 1944 erklärte er in einer «Denkschrift»: «Die Aufgabe, die ich zu erfüllen habe, ist eine unpolitische. Ich habe mich so lange in meiner Arbeit wohlfühlt, als meine Person und auch meine Arbeit nur nach der fachlichen Leistung gewertet wurden.» Ebd., S. 126.
- 7 Als Hitler an die Macht kam, liess sie in ihrer politischen Gewitztheit gleich drei Hakenkreuzfahnen aufhängen. Ausserdem schickte sie Diers per Kurier einen Brief. «Engelmann behauptet, dass ihr Mann noch am Leben war, als sie nach Berlin ging, ihr aber nicht folgte.» Aus Engelmanns Darstellung geht nicht eindeutig hervor, wann Klink starb. Peter Engelmann: «Lady Führer über alles. Frau Klink is the Nazi Arbitrator on ‚Childbed and cookpot‘ matters.» In: *Living Age* CCCLIX (Oktober 1940), S. 112-116. Scholtz-Klink hatte Engelmann den Posten ihres Pressereferenten angetragen, aber er wählte das Exil.
- 8 Hannah Arendt: *Eichmann in Jerusalem. Ein Bericht von der Banalität des Bösen*. München 1964, S. 171. Eichmann beteuerte nachdrücklich, er sei sein Leben lang den Moralvorschriften Kants gefolgt und habe im Sinne des Kantschen Pflichtbegriffs gehandelt. Hannah Arendt kommentiert: «Wie immer man Kants Einfluss auf die Entstehung der Mentalität des ‚kleinen Mannes‘ in Deutschland denken mag, in einer Beziehung hat sich Eichmann ganz zweifellos wirklich an Kants Vorschriften gehalten: Gesetz war Gesetz, Ausnahmen durfte es nicht geben.» A.a.O., S. 175.
- 9 Emmy Göring: *An der Seite meines Mannes. Begebenheiten und Bekenntnisse*. Göttingen 1967, S. 64. Bei aller Verachtung unterliess sie es aber doch nicht, den einen Juden zu erwählen, den sie zu retten versucht hatte.
- 10 Claude Lanzmann: *Shoah*. Düsseldorf 1986, S. 73-74. Scholtz-Klink hatte genauso reagiert, wie es sich die Nazi-Führer von der Mehrheit der Nicht-Juden erhofften. «Meldungen aus dem Reich Nr. 240», Berlin, 24. November 1941, BA Koblenz, wiederabgedruckt in: *Berichte des SD und der Gestapo über Kirchen und Kirchenvolk in Deutschland 1934-1944*. Bearbeitet von Heinz Boberach. Mainz 1971, S. 597-599. Man war schockiert, dass noch so

viele Juden übrig waren. Die führenden Kirchenmänner mahnten zwar die Gläubigen, Juden nicht so zu behandeln, dass sie sich unter ihnen unwohl fühlten, konkretisierten aber diese Aufrufe dahingehend, dass «nicht-arische» Kirchenmitglieder doch tunlichst den Frühgottesdienst besuchen sollten.

- 11 «Schlossherrinnen unter sich. Warum bot die Fürstin zu Wied der Reichsfrauenführerin eine Zuflucht?» In: *Neuer Tag*, 5. März 1948. Die beiden wurden in Altenheim, Kreis Kehl, verhaftet. Bis dahin hatte man allgemein angenommen, Scholtz-Klink habe Selbstmord begangen.
- 12 «Professions for Women» (1943) basierend auf «The Death of the Moth» (1931) In: *Virginia Woolf, Women and Writing*, Hg. v. Michèle Barrett New York 1979, S. 59.
- 13 Karl Jaspers: *Die Schuldfrage. Für Völkermord gibt es keine Verjährung*. München 1979, S. 51.

### **Die nationalsozialistischen Frauen und ihre «Freiheitsbewegung»**

- 1 Joseph Goebbels: *Der Angriff. Aufsätze aus der Kampfzeit*. München 1936, S. 71-73.
- 2 Gottfried Feder, in: *Die Flamme*, Nürnberg vom 26.6.1930. Zitiert in: SPD: *Nationalsozialismus und die Frauenfrage* 1932.
- 3 Alfred Rosenberg: *Der Mythos des 20. Jahrhunderts. Eine Wertung der seelisch-geistigen Gestaltenkämpfe unserer Zeit*. München, 71.-74. Auflage 1935, S. 593. Auch Himmler spricht sich für die «Doppelehe» und die Zeugung möglichst vieler, auch unehelicher Kinder aus. In: Felix Kersten: *Totenkopf und Treue. Heinrich Himmler ohne Uniform*. Hamburg o. J., S. 226-229. Bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs beschäftigte Hitler die Frauenfrage nicht so sehr wie die Judenfrage. Christine Wittrock: *Das Frauenbild in faschistischen Texten und seine Vorläufer in der bürgerlichen Frauenbewegung der zwanziger Jahre*. Dissertation. Frankfurt a.M. 1981, S. 193-229, analysiert die Widersprüche. Gisela Bock: *Zwangsterilisation im Nationalsozialismus. Studien zur Rassenpolitik und Frauenpolitik*. Opladen 1986. Judith Friedlander u.a.: *Women in Culture and Politics: A Century of Change*. Bloomington 1986, S. 286-299, untersucht die praktischen und ideologischen Konsequenzen.
- 4 Zitiert in Peter Engelmann: *Living Age*, 359 (Oktober 1940), S. 112-116.
- 5 «Der deutsche Frauenorden». In: *Nationalsozialistische Monatshefte. Wissenschaftliche Zeitschrift der NSDAP* 1:1 (April 1930), S. 43; BAK/NSD 16/13. Wie in fast allen NS-Schriften, die sich mit der Frauenfrage befassen, wird auch hier die Rückkehr der «natürlichen» oder «echten» Frau beschworen.
- 6 Anonym: «Die politische Frau». In: *Opferdienst der deutschen Frau* (24. August 1930), BAK/NSD 47/15.
- 7 Theodore Abel Biogramm/Nr. 459/Hedwig Eggert, HI. Sie trat der Partei 1928 bei. Dieser Bericht entstammt der einmaligen Aufsatzsammlung des Soziologen Theodore Abel, der Grundlage seines Buches *Why Hitler Came to Power. An Answer Based on the Original Life Stories of Sixhundred of His Followers*. New York 1938. Abel bezog die Beiträge der Frauen nicht in sein Buch ein, deponierte sie jedoch ebenso wie die der Männer bei der Hoover *Institution on War, Revolution, and Peace*, Stanford University (im Folgenden HI), wo mich Agnes Peterson 1974 darauf aufmerksam machte. Peter Merkl: *Political Violence Under the*

- Swastika. 581 Early Nazis*. Princeton/New Jersey 1975, analysiert die Beiträge der Frauen; vgl. dazu auch den Aufsatz «Wie ich Nationalsozialistin wurde. Eine kritische feministische Lektüre der Theodore Abel-Akten.» In: Lerke Gravenhorst/Carmen Tatschmurat (Hg.): *TöchterFragen. NS-Frauen-Geschichte*. Freiburg i. Br. 1990, S. 149-166.
- 8 Abel Biogramm/Nr. 44/Hilde Boehm-Stoltz, S. 2; vgl. Margarete Beckel, Abel Nr. 130, Blatt 2, HI.
- 9 Susan Sonntag: «Faszinerender Faschismus». In: Dies.: *Im Zeichen des Saturn*. München/Wien 1981, S. 95-124 diskutiert die Faszination der Gewalt; vgl. Richard Bessel: *Political Violence and the Rise of Nazism*, a.a.O., S. 75-96. Hannah Arendt stellt in ihrer klassischen Abhandlung *Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft*. Frankfurt a.M. o. J. (1956?) die These auf, dass die Bourgeoisie unter ihrer präden Fassade mit «dem Mob» die Gewaltgelüste teilt. Hermann Rauschning erhob schon früher eine ganz ähnliche Behauptung in: *Voice of Destruction*. New York 1940, S. 83.
- 10 Karl Dietrich Bracher: *Die deutsche Diktatur. Entstehung, Struktur, Folgen des Nationalsozialismus*. Köln/Berlin 1969, S. 182-183, 256-258. Richard Bessel: *Political Violence and the Rise of Nazism*, a.a.O., S. 89-92. Arnold Brecht: *Vorspiel zum Schweigen*. Wien 1948, S. 94-96. Wenn Nazis wegen krimineller Aktivitäten schuldig gesprochen und zu Gefängnisstrafen verurteilt wurden, schickte ihnen Hitler ein Solidaritätstelegramm; vgl. Eliot Barculo Wheaton: *Prelude to Calamity: The Nazi Revolution 1933-35*. London 1969, S. 350 mit einer Hintergrundstudie zur Weimarer Zeit. Die Tatsache, dass der elitäre, 130'000 Mitglieder umfassende *Königin-Luise-Bund* den Mördern gratulierte, führt uns deutlich vor Augen, dass nicht nur Männer für die Eskalation der Gewalt verantwortlich waren. Joachim C. Fest: *Das Gesicht des Dritten Reiches. Profile einer totalitären Herrschaft*. München 1963, S.217.
- 11 Vgl. Richard F. Hamilton: *Who voted for Hitler?* Princeton/New Jersey 1982. BDM (Hg.): *Das war unser Anfang. Aus den Jahren des Kampfes und des Aufbaues des Berliner BDM*. O. J. 1933?. Die männliche Hitlerjugend nahm jedoch für sich die zehnfache Mitgliederzahl in Anspruch. Jill Stephenson weist in *The Nazi Organisation of Women*. London 1981, S. 25, darauf hin, dass sich die Hälfte der Gesamtmitgliederzahl in drei Regionen konzentrierte: Berlin-Brandenburg, Sachsen und Bayern. John Farquharson: «The NSDAP in Hannover and Lower Saxony, 1921-1926.» A.a. O., S. 106; vgl. auch Eberhard Schön: *Die Entstehung des Nationalsozialismus in Hessen*. Meisenheim am Glan 1972, S. 100. K. D. Bracher: *Die Deutsche Diktatur*, a.a.O., S. 182-183, 256-258. Zu einer differenzierteren Analyse der sozialen Zusammensetzung der Parteibasis wie der Führungsebene vgl. Michael H. Kater: *The Nazi Party. A Social Profile of Members and Leaders, 1919-1945*. Oxford 1983, S. 51-71. Während Kater einerseits aufzeigt, dass die Anhängerschaft der NSDAP unter den Arbeitern bedeutender war als bisher angenommen, betont er auf der anderen Seite das Gewicht der unteren Mittelschicht sowohl auf Basis- als auch auf Führungsebene. S. 74-97. Frauen stellten 7,8% der Parteimitglieder, aber 1933 fiel ihr Anteil jäh auf 5,1%. Bis 1937 war dieser Anteil jedoch bereits wieder auf gut 7% gestiegen, und das Durchschnittsalter bei Parteieintritt sank nach 1933 unter das Durchschnittsalter der Männer. S. 151-152.
- 12 Gabrielle Bremme: *Die politische Rolle der Frau in Deutschland*. Göttingen 1956, Tabellen S. 47, 54-55, 73-75, Wahlstatistiken S. 243-252. Bremme stützt Bäumers Erklärung, dass Frauen aus Opposition gegen die 1919 zugesicherte Gleichberechtigung nationalsozialistisch

- wählten; vgl. Helen L. Boak: «Our Last Hope. Women's Votes for Hitler-A Reappraisal». In: *German Studies Review*, Bd. 12, Nr. 2 (Mai 1989), S. 289-310.
- 13 Bericht aus Geislingen, Steige an R.O.L. München, 29. Juli 1931, demzufolge 20 Frauen regulär Mitgliedsbeiträge zahlten und sich aktiv in der Bewegung engagierten, während über 100 Frauen keine Beiträge zahlen wollten, sich aber trotzdem begeistert für die NSDAP einsetzten. BAK/NS 22/3561.
- 14 Abel Biogramm/Nr. 574/Gertrud Michael, Blatt 2, HI.
- 15 «The Battlecries of Hitlerism Modified as Election Nears.» In: *The New York Times*, 8, 3:1 (10. Juli 1932). Andere Autoren meinen, die nostalgische Sehnsucht nach der bürgerlichen Vergangenheit habe die Frauen dazu getrieben, Hitler zu wählen. Calvin B. Hooper: *Germany Enters the Third Reich*. New York 1933, S. 165-167.
- 16 Miriam Beard: «The Tune Hitler Beats...» In: *The New York Times* vom 7. Juni 1931. Sie spricht von «einer bunten Mischung aus enttäuschten Frauen, Theologiestudenten, verarmten [...] Männern, einst die stabilsten, jetzt aber die [...] am meisten verunsicherten Bevölkerungsgruppen [...]»
- 17 Adolf Hitler: *Mein Kampf*. Zwei Bände in einem Band. Ungekürzte Ausgabe. München, 77. Auflage 1933, S. 491.
- 18 Ebd., S. 275-276.
- 19 Ebd., S. 452. An anderer Stelle schreibt Hitler: «Die Sünde wider Blut und Rasse ist die Erbsünde dieser Welt und das Ende einer sich ihr ergebenden Menschheit.» Ebd., S. 272.
- 20 Ebd., S. 454.
- 21 Joseph Goebbels: *Michael. Ein deutsches Schicksal in Tagebuchblättern*. München, 16. Auflage 1929, S. 40-41.
- 22 Hitler, zitiert nach Hildegard Passow: «Zur Chronik der N.S. Frauenschaft», 1. Juli 1934, HI Reel 13/254, S. 5. Henriette von Schirach spricht davon, dass Hitler so oft gesagt habe, die Frauen verstünden ihn am besten und stünden am treuesten zu ihm. *Frauen um Hitler*. Nach Materialien von Henriette von Schirach. München/Berlin 1983, S. 7-11.
- 23 *Frauen um Hitler*, a.a.O., S. 8. Hedwig Kruk, Berlin, berichtet über den Nürnberger Parteitag im August 1924, BAK, ehemalg NS 22/239. Zu den Legenden um Hitler und seine Bewunderinnen in München vgl. Werner Maser: *Adolf Hitler: Legende, Mythos, Wirklichkeit*. München/Esslingen 1971, S. 305-325.
- 24 Franz Josef Heyen: *Nationalsozialismus im Alltag. Quellen zur Geschichte des Nationalsozialismus vornehmlich im Raum Mainz Kohlen-Trier*. Boppard am Rhein 1967, S. 330-331. Georg Franz-Willing: *Die Hitlerbewegung*. Bd I. Der Ursprung 1919-1922. Hamburg/Berlin 1962, S. 126, 193-198. Nach den Wahlen vom Juli 1932 war die soziale Zusammensetzung der 230 NS-Reichstagsabgeordneten folgende: 55 Arbeiter und Angestellte, 50 Bauern, 43 selbständige Geschäftsleute, Handwerker und leitende Industrieangestellte, 29 Funktionäre, 20 Beamte, 12 Lehrer und 9 ehemalige Offiziere sowie 12 sonstige. *Reich stags-Handbuch*, 6. Wahlperiode. Hg. v. Bureau des Reichstags. Berlin 1932, S. 270. Michael Kater: *The Nazi Party: A Social Profile of Members and Leaders 1919-1945*. Oxford 1983, S. 148-153. Thomas Childers: *The Nazi Voter. The social foundations of fascism in Germany 1919-1933*. Chapel Hill 1983, S. 215-225.

- 25 John Farquharson: «The NSDAP in Hannover and Lower Saxony, 1921-1926.» In: *Journal of Contemporary History*, 8:4 (Oktober 1973), S. 106. John Farquharson and John Hiden: *Explaining Hitler's Germany: Historians and the Third Reich*. Totowa, N. J. 1983, S.91.
- 26 Hans Frank: *Im Angesicht des Galgens. Deutung Hitlers und seiner Zeit auf Grund eigener Erlebnisse und Erkenntnisse. Geschrieben im Nürnberger Justizgefängnis*. Neuhaus bei Schliersee, 2. Auflage 1955, S. 33.
- 27 Diese Generalisierungen werden durch die bemerkenswert vollständigen Unterlagen über Mitglieder-Neuaufnahmen in Hessen gestützt. *Hessisches Hauptstaatsarchiv*, Wiesbaden (im Folgenden HHW), Rep. G 12/B, «Neuaufnahmen», 1931-1933, 6.Mai 1932 (Blatt 483-596); 12.Mai 1932, 1. Juli 1932 (Blatt 66-74); 10. November 1932 (Blatt 1-232) und 20. März 1933 (Blatt 232-259), 13. April 1933 bis 15. Mai 1933; vgl. Eberhart Schön: *Die Entstehung des Nationalsozialismus in Hessen*. Meisenheim am Glan 1972, S. 100, 103. Mit Ausnahme einer einzigen Kleinstand (Bidenkopf) stellten Frauen zwischen 2 und 4% der Gesamtmitgliederzahl. Von allen weiblichen Parteimitgliedern im Jahr 1935 waren mehr vor 1933 beigetreten als danach, während für die Männer das Umgekehrte galt.
- 28 Das entspricht auch Thomas Childers: «The Social Bases of the National Socialist Vote». In: *Journal of Contemporary History* 11 (1976), S. 17-42. Zu anderen Interpretationen s. Richard Hamilton: *Who Voted for Hitler?* Princeton 1983, S.9-36, 309-361 und Alexander Weber: *Soziale Merkmale der NSDAP Wähler. Eine Zusammenfassung bisheriger empirischer Untersuchungen und eine Analyse in den Gemeinden der Länder Baden und Hessen*. Dissertation. Freiburg 1969, bes. S. 159-164, 176-177. Nach Robert Ley: *Parteistatistik*. München 1936, waren 2 387 Frauen, die im Jahr 1935 Führungsämter innerhalb der Partei innehatten, bereits vor 1933 beigetreten, und laut Parteistatistik II galt dies für 5'536 Frauenführerinnen innerhalb der NSF, S. 146-147; vgl. auch das Sonderheft *Central European History* 17:1 (März 1984) zur Frage der frühen Anhängerschaft der Nationalsozialist/\*inn/en.
- 29 Donald Douglas: «The Parent Cell: Some Computer Notes on the Composition of the First Nazi Party Group in Munich, 1919-1921». In: *Central European History* 10 (1977), S. 60-61. Georg Franz-Willing: *Die Hitler-Bewegung*, a.a.O., S. 120-129. Interessanter- und fälschlicherweise führt Michael Kater in *The Nazi Party* die Abweichungen der Frauen von den männlichen Normen auf einen hohen Frauenüberschuss innerhalb der Masse der neugewonnenen Anhänger/\*innen zurück.
- 30 *Tendenzen und Gestalten der NSDAP. Erinnerungen an die Frühzeit der Partei von Albert Krebs*. Stuttgart 1959, S. 56-57. Krebs erinnert sich auch an eine Frauengruppe, die sich unter der Leitung von Fräulein König, Inhaberin einer Schneiderinnen-Werkstatt, vornehmlich sozialer Arbeit widmeten. «Eine Hauptaufgabe der Gruppe bestand [...] darin, jungen SA-Leuten, die keine Angehörigen besaßen oder von diesen aus politischen Gründen aus dem Haus verwiesen waren, [...] Kleidung und Wäsche instandzuhalten.»
- 31 Maria M. Gehrke: «Frauenwahl». In: *Vossische Zeitung* (27. Juli 1932).
- 32 Helen L. Boak: «Our Last Hope. Women's Votes for Hitler-A Reappraisal», a.a.O., S. 289-310.
- 33 Louis Lochner: *What about Germany*. New York 1942, S. 22.
- 34 Katharine Thomas: *Women in Nazi Germany*. London 1943, S. 31. Thomas schildert, wie sehr es die Frauen ansprach, wenn Hitler sie als «Hüterinnen der Familie» pries.

- 35 Abel Biogramm/Nr. 36/Hertha von Reuss, HI.
- 36 Abel Biogramm/Nr. 305/Leokardia Rogalski, HI.
- 37 Abel Biogramm/Nr. 456/Maria Wiebe, HI.
- 38 Abel Biogramm/Nr. 44/Hilde Boehm-Stoltz, S. 1, HI.
- 39 Abel Biogramm/Nr. 207/Helene Radtke, S. 1. Marlene Heder, Abel Biogramm/Nr. 41, konnte sich an den Krieg kaum erinnern, schilderte aber sehr plastisch die Not, die der Soldatentod des Vaters für die Familie bedeutete, und die Einsenderin Maria Engelhardt, Abel Nr. 195, nannte den Krieg «*eine grosse heilige Zeit*».
- 40 Abel Biogramm/Nr. 244/Rütha Eiden, S. 3, Partei-Mitgliedsnr. 1400 825; vgl. auch Gertrud Michael, Abel Nr. 574 und Margarethe Schrimppf, Abel Nr. 582, HI.
- 41 Abel Biogramm/Nr. 574/Gertrud Michael, S. 1, HI.
- 42 Abel Biogramm/Nr. 582/Margarethe Schrimppf, S. 3, HI.
- 43 Abel Biogramm/Nr. 107/Lissy Schneider, S. 2, HI.
- 44 Abel Biogramm/Nr. 100/Agnes Mosler-Sturm, HI.
- 45 Eva Maria Wissler: *Kämpfen und Glauben. Aus dem Leben eines Hitlermädels*. Mit einem Geleitwort von Frau Dr. Goebbels. Berlin 1933, S. 96. Die Verfasserin beteuert: «*Herr Gott, wir danken dir, dass du uns diesen Einen sandtest!*», Ebd., S. 99. Das ist natürlich Propaganda, aber entscheidend ist, dass diese pseudoreligiösen Phrasen sogar die «spontanen» Äusserungen durchziehen.
- 46 Abel Biogramm/Nr. 207/Helene Radtke, S. 7-8, HI. Die besondere Faszination der Augen Hitlers wurde von seinen politischen Anfangszeiten an immer wieder in seinen Beschreibungen erwähnt. So heisst es z.B. bei Harry Kessler über Frau Förster-Nietzsche: «*Sie sagte: aufgefallen seien ihr vor allem seine Augen, die faszinierend seien und einen durch und durch blickten. Aber er habe mehr den Eindruck eines religiös als politisch bedeutenden Menschen auf sie gemacht. Den Eindruck, dass er ein grosser Politiker sei, habe sie nicht gehabt.*» Zitiert in: Harry Graf Kessler: *Tagebücher 1918-1937*. Hg. von Wolfgang Pfeiffer-Belli. Frankfurt a.M. 1961, S. 681. Louis Lochner: *What about Germany*, a.a.O., S. 121 erinnert sich: «*Immer wieder hörte ich Frauen sagen: Wenn man Hitler einmal in die Augen geschaut hat, ist man ihm für immer ergeben.*» Aber diese Faszination spürten keineswegs nur Frauen. «*Ich sah ihm in die Augen, er sah mir in die Augen, und da hatte ich nur einen Wunsch, zu Hause und allein zu sein mit dem grossen, überwältigenden Erlebnis.*» Hermann Rauschning: *Die Revolution des Nihilismus. Kulisse und Wirklichkeit im Dritten Reich*. Zürich/New York 1938, S. 59.
- 47 Abel Biogramm /Nr. 212/Maria von Belli, S. 9, HI.
- 48 Abel Biogramm /Nr. 30/Maria Bauer, S. 4, HI. Rütha Eiden berichtet, sie habe es als ihre «*heilige Pflicht*» empfunden, für Hitler zu wirken, Abel Nr. 244. Ähnliche Beweggründe schildert auch *Mein Kampf als Nationalsozialistin*, München, 12.7.1934, Unterschrift unleserlich (Lore Lange-Hufnagel?, HI Reel 13/254).
- 49 Abel Biogramm/Nr. 582/Margarethe Schrimppf, S. 13, HI.
- 50 Abel Biogramm/Nr. 453/Lusi Jost, S. 3, HI.
- 51 Abel Biogramm/Nr. 207/Helene Radtke, S. 6, HI.
- 52 Abel Biogramm/Nr. 44/Hilde Boehm-Stoltz, S. 5, HI.
- 53 «Adolf Hitler, der Baumeister des neuen Reiches» und «Geschichte, Blut und Boden».  
In: *Amtliche Frauenkorrespondenz*, Nr. 28, (19. Juli 1933), BAK/NSD 47/37-39.
- 54 Abel Biogramm/Nr. 195/Maria Engelhardt, S. 15, HI.

- 55 Joseph Goebbels, zitiert in: William Shirer: *The Rise and the Fall of the Third Reich. A History of Nazi Germany*. London 1961, S. 127. «Diesen Mann lieben wir, und wir wissen, dass er unsere ganze Liebe und Anhänglichkeit verdient.» Joseph Goebbels: *Revolution der Deutschen. 14 Jahre Nationalsozialismus*. Oldenburg i. O. 1933, S. 223. Zu Goebbels unerschütterlicher Verehrung vgl.: Elke Fröhlich: «Hitler und Goebbels im Krisenjahr 1944. Aus den Tagebüchern des Reichspropagandaministers». In: *Vierteljahre sh efte für Zeitgeschichte*, 38. Jg., 2. Heft (April 1990), S. 197-203. Himmler vergötterte Hitler nicht minder. So erklärte er einmal: «Eine der ganz grossen Lichtgestalten hat in ihm ihre Inkarnation gefunden.» Joachim C. Fest: *Das Gesicht des Dritten Reiches*, z. a. O., S. 172.
- 56 Hermann Rauschnig: *Gespräche mit Hitler*. Wien 1973, S. 275. Trotz seiner eigenen Begeistertheit meint Rauschnig: «Von Frauen ist Hitler entdeckt worden [...]» Er behauptet, dass die Frauen vor ihren Männern überzeugt waren. Ebd., S. 240. Dies scheint aber auf Anna Rauschnig, seine Frau, nicht zugefallen zu haben, die sich sehr abfällig über Hitlers Reden äusserte: «Ein scheussliches Getöse [...] Worte konnten wir nicht unterscheiden, aber der Redner schien furchtbar aufgewühlt.» Anna Rauschnig: *No Retreat*. New York 1942, S. 111.
- 57 Hermann Göring: *Aufbau einer Nation*. Berlin, 2. Auflage 1934, S. 52-53. Binion formuliert es kurz und prägnant: «Die Magie war mit der Botschaft verbunden.» Rudolph Binipn: «...dass ihr mich gefunden habt.» *Hitler und die Deutschen: eine Psychohistorie*. Stuttgart 1978, S. 164.
- 58 Tagebuch von Luise Solmitz, 23. 4. 1932. Zitiert nach: Werner Jochmann (Hg.): *Nationalsozialismus und Revolution. Ursprung und Geschichte der NSDAP in Hamburg 1922-1933. Dokumente*. Frankfurt a.M. 1963, S. 404-405.
- 59 Abel Biogramm/Nr. 41/Marlene Heder, S. 5, HI.
- 60 Adolf Hitler: *Mein Kampf*, a.a.O., S. 532.
- 61 Walter C. Langer: *Das Adolf-Hitler-Psychogramm. Eine Analyse seiner Person und seines Verhaltens, verfasst 1943 für die psychologische Kriegsführung der USA*. Wien/München/Zürich 1973, S. 76.
- 62 Hermann Rauschnig: *Gespräche mit Hitler*, a.a.O., S. 240.
- 63 Vgl. Joachim C. Fest: *Hitler. Eine Biographie*. Frankfurt a.M./Berlin/Wien 1973, S. 292. Rauschnig berichtet, dass Hitler sich manchmal wie eine Mischung aus einem Kleinkind und einem hysterischen Weib benahm. «Sein Schreien und Toben, Füssestampfen, alle die Ausbrüche seines Jähzornes, die Ausbrüche eines ungebärdigen, verzogenen Kindes: das war trotz seiner grotesken und schauerlichen Art nicht Wahnsinn. Obwohl es schon bedenklich ist, wenn ein alter Mensch an die Wände trommelt, stampft wie ein Pferd im Stall an der Kette, oder sich auf den Fussboden wirft.» Hermann Rauschnig: *Gespräche mit Hitler*, a.a.O., S. 272.
- 64 Gregor Strasser: «Geleitwort.» Schreiben an alle Gauleiter vom 12. August 1932, BAK/NS 22/348; vgl. auch R.O.L. Kanzelei: «Politische Lage», Rundschreiben Nr. 16, 29. November 1932.
- 65 Adolf Hitler: *Mein Kampf*, a.a.O., S. 529.
- 66 Robert G. L. Waite: *The Psychopathie God Adolf Hitler*. New York 1977, S. 346. Louis Lochner: *What about Germany?* bemerkt, dass Hitler sich weigerte, seine Reden abzulesen, a.a.O., S. 73. «Alle wirklich grossen historischen Umwälzungen sind nicht durch das geschriebene Wort herbeigeführt, sondern höchstens von ihm begleitet worden.» schrieb Hitler in *Mein Kampf*, a.a.O., S. 532. Dort verbreitet er



- sich auch über die magische Macht der Worte, die eine Atmosphäre der Leidenschaft zwischen Redner und Zuhörerschaft erzeugen.
- 67 Vgl. Elisabeth Frick: «Das erste Schulungs- und Erholungsheim». In: *Völkischer Beobachter*, München, 58. Ausgabe, 48. Jg. (27. Februar 1935). In diesem Aufsatz erinnert sich Frick wehmütig an die starken Bande unter den Frauen in der frühen Kampfzeit zurück.
- 68 «Ordnung der Frauenschaft», BAK/NS 22/418. Die Verfasserin schlägt die Schaffung eines umfassenden Netzes sogenannter «Blockmütter» vor, politischer Schulungszellen unter der Leitung identisch gekleideter (nicht uniformierter) weiblicher Kader. Auf keinen Fall sollte die Organisation zu einem «Frauenverein» degenerieren. Sie gelobte jedoch, eng mit der Parteiführung zusammenzuarbeiten, um die Vermännlichung und Entseelung der Frau zu bekämpfen. Die Frauenführerinnen entwarfen für ihre «Gemeinschaft» eine strikte Hierarchie, indem sie die Frauen in «Blockmütter» and «Zellenfrauen» unterschieden und die Organisation in «Kreis-» and «Ortsgruppen» staffelten. Rundschreiben, 1. Oktober 1932, BAK/NS 44/55.
- 69 Abel Biogramm /Nr. 212/Maria von Belli, S. 8, HI.
- 70 Abel Biogramm /Nr. 582/Margarethe Schrimppf, S. 7, HI.
- 71 «Tagung», 21. 10. 1930, BAK/NSD 47/1.
- 72 Alexander Weber: *Soziale Merkmale der NSDAP Wähler*, a. a. O., S. 176. William Sheridan Allen: «Das haben wir nicht gewollt.» *Die nationalsozialistische Machtergreifung in einer Kleinstadt 1930-1935*. Gütersloh 1966. Ein Drittel der Teilnehmerinnen am Abel-Wettbewerb nannten eine Parteiveranstaltung als erste Begegnung mit der Bewegung. Dagegen spielten andere Kontakte eine untergeordnete Rolle; vgl. Renate Wiggershaus: *Frauen unterm Nationalsozialismus*. Wuppertal 1984, S. 5-34 zur Frühzeit der Bewegung.
- 73 Abel Biogramm/Nr. 363/Erna Stoyke, S. 3, HI.
- 74 «Werte Parteigenossin», 1926, HI Reel 13/256, S. 3.
- 75 Abel Biogramm/Nr. 207/Helene Radtke, S. 7, HI; vgl. E. Frick: «Das Erholungsheim». In: *Völkischer Beobachter*, München, 59 (27. Februar 1935) zur wehmütigen Rückerinnerung an die Zeiten, da auch trivialste Aufgaben große Bedeutung hatten.
- 76 «Völkischer Frauenbund», Nürnberg, Gau Franken, verfaßt 1924, HI Reel 13/255, S. 3.
- 77 «Mein Kampf als Nationalsozialistin», München, 12. 7. 1934, Unterschrift unleserlich (Lore Lange-Hufnagel?), HI Reel 13/254.
- 78 Frau Dornberg, Münster, interviewt von Frau L. Koller, 1940, Staatsarchiv Münster/Westfalen-Nord/NSF/128, (im folgenden abgekürzt als SAM/W-N).
- 79 Abel Biogramm/Nr. 195/Maria Engelhardt, S. 8, 9, 13, HI.
- 80 Abel Biogramm/Nr. 212/Maria von Belli, S. 8, HI.
- 81 Elsbeth Zander an Hitler, 12. 12. 1927, BAK/NS 44/55. In den «Richtlinien des Deutschen Frauenordens» vom 2. 9. 1931 heißt es unter Punkt 1: «Der Orden macht sich zur Aufgabe, die Frau aus den Wirren der Parteipolitik herauszuziehen [...]». In: *Nationalsozialistische Frauenschaft*. Berlin 1937, S. 10. «Der Reichs-Vertretertag des Deutschen Frauenordens.» In: *Völkischer Beobachter*, Nr. 246 (25. Oktober 1927). Michael Kater: *The Nazi Party*, a. a. O., S. 148 ff. Theodor Eichhoff: «Frauenwirken am Wiederaufbau». In: *Soziale Praxis* 42:40 (7. Dezember 1933), S. 1426-1427. Zu den Gerüchten und Legenden um Hitler und seine Anhängerinnen in der Münchner Zeit vgl. Werner Maser: *Adolf Hitler: Legende, Mythos, Wirklichkeit*, a. a. O., S. 235.

- 82 Brief Zanders vom 28. Mai 1926, BAK/NS 44/55.
- 83 Gedicht von Edith Wilke, HI Reel 13/254.
- 84 Anna-Luise Kühn: «Der NS ist gleich einer religiösen Weltanschauung». In: *Opferdienst der deutschen Frau*, Nr. 18, (September 1931), BAK/NSD 47/15.
- 85 Die Verfasserin ergänzt, innerhalb des weiblichen Teils der Bewegung habe es «*reihenweise prunkvoll auftretende Offiziere, aber nur sehr wenige Hauptleute und keine Gemeinen gegeben*». Katharine Thomas: *Women in Nazi Germany*, a.a.O., S.20.
- 86 Hildegard Passow: «Zur Chronik der N.S. Frauenschaft» 1.Juli 1934, HI Reel 14/ 254, S. 2.
- 87 Florentine Hamm: «Die Frau in Deutschlands Niedergang und Aufstieg». In: *N.S. Monatshefte*. Die Deutsche Frau und der Nationalsozialismus. III (22. Januar 1932), S.1-5.
- 88 Elsbeth Zander: «Wir stellen die Frauen! Gebt uns den Staat!» Rede vor der Frauenführerinnen-Konferenz von 1931. Abgedruckt in: *Opferdienst der deutschen Frau*, BAK/NSD 47/15.
- 89 Elsbeth Zander, Wahlaufruf: «Die deutsche Frau». In: *Völkischer Beobachter*, München, Nr. 212, Beilage (30. Juli 1932).
- 90 Dorothea Gärtner: «Die Frau im Nationalsozialismus». In: *Opferdienst der deutschen Frau*, BAK/NSD 47/15.
- 91 Paula Siber in «Frauenarbeit unentbehrlich! Stellung des Nationalsozialismus zur Erwerbstätigkeit der Frau». In: *Lichterfelder Lokalanzeiger*, Berlin, Nr. 90 (18. April 1934).
- 92 Hilde Browning: *Women under Fascism and Communism*. London o. J. (1943?), S. 9.
- 93 Anna Zühlke: *Frauenaufgabe und Frauenarbeit im Dritten Reich. Das Dritte Reich. Bausteine zum neuen Staat und Volk*. Leipzig 1934, S. 9.
- 94 Elsbeth Zander: «Die moderne Frau». In: *Opferdienst der deutschen Frau*, 2. Folge, 1930, BAK/NSD 47/15.
- 95 *Opferdienst der deutschen Frau*, 5. 6.1930 und 21.9.1930, BAK/NSD 47/15.
- 96 «Auszug aus der Mitteilung Nr. 23 vom 1.12.1930 des Polizeipräsidiums Berlin.» München, 2. Januar 1931, HI Reel 89, Mappe 1865; vgl. Dietrich Orlow: *The History of the Nazi Party 1919-1933*. Pittsburgh 1969, S. 229 über den DFO.
- 97 Elsbeth Zander, zitiert in: «Unser Weg! Die nationalsozialistische Frauenarbeit von ihren Anfängen in der Kampfzeit, ihrer Entwicklung nach der Machtübernahme bis zur Bewährung im Schicksalskampf unseres Volkes», BAK/NS 44/55, S. 10.
- 98 «Unser Weg!», BAK/NS44/55. Die Frauen sprachen oft von «*unser Kampf*», eine implizite Erweiterung von Hitlers *Mein Kampf*. Else Frobenius: *Die Frau im Dritten Reich. Eine Schrift für das deutsche Volk*. Berlin-Wilmersdorf o. J. (1933?), S. 101.
- 99 Katharine Thomas: *Women in Nazi Germany*, a.a.O., S. 13.
- 100 Abel Biogramm/Nr. 107/Lissy Schneider, Blatt 3, HI.
- 101 «Geschichte der NS-Frauenschaft des Gaues Halle-Merseburg», HI Reel 13/254, S. 7. Siehe auch Abel-Wettbewerbs-Beiträge von Boehm-Stoltz und Engelhardt.
- 102 Abel Biogramm/Nr. 195/Maria Engelhardt, S. 12, HI.
- 103 Abel Biogramm/Nr. 41/Marlene Heder, S. 4, HI.
- 104 Abel Biogramm/Nr. 195/Maria Engelhardt, S. 11, HI.
- 105 Abel Biogramm/Nr. 46/Grete Kircher, S. 2, HI.
- 106 Abel Biogramm/Nr. 195/Maria Engelhardt, S. 12, HI.

- 107 Abel Biogramm/Nr. 207/Helene Radtke, S. 8, HI. Die gleiche Frau brüstet sich auch stolz damit, zur Selbstverteidigung gegen die feindliche Nachbarschaft stets eine Pistole bei sich getragen zu haben. Gudrun Streiter: *Dem Tod so nah... Tagehuchblätter einer SA-Manns Braut* (Privatdruck) erzählt Ähnliches.
- 108 Abel Biogramm/Nr. 408/Fritz Keppner, HI; vgl. auch *Mein Kampf als Nationalsozialistin*, HI Reel 13/254.
- 109 Abel Biogramm/Nr. 297/H. Huhn, S. 5, HI. Die Verfasserin arbeitete eine Zeit lang in Zanders SA-Heim in Steglitz. Eine sehr gute Analyse der Anziehungskraft der Mischung aus «Härte und Achtbarkeit» liefert Richard Bessel: *Political Violence and the Rise of Nazism. The Storm Troopers in Eastern Germany 1925-1934*. New Haven & London 1984, S. 75-96 Bessel mahnt, die Gewaltverherrlichung der Nazis nicht unterzubewerten, denn: «Sie konstituierte eine Sprache und schilderte Aktivitäten, die auf viele anziehend wirkten, und die Bereitschaft der Nazi-Bewegung, [...] sich auf diese Form der politischen Auseinandersetzung einzulassen, war eine wichtige Trumpfkarte.» S. 75.
- 110 «Wir Mädels singen.» In: Esther Gallwitz: *Freiheit 35 oder Wir Mädels singen falsch*. Freiburg 1964. Zum Terminus «Trommler» vgl. auch: Albrecht Tyrell: *Vom «Trommler» zum «Führer»*. München 1975.
- 111 Abel Biogramm/Nr. 207/Helene Radtke, S. 9, HI.
- 112 Ebd., S. 8.
- 113 Guida Diehl: *Christ sein heisst Kämpfer sein. Die Führung meines Lebens*. Eisenach 1960, S. 223.
- 114 Guida Diehl: *Die deutsche Frau und der Nationalsozialismus*. Giessen o. J., S.220-226.
- 115 Guida Diehl: *Christ sein heisst Kämpfer sein*, a.a.O., S. 222.
- 116 «Aufruf! Deutsche Zukunft in Gefahr?», 23. November 1928. Der Jahresbericht vermeldete, dass 200'000 Aufrufe zur Teilnahme verschickt worden waren und 15'000 Personen sich versammelt hätten. Oberkirchenrat Vereine, Deutscher Frauenkampfbund, 4709, in: *Landeskirchliches Archiv Karlsruhe* (im Folgenden LAK).
- 117 Guida Diehl: *Die deutsche Frau*, a.a.O., S. 86.
- 118 Ebd., S. 100-101; vgl. Christine Wittrock: *Das Frauenbild in faschistischen Texten*, a.a.O., S. 115-168.
- 119 Guida Diehl: *Die deutsche Frau*, a.a.O., S. 47-48.
- 120 Hans Beyer: *Die Frau in der politischen Entscheidung*. Stuttgart 1933, S. 73.
- 121 Guida Diehl: *Die deutsche Frau*, a.a.O., S. 69.
- 122 Thomas Childers: *The Nazi Voter*, a.a.O., S. 215-255. Beim Parteitag von 1927 beschloss die Parteiführung, besondere Unterorganisationen für einzelne Interessengruppen einzurichten, nicht jedoch für Frauen.
- 123 Die Einwohner von Münster bekamen die Auswirkungen der Wirtschaftskrise drastisch zu spüren: die Zahl der Personen, die Fürsorge beantragten, stieg von 2'200 im März 1930 auf gut 6'000 zu Beginn des Jahres 1933. Von 54'000 Berufstätigen waren 1930 insgesamt 2'500 arbeitslos. Diese Zahl stieg bis Anfang 1933 auf gut 5'000. Der Wählerstimmenanteil für die NSDAP stieg von 10% im Jahr 1930 auf 24% im November 1932; während das Zentrum 1930 50% und November 1932 noch 47% verbuchen konnte und SPD und KPD zusammen 20% 1930 und 16% im November 1932. Die Wahlbeteiligung blieb relativ konstant bei etwa 77 Prozent. Bei den Märzahlen 1933 sank der Zentrums-Anteil auf 42 Pro-

- zent, während der Anteil der Nazis auf 36% stieg – wobei die entsprechenden Anteile auf nationaler Ebene bei 14 bzw. 43% lagen. Doris Kaufmann: *Das katholische Milieu in Münster 1928-1933*. Düsseldorf 1984, S. 144, 129, 167.
- 124 «Mutterhaus», Bericht, 4. März 1933, NSF; vgl. auch den Bericht über ihre karitative Arbeit, Gelsenkirchen-Beur, 27. September 1932, BAK/NS 22/355. Zur Geschichte der lokalen Organisationsgruppen der Gegend vgl. SAM/W-N/NSF/405 von 1924, sowie ebd., 128, wo eine umfassendere Untersuchung aus dem Jahr 1940 berücksichtigt ist. Eine ausgezeichnete Darstellung der Hintergründe im katholischen Münster liefert Doris Kaufmann: *Das katholische Milieu in Münster*, a.a.O.
- 125 E. Polster: «An alle Ortsgruppenleiterinnen», 27. 9. 1932, BAK/NS 22/355. Kindergärten. Polster, Personalakte, *Berlin Document Center*. Polster wurde am 7. April 1891 geboren, trat der Partei am 1. Oktober 1931 bei und erhielt die Mitgliedsnummer 698 012. Als Beruf gab sie «Ehefrau» an. Die Akte enthält auch einen Untersuchungsantrag vom 13. September 1932 von Käthe Auerhahn, die Polster zu diffamieren versuchte. Auerhahn, Jg. 1901, trat der Partei am 1. April 1930 bei (Mitgliedsnummer 231 171), Beruf Hausfrau. Ihr Gauleiter lobte ihr Engagement in glühenden Worten, räumte jedoch ein, dass sie oft Schwierigkeiten mit ihr unterstellten Frauen habe.
- 126 Laut SAM/W-N/NSF/393, Blatt 78 wurde Seydel am 10. Juni 1893 in Bielefeld geboren und trat der Partei im März 1931 bei (Mitgliedsnummer 478 448). Ein Foto und ihr «Beurteilungsbogen» von der Schulungsstätte Coburg finden sich in BAK/NS 44/2.
- 127 Irene Seydel an Hitlers Schwester, 27.12.1933, SAM/W-N/NSF/393, Blatt 73-74; vgl. auch SAM/W-N/NSF/268, Blatt 1.
- 128 Irene Seydel: «Verstand und Herz», Rede vom 17. April 1935, SAM/W-N/NSF/313. Seydel an Polster, 12. August 1932, Tätigkeitsbericht, BAK/NS 22/440.
- 129 Irene Seydel: «Deutsche Frauen als Hüterinnen deutscher Volkskraft», ohne Datum, SAM/W-N/NSF/268. Zu Lobbrieffen auf Seydels Reden vgl. ebd./128. Zu Kochs Bericht vom 12.10.1932 s. BAK/NS 22/257.
- 130 Adolf Hitler: *Mein Kampf*, a.a.O., S. 527.
- 131 Pia Sophie Rogge-Börner: *Am geweihten Brunnen. Die deutsche Frauenbewegung im Lichte des Rassegedankens*. Weimar o. J. 1926?, S. 31, 14-16.
- 132 Pia Sophie Rogge-Börner: *Zurück zum Mutterrecht? Studie zu Prof. Ernst Bergmann, «Erkenntnisgeist und Muttergeist»*. Leipzig 1932, S. 42; vgl. Jost Hermand: «All Power to the Women: Nazi Concepts of Matriarchy.» In: *Journal of Contemporary History*, Bd. 19, Nr. 4 (Oktober 1984), S. 649-667. Rogge-Börners Slogan lautete «Alle Macht den Frauen!», vgl. Lilliane Crips: «Une revue ‚national-feministe‘: Die deutschen Kämpferinnen 1933-1937.» Unveröffentlichtes Manuskript.
- 133 Rogge-Börner: *Zurück zum Mutterrecht?* A.a.O., S. 36.
- 134 Ebd., S. 32-35.
- 135 Ebd., S. 37.
- 136 Ebd., S. 74-75.
- 137 Jg. 1906, erhielt sie die Mitgliedsnummer 112 368, was bedeutet, dass sie etwa 1928 beigetreten sein muss, BDC.
- 138 Lydia Gottschewski: *Männerbund und Frauenfrage. Die Frau im neuen Staat*. München 1934, S. 81. Eine ausgezeichnete Augenzeugenbeschreibung gibt Robert Brady in *The Spirit and Structure of German Fascism*. New York 1969, S. 201ff.

- 139 Lydia Gottschewski: *Männerbund und Frauenfrage*, a.a. O., S. 8-9. Die Hitlerzitate stammen aus seiner Erklärung in Reichenhall am 1. Juli 1933.
- 140 Erna Senf aus Reuden, Kreis Zeitz, 25. 7.1931, BAK/NS 22/430-431.
- 141 «Grundsätze der Nationalsozialistischen Frauenschaft», BAK/NS 22/430-431 und P. Meier-Benneckenstein (Hg.): *Das dritte Reich im Aufbau*. Berlin 1936, S. 369-372.
- 142 Brief vom 29. November 1924, unterzeichnet Pia Sophie Rogge, BAK/NS 22/430-431.
- 143 Rogge-Börner an Zander, 20. April 1931, BAK/NS 22/430-431.
- 144 Bosch an Zander, 30. August 1929, BAK/NS 22/430.
- 145 H. Keiber (oder vielleicht auch Heiber), Bayreuth, 16. November 1931, BAK/ NS 22/430-431.
- 146 Im Lauf des Jahres 1931 verdoppelte sich die Zahl der Parteimitglieder von 389'000 auf 806'000. Ernst Deuerlein: *Der Aufstieg der NSDAP, 1919-1933*. Düsseldorf 1968, S. 430; vgl. den Polizeibericht «Frauenorden», BAK/R 134/35, Blatt 142.
- 147 München, 8. September 1931, BAK/NS 22/430-431.
- 148 DFO (Beyer) an Strasser (erste Seite fehlt), BAK/NS 22/430-431.
- 149 Gauleiterin (Unterschrift unlesbar) an Strasser, Lübeck, 24. Juni 1931, BAK/NS 22/ 430-431.
- 150 Gauleiterin an Strasser, Lübeck, 3. Juli 1931; vgl. ihre Briefe an Strasser vom 24. Juni 1931 und Hildebrandt, M.d.R., vom 4. Dezember 1930. Beide in BAK/NS 22/430-431.
- 151 Brief an Strasser, München, 7. April 1931, BAK/NS 22/430-431. Aus Österreich kam die Forderung, dass die Frauen eine offizielle Uniform und ein Parteisymbol bräuchten. Andere Frauen waren strikt gegen Frauen in Uniform.
- 152 Röpke an Strasser, Chemnitz, 17. Oktober 1932, BAK/NS 22/430-431.
- 153 Lotte Rühlmann an Strasser, Leipzig, 8. August 1931, BAK/NS 22/430-431.
- 154 SS Befehl: B Nr. 71, München, 31. Dezember 1931, BAK/R 134/91, Blatt 195.
- 155 «Bericht: Betr.: Deutscher Frauenorden», Reichsleitung, Unterschrift unlesbar.
- 156 Klothilde Schütz (Mitgliedsnummer 6883): «Bericht», 10. März 1931, BAK/NS 22/ 430.
- 157 «Ordnung der Frauenschaft», BAK/NS 22/3561.
- 158 «Richtlinien des deutschen Frauenordens», 2. Januar 1931, BAK/NS 44/55. Der *Völkische Beobachter* hatte die offizielle Verbannung der Frauen aus Parteiämtern am 26. November 1930 publik gemacht.
- 159 «Richtlinien des deutschen Frauenordens», BAK/NS 44/55. Zur Diskussion der Ziele vgl. Zander, 2. Januar 1931, BAK/NS 22/430-431.
- 160 «Der Reichs-Vertretertag des Deutschen Frauenordens.» In: *Völkischer Beobachter*, Nr. 246 (25. Oktober 1927).
- 161 Tagebucheintragen vom 13. September 1928, 27. Januar 1929 und 29. Mai 1929. Zitiert nach: *Die Tagebücher von Joseph Goebbels. Sämtliche Fragmente*. Hg. von Elke Fröhlich. München/New York/London/Paris 1987.
- 162 Maria Martschenke, zehnteilige Abschrift, Anlage 3, BAK/NS 22/3562 und Gertrud Myska-Lindemann an Martschenke, 11. August 1931. Kruk und Martschenke an Strasser, 26. August 1931 und Martschenke an Strasser, Berlin, F.A.G., 26. August 1931, BAK/NS 22/430; vgl. auch Johanna Hera, Breslau, 20. Dezember 1930, BAK/ NS 22/3562.
- 163 Müssig??? an Strasser, Schleiz, 17. Juli 1931, BAK/NS22/3562.

- 164 R.O.L. München an Oberlrl. Paul Schulz, 6. Mai 1931, BAK/NS 22/3167.
- 165 Zehnteitiger Zeugenbericht von Maria Martschenke, Mitgliedsnummer. 55322 und über 30 Briefe in BAK/NS 22/3562.
- 166 Pastor Lossin an Herrn Schwarz, 19. Februar 1931, BAK/NS 22/430-431 und Lossin an Strasser, 6. Mai 1931, BAK/NS 22/430. Lossin an Herrn Oberleutnant, Berlin, 9. Juni 1931, BAK/NS 22/3561. Zander an Strasser, 22. April 1931, BAK/NS 22/430.
- 167 Dr. Conti an Strasser, 3. Juni 1931, BAK/NS 44/55, Blatt 79; vgl. auch Frau von Treuenfels an DFO, 24. November 1924; Frauenorden, Brief vom 19. Februar 1931; B. Maier an Strasser, 7. August 1929 und 2. Oktober 1929; Anonym an Strasser, 7. April 1931 und Brief von Frau Beyer, DFO, Breslau, 1931; sämtliche Briefe in BAK/NS 22/430-431.
- 168 Gertrud Myska-Lindemann, ehemalige Gauleiterin Ost-Preussens, an Martschenke, 11. August 1931, BAK/NS 22/430-431.
- 169 Zander an Strasser, R.O.L., 6. Juni 1931, BAK/NS 22/430. Zander an Strasser, 22. April 1931 und Lossin an Strasser, 6. Mai 1931, BAK/NS 22/430.
- 170 N.S.D.A.P., Gau Gross-Berlin, Organisations-Abteilung L: «Rundschreiben Nr. 26», 24. September 1931, BAK/NS 22/430.
- 171 Goebbels an Strasser, «Aufführungsbestimmung», 10. Juni 1931, BAK/NS 44/55.
- 172 Julius Stille, Berlin, 23. September 1931, BAK/NS 22/430. Zu weiteren Berichten über solche Geschehnisse im Zusammenhang mit dem DFO-Skandal vgl. Jill Stephenson: *The Nazi Organisation of Women*, a.a.O., S. 43-52.
- 173 1. November 1930, BAK/NS 22/ehem. 355; vgl. N.S.D.A.P., Gau Gross-Berlin, Organisations-Abteilung I: «Rundschreiben Nr. 26», 24. September 1931, BAK/NS 22/ 430, das sowohl den *Deutschen Frauenorden* als auch die F.A.G. offiziell auflöste und eine neue *NS-Frauenschaft* begründete; vgl. auch «Nationalsozialistische Frauenschaft». In: *Hochschule für Politik. Schriften*, 1937. Hier wird die Auflösung auf den 6. Juli 1931 datiert.
- 174 Diehl an Strasser, 20. November 1931, BAK/NS 22/3561.
- 175 Diehl an Strasser, 8. Dezember 1931, Neuland Haus, BAK/NS 22/430.
- 176 Diehl an Zander, 8. Dezember 1931, BAK/NS 22/430.
- 177 Zu Namen und Funktionen der Mitarbeiterinnen Zanders vgl. «Rundschreiben», 17. August 1932, BAK/NS 22/356; vgl. Jill Stephenson: *The Nazi Organisation of Women*, a.a.O., S. 42-45.
- 178 «Grundsätze der Nationalsozialistischen Frauenschaft», zehnteitige Version, BAK/NS 26/254. Ausserdem existiert ein zweiseitiger «Aufruf» im Bestand «Deutscher Frauenorden und NSF, 1924-31.» BAK/NS 22/430-431; vgl. E. Deuerlein: *Der Aufstieg der NSDAP*, a.a.O., S. 291, 430.
- 179 Diese Äusserung kam von einem der Verteidiger Diehls, 5. November 1931 an R.O.L., BAK/NS 22/430-431.
- 180 Brief an Strasser, 5. November 1931, BAK/NS 22/3562.
- 181 Hildegard Passow an Strasser, BAK/NS 26/254.
- 182 Eine Nationalsozialistin: «Der Deutsche Frauenorden», ohne Datum, BAK/NS 22/ 3167.
- 183 «Nationalsozialistische Frauenschaft». In: *Hochschule für Politik. Schriften*, 1937, S.6-8.
- 184 «Rundschreiben Nr. 6», 9. November 1931, Berlin, BAK/NS44/55; vgl. auch den autobiographischen Bericht «Mein Kampf als Nationalsozialistin», HI Reel 13.

- 185 Diehl, Eisenach, 12. Juni 1931 und 6. Oktober 1931, Landeskirchenrat und Dt. ev. Kirchenauss., 29. Oktober 1931 an Greiz, *Evangelisches Zentralarchiv Berlin EZK/ 1/B3/440*.
- 186 «1933». In: *Die Genossin*, 10. Jg. (Januar 1933).
- 187 Maria Juchacz: «Gefährdetes Frauenrecht.» In: *Die Genossin*, 10. Jg. (Januar 1933), S. 5.
- 188 Helene Lange Archiv, *Landesarchiv Berlin*, Film Nr. 57.256 1-3; vgl. Kirkpatrick's lobende Darstellung der Selbstverteidigung Bäumers gegen ultrarechte Anwürfe, die ihr marxistische Ansichten und Familienfeindlichkeit unterstellten. Clifford Kirkpatrick: *Nazi Germany: Its Women and Family Life*. Indianapolis/New York 1938, S. 59-60. Dass sie sich nicht klar gegen Hitler wandte, mag auch damit zu tun haben, dass sie diese Anschuldigungen entkräften wollte.
- 189 Elisabeth Rendschmidt: «Liebe deutsche Frauen», Rede vom 14. November 1931, BAK/NS 22/348; vgl. Hiltgunde Gräf: «Die ‚vergreiste‘ Frauenbewegung.» In: *Vossische Zeitung* (20. November 1932), zitiert in Clifford Kirkpatrick: *Nazi Germany*, a.a.O., S. 57.
- 190 Clifford Kirkpatrick: *Nazi Germany*, a.a.O., S. 56, vgl. auch S. 51-60.
- 191 Hildegard Passow: «Adolf Hitler am Werk», Broschüre, München, Braunes Haus, 1932, BAK/NSD 47.
- 192 Dr. Frieda von Herwarth: «The Position, Character and Work of the German Women.» London, Terramar Office, Hoover Institution Archives. Orig. Englisch.
- 193 Emma Witte: «Die Frau im Lebensraum des Mannes.» In: *Nationalsozialistische Monatshefte*, Nr. IV (1933), S. 29; vgl. Claudia Koonz: «The Competition for Women's Lebensraum, 1928-1934.» In: Renate Bridenthal, u.a. (Hg.): *When Biology Became Destiny. Women in Weimar and Nazi Germany*. New York 1984, S. 199-236.
- 194 «Unsere Bundesbriefe», 1932. In: BDM (Hg.): *Das war unser Anfang*, a.a.O., S. 38; vgl. auch Eva Maria Wissler: *Kämpfen und Glauben*, a.a.O.

### Die alten Kämpferinnen im neuen Staat

- 1 Dr. Marie Tscherning: «Anforderung an die Arbeit der Frau im Sinne des Nationalsozialistischen Staates». In: *Mädchenerziehung in den Berufs- und Fachschulen des Nationalsozialistischen Staates*. Esslingen a. N. 1933.
- 2 Joseph Goebbels Tagebucheintrag vom 29. März 1932. In: Ders.: *Vom Kaiserhof zur Reichskanzlei. Eine historische Darstellung in Tagebuchblättern*. München, 35. Auflage 1942, S. 72.
- 3 *Frauen um Hitler*. Nach Materialien von Henriette von Schirach. München/Berlin 1983, S. 8.
- 4 Selbst der *Völkische Beobachter* brachte gelegentlich ein spezielles Beiblatt zum Thema «Die Frauenbewegung». Quelle: *Hoover Institution on War, Revolution and Peace* (im Folgenden abgekürzt als HI), Beiblatt zum *Völkischen Beobachter*, Folge 4, 84. mit 89. Ausgabe vom 27., 28., 29. März 1932. Zur Entstehung des bürokratischen Apparats der Frauen vgl. Jill Stephenson: *The Nazi Organisation of Women*. London 1981, S. 65-91 und Dietrich Orlow: *The History of the Nazi Party*. 2. Bd. Pittsburgh 1969, S. 257, S. 273-274.

- 5 Hedwig Förster an Hans Schemm, Hamburg, 7. 8.1932, BAK/NS 12/844.
- 6 «Was wollen die Nazis?», Wahlbroschüre vom 24. April 1932, HI. In der Broschüre hiess es: «Was nutzt es Euch, dass Ihr heute wählen dürft? Ist es Euch nicht viel lieber, wenn tüchtige und verantwortungsbewusste Männer Euer Geschick in der Hand haben, damit Ihr Euch um politische Dinge nicht mehr zu kümmern braucht.» Der *Völkische Beobachter* veröffentlichte an Wählerinnen gerichtete Artikel wie etwa «Eine Deutsche Mutter», «Was tragen unsere Braunhemden?» und «Frauenscönheit in der Demokratie».
- 7 Zanders Vorschlag, HA VIII an Strasser, 17.11.1932. Btr. Verleihung des Staatsbürgerrechtes an Frauen. BAK/NS 22/355; Der Tadel: Rundschreiben Nr. 6, München, 14.2.1933. Hauptamt für Kommunalpolitik. BAK/NS 25/75/fol 1-28/Blatt 9. Zander war nicht völlig blauäugig an Strasser herangetreten, denn 1932 hatte er geschrieben: «Die berufstätige Frau ist im nationalsozialistischen Staat gleichberechtigt und hat das gleiche Recht auf Schutz ihrer Existenz durch den Staat wie die eheliche Frau und Mutter.» In: Gregor Strasser: *Kampf um Deutschland. Reden und Aufsätze eines Nationalsozialisten*. München 1932, S. 339.
- 8 «Anordnung», Käthe Auerhahn und Elsbeth Zander, 12. September 1932, BAK/ NS 22/440. Mitteilung vom 1. Oktober 1932, BAK/NS 44/55. Während monatelanger Querelen stand Strasser hinter Zander; vgl. etwa den Brief von Reinhardt an Elsbeth Unverricht, 8. Dezember 1932, BAK/NS 22/355.
- 9 Lotte Rühlemann an Strasser, Leipzig, 8. August 1931, BAK/NS 47/430. «Zur Chronik der N.S. Frauenschaft», nicht namentlich gezeichnet, datiert 1. Juli 1934, HI Reel 13/254. Eine ausgezeichnete Darstellung dieser Geschehnisse findet sich in Jill Stephenson: *The Nazi Organisation of Women*, a.a.O., S. 99-103.
- 10 Zander an Strasser, Berlin, 6. Juni 1931, BAK/NS 22/430 und Gertrud Naumberg, in: *Opferdienst der deutschen Frau* (September 1930), BAK/NSD 47/15.
- 11 Die Nazis büsstén im Reichstag 34 Sitze ein, während die Kommunisten 14 und die reaktionäre DNVP 11 Sitze gewannen.
- 12 *The New York Times*, Leitartikel (18. Dezember 1932).
- 13 W. P. Shively: «Party Identification». In: *American Political Science Review*, 66 (Dezember 1972), S. 1203-1225.
- 14 Joseph Goebbels, Tagebucheintrag vom 6. Dezember 1932. In: Ders.: *Vom Kaiserhof zur Reichskanzlei*, a.a.O., S. 218.
- 15 Peter D. Stachura: «„Der Fall Strasser“: Gregor Strasser, Hitler and National Socialism 1930-1932.» In: Ders. (Hg.): *The Shaping of the Nazi State*. London 1978, S. 88-130.
- 16 Joseph Goebbels, Tagebucheintrag vom 8. Dezember 1932. In: Ders.: *Vom Kaiserhof zur Reichskanzlei*, a.a.O., S. 78.
- 17 Abel Biogramm/Nr. 297/H. Huhn/S. 6, HI.
- 18 Abel Biogramm/Nr. 459/Hedwig Eggert, HI.
- 19 Abel Biogramm /Nr. 41/Marlene Heder/S. 7-8, HI.
- 20 Joachim C. Fest: *Hitler. Eine Biographie*. Frankfurt a.M. /Berlin/Wien, 7. Auflage 1974, S. 502.
- 21 Gotthard Jasper (Hg.): *Von Weimar zu Hitler 1930-1933*. Köln/Berlin 1968, S. 236. «Hitlers Chances» In: *The New York Times* (4. Februar 1933). Ausländische Beobachter teilten diese Einschätzung. Einen der erstatjnlichsten Kommentare (der aber keinesfalls untypisch war) steuerte der britische Sozialist Harold Laski 1931 bei:



- «Wenn nicht ein besonderer Zufall eintritt, wird Hitler sehr wahrscheinlich seine Laufbahn als alter Mann in irgendeinem bayerischen Dorf beenden, wo er dann abends im Biergarten seinen Freunden erzählt, wie er einmal beinahe das Deutsche Reich auf den Kopf gestellt habe. Er wird seltsame Schlachtschreie ausstoßen und eine Reihe von Namen nennen, die vor dem seinigen gezittert hätten. [...] Laßt den alten Mann ruhig spinnen, werden sie sagen, es ist so tröstlich, in der Erinnerung an eine Illusion zu leben.» Samuel Hoare: *Neun bewegte Jahre. Englands Weg nach München*. Düsseldorf, 2. Auflage 1955, S. 111.
- 22 Philipp W. Fabry: *Mutmaßungen über Hitler. Urteile von Zeitgenossen*. Düsseldorf 1969, S. 84.
- 23 Ebd., S. 91.
- 24 Vicki Baum: *Es war alles ganz anders. Erinnerungen*. Berlin 1962, S. 355.
- 25 André François-Poncet: *Als Botschafter in Berlin 1931-1938*. Mainz, 2. Auflage 1948, S. 72.
- 26 Melita Maschmann: *Fazit. Kein Rechtfertigungsversuch*. Stuttgart 1963, S. 17-18.
- 27 Renate Finckh, interviewt von Heike Mundzeck. In: *Der alltägliche Faschismus. Frauen im Dritten Reich*. Berlin/Bonn 1981, S. 70.
- 28 Abel Biogramm/Nr. 582/Margarethe Schrimppf/S. 12, HI.
- 29 Abel Biogramm/Nr. 244/Rütha Eiden/S. 11-12, HI.
- 30 Abel Biogramm/Nr. 41/Marlene Heder/S. 8, HI.
- 31 Abel Biogramm/Nr. 207/Helene Radtke/S. 14, HI.
- 32 Tagebuch von Luise Solmitz, 6. 2. 1933. Zitiert nach: Werner Jochmann: *Nationalsozialismus und Revolution. Ursprung und Geschichte der NSDAP in Hamburg 1922-1933. Dokumente*. Frankfurt a. M. 1963, S. 422-423.
- 33 Max Domarus: *Hitler. Reden und Proklamationen 1932-1945. Kommentiert von einem deutschen Zeitgenossen*. Bd. I Triumph (1932-1938). Würzburg 1962, S. 135. Domarus merkt an, daß dieser Affront gegen Hindenburg in der Rede-Wiedergabe im *Völkischen Beobachter* vom 9. 9. 1932 nicht abgedruckt worden war. Zu den Ursachen für die Schwäche der Gegner Hitlers vgl. K. D. Bracher: *Die deutsche Diktatur*. Köln 1969, S. 215-281.
- 34 Dorothy Thompson: *I Saw Hitler!* New York 1932, S. 16: «Im persönlichen Umgang ist er schüchtern, fast schon verlegen [...] er wirkt wie in Trance.» Louis Lochner: *What about Germany*. New York 1942, wirft Thompson Naivität vor.
- 35 «The Battlecries of Hitlerism Modified as Election Nears» In: *The New York Times* (10. Juli 1932). Der Verfasser bezeichnete die «Hitlerbewegung» als «den politischen Ausdruck der spirituellen Sehnsüchte einer großen Epoche». Die Bewegung ist ein Protest gegen die Verwandlung des Menschen in eine Maschine; sie ist das Mittel zur Schaffung eines idealen Staates reinblütiger Deutscher». Der Autor gelangte zu dem Schluß, Hitler sei «demokratischer als Ramsay MacDonald».
- 36 «Aufruf der Reichsregierung an das deutsche Volk.» Rundfunkrede Hitlers am 1. Februar 1933, in: Max Domarus: *Hitler*. I. Band. Triumph (1932-1938), a. a. O., S. 192.
- 37 Joseph Goebbels: *Vom Kaiserhof zur Reichskanzlei*, a. a. O., S. 254.
- 38 Joachim C. Fest: *Hitler*, a. a. O., S. 546.
- 39 Rudolf Diels: *Lucifer ante portas... es spricht der erste Chef der Gestapo...* Stuttgart 1950, S. 194.
- 40 Joachim C. Fest: *Hitler: Das Gesicht des Dritten Reiches. Profile einer totalitären Herrschaft*. München 1963, S. 538.

- 41 Hajo Holborn: *Deutsche Geschichte in der Neuzeit*. Band 3. Das Zeitalter des Imperialismus (1871-1945). München 1971, S. 518. Göring sagte beim Nürnberger Prozess aus, dass der Entschluss zur Verhaftung schon tagelang feststand, nicht aber der Zeitpunkt. «*Wir hatten die Listen der kommunistischen Funktionäre, die verhaftet werden sollten, vorher bereits zum grossen Teil festgelegt. Es war völlig unabhängig vom Brande im Deutschen Reichstag. [...] Mir wäre es lieber gewesen, einige Tage programmässig zu warten, dann wären mir nicht noch einige entwischt.*» Vernehmung Görings am 18. März 1946. In: *Der Prozess gegen die Hauptkriegsverbrecher vor dem Internationalen Militärgerichtshof*. Nürnberg, 14. November 1945 – 1. Oktober 1946. Band IX, Verhandlungsniederschriften 8. März 1946 – 23. März 1946. Nürnberg 1947, S. 481-482.
- 42 Joachim C. Fest: *Hitler*, a.a.O., S. 549.
- 43 Zitiert in: *Die Frau*, 40. Jg., Heft 6 (März 1933), S. 382.
- 44 Bei einer Wahlbeteiligung von 89% waren die Ergebnisse für die NS-Führer enttäuschend. Trotz aller Hetze verloren die Kommunisten nur 27% ihrer Wählerstimmen, und sie behielten 81 Sitze; Die Sozialdemokraten legten 11% zu und erhielten 120 Sitze; die DNVP büsste volle 39% ein und konnte nur 52 Sitze retten. Trotz des Zugangs zu unbegrenzten staatlichen Geldmitteln und der Kontrolle über die Polizei gewann die NSDAP nur 14% hinzu, was ihr 288 Sitze eintrug. Die NSDAP erzielte also 1933 einen geringeren Wählerstimmenanteil als die Sozialdemokraten bei den ersten Wahlen in der Weimarer Republik im Jahr 1919. Zur vollständigen Darstellung der Wahlergebnisse vgl. Koppel Shub Pinson: *Modern Germany. Its History and its Civilization*. New York 1962, S. 572-576.
- 45 Max Domarus: *Hitler*. 1. Band, a.a.O., S. 245-246.
- 46 A.a.O., S.246.
- 47 *Le Temps* (1. Februar 1933). «*Würde er als Mann des Volkes*», so fragte der Reporter, «*in einem Kabinett des Big Business und der Agrikultur je etwas ausrichten können?*»
- 48 «Herr Hitler in Office» In: *The Times*, London (31. Januar 1933), S. 9.
- 49 *The Times*, London (15. März 1933), S. 11.
- 50 «Au Seuil» In: *Le Temps* (6. März 1933), S. 1. Die meisten Diktatoren liessen zunächst längere Zeit verstreichen oder etablierten eine Terrorherrschaft, ehe sie Wahlen riskierten. «*La dictature raciste*», 11. März 1933 bezeichnete Hitler erstmalig als «*Revolutionär*».
- 51 «Nazi Discipline» In: *The Times*, London (9. März 1933), S. 11.
- 52 «Violence in Berlin» In: *The Times*, London (28. Februar 1933), S. 13.
- 53 Frederik Böök: *An Eyewitness in Germany*. London 1933, S. 41ff.
- 54 «May Day» In: *The Times*, London (2. Mai 1933), S. 14.
- 55 Joachim C. Fest: *Hitler*, a.a.O., S. 568.
- 56 William L. Shirer: *Aufstieg und Fall des Dritten Reiches*. Köln/Berlin 1961, S. 206-207.
- 57 Abel Biogramm/Nr. 244/Rütha Eiden/S. 12, HI.
- 58 Abel Biogramm/Nr. 297/H. Huhn/S. 6; vgl. auch Nr. 244/Rütha Eiden/S. 12 und Nr. 41/Marlene Heder/S. 8. Die Nazi-Frauen waren aus den traditionellen Rollen, die sie selbst als die Norm für andere Frauen verfochten, zugunsten «nicht-rollenkonformer» Aktivitäten ausgebrochen. Nachdem sie einmal die Erfahrung gemacht hatten, sich im öffentlichen Leben zu betätigen, sträubten sie sich dagegen, ihm wieder den Rücken zu kehren und an den häuslichen Herd zurückzukehren.

- 59 Marie Baltzer: «Die Frau im NS Staat». In: *Nationalsozialistische Monatshefte* (Januar 1932), 3:22, S. 19-28; vgl. Ilse Brehmer (Hg.): *Mütterlichkeit als Profession? Lebensläufe von deutschen Pädagoginnen in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts*. Pfaffenweiler 1988.
- 60 «Frau Goebbels über die deutschen Frauen». In: *Vossische Zeitung*, Nr. 319 (6. Juli 1933), 1. Beilage.
- 61 Jill Stephenson: *Women in Nazi Society*. New York, S. 100.; Michael H. Kater: «Frauen in der NS Bewegung». In: *Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte*, 31. Jg, Heft 2 (April 1983), S. 202-241.; Michael H. Kater: *The Nazi Party. A Social Profile of Members and Leaders 1919-1945*. Oxford 1983, S. 148-153.
- 62 Beyer an die Leitung in Münster, 12.1.1934, SAM/W-N/NSF/327.
- 63 «Unser Weg! Die nationalsozialistische Frauenarbeit von ihren Anfängen in der Kampfzeit, ihrer Entwicklung nach der Machtübernahme bis zur Bewährung im Schicksalskampf unseres Volkes.» BAK/NS 44/55, Blatt 1-3.
- 64 *Die deutsche Kämpferin. Stimmen zur Gestaltung der wahrhaftigen Volksgemeinschaft*. 2. Jg, 4. Heft (Juli 1934), S. 120.
- 65 Zitiert in: Norman H. Baynes: *The speeches of Adolf Hitler, April 1922-1939*, 2 Bde. New York 1969, I, S. 528.
- 66 Joachim C. Fest: *Hitler*, a.a.O, S. 590.
- 67 Regierung von Oberfranken und Mittelfranken an den Bürgermeister in Ansbach, 31. Juli 1933, Hauptstaatsarchiv Nürnberg, Bestand: LRA Ansbach, Abg. 61/ Nr. 4162.
- 68 Irmgard Reichenau (Hg.): *Deutsche Frauen an Adolf Hitler*. Leipzig 1933.
- 69 Irmgard Reichenau: «Die begabte Frau.» In: Dies.: *Deutsche Frauen an Adolf Hitler*, a.a.O, S. 13-27
- 70 Sophie Philipps: «Die deutsche Frau in der Politik.» In: *Deutsche Frauen an Adolf Hitler*, a.a.O, S. 46-49.
- 71 Irmgard Reichenau: «Arteigenheit.» In: *Deutsche Frauen an Adolf Hitler*, a.a.O, S. 40-45. Sie beharrte darauf, dass die «heldische Frau» die Möglichkeit haben müsse, ihre Fähigkeiten zu entfalten.
- 72 Yella Erdmann: «Die Stellung der Mutter als Erzieherin ist in Gefahr?» In: *Deutsche Frauen an Adolf Hitler*, a.a.O, S. 50-53. Sie forderte, dass die Mütter den Vätern völlig gleichgestellt sein müssten, um eine gesunde neue NS-Generation heranziehen zu können.
- 73 Leonore Kühn: «Eine bedeutsame Bemerkung». In: *Die Deutsche Kämpferin*, 2. Jg, 5. Heft (August 1934), S. 137.
- 74 Lydia Gottschewski: *Männerbund und Frauenfrage. Die Frau im neuen Staat*. München 1934, S. 81-82; vgl. auch Theodore Eichhoff: «Frauenwirken am Wiederaufbau Deutschlands». In: *Soziale Praxis. Zentralblatt für Sozialpolitik und Wohlfahrtspflege*. 42. Jg, Heft 49 (7. Dez. 1933), S. 1426. «Die Deutsche Frauenfront nahm eine scharf ablehnende Stellung gegenüber der ,alten, Frauenbewegung ein.»
- 75 Lydia Gottschewski: *Männerbund und Frauenfrage*, a.a.O, S. 10. «Deutsches Führertum: Die Eingliederung der Frau in den neuen Staat» In: *Amtliche Frauenkorrespondenz*, 11:21, BAK/NSD 47/37-38.
- 76 Leonore Kühn: «Auflösung». In: *Die Deutsche Kämpferin*. 1. Jg, 3. Heft (Juni 1933), S. 40-41.
- 77 Walter Buch an Gottfried Krummacker, 29. September 1933, *Berlin Document Center* (BDC)

- Der *Königin Luise Bund* löste sich am 3. März 1934 auf. Die Rot-Kreuz-Vorsitzende Freifrau Charlotte von Hadeln hatte schon lange mit der NSDAP sympathisiert. Charlotte von Hadeln an Adolf Hitler, 6.4.1933, BAK/R43 II/564a.
- 78 Hans-Jürgen Arendt: «Die Gleichschaltung\* der bürgerlichen Frauenorganisationen in Deutschland 1933/1934». In: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft*, 27. Jg., Heft 7, 1979, S. 615-627. Ich danke Renate Bridenthai dafür, dass sie mich auf diesen hervorragenden Aufsatz hingewiesen hat. Alice Salomon beschreibt diesen Prozess sehr prägnant in ihrer Autobiographie. Alice Salomon: *Charakter ist Schicksal. Lebenserinnerungen*. Weinheim/Basel 1983, S. 258ff.
- 79 *Die Frau*, 40. Jg., Heft 6 (März 1933), S. 327-328.
- 80 Zitiert in: Richard J. Evans: *The Feminist Movement in Germany 1894-1933*. London / Beverly Hills 1976, S. 256.
- 81 BAK/NS 18/5024/Blatt 65. Clifford Kirkpatrick: *Nazi Germany: Its Women and Its Family Life*. New York/Indianapolis 1938, S. 62. H.J. Arendt: «Die Gleichschaltung» der bürgerlichen Frauenorganisationen in Deutschland 1933/1934», a.a.O., S. 615-627. Erika Said: «Zur Situation der Lehrerinnen in der Zeit des Nationalsozialismus» In: Frauengruppe Faschismusforschung (Hg.): *Mutterkreuz und Arbeitsbuch. Zur Geschichte der Frauen in der Weimarer Republik und im Nationalsozialismus*. Frankfurt am Main 1981, S. 105-130.
- 82 Rundschreiben an die Altmitglieder des Verbands der Studentinnenvereine Deutschland, Protokoll der Versammlung vom 29. Oktober 1933. Verschiedet im Januar 1934, Lange-Materialien/Bo/Mappe «Anti-Nazi und Nazi», Landesarchiv Berlin. Die Verfasserinnen setzten hinzu, man werde sich trotzdem mit einem Mitglieder-Exodus konfrontiert sehen.
- 83 Atina Grossmann: «Berliner Ärztinnen und Volksgesundheit in der Weimarer Republik: Zwischen Sexualreform und Eugenik.» In: Christiane Eifert/Susanne Rouette (Hg.): *Unter allen Umständen. Frauengeschichte(n) in Berlin*. Berlin 1986, S. 187. Kirkpatrick zufolge verloren dreihundert jüdische Frauen ihre Praxen und 115 verheiratete Ärztinnen ihre Kassenzulassung. 1935 gab es 3'675 praktizierende Ärztinnen, während es 1932 insgesamt 3'405 gewesen waren. Clifford Kirkpatrick: *Nazi Germany*, a.a.O., S. 249.
- 84 Dörte Winkler: *Frauenarbeit im ‚Dritten Reich‘*. Hamburg 1977, S. 38-65. Winkler weist auf die Diskrepanzen unter den erwerbstätigen Frauen hinsichtlich der Frauenfrage hin. So hält sie fest, dass die arbeitenden Frauen die von den Nazis erlassenen Schutzgesetze nicht wollten. Immerhin erhielten die Frauen in der Industrie etwa 75% der Männerlöhne, einen relativ hohen Prozentsatz. Diese Widersprüche belasteten alle Bemühungen, Frauenfrage und Arbeitskampf unter einen Hut zu bringen; vgl. auch Stefan Bajohr: *Die Hälfte der Fabrik. Geschichte der Frauenarbeit in Deutschland 1914 bis 1945*. Marburg 1979, S. 251-254; Richard Grunberger: *Das Zwölfjährige Reich. Der Deutschen Alltag unter Hitler*. Wien/München/Zürich 1972, S. 261-277; Jill Stephenson: *Women in Nazi Society*, a.a.O., S. 95-115; Erika Said: «Zur Situation der Lehrerinnen in der Zeit des Nationalsozialismus», a.a.O., S. 105-130. David Schoenbaum: *Die braune Revolution. Eine Sozialgeschichte des Dritten Reiches*. Köln/Berlin 1968, S. 226-241. Für Schoenbaum und Winkler war die Modernisierung und nicht das Rollendenken der Nazis die Schlüsselvariable im Leben der Frauen. Da der Status der Frau jedoch in weit höherem Mass als der des Mannes von prä-modernen und nicht-monetären Gesichtspunkten abhängt, ist diese Interpretation verkürzt. Paradoxerweise betraf

- die «Status-Revolution», die den Kern der Schoenbaumschen These bildet, die Frauen vielleicht tatsächlich stärker als die Männer. Dieser Ansatz vernachlässigt den Verfall des politischen Status der Frauen, ihren Zugang zu gutbezahlten Berufen und die Deformation des Familienlebens als relevante Faktoren. Zur Einschätzung dieser Modernisierungs-Theorie vgl. Ian Kershaw: *Der NS-Staat. Geschichtsinterpretationen und Kontroversen im Überblick*. Reinbek bei Hamburg 1988, S. 253-288.
- 85 Dr. Nowack, Anwaltskammer, Geheimes Hauptstaatsarchiv Preussischer Kulturbesitz/Rep. 84a/580. Berlin-Dahlem. Die Diskussionsteilnehmerinnen bezeichneten das Rechtswesen immer wieder als eine Domäne des «Männerbunds». Die Karriereaussichten für Frauen waren in diesem Bereich noch nie glänzend gewesen: So waren etwa 1933 3% aller Kandidaten für die Assessorprüfung Frauen. Obgleich nur 1,13% der Frauen (gegenüber 22,4% der Männer) durch die Prüfung fielen und 10,5% aller Frauen (gegenüber 6,5% der Männer) sie mit Prädikat bestanden, galten Juristinnen als «ungeeignet» für das Anwaltsamt und wurden 1936 offiziell davon ausgeschlossen; vgl. *Die Frau*, 42. Jg., Heft 12 (September 1935), S. 774-775 und Clifford Kirkpatrick: *Nazi Germany*, a.a.O., S. 238-239.
- 86 Franz Seldte: *Sozialpolitik im Dritten Reich*. Berlin 1935, S. 11-12. Jill Stephenson argumentiert, dass Frauen vor allem als Mitglieder politisch «unzuverlässiger» Gruppen diskriminiert wurden und nicht aufgrund ihres Geschlechts. Sie behauptet, dass innerhalb der NS-Bürokratie stets Platz für qualifizierte und loyale Frauen gewesen sei. Zur entgegengesetzten These vgl. Claudia Hahn: «Der öffentliche Dienst und die Frauen-Beamtinnen in der Weimarer Republik» und Erika Said: «Zur Situation der Lehrerinnen in der Zeit des Nationalsozialismus». In: *Mutterkreuz und Arbeitsbuch*, a.a.O., S. 49-78 und S. 105-130.
- 87 Ursula von Gersdorff: *Frauen im Kriegsdienst 1914-1945*. Stuttgart 1969, S. 278-279, Dokument 104.
- 88 «Frauenbewegung und Nationale Revolution» – Agnes von Zahn-Harnack: «Zeitwende». In: *Deutsche Allgemeine Zeitung*, 72. Jg., Nr. 201 (30. April 1933).
- 89 Ring Nationaler Frauenbünde an Reichskanzler Hitler, April 1933. Zitiert in: Ursula von Gersdorff: *Frauen im Kriegsdienst*, a.a.O., S. 278-279.
- 90 «Die Frau im Nationalsozialismus», Bericht über eine Rede Lydia Gottschewskis vor der Frauengruppe im Reichsverband der Deutschen Presse. In: *Vossische Zeitung*, Nr. 296, (22. Juni 1933).
- 91 Lydia Gottschewski: «Weibliches Führertum. Die Eingliederung der Frau in den neuen Staat». In: *Amtliche Frauenkorrespondenz*, 1933, Hektographie. BAK/ NSD 47/37-39. Landrat Dr. Krummacher: «Die Organisation, Aufgaben und Pflichten der Nationalsozialistischen Frauenschaft», Hg. von Gottschewski, November 1933, S. 16: «Die Hauptaufgabe der N.S. Frauenschaft ist und bleibt die nationalsozialistische Schulung der deutschen Frau. [...] Innerhalb der N.S. Frauenschaft werden Arbeitsgruppen gebildet, denen die Pflege und die Schulung u.a. auf folgenden Gebieten obliegt: Nationalsozialistische Staatsidee, Rassenkunde, Geschichte, Vorgeschichte, Kindererziehung und Schulwesen, Wohlfahrt, Mütterdienst, Müttertschulung, Wirtschaftskunde und Rechtsberatung, Schutz und Förderung der berufstätigen Frau, Kulturleben des Hauses, Dichtung, Musik, Kunst, Hauswirtschaft, Gesundheitspflege für Frau und Kind, Kleidung, Handarbeiten.»
- 92 Dr. Margarete Adam: «Eine Widerlegung». In: *Die Deutsche Kämpferin*, 1.Jg.,

9. Heft (Dezember 1933), S. 175-178. Sie beruft sich auf zwei Befragungen, die 1927 und 1932 an 9 000 bzw. 4 000 katholischen Lehrerinnen durchgeführt worden waren. Die meisten dieser Lehrerinnen unterstützten ihre Mütter oder Schwestern.
- 93 Wilhelm Frick: «Ein für unsere Frauen bahnbrechender Erlaß des Schutzherrn des «Deutschen Frauenwerks».» In: *Amtliche Frauenkorrespondenz*, Nr. 1 (25. Oktober 1933), BAK/NSD 47/37; «Doppelverdiener», *Reichsarbeitsblatt* 8:1, Nr. 25 (5. September 1933), S. 224-226; vgl. die Erklärung Seldtes in: *Reichsarbeitsblatt* (9. September 1933) und Franz Seldte: *Sozialpolitik im Dritten Reich*, a. a. O., S. 23; K. Amon: «Doppelverdienertum». In: *Soziale Praxis*, 42. Jg., Heft 39 (1936); Stefan Bajohr: *Die Hälfte der Fabrik*, a. a. O., S. 168-188.
- 94 «Pflichten und Rechte der deutschen Frau im NS Deutschland.» In: *Amtliche Frauenkorrespondenz*, Nr. 8 (15. 2. 1934), S. 1-4.
- 95 Reichsverband deutscher Mittelschullehrerinnen an Frick, 1. 3. 1933, BAK/R 36/2379; vgl. auch die etlichen Dutzend Mitteilungen über ihre Tätigkeit als Ministerin in BAK/R 18/7108 und R 43 II/427 sowie R 36/2379.
- 96 *Die Hilfe. Zeitschrift für Politik, Wirtschaft und geistige Bewegung*. 39. Jg., Heft 6 (8. 3. 1933); vgl. die BDC Akten zu Bäumers politischer Zuverlässigkeit. Auch ein anderes langjähriges führendes Mitglied der Demokratischen Partei und der Frauenbewegung, Dorothee von Velsen, verlor 1933 ihren hohen Beamtinnenposten und reagierte wie Bäumer mit einer Neuformulierung ihres Lebenslaufs. Velsen wurde 1883 geboren und arbeitete als Fürsorgerin und Aktivistin innerhalb des BDF und der Demokratischen Partei, wo sie sich insbesondere mit internationalen Angelegenheiten befaßte. Nachlaß von Velsen, Kleine Erwerbung, BA Koblenz.
- 97 Brief an Emmy Beckmann vom 13. April 1933. In: Gertrud Bäumer: *Des Lebens wie der Liebe Band. Briefe*. Herausgegeben von Emmy Beckmann. Tübingen 1956, S. 50.
- 98 Gertrud Bäumer: «Umwege. Zum Schicksal der Frauenbewegung». In: *Die Hilfe*, 39. Jg., Heft 15 (5. August 1933), S. 387; Gertrud Bäumer: «Spießbürgertum in der Frauenfrage». In: *Die Frau*, 41. Jg., Heft 6 (März 1934), S. 321-325.
- 99 Vgl. Gertrud Bäumer: «30 Jahre Frauenstudium». In: *Die Frau*, 45. Jg., Heft 11 (August 1938), S. 578-585.
- 100 Gertrud Bäumer: «Spießbürgertum in der Frauenfrage», a. a. O., S. 323.
- 101 Else Ulich-Beil: *Ich ging meinen Weg. Lebenserinnerungen*. Berlin-Grunewald 1961, S. 145-146; Gertrud Bäumer: *Des Lebens wie der Liebe Band. Briefe*, a. a. O. Gertrud Bäumer: *Der neue Weg der deutschen Frau*. Stuttgart, 1946; Marie-Elisabeth Lüders: *Fürchte dich nicht. Persönliches und Politisches aus mehr als 80 Jahren. 1878-1962*. Köln/Opladen 1963; Agnes von Zahn-Harnack: *Wandlungen des Frauenlebens vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart*. Berlin/Hannover 1951.
- 102 Irene Stoehr: «Organisierte Mütterlichkeit, zur Politik der deutschen Frauenbewegung um 1900». In: Karin Hausen: *Frauen suchen ihre Geschichte*. München 1983, S. 221-223. Dieser Aufsatz zeigt die ideologischen Grundlagen der verschiedenen Formen politischer Nutzbarmachung der Mütterlichkeit auf.
- 103 F. H. Hankins: «German Policies for Increasing Births». In: *American Journal of Sociology*, 42:5 (März 1937), S. 630-646. Im Jahr 1933 schlossen 631 000 Paare den Ehebund, 25 % mehr als im Vorjahr. Friedrich Bergdörfer: *Bevölkerungsentwicklung im Dritten Reich*. Berlin/Heidelberg 1935, S. 25-29; Karen Offen: *The Women Question in Third Republic France, 1870-1940*, a. a. O. Zur öffentlichen Erklärung s. «Die Ehestanddarlehen». In: *Soziale Praxis*, 42. Jg., Heft 27 (1933), S. 831-832; Loren R.

- Graham: «Science and Values: The Eugenics Movement in Germany and Russia in the 1920s». In: *American Historical Review*, Heft 82 (Dezember 1977), S. 1133-1164.
- 104 Dr. Stähle: «Unfruchtbarmachung und Weltanschauung». In: *Ärzteblatt für Württemberg und Baden*, Heft 7, 2. Jg., Karlsruhe (5. April 1935), S. 81.
- 105 Richard Peikow: *Die soziale und wirtschaftliche Stellung der deutschen Frau in der Gegenwart*. Berlin 1937, S. 12ff. Der Darlehensbetrag belief sich im Durchschnitt auf 500 RM, and die Gesamtkosten des Programms für die ersten drei Jahre betragen 310'000'000 RM.
- 106 Herbert Michaelis/Ernst Schraepfer (Hg.): *Ursachen und Folgen. Vom deutschen Zusammenbruch 1918 und 1945 bis zur staatlichen Neuordnung Deutschlands in der Gegenwart*. Neunter Band. «Das Dritte Reich. Die Zertrümmerung des Parteienstaates und die Grundlegung der Diktatur». Berlin o.J., S. 703-704; Peikow: *Die soziale und wirtschaftliche Stellung der deutschen Frau in der Gegenwart*, a.a.O., S. 19-20; Tim Mason: «Women in Germany, 1925-1940: Family, Welfare and Work», Teil I und II. In: *History Workshop. A Journal of Socialist Historians*, Heft 1 (Frühjahr 1976), S. 74-113 und Heft 2 (Herbst 1976), S. 5-32, insbesondere Teil II, S. 12ff; Rita Thalmann: *Frausein im Dritten Reich*. München, Wien 1984; Dorothee Klinksiek: *Die Frau im NS-Staat*. Stuttgart 1982, S. 82-94.
- 107 Alice Platen-Hallermund: *Die Tötung Geisteskranker in Deutschland*. Frankfurt a.M. 1948; vgl. auch Ernst Klee: *Was sie taten – was sie wurden. Ärzte, Juristen und andere Beteiligte am Kranken- oder Judenmord*. Frankfurt a.M. 1986 und Ernst Klee: ‚Euthanasie‘ im NS-Staat. Die ‚Vernichtung lebensunwerten Lebens‘. Frankfurt a.M. 1983.
- 108 Fritz Kaiser: «Katholische Kirche und Sterilisation – Schluss der Debatte über das Sterilisationsgesetz». In: *Der Alemanne. Kampfblatt der Nationalsozialisten Oberbadens*, Jg. 1934, Folge 26 B, Freiburg i. Br. (26. Januar 1934). Gisela Bock: *Zwangssterilisation im Nationalsozialismus. Studien zur Rassenpolitik und Frauenpolitik*. Opladen 1986, S. 153 ff.
- 109 Maria Wesner: «Rasse und Volk». In: *Ämliche Frauenkorrespondenz*, Nr. 11 (1.4.1934), BAK/NSD 47/37-38. «Im Frieden zermürbten sie innere Kämpfe, Kämpfe um weltanschauliche Dinge, die bei rassisch gleichgearteten Menschen zu Nützlicherem verwendet werden.  
\*»
- 110 Jacob H. Landman: *Human Sterilization. The History of the Sexual Sterilization Movement*. New York 1932; Daniel J. Kelves: *In the Name of Science. Eugenics and the Uses of Human Heredity*. New York 1985.
- 111 Die Sterilisationsmassnahmen lösten in der Bevölkerung erhebliche Unruhe aus, die sich ihr Ventil auch in Witzen schuf: Kaum war das Eugenik-Gesetz von 1933 publik geworden, begannen weniger Hitler begeisterte Deutsche die Sterilisation als «Hitlerschnitt» (in Anlehnung an «Kaiserschnitt») zu bezeichnen. In Berlin kursierte folgende Geschichte: Schulkinder antworteten auf die Frage, bei welchen Merkmalen eine Sterilisation vorzunehmen sei, mit «Klumpfuss». Natürlich wussten alle um den verkrüppelten Fuss des Propagandaministers Goebbels; vgl. Alice Salomon: *Charakter ist Schicksal*, a.a.O., S. 264. Hitler schrieb: «Die Forderung, dass defekten die Zeugung anderer ebenso defekter Nachkommen unmöglich gemacht wird, ist eine Forderung klarster Vernunft und bedeutet in ihrer planmässigen Durchführung die humanste Tat der Menschheit.» In: *Mein Kampf*. Zwei Bände in einem Band. Ungekürzte Ausgabe. München, 77. Auflage 1933, S. 279.

- 112 Dora von Langen an Elisabeth Polster, 8. März 1932, SAM/W-N/NSF/405.
- 113 Lydia Gottschewski an Robert Ley, Berlin, 10. 7.1933, BAK/NS 18/5024.
- 114 Lydia Gottschewski: «Neue deutsche Frauen!». In: *Teutonia*, Dortmund, Nr. 262 (22.9. 1933). «Männer bauen den Staat, wir Frauen schaffen die Atmosphäre im ständigen Vorleben.» Ohne sich an der offensichtlichen Paradoxie zu stören, forderte Gottschewski ein «neues weibliches Führertum», um die Frauen zum selbstlosen Wirken zu mobilisieren; vgl. auch Gottschewski an Robert Wagner, 23.3.1933, BAK/NS 22/418.
- 115 Theodore Eichhoff: «Frauenwirken am Wiederaufbau». In: *Soziale Praxis*, 42:40 (7. Dezember 1933), S. 1426-1427.
- 116 Lisette Flintermann: «Noch ein Wort über den Antisemitismus». In: *Nationalsozialistische Frauenkorrespondenz*, hg. v. Lydia Gottschewski, München (26. Juni 1933), Nr. 24, S. 6.
- 117 Paula Siber, Meldung, o.J., BAK/NS 22/440.
- 118 Paula Siber: «Der Sinn des ‚Deutschen Frauenwerks‘». In: *Amtliche Frauenkorrespondenz*, ohne Datum, StaBi Berlin.
- 119 Paula Siber: «Plan für den Aufbau der Frauenschaft», SAM/W-N/NSF/326; «Vorschlag», BAK/R43 II/823a/Blatt 11. Sie verfasste ausserdem auch die periodisch erscheinenden «Führerinnenbriefe», obgleich Gottfried Krummacher die «geistige Führung» für sich beanspruchte.
- 120 Einem «Entwurf zu einer Frauenkammer» vom 12.5.1933 zufolge sollten 51% aller Delegierten sowie die gesamte Führerschaft von Nationalsozialistinnen gestellt werden. In Unterabteilungen sollten die einzelnen Berufsgruppen vertreten sein: Hausfrauen, Hausangestellte, Frauen ohne Beruf, Handwerkerinnen und Arbeiterinnen, Freiberufliche, Arbeitslose, Lehrerinnen und Beamtinnen. Meta Mischka, Frauen-Gauleiterin NSDAP, Gauleitung: Süd-Hannover-Braunschweig an Gauleiter Schmalz. Ich danke Dr. Gisela Bock für die Übersendung einer Kopie dieses Entwurfs.
- 121 Arnold und Veronica Toynbee: *Hitler's Europe*. London 1954, S. 21. Franz Neumanns *Behemoth*, 1942 und Hannah Arendts *Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft*. Frankfurt a.M. o.J. (1956?), S. 628 behandeln das Thema, das im letztgenannten Werk als «Strukturlosigkeit» bezeichnet wird.
- 122 Michael H. Kater: *The Nazi Party*, a.a.O., S. 151. Sophie Philipps: «Die deutsche Frau in der Politik», a.a.O., S. 40. Die Zahl der Parteimitglieder stieg von 850'000 unmittelbar vor der Machtergreifung auf 2'500'000 im Jahr 1934, und von dieser Gesamtzahl waren jetzt nur noch 5% Frauen (gegenüber 8% im Jahr 1932).
- 123 Zum Schicksal der männlichen «alten Kämpfer» vgl. David Schoenbaum: *Die braune Revolution*, a.a.O., S. 289-335; Martin Broszat: *Der Staat Hitlers. Grundlegung und Entwicklung seiner inneren Verfassung*. München, 11. Auflage 1986, S. 244-300; Michael H. Kater: *The Nazi Party*, a.a.O., S. 72-115 und S. 190-212.
- 124 «Bericht», 20.10.1933, SAM/W-N/NSF/313/Blatt 88.
- 125 Exzerpiert aus Irene Seydel, SAM/W-N/NSF/393.
- 126 Seydel hatte ursprünglich geschrieben «keine hysterischen», und es dann in «nicht nur» korrigiert. Irene Seydel an Elisabeth Polster, SAM/W-N/NSF/543.
- 127 Irene Seydel an Hitlers Schwester, 27. Dezember 1933, SAM/W-N/NSF/393/Blatt 73 ff.
- 128 Baronin von Oeynhausen, zitiert von Seydel in einem Brief an Polster vom 23. September 1933, SAM/W-N/NSF/543, Bl. 39-43.



- 129 NSDAP, Oberste Leitung der Parteiorganisation NSF München, 27.3.1934 an Elisabeth Polster, SAM/393/Blatt 61.
- 130 Walter Buch an Gottfried Krummacker, 29. September 1933, Unterlagen über Gottschewski, BDC.
- 131 Bormann an Wilhelm Frick, 11.7.1933, BAK/R 18/5024/Blatt 69-71. Obgleich das Thema Frauenverbände auf der Tagesordnung einer Besprechung am 19. August stand, erschien Frick nicht, und der Punkt wurde fallengelassen.
- 132 Paula Siber: «Der Sinn des ‚Deutschen Frauenwerks‘». In: *Amtliche Frauenkorrespondenz*, ohne Datum, StaBi Berlin; vgl. Dies.: «Parteiämliche Anordnungen und Bekanntmachungen betreffend Neugliederung der Frauenschaftsverbände». In: *Das deutsche Frauenwerk*, 1:3 (Oktober 1933).
- 133 Paula Siber in: *Amtliche Frauenkorrespondenz*, Nr. 2 (15.11.1933), BAK/NSD47/ 37-38.
- 134 «Dr. Gottfried Krummacker, Leiter der NSF». In: *Das Archiv* (13. September 1933), S. 854; vgl. auch Notizen in: *Germania* (16. September 1933), Nr. 255 und «Deutsches Frauenwerk». In: *Der Tag*, Nr. 233. Er war 1892 geboren und gehörte der Partei seit April 1930 an (Mitgliedsnummer 229 473).
- 135 Wilhelm: «Geheimbericht», München, 27. Dezember 1933, BDC.
- 136 *Amtliche Frauenkorrespondenz*, ohne Datum. Dies war einer von Hitlers Lieblingsgedanken, den seine Gefolgsleute immer wieder nachbeteten. Zu Krummackers Verteidigung des «Arier»-Paragrafen vgl. seinen Brief an den Lord-Bischof von Chichester vom 28. Oktober 1932, EZA/1/C3/219.
- 137 «Deutsches Frauenwerk» Nachrichtendienst. *Amtliche Frauenkorrespondenz*, ohne Datum, BAK/NSD 47/39.
- 138 Krummacker an Müller, 21. 8.1933, EZA/1/C4/21, Bl. 7, Juli 1933-August 1935; vgl. auch Müller an Krummacker, 23.1.1934, EZA/1/C4/21, Bl. 12.
- 139 Dr. Krummacker: «Die Organisation, Aufgaben und Pflichten der Nationalsozialistischen Frauenschaft». In: *Amtliche Frauenkorrespondenz*, Nr. 1 (25. Oktober 1933), S. 1, BAK/NSD47/37-39. Zur Bestellung Krummackers vgl. Briefe in BAK R43II/ 823a.
- 140 Krummacker: «Deutsches Frauenschaffen in Volk und Staat.» In: *Amtliche Frauenkorrespondenz*, Nr. 3 (13. Dezember 1933), S.8-9, BAK/NSD 47/39; vgl. auch Krummacker: «Die Frau ist die Hüterin.» In: *Völkischer Beobachter* (26. Oktober 1933).
- 141 «Deutsches Frauenwerk» Nachrichtendienst. In: *Amtliche Frauenkorrespondenz*, ohne Datum, BAK/NSD 47/39.
- 142 Brief von Krummacker, «Betrifft: Beschwerde des Dr. A. Quandt», Gummersbach, 11. November 1933, BDC Personalakte Krummacker. Krummacker hatte sich als Parteiredner verdient gemacht und auch früher schon lokale konservative Organisationen unterstützt. (Bericht v. 27. Dezember 1933); vgl. auch die extensiven Debatten über die Organisierung der Frauen in BAK/NS 22/428-429; Clifford Kirkpatrick: *Nazi Germany*, a.a.O., S. 60-61 und Mary Beard: *Women as a Force in History*. New York 1962, S. 17-30.
- 143 Krummacker: «Regelung des Ausgleichs-Wesens innerhalb der NS-Frauenschaft. 1. Einführung», BAK/NS 44/55.
- 144 Sophie Diederichs: «Frauenarbeitsgebiete ohne Frauen». In: *Die deutsche Kämpferin*, 1.Jg., 9.Heft (Dezember 1933), S. 179; vgl. Bericht des Gauleiters vom 28.Februar 1934.

- 145 Irene Seydel an Elisabeth Polster, 12.12.1933, SAM/W-N/NSF/525.
- 146 Brief Irene Seydels an Krummacher vom 25. November 1933, BDC, Personalakte Krummacher.
- 147 Carola Sachse: «Hausarbeit im Betrieb. Betriebliche Sozialarbeit unter dem Nationalsozialismus». In: Carola Sachse u.a.: *Angst, Belohnung, Zucht und Ordnung. Herrschaftsmechanismen im Nationalsozialismus*. Opladen 1982, S. 231 ff.
- 148 «Meldung», München, 15. Januar 1933, BAK/NS 44/55.
- 149 Krummacher an Lammers, 25.11.1933, BAK/R 43 II/823a.
- 150 Maria Jecker, geboren 1874, trat der Partei am 1.Mai 1933 in Köln bei (Mitgliedsnummer 2233010) und hatte vorher schon der *Deutschen Arbeitsfront*, der *NS-Volkswohlfahrt* und der *NS-Frauenschaft* angehört. Vorher war sie Mitglied der gemässigt-konservativen *Volkspartei* und Mitglied der Reichswirtschaftskammer gewesen. Sie war katholisch erzogen. «Zum Feiertag der nationalen Arbeit». In: *Die Deutsche Hausfrau*, 18:5 (1.Mai 1933), S. 1; vgl. Renate Bridenthai: «Class Struggle Around the Hearth: Women and Domestic Service in the Weimar Republic». In: Isidor Wallimann (Hg.): *Towards the Holocaust: the Social and Economic Collapse of the Weimar Republic*. Westport, Conn. 1983.
- 151 Franziska Wieman an Ortsgruppe Osnabrück, 30. August 1932, Niedersächsisches Hauptstaatsarchiv Hannover/Patensen, (im Folgenden abgekürzt als Hann) 3201/70; vgl. auch Brief an Anna Steltzer Winter, 24.10.1932, Hann/3201/70 sowie Emma Kromer an *Vossische Zeitung* (19.6.1932).
- 152 «Hausfrau und Mutter im neuen Deutschland», Leitsätze zum Vortrag, Hann/3201/71. Bertha Hindenberg-Delbrück, geboren im August 1885 in der Nähe von Hannover, trat der Partei am 1.Mai 1933 bei (Mitgliedsnummer 2 956 472); sie war bereits vorher Mitglied der *NS-Frauenschaft* gewesen. BDC Personalakte. Bemerkung über die Ausschlagung einer Einladung zu einer nationalsozialistischen Frauenkonferenz am 30.12.1932 durch den Hausfrauenverein Hannover. H. E. an Wieman, 30.12.1932, Hann/3201/70. Hindenberg an Lindenberg, 5.5.1933, Hann/ 3201/72II. «*Frau Wieman und ich [sind] unabhängig von einander unsere persönlichen Mitglieder der NSDAP geworden [...] Das gleiche hat [...] Frau Jecker getan.*»
- 153 Dr. Anne-Marie Wissdorff: «Bevölkerungspolitik im neuen Staat». In: *Deutsche Hausfrau. Zeitschrift des Reichverbandes Deutscher Hausfrauenvereine*, Berlin (1. Oktober 1933), S. 146. «*In Deutschland [...] haben die Tüchtigen sich durchweg schlechter vermehrt als die Untüchtigen. [...] Wenn diesen Verhältnissen nicht Einhalt geboten würde und andererseits der Nachwuchs hochwertiger Familien nicht besonders gefördert wird, muss die geistig kulturelle Bedeutung des deutschen Volkstums von Stufe zu Stufe sinken.*» Vgl. den Vortrag Hindenbergs, in dem sie die «*grossen biologischen Fragen der Familie, die Fragen von Vererbung, Geburtenbeschränkung [...]*» lobend hervorhebt. Hann/3201/70.
- 154 Lydia Gottschewski hatte sie gewarnt, zog aber keine Konsequenzen. Gottschewski zit. in Dr. Anne-Marie Wissdorff an M. Winkelmann, 7. Juni 1933. Hindenberg an Mischka-Grahe, Hannover, 3.7.1933, Dolly Schlicker an Hindenberg, Buxtehude, 30.7.1933 und Wieman an Hindenberg, 6.12.1933, Hann/3201/72II.
- 155 Franziska Wieman an die Vereine des Landesverbandes Hannover Braunschweig, 21. September 1933, Hann/3201/71. Frau Mischka sah auf die Hausfrauen herab, weil sie schon jahrelang für die Nazis arbeitete. Fräul.?? an Äsch, 4. August 1933, Hann/3201/72II.

- 156 Käthe Auerhahn an Reinhardt, München, 10.9.1932, Hauptabteilung III, ROL. BAK/NS 22/355.
- 157 Bertha Hindenberg-Delbrück an Frau Wilhelm, 14.9.1933, Hann/320I/72L Hindenberg-Delbrück an Rose Lucassen, 30.6.1933, Hann/320I/72L
- 158 Hindenberg-Delbrück an Dralle, 30.3.1933, Hann/320I/72I; Röhke an Hindenberg, 4.7.1933 und Helene Nylhoff: «Erklärung»; Hindenberg an Franziska Wieman, 10.6.1933, Hann/320I/72II; Meta Mischka-Grahe an Hindenberg, 27.6.1933, Hann/320I/72II; vgl. Meldung vom 4. Juli 1933, Hann/320I/72II.
- 159 Niederschrift. Tagung des Landesverbandes, RDH, 16. und 17. Mai 1933 in Göttingen, Hann/320I/71.
- 160 Renate Bridenthai: «Class Conflict Around the Hearth», a.a.O., S. 243-261. Die reaktionäre Führung zeigte insofern ein beträchtliches Mass an politischer Flexibilität, als sie 1919 bereits die gleiche Forderung an die sozialistische Regierung gerichtet und sich zu Beginn der zwanziger Jahre auch tatsächlich mit dem Wirtschaftsparlament getroffen hatte. Antrag, Hann/320I/70.
- 161 Irene Seydel an Elisabeth Polster, 14.10.1933, SAM/W-N/NSF/543.
- 162 Melita Maschmann: *Fazit*, a.a.O., S. 16.
- 163 Hindenberg-Delbrück an Staudacher, Bielefeld, 17. November 1933, Hann/320I/36; Maria Jecker an Hindenberg, 6.11.1933, Hann/320I/36.
- 164 Hindenberg-Delbrück an Carius, DAF, Hannover, 19. Oktober 1933, Hann/320I/ 36; Mitteilung, gez.B. Hindenberg-Delbrück, Hann/320I/71.
- 165 Nicht unterzeichnete Abschrift, Brief an Hindenberg, 26. Oktober 1933, Hann/ 320I/ 71.
- 166 Maria Jecker, 6. November 1933, Hann/320I/36; Deutscher Heimarbeiter und Hausgehilfenverband, Hannover, 20. Februar 1934, Hann/320I/36. Maria Dralle empörte sich darüber, dass eine der Funktionärinnen der Hausangestellten ein «*rotes Tuch*» trug, vermerkte aber auch: «*Herr Eichhorn ist ein hübscher stattlicher Mann, auch machte er allerlei Witze.*» Maria Dralle, Hausfrauenverein Hameln an den Landesverband Hannover Braunschweig, z. Hd. Frau Hindenberg-Delbrück, 1. Dezember 1933, Hann/320I/36; vgl. auch Hindenberg-Delbrück an Maria Dralle, 6. Mai 1933, Hann/320I/72I. Hindenberg-Delbrück warf den Nazis vor, eine schlimmere «*Bonzenwirtschaft*» als ihre Vorgänger zu betreiben und ihren Willen per «*Wahlsabotage*» durchzusetzen. «*Niedersachsen-Kundgebung des Bezirkes*», 29.11. 1933, Hann/ 320I/36.
- 167 Deutscher Heimarbeiter und Hausgehilfenverband an Fri. J. Gumbel, 20.2.1934, Hann 320I/36; vgl. auch Robert Ley, Rundschreiben, Januar 1934, SAM/W-N/NSF/ 327.
- 168 Abel Biogramm/Nr. 46/Grete Kircher/Blatt 3, HI.
- 169 Gert Buchheit: *Soldatentum und Rebellion. Die Tragödie der deutschen Wehrmacht*. Rastatt, Baden 1961, S. 225.
- 170 Wilhelm Frick: «Die deutsche Frau im nationalsozialistischen Staate», *Friedrich Manns Pädagogisches Magazin*. Heft 1400, Langensalza 1934, S. 10.
- 171 Paula Siber: «Entpolitisierung.» undatierter Bericht, BAK/R 43 II/823a. Es handelte sich um die Flugschrift «Um das Gewissen der deutschen Frau», die in 30'000 Exemplaren durch ihr Büro verteilt wurde. Sie verteidigte Lammers gegenüber ihre Ansichten, 23. August 1933, BAK/R 43 II/564a.
- 172 Niederschrift über die erste Vernehmung von Frau Siber, 29.3. 1934, unterzeichnet von

- Pfundtner. BDC. Zum Hintergrund dieser Debatten vgl. Gottschewski an Ley, Berlin, 10. Juni 1933, BAK/R18/5024.
- 173 Niederschrift über die Beratung des Sachverständigenbeirats für Bevölkerungs- und Rasenpolitik am 14. November 1933, BAK/NS 10/34/Blatt 56.
- 174 Gertrud Scholtz-Klink, Interview mit der Autorin, 1983.
- 175 Robert Wagner an Gertrud Scholtz-Klink, 29. Juni 1931, «Freiheit und Brot», BAK/NS 22/1044. Gertrud Scholtz-Klink: *Die Frau im Dritten Reich. Eine Dokumentation*. Tübingen 1978, S. 28-29. Eine ausgezeichnete Darstellung der Aktivitäten der Frauen in Baden gibt Johnpeter Horst Grill: *The Nazi Movement in Baden*. Chapel Hill 1983, S. 221-225. Grill vermerkt die absolute Uneinigkeit der badischen Frauen in der Frage der Rolle der Frau in der nationalsozialistischen Gesellschaft. S. 311; vgl. Mütterdienst in Baden, 16.12.1933, EAF 55/69.
- 176 Alice Rilke in einem Interview mit Dörte Winkler, erwähnt in: Dörte Winkler: *Frauenarbeit im (Dritten Reich)*. Hamburg 1977, S. 212, Anm. 11.
- 177 «Bericht über die Versammlung der NSV mit Vortrag», Spiewok, Hohenzollernsäle, 7.2.1934, DCV-A/CA XX/62 A; vgl. Bormann an Hilgenfeldt, 17. April 1942, abgedruckt in: *Der politische Soldat*, 12:10, S. 27 und «10 Jahre NS-Volkswohlfahrt». In: *Völkischer Beobachter* (18. April 1942).
- 178 «Reichstagung der Gaufrauenchaftsleiterinnen. Grundsätzliches zur deutschen Frauenarbeit». In: *Amtliche Frauenkorrespondenz*, Nr. 10 (15. März 1934), Artikel 11: Nachrichtendienst, HI Reel 13/254.
- 179 Margarete Unger: «Der Staat und wir Frauen». In: *Amtliche Frauenkorrespondenz*, Nr. 11 (April 1934). Diese Verpflichtungen waren der Kampf für «Volk und Ehre» und «Recht auf Lebensraum», für «Ordnung und Moral», gegen «Armut, Not und Pornographie». In einem anderen Artikel «Die Frau im nationalsozialistischen Deutschland», schrieb Unger, mit dem Frühjahr 1933 habe eine neue «Zeitepoche» begonnen. Dabei handle es sich um einen «Bruch mit dem Liberalismus.» «Wir können und wollen somit auch nicht mehr die alten Führerinnen, die in jenen Anschauungen des Liberalismus noch verstrickt sind [...] Wir müssen heute eine andere Wegrichtung einschlagen. Dies tun wir bewusst und voller Verantwortung. Wir kennen den Weg, den wir gehen müssen, unser Führer hat ihn uns gezeigt und auch hier folgen wir ihm stark und gläubig.» In: *Amtliche Frauenkorrespondenz*, BAK/NSD 47/37-39.
- 180 Gertrud Scholtz-Klink: *Die Frau im Dritten Reich*, a.a.O., S. 44.
- 181 A.a.O., S.493-494. Auch zur Zeit meines Interviews antwortete Scholtz-Klink auf die Frage, ob sie irgendetwas bereue, nur eines tue ihr leid: «Ich bedaure es, dass ich mich nicht mehr mit der Ideologie beschäftigt habe. Seit 1945 habe ich mich daran gemacht, die geistigen Wurzeln und Triebkräfte der Bewegung zu studieren.»
- 182 Gertrud Scholtz-Klink, Interview mit der Autorin, 1983.
- 183 Major Siber, 27. Januar 1935, Unterlagen über Siber, BDC.
- 184 Hans Pfundtner, «Niederschrift» eines Gesprächs vom 29. März 1934, BDC; vgl. auch Walter Buch an Martin Bormann, 2. Juni 1934, in USCHLA Verfahren in BDC, Akte 263. Brief vom 25.5.1934, BDC/Blatt 4. Siber verfasste jedoch unverdrossen weitere Vorschläge. «Kulturarbeit, Sozialarbeit und Volkswirtschaft», Siber an Hinkel, 16. Februar 1934. Jill Stephenson: *Women in Nazi Society*. New York 1975.
- 185 Krummacker an Frick, 25. April 1934, 236-240, BDC. Edward N. Peterson: *The Limits of Hitler's Power*. Princeton 1969, S. 78; vgl. Jill Stephenson: *Women in Nazi Society*, a.a.O., S. 110-111.

- 186 USCHLA Verfahren, 5. Dezember 1934, BDC.  
 187 Scholtz-Klink an Rudolf Hess, BDC Akte 357.  
 188 Major Siber an den «Führer und Reichskanzler», 5. August 1935, USCHLA, BDC Akten 408-413.  
 189 Clifford Kirkpatrick: *Nazi Germany*, a.a.O., S. 232.  
 190 Madeline Kent: *I Married a German*. London o.J., S. 111. Hjalmar Schacht sagte einmal: «Ich wünsche ein grosses und starkes Deutschland, und um das zu erreichen, verbünde ich mich sogar mit dem Teufel.» In: Joachim C. Fest: a.a.O., S.224. Vielleicht darf man daraus schliessen, dass die Männer opportunistisch waren und die Frauen auf Nummer sicher gingen.

### Das zweite Geschlecht im Dritten Reich

- 1 Gertrud Scholtz-Klink: *Die Frau im Dritten Reich. Eine Dokumentation*. Tübingen 1978, S. 501.
- 2 Walther Hofer (Hg.): *Der Nationalsozialismus. Dokumente 1933-1945*. Frankfurt a.M., 11. Auflage 1962, S. 89.
- 3 Hermann Rauschning: *Gespräche mit Hitler*. Wien 1973, S. 179.
- 4 Ebd., S. 180-181.
- 5 Hitler-Rede in Reichenhall, 1. Juli 1933. Zitiert in: Lydia Gottschewski: *Männerbund und Frauenfrage. Die Frau im neuen Staat*. München 1934. Sie übernahm diese Worte auch für eigene Reden; vgl. «Neue deutsche Frauen!» In: *Teutonia*, Nr. 262, Dortmund (22. September 1933).
- 6 Max Domarus: *Hitler. Reden und Proklamationen 1932-1945*. Kommentiert von einem deutschen Zeitgenossen. I. Band, Triumph (1932-1938). Würzburg 1962, S.531-532.
- 7 David Schoenbaum: *Die braune Revolution. Eine Sozialgeschichte des Dritten Reiches*. Köln/Berlin 1968, S.230ff. Michael Kater: *The Nazi Party*. Cambridge 1983, S. 232-233, Anm. 66 und 72. Nach 1934 lag der Anteil der Frauen in der Partei im Schnitt bei 6 bis 8%; vgl. HSAM/NSDAP/599 und Robert Ley (Hg.): *Parteistatistik*. München 1935, I, S. 18, 28-30, 85, 157, II, S. 164 und III, S. 58. *Amtliche Frauenkorrespondenz* (Oktober 1937). Jill Stephenson: *The Nazi Organisation of Women*. London 1981, S. 148.
- 8 Robert Ley (Hg.): *Parteistatistik*, a.a.O., I, S. 31 und S. 212, II, S. 160.
- 9 Adolf Wagner, Gauleiter, München, 22. August 1935, HSAM/NSDAP/348.
- 10 Albert Speer: *Erinnerungen*. Berlin 1969, S. 74. Hitler hatte zunächst Fritz Lang auserkoren, der daraufhin prompt ins Exil ging.
- 11 «Fragebogen», Telegramm an Hitler, Brief an Julius Streicher vom 7. Juli 1937, in Riefenstahls Parteiunterlagen, *Berlin Document Center*. Ausserdem bevollmächtigte Riefenstahl Julius Streicher, einen Streit «mit dem Juden Bela Balacs» zu regeln.
- 12 Interview durch Robert Jay Lifton für dessen Buch *The Nazi Doctors. Medical Killing and the Psychology of Genocide*. New York 1986. Interviewprotokolle sind inzwischen bei der *New York Public Library* einsehbar.
- 13 BDC Unterlagen, «Protokoll», 6. Oktober 1937, Rundschreiben 128/1937 zur Unklarheit über ihren Status. Meldung, 14. November 1940, zu ihrer Ahnentafel. SS-Leute mussten

- «judenfreie» Ahnentafeln über mehr als die sonst üblichen zwei Generationen nachweisen.
- 14 Scholtz-Klink an Bormann, 24. Januar 1938, BAK/R 43 11/427, wiederabgedruckt in Ursula von Gersdorff: *Frauen im Kriegsdienst 1914-1945*. Stuttgart 1969, S. 283-285. Die wirklichen wichtigen Entscheidungen fielen jenseits ihres Kompetenzbereichs.
- 15 *Die Tagebücher von Joseph Goebbels. Sämtliche Fragmente*. Hg. von Elke Fröhlich. Teil I, Aufzeichnungen 1924-1941, Band 3, 1.1.1937 – 31.12.1939. München/New York/London/Paris 1987, S. 164.
- 16 Interview mit der Autorin, 1983; Gertrud Scholtz-Klink: «Des Geistes und der Hände Werk». In: *Amtliche Frauenkorrespondenz* (1937).
- 17 Clifford Kirkpatrick: *Nazi Germany: Its Women and Family Life*. New York/Indianapolis 1938, S. 73, 87. Jill Stephenson: *The Nazi Organisation of Women*, a.a.O., S. 147-155.
- 18 Carola Sachse: «Hausarbeit im Betrieb. Betriebliche Sozialarbeit unter dem Nationalsozialismus.» In: Carola Sachse u. a.: *Angst, Belohnung, Zucht und Ordnung. Herrschaftsmechanismen im Nationalsozialismus*. Opladen 1982, S. 240.
- 19 Beurteilungsbogen für Frauenführerinnen, BAK/NS 44/26; Jill Stephenson: *The Nazi Organisation of Women*, a.a.O., S. 154.
- 20 Karin Hausen: «Mütter zwischen Geschäftsinteressen und kultischer Verehrung. Der ‚Deutsche Muttertag‘ in der Weimarer Republik.» In: Gerhard Huck (Hg.): *Sozialgeschichte der Freizeit. Untersuchungen zum Wandel der Alltagskultur in Deutschland*. Wuppertal 1980, S. 249-280.
- 21 Hans Pfundtner, RMDI, Berlin, an den Polizeipräsidenten in Berlin, 3. Februar 1937. *Nordrhein-Westfälisches Hauptstaatsarchiv Düsseldorf*. Reg. Düsseldorf, 54476, Teil 1, Blatt 1.
- 22 1925 fielen 42,5% der Gesamtbevölkerung unter die Kategorie «Angehörige ohne Hauptberuf», die sich gliedert in «Ehefrauen ohne Hauptberuf» 14,1% und «Übrige Angehörige ohne Hauptberuf» 28,4%. 1933 lag der Prozentsatz der «Angehörigen ohne Hauptberuf» bei 41,6%, davon «Ehefrauen» 15,2% und «Übrige Angehörige» 26,4%. Berufszählung vom 16. Juni 1933. In: *Statistisches Jahrbuch für das deutsche Reich*. Hg. vom Statistischen Reichsamt. 55. Jg., Berlin 1936, S. 18, «Die Reichsbevölkerung nach der Erwerbstätigkeit 1933 und 1925»; vgl. Jill Stephenson: *Women in Nazi Society*. New York 1975, S. 80-99.
- 23 «Das Reichsjustizministerium», «Abtreibungskriminalität der Heilspersonen», 1937-1939, BAK/R22/1157. Das Abtreibungsgesetz selbst wurde erst 1943 verschärft.
- 24 Zwischen 1933 und 1938 stieg die Fruchtbarkeitsrate von 14,7 auf 18 Geburten je 1'000 Einwohner. Hätte sich diese Rate aufrechterhalten lassen, wäre das in der Tat ein spektakuläres Ergebnis gewesen, aber faktisch setzte der Abwärtstrend, der vor 1900 begonnen hatte, wieder ein. Im Jahr 1934 waren 2,7 Millionen Ehen kinderlos geblieben; 3,3 Millionen hatten ein Kind hervorgebracht und 2,8 Millionen zwei Kinder – das bedeutete 18,9% Ehepaare hatten ein Kind, 23,2% zwei und 19,8% drei Kinder. Richard Peikow: *Die soziale und wirtschaftliche Stellung der deutschen Frau in der Gegenwart*, Berlin 1937, S. 12-18; «Zur Lage». In: *Die Frau*, 46. Jg., Heft 6 (Juni 1939), S. 499; Dorothee Klinksiek: *Die Frau im NS-Staat*. Stuttgart 1982, S. 124; Dörte Winkler: *Frauenarbeit im «Dritten Reich»*. Hamburg 1977, S. 49.
- 25 Friedrich Burgdorfer: *Bevölkerungsentwicklung im Dritten Reich*. Berlin 1935, S. 103; vgl. Masons vorsichtige Analyse der Statistiken in: Tim Mason: «Women in Nazi

- Germany, 1925-1940: Family, Welfare and Work», Teil I und II. In: *History Workshop. A Journal of Socialist Historians*, Nr. 1 (Frühjahr 1976), S. 74-113 und Nr. 2 (Herbst 1976), S. 5-32. Dorothee Klinksiek: *Die Frau im NS-Staat*, a. a. O., S. 127-131.
- 26 Brief vom 31. Juni 1940, IfZG Mikrofilm/Fa 202, Bl. 47-48. Das «Lebensbornprojekt» nahm sich im übrigen zwischen 1936 und 1939 insgesamt nur einer Zahl von 1 436 Müttern (darunter 823 ledige) an. Dorothea Klinksiek: *Die Frau im NS-Staat*, a. a. O., S. 97.
- 27 Clifford Kirkpatrick: *Nazi Germany*, a. a. O., S. 278.
- 28 Stefan Bajohr: *Die Hälfte der Fabrik. Geschichte der Frauenarbeit in Deutschland 1914-1945*. Marburg 1979, S. 243ff; vgl. auch Carola Sachse: «Zwangsarbeit jüdischer und nicht-jüdischer Frauen und Männer bei der Firma Siemens 1940-1945.» In: *IWK, Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung*. 27. Jg., Heft 1 (März 1991), S. 1-11.
- 29 «Zur Lage der deutschen Frau». In: *Die Frau*, 45. Jg., Heft 12 (September 1938), S. 666. 90 000 deutsche Kinder nahmen an der täglichen Schulspeisung teil.
- 30 Bericht über die *NS-Volkswohlfahrt*. In: *Deutschland-Berichte der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands (Sopade)*, 4. Jg., Nr. 9 (September 1937), Neuauflage Frankfurt a.M. 1980, S. 1311-1315.
- 31 Dagmar Reese: *Straff, aber nicht stramm – herb, aber nicht derb. Zur Vergesellschaftung von Mädchen durch den Bund deutscher Mädel im sozialkulturellen Vergleich zweier Milieus*. Weinheim 1989. Interview mit Frau Sch., Fürsorgerin bei der Inneren Mission, 1981. Ich danke Frau Dr. Reese dafür, daß sie mir dieses Interview noch vor dessen Veröffentlichung zur Verfügung gestellt hat.
- 32 Ilse Koehn: *Mischling, Second Degree. My Childhood in Nazi Germany*. New York 1977, S. 22-23.
- 33 Zitiert nach: *Frauen unter dem Hakenkreuz. Eine Dokumentation*. Hg. von Maruta Schmidt und Gabi Dietz. München 1985, S. 62.
- 34 Arthur Gütt/Herbert Linden/Franz Maßseller: *Blutschutz- und Ehegesundheitsgesetz*. München 1937 resümieren die Gesetzgebung.
- 35 Davon betrafen 43 000 Frauen und 41 700 Männer. «Die gegenwärtige Lage», Bericht, 31. Dezember 1934. EAF 48/18,1,844.
- 36 Lewy nennt folgende niedrigere Zahlen: 32 000 im Jahr 1934; 73 000 im Jahr 1935 und 63 000 im Jahr 1936. Guenter Lewy: *Die katholische Kirche und das Dritte Reich*. München 1965, S. 288. Gisela Bock: «Frauen und ihre Arbeit im Nationalsozialismus». In: Annette Kuhn/Gerhard Schneider (Hg.): *Frauen in der Geschichte. Frauenrechte und die gesellschaftliche Arbeit der Frauen im Wandel. Fachwissenschaftliche und fachdidaktische Studien zur Geschichte der Frauen*. Düsseldorf 1979, S. 113-149. Gisela Bock: *Zwangsterilisation im Nationalsozialismus. Studien zur Rassenpolitik und Frauenpolitik*. Opladen 1986, S. 230-253.
- 37 Dr. Groß: *Nationalsozialistische Rassenpolitik. Eine Rede an die Deutschen Frauen*. Dessau 1934, S. 12. Ich danke Rudolph Binion für die Überlassung dieser seltenen Broschüre.
- 38 «An die Vereine des Landesverbandes Hannover-Braunschweig», Hannover, 21. 9. 1933, Hann 320/I/71.
- 39 Else Frobenius: *Die Frau im Dritten Reich. Eine Schrift für das deutsche Volk*. Berlin-Wilmersdorf 1933, S. 5.
- 40 Aufruf, der von der Telegraphen-Agentur WTB (Wolffs-Telegraphen-Bureau) zum

- Boykott-Tag verbreitet wurde. Wiederabgedruckt in: Comité des Delegations Juives (Hg.): *Die Lage der Juden in Deutschland 1933. Das Schwarzbuch – Tatsachen und Dokumente*. Frankfurt a. M./Berlin/Wien 1983, S. 65-66.
- 41 Käthe Auerhahn: «Das Warenhaus». In: *N. S. Frauenwarte*, I:3, S. 56-57.
- 42 Clifford Kirkpatrick: *Nazi Germany*, a. a. O., S. 27-29.
- 43 Hanna Rees: *Frauenarbeit in der NS-Volkswohlfahrt*. Berlin 1938, S. 8-9; Ilse Geibel: *Die Umwertung der Wohlfahrtspflege durch den Nationalsozialismus*. Friedrich Manns Pädagogisches Magazin. Heft 1398. Langensalza 1934, S. 20-27.
- 44 Clifford Kirkpatrick: *Nazi Germany*, a. a. O., S. 259. Die Scheidungsrate lag 1933 bei 29,7 und 1935 bei 33,1 von 10 000 Ehen. Ebd., S. 258; Agnes Edelmann-Martens: «Das Gesetz über die Eheschließung und Ehescheidung vom 6. Juli 1938». In: *Die Frau* 45. Jg., Heft 10 (Juli 1938), S. 349 und «Aus der Begründung zum neuen Ehegesetz», Ebd., S. 570.
- 45 Dorothee Klinksiek: *Die Frau im NS-Staat* (a. a. O., S. 82) vermerkt, daß die Verfassung nach 1945 dieses Scheidungsrecht ohne die rassistischen Komponenten übernahm. Klinksiek hält es fälschlicherweise für außergewöhnlich, daß die Nazis in diesem Punkt so liberal waren. Etliche Länder «liberalisierten» nach 1945 das Scheidungsrecht, indem sie die Trennung der Eheleute erleichterten und Männer und Frauen dabei gleichstellten – ohne Rücksicht auf die weitestgehend bestehende finanzielle Benachteiligung der Frauen; vgl. Dietmar Petzina u. a.: *Sozialgeschichtliches Arbeitsbuch. Materialien zur Statistik des Deutschen Reiches 1914-1945*. Band III. München 1978, S. 30ff.
- 46 Christa Wolf: *Kindheitsmuster*. Darmstadt/Neuwied, 15. Auflage 1978, S. 177-179. Eine exzellente Darstellung dieser Loyalitätskonflikte der BDM-Mädels findet sich in: Renate Wiggershaus: *Frauen unterm Nationalsozialismus*. Wuppertal 1984, S. 35-62. Beispiele für die Solidarität innerhalb des BDM in: Maruta Schmidt/Gabi Dietz (Hg.): *Frauen unterm Hakenkreuz. Eine Dokumentation mit zahlreichen Abbildungen*. Berlin 1983.
- 47 Ich danke Mary Feldsteiner für die Überlassung eines Exemplars von Ingeborg Drewitz: «The Education of Girls in the Third Reich», übers. von D. C. G. Lorenz, Schreibmaschinenmanuskript.
- 48 Melita Maschmann: *Fazit. Kein Rechtfertigungsversuch*. Stuttgart 1963, S. 24-27.
- 49 *Der alltägliche Faschismus. Frauen im Dritten Reich*. Berlin/Bonn 1981, S. 70-71.
- 50 *Deutschlandberichte der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands*, a. a. O. (Juni 1937), S. 873.
- 51 Vgl. Dagmar Reeses hervorragende Chronik und Analyse des BDM: «Bund Deutscher Mädel – Zur Geschichte der weiblichen deutschen Jugend im Dritten Reich». In: Frauengruppe Faschismusforschung (Hg.): *Mutterkreuz und Arbeitsbuch. Zur Geschichte der Frauen in der Weimarer Republik und im Nationalsozialismus*. Frankfurt a. M. 1981, S. 163-187.
- 52 Reichsgesetzblatt, 23. September 1936.
- 53 Gerda Zorn: «Mein alltäglicher Faschismus». In: *Der alltägliche Faschismus*, a. a. O., S. 45.
- 54 Melita Maschmann: *Fazit*, a. a. O., S. 32.
- 55 Insgesamt erhöhte sich die Zahl der erwerbstätigen Frauen zwischen 1933 und 1936 von 4 580 000 auf 5 338 000. Entsprechend fiel die Zahl der arbeitslosen Frauen. *Statistisches Jahrbuch für das deutsche Reich*, 56. Jg., Berlin 1937, S. 334, S. 613.



- 56 Zwischen 1925 und 1939 stieg der Anteil der erwerbstätigen Frauen unter der erwachsenen weiblichen Bevölkerung von 48,2 auf 49,2 %. Das bedeutete in absoluten Zahlen einen Anstieg von 4 240 000 im Jahr 1933 auf 4 520 000 im Jahr 1936 und 5 200 000 im Jahr 1938. Tim Mason: «Women in Nazi Germany», a. a. O., Nr. 2 (Herbst 1976), S. 6. Winklers Vergleich mit den USA zeigt im Hinblick auf Schutzgesetze einen weiten Vorsprung Deutschlands. Dörte Winkler: *Frauenarbeit im «Dritten Reich»*, a. a. O., S. 154-163.
- 57 Dr. Hertha Siemering: «Schichtwechsel der Generationen». In: *Soziale Praxis*, 47. Jg., Heft 17 (1. September 1938), S. 1079.
- 58 Ende der dreißiger Jahre war jeder zehnte Beamte eine Frau, etwa der gleiche Anteil wie in den zwanziger Jahren.
- 59 Zwischen 1933 und 1938 stieg die Zahl der weiblichen Büroangestellten (ein «angemessener» Beruf für Frauen), während der Anteil der Industriearbeiterinnen von 29,3 % auf 25,2 % fiel. Stefan Bajohr: *Die Hälfte der Fabrik*, a. a. O., S. 223, Tabelle 41; Dörte Winkler: *Frauenarbeit im «Dritten Reich»*, a. a. O., S. 196; Tim Mason: «Women in Nazi Germany», a. a. O., Nr. 2, S. 15-23.
- 60 Renate Bridenthal: «Beyond Kinder, Küche, Kirche: Weimar Women at Work». In: *Central European History*, 6:2 (1973), S. 148ff.
- 61 Margot Schmidt: «Krieg der Männer, Chance der Frauen? Der Einzug von Frauen in die Büros der Thyssen AG». In: Lutz Niethammer (Hg.): «Die Jahre weiß man nicht, wo man die heute einsetzen soll.» *Faschismuserfahrungen im Ruhrgebiet*. Berlin/Bonn 1983, S. 138.
- 62 Vgl. Berichte über Löhne und Arbeitsbedingungen im Nürnberger Staatsarchiv/1978 Reg. MF/3967/1. Selbst die Löhne der Hilfsarbeiterinnen und Hausbediensteten stiegen mit wachsender Zuspitzung der Situation drastisch an. Richard Grunberger: *Das Zwölfjährige Reich. Der Deutschen Alltag unter Hitler*. Wien/ München/Zürich 1972, S. 198-202; Winkler: *Frauenarbeit im «Dritten Reich»*, a. a. O., S. 71ff.
- 63 David Schoenbaum: *Die braune Revolution*, argumentiert, daß die Tatsache, daß sich die Regierung überhaupt mit Frauenfragen beschäftigte, einen Statusanstieg signalisiere. Jill Stephenson, Jacques Pauwels und andere machen auch für die geringfügigen Nachteile, denen manche Frauen ausgesetzt waren, langfristige demographische Trends und nicht die Nazi-Politik per se verantwortlich.
- 64 Alice Rilke und Dorothea Goedicke: «Die Freizeit der erwerbstätigen Frau», Ergebnisse einer Umfrage des Frauenamtes, 29 getippte Seiten, BAK/NS 5 I/4. Als Beispiel vgl. S. 24. «Klagen der weiblichen Erwerbstätigen wegen unwürdiger Behandlung», Frauenamt der DAF (Hg.): *Tagewerk und Feierabend der schaffenden deutschen Frau*. Berlin 1937.
- 65 1.-11. 10. 1937, Prospectus, HSAM/NSDAP/999.
- 66 Luise Linkmann, 16. September 1934, SAM/W-N/NSF/151.
- 67 Gräfin Marie-Mathilde Mehrveldt an Polster, 29. August 1934. Rosenbaum: «Weltanschauliche Schule», SAM/W-N/NSF/315. Polster scharte «ihre» Frauen unter dem Motto um sich: «Kämpfen kann ich nur für etwas, was ich liebe. Lieben nur, was ich achte, und achten nur, was ich mindestens kenne.» In: «Wichtiges Rundschreiben», Volkswirtschaft-Hauswirtschaft, 29. Oktober 1935, SAM/W-N/NSF/313.
- 68 F. Steinbrück, Kassel an Polster, 13. September 1934, SAM/W-N/NSF/393/Blatt 151; Irene Seydel an E. Polster, 23. 9. 1933, und Polster an Seydel, 17. 5. 1933.
- 69 Vgl. Bericht, Gladbeck, September 1936, in dem die lokale Frauenführerin schreibt,

- die Leute seien so arm, dass sie verärgert reagierten, wenn ihnen Nationalsozialistinnen sagten, Sahne und ausländische Produkte seien schlecht für die Gesundheit, SAM/W-N/NSF/17.
- 70 Paula Werth an E. Polster, «Monatsbericht», Gelsenkirchen, 14.12.1934, SAM/W-N/NSF/151. In München beklagte sich ein Ehemann über den «habgierigen Materialismus» seiner Frau und ihren neuen «Hochmut», seit sie Gau-Frauenchaftsleiterin geworden sei. Tittmoning, 11. Juli 1935, HSAM/NSDAP 351.
- 71 Bericht, Hervest-Dorsten, 17. Mai 1935, SAM/W-N/NSF/265. Zu Beispielen für die schwache politische Moral der Frauen in der NSV vgl. BAK/R43 11/561 a und 562a. Aus Baden kamen gänzlich negative Berichte. Zehringer BAK/NS 12/ehemalig 844.
- 72 Paula Werth, Gelsenkirchen an E. Polster, 14.12.1934, «Monatsbericht», SAM/W-N/NSF/151.
- 73 Abschiedsbrief von Frau Lippspringe 1935, SAM/W-N/NSF/405.
- 74 Irene Seydel an Hildegard Passow, 15. September 1933, SAM/W-N/NSF/393/Blatt 60.
- 75 Irene Seydel an E. Polster, 12.12.1933, SAM/W-N/NSF/252.
- 76 Polster an Scholtz-Klink, 9.4.1934, SAM/W-N/NSF/393/Blatt 56.
- 77 Verweise auf diese Zitate finden sich in SAM/W-N/NSF/393. Seydel an Meta Bottke, München, Reichsleitung der NSDAP, 2. März 1934; Bottke an Polster, 15. März 1934, Ebd.; Gauschulungsamt an Polster, 29. März 1934, Ebd.; Else Paul an Polster, 25. April 1934, Ebd., Blatt 49.
- 78 Irene Seydel an Hitlers Schwester, 27.12.1933, SAM/W-N/NSF/393/Blatt 27.
- 79 Seydel an Polster, 3. Mai 1934 und «Beschwerde I. Seydel gegen E. Polster, 22. Mai 1934, SAM/W-N/NSF/393/Blatt 39-48.
- 80 1.-19. November 1934, BAK/NS 44/2.
- 81 I. Seydel an E. Polster, 23. 9. 1933 über ein Gespräch mit der Baronin von Oeynhausien, SAM/W-N/NSF/393/Blatt 39-40.
- 82 Polster an Seydel, 2. Mai 1935, SAM/W-N/NSF/393/Blatt 9.
- 83 Polster, 19. 7. 1935, SAM/W-N/NSF/313.
- 84 Rudolf Hess: «Rundschreiben» 21/34, 4. Mai 1934, SAM/W-N/NSF/327.
- 85 Beyer an Münster und Polster, 12. Januar 1934, SAM/W-N/NSF/327; 19. Juli 1935, SAM/W-N/NSF/313.
- 86 Seydel an Polster, o. J. (1935?), SAM/W-N/NSF/393/Blatt 72.
- 87 «Tätigkeitsbericht» Polster, Juli und August 1935. Ein Besuch Scholtz-Klinks vermochte die Moral zu heben, «Stimmungsbericht», Dez./Jan. 1935/36, SAM/W-N/NSF/122.
- 88 Helma Schmuck: «Geschichte der NSF, 1930-1940», 12. Dezember 1940, SAM/W-N/NSF/122; «Tagung NSF – Deutscher Frauenorden», September 1932, Ebd., 405.
- 89 «Die grösste Verwirrung herrscht hier», «Hinweis», 12. Juni und 25. Juli 1935. NSF und Polster an Gauleiterinnen, Februar 1935 sowie «Rundschreiben», 3. Dezember 1935, SAM/W-N/NSF/545. Zur Antwort auf diese organisatorischen Fragen vgl. Erich Stockhorst: *Fünftausend Köpfe. Wer warwas im Dritten Reich*. Bruchsal 1967. Bezeichnenderweise war von diesen «Köpfen» ausser Scholtz-Klinks kein einziger weiblich.
- 90 Gräfin Mehrveid an Polster, 14. September 1934, SAM/W-N/NSF/315.
- 91 «Stimmungsbericht», Rotes Kreuz, Detmold, 25. Juli 1937, SAM/W-N/NSF/545; «Stimmungsbericht», Kreis Büren und Paderborn, 16. Mai 1935, SAM/NSF/W-N/ 313.

- 92 Scholtz-Klink an Zimmermann und Warnecke, 9. April 1937, SAM/W-N/NSF/545.
- 93 Polster, Gauschulungsleiter, 9. 4. 1934, SAM/W-N/NSF/4/Blatt 58.
- 94 Bockermann an Reichsschulungsleiter Pg. Gohdes, 4. 6.1934, SAM/W-N/NSF/2.
- 95 Clifford Kirkpatrick: *Nazi Germany*, a.a.O., S. 90. Etwa 97% aller Lehrerinnen und Lehrer gehörten dem *Nationalsozialistischen Lehrerbund* (NSLB) an. Von ihnen traten wiederum 32% der Partei bei. 700 wurden «Ehrenzeichenträger». Bericht von 1936. In: Herbert Michaelis, Ernst Schraepfer (Hg.): *Ursachen und Folgen. Vom deutschen Zusammenbruch 1918 und 1945 bis zur staatlichen Neuordnung Deutschlands in der Gegenwart*. Elfter Band. Das Dritte Reich. Innere Gleichschaltung. Der Staat und die Kirchen. Berlin o. J., S. 83; vgl. auch *Deutschland-Berichte der Sopade* (April 1937), S. 108. 1934 gehörten 83'000 Lehrerinnen dem NSLB an, Schemm an Scholtz-Klink, 20. Oktober 1934, BAK/NS 12/1315.
- 96 Reber-Gruber an Elisabeth Unverricht, privat, o. J. (1936?), HSAM/NSDAP/998.
- 97 Tätigkeitsbericht. Emma Lange, Hamburg. Der NSLB preist die «Pionierarbeit» der Frauen und ruft sie zur Bescheidenheit auf, BAK/NS 12/844.
- 98 Erika Said: «Zur Situation der Lehrerinnen in der Zeit des Nationalsozialismus». In: *Mutterkreuz und Arbeitsbuch*, a.a.O., S. 113-114. Said begreift im Unterschied zu Pauwels die grosse Bedeutung der Mobilität innerhalb der Studenten- oder Lehrerlaufbahn als eine Diskriminierungsmassnahme. Beide nehmen jedoch keinen Bezug auf die Tatsache, dass es den NS-Studentinnen-Organisationen letztlich nicht gelang, die Vormachtstellung der katholischen und evangelischen Studentinnenorganisationen zu brechen.
- 99 Demographische Erwägungen brachten Pauwels zu dem Schluss, dass die NS-Politik nicht schuld am Rückgang der Studentinnenzahlen war. Indem er jedoch unter «Politik» lediglich die offiziellen Erklärungen erfasst, vernachlässigt er, dass die allgegenwärtige Frauenfeindlichkeit sehr wahrscheinlich die Ambitionen der jungen Frauen dämpfte, sich auf «männlichen» Gebieten hervorzutun. Jacques R. Pauwels: *Women, Nazis and Universities. Female University Students in the Third Reich, 1933-1945*. Westport, Connecticut/London 1984, S. 33, 36-38; vgl. auch die ausgezeichneten Diagramme S. 34-35, 102-103, 150-151.
- 100 Ab 1933 ging die Zahl der Parteimitglieder unter den Studentinnen aller Fachbereiche zurück. Pauwels: *Women, Nazis and Universities*, a.a.O., S. 55-61, 66-70.
- 101 «Vortrag», 19.1.1937, BAK/NS 12/844. Die folgenden Bemerkungen zur Koedukation gründen sich alle auf Material aus dieser Mappe.
- 102 «Denkschriften und Entwürfe über höhere Mädchenbildung», BAK/NS 12/1315. Dr. Stölten und Magdalene von Tiling: «Denkschrift über die Neugestaltung der Lehrerinnenbildung». Dr. Böde bemerkte dazu: «Dass im Lehrkörper der Hochschule für Lehrerinnenbildung weibliche Lehrkräfte sein müssen, versteht sich von selbst. Die Ausbildung NUR in Frauenhände zu legen, erscheint bedenklich.» Für die Integration trat Professor O. Burmeister ein, BAK/NS 12/831.
- 103 Dr. Marie Tscherning: «Anforderung an die Arbeit der Frau im Sinne des Nationalsozialistischen Staates». In: *Mädchenerziehung in den Berufs- und Fachschulen des Nationalsozialistischen Staates*. Esslingen a. N. 1933, S. 2-26.
- 104 Frederika Mathias: «Vorschläge für die Mädchenbildung der höheren Schule», Bericht, BAK/NS 12/836.
- 105 Reber-Gruber an Gerda Orthmann, 18.6.1934, BAK/NS 12/1315. Eine scharfe Attacke gegen Matthias enthält das Schreiben von Reber-Gruber an Roder, Fürstenfeldbruck, 18.5.

- (wahrscheinlich 1934). Darin behauptet sie, ihre Rivalin säe «Zerspaltung und Misstrauen», «Frau Matthias ist leider eine ehrgeizige Frau [...]», Ebd.
- 106 Ihrem Kurzlebenslauf zufolge war Reber-Gruber, geb. 1892, «Professor an der Hochschule für Leibeserziehung, München-Pasing», NSDAP *Findhuch*, HSAM. Personalakte, BDC. Sie trat der NSDAP am 1.5.1932 bei und erhielt die Mitgliedsnummer 1 117 347. Zu ihren pädagogischen Ansichten siehe Auguste Reber-Gruber: «Die Stellung der Frau im NSLB». In: Dies. (Hg.): *Weibliche Erziehung im NSLB*. Vorträge der Ersten Erzieherinnentagung des NSLB in Alexisbad am 1., 2. und 3. Juni 1934. Leipzig/Berlin 1934, S. 1-14.
- 107 Hans Schemm: *Der Rote Krieg. Mutter oder Genossin?* Illustrierte, verkürzte Ausgabe. Bayreuth 1931, S. 27; Michael Kater: *The Nazi Party*, a.a.O., S. 186-187. Es ist anzumerken, dass Bernard Rust, nicht Schemm, Minister wurde, obgleich Schemm 1927 den NSLB gründete.
- 108 Reber-Gruber an Gerda Orthmann. 18.6.1934, BAK/NS 12/1315.
- 109 Reber-Gruber an Georg Roder. 14.5. (wahrscheinlich 1934), BAK/NS 12/1315.
- 110 Reber-Gruber an Hans Schemm. 1. Oktober 1934, Treffen mit Scholtz-Klink, BAK/NS 12/1315
- 111 Frederika Matthias, Reichsreferentin der Fachschaft Höhere Schulen, Kiel, an Stricker, 30.3.1937, BAK/NS 12/1315.
- 112 Sie bestand auf dem Titel Führerin oder Leiterin, konnte sich aber in der Debatte nicht durchsetzen. Reber-Gruber an Georg Roder, 19.11.1934, BAK/NS 12/1315. «*Sie sind böse, weil ich noch von einer weiblichen Abteilungsleiterin geschrieben habe statt von einer Referentin [...]. Ich habe mich [...] nach dem alten Organisationsplan gerichtet, weil mir kein Mensch gesagt hat, dass er nicht mehr gilt. Durch solche Versäumnisse gerate ich immer wieder in Konflikte.*»
- 113 Reber-Gruber an Adolf Wagner, 5. April 1937, HSAM/NSDAP/944.
- 114 Reber-Gruber an Georg Roder, 4.1.1935, BAK/NS 12/1315.
- 115 Reber-Gruber an Barbara Maier, 8.1.1937, HSAM/NSDAP/994.
- 116 Reber-Gruber an Kolb, Fürstenfeldbruck, 4.4.1934, BAK/NS 12/1315.
- 117 Reber-Gruber an Hans Schemm, 13.10.1934. Am 12. Oktober 1934 trafen sich Reber-Gruber und Scholtz-Klink. «*Die Machtstellung, die Frau Scholtz-Klink seit dem Parteitag hat, ist nicht zu unter schätzen. Wir müssen vorsichtig vorgehen, um einen Konflikt zu vermeiden*», erklärte sie Schemm, BAK/NS 12/1315. Zu einem Kurzporträt Schemms vgl. Michael Kater: *The Nazi Party*, a.a.O., S. 186-187, sowie die Sonderbeilage zum Tode Schemms in: *Nationalsozialistische Mädchenerziehung. Amtliche Zeitschrift des Nationalsozialistischen Lehrerbundes für weibliche Erziehung und Bildung*. Hg. von Auguste Reber-Gruber. 1. Jg., Heft 7 (1934/35), S. 197-209.
- 118 Schemm an Scholtz-Klink, 20. Oktober 1934, BAK/NS 12/1315 und Reber-Gruber an Else Schubert (BDM), 14. Juli 1934; Reber-Gruber an Deniselle, 17. Juli 1934, Ebd.
- 119 Reber-Gruber war so empfindlich, dass sie Scholtz-Klink als Rivalin misstraute und oft die Unterstützung der männlichen NSLB-Führer suchte. Reber-Gruber an Roder, 19. November 1934; Reber-Gruber an Schemm, 1. und 13. Oktober 1934; Reber-Gruber an Scholtz-Klink, 20. Oktober 1934. Am 4. Januar 1935 beklagte sie sich wieder einmal bei Roder über eine Versammlung, bei der sie sich unwillkommen gefühlt hatten: «*Die Lehrerinnen gingen in der größten Verwirrung auseinander und in drückender Beschämung [...]*» Alle Briefe im BAK/NS 12/1315.

- 120 Übereinkunft, 22. April 1937, BAK/NS 44/55; zu Reber-Grubers Haltung gegenüber Scholtz-Klink vgl. Trude Bürkner an Reber-Gruber, 11. Mai 1934 und 9. Juni 1937, HSAM/ NSDAP 948.
- 121 Reber-Gruber an Anna Frank, 11.10.1938, HSAM/NSDAP/1000.
- 122 Reber-Gruber an Abteilung «Weibliche Erziehung» im NSLB, 19. August 1939, HSAM/NSDAP/1004.
- 123 Reber-Gruber an Kolb, Fürstenfeldbruck, 4. April 1934, BAK/NS 12/1315.
- 124 E. Polsters Bericht über Reber-Grubers Teilnahme an einer Morgenfeier, Sonntag um 11 Uhr, 9.2.1936, SAM/W-N/NSF/17. Reber-Gruber traf sich auch am 22. Juli 1936 mit ihnen in Dortmund. Hans Schemm, Bayreuth, Oktober 1932 an ungenannten Pfarrer. Religion, BAK/NS 26/488. NSDAP Hauptarchiv.
- 125 Lotte Rühlemann an Frau Schütz, 23.11.1930, BAK/NS 22/430.
- 126 Reber-Gruber an Roder, 1. Februar 1935, BAK/NS 12/1315.
- 127 Reber-Gruber an Roder, 30. November 1934 und 4. Januar 1935, BAK/NS 12/1315.
- 128 Reber-Gruber an Anna Röpke, 11.5.1937, HSAM/NSDAP/998.
- 129 Reber-Gruber an Trude Bürkner, 2.11.1937, HSAM/NSDAP/998.
- 130 Christine Wittrock: *Das Frauenbild in faschistischen Texten und seine Vorläufer in der bürgerlichen Frauenbewegung der zwanziger Jahre*. Dissertation. Frankfurt a.M. 1981, S. 230-324.
- 131 Auguste Reber-Gruber: «Die Stellung der Frau im NSLB», a.a.O., S. 4.
- 132 Reber-Gruber an Trude Bürkner, 9.11.1937, HSAM/NSDAP/998. Reber-Gruber bemerkt in diesem Brief, sie habe sich bei Scholtz-Klink beschwert, aber keine Antwort erhalten.
- 133 Reber-Gruber an J. Bente, 22. Juli 1937, HSAM/NSDAP/998/Blatt 3; vgl. auch Reber-Gruber an Sartorius, 17. November 1937, ebd., und Reber-Gruber an Röpke, 11. Mai 1937, HSAM/NSDAP/998. Reber-Gruber an Anna Frank, 11. November 1938, HSAM/NSDAP/1000.
- 134 Reber-Gruber an Stricker, 6.2.1937, BAK/NS 12/1315.
- 135 Reber-Gruber an Reichsgeschäftsführer Kolb, 14.6.1935, BAK/NS 12/1315.
- 136 Reber-Gruber an Roder, 1.2.1935, BAK/NS 12/1315.
- 137 Reber-Gruber an Stricker, 17.5.1936, BAK/NS 12/1315. Guida Diehl an Reber-Gruber, 27. September 1938 mit der Beschwerde, Bäumer sei kürzlich in Paris aufgetreten und habe französisch gesprochen! Diehl spekulierte, dass der jüdische Intellektualismus Scholtz-Klinks Frauenwerk untergraben habe, HSAM/NSDAP/ 1000. Da die Redaktion von *Die Frau* 1933 beschlossen hatte, Bäumers sechzigsten Geburtstag nicht zu würdigen, ist das tatsächlich eine dramatische Kehrtwendung. Frances Magnus von Hausen: «Zum 12. September.» In: *Die Frau*, 40.Jg., Heft 12 (September 1933), S. 705. 1939 hatte die Frauenpresse bereits wieder begonnen, die alte Frauenbewegung zu ehren, da diese den weiblichen Stolz gefördert habe. Eine Autorin bezeichnete sogar Luise Otto-Peters als Stamm-Mutter, Klara Fassbinder, Brief vom. 5. November 1940 an Reichsschriftkammer, BDC Personalakte. Zum ersten Mal wurden die Frauen der alten Frauenbewegung als politisch gewürdigt, Ilse Buresch-Riebe: «Der Weg zur politisch denkenden Frau». In: *National-Zeitung Essen*, Nr. 55 (24. Februar 1939), Sammlung von Zeitungsausschnitten, DCV-A/CAVIII13 B; Rundschreiben, 1941, HI/13/253.
- 138 Zum Thema Scholtz-Klink und die liberale Frauenbewegung vgl. Reber-Gruber an Trude Bürkner, 11. Mai 1937 und 7. Juni 1937, HSAM/NSDAP/998. Reber-Gruber an Mia Zar-

- nitz, 14. Juli 1937, HSAM/NSDAP/944 und an Schickendanz, 28. November 1939, HSAM/NSDAP/1003.
- 139 Clifford Kirkpatrick: *Nazi Germany*, a.a.O., S. 71-72.
- 140 Rede der Gaufrauenchaftsleiterin Scholtz-Klink auf der Delegiertentagung der Badischen Frauenverbände in Karlsruhe am 21. Juni 1933, abgedruckt in: Gertrud Scholtz-Klink: *Die Frau im Dritten Reich*, a.a.O., S. 486-496. Jill Stephenson in *The Nazi Organisation of Women*, a.a.O., S. 112-116, 122-124 schreibt Scholtz-Klinks Unvermögen, die Macht ihres Amtes wirklich zu nutzen, ihrer eigenen Unfähigkeit zu. Trotzdem sei sie jedoch nicht nur «hauptamtlich damit beschäftigt gewesen, den Herren der ‚Herrenrasse‘ die Stiefel zu lecken». Ich möchte hingegen behaupten, dass Scholtz-Klink ganz im Gegenteil nur zu gut begriff, dass Sibers Häresie darin bestanden hatte, bürokratische Pfründe zu sammeln. Scholtz-Klink war klug genug, um zu realisieren, dass sie ihr Amt nur behalten würde, wenn sie routinemässig grosse Teile der Frauenangelegenheiten an andere Stellen abtrat.
- 141 Hitler auf dem Parteitag am 8. September 1934, zitiert nach: Domarus: *Hitler*, a.a.O., S. 450.
- 142 Gertrud Scholtz-Klink: *Die Frau im Dritten Reich*, a.a.O., S. 493. Es ist zu bemerken, dass dies einer der Lieblingsslogans Sibers war. «Im Schoss der Frau ruht die Zukunft eines Volkes.» Paula Siber von Grote: *Die Frauenfrage und ihre Lösung durch den Nationalsozialismus*. Wolfenbüttel 1933, S. 9-10.
- 143 Zur nostalgischen Sehnsucht nach der heilen Familie vgl. Max Horkheimers Essay «Theoretische Entwürfe über Autorität und Familie.» In: Max Horkheimer (Hg.): *Schriften des Instituts für Sozialforschung. Fünfter Band. Studien über Autorität und Familie*. Paris 1936, S. 63-67; vgl. auch William J. Goode: *World Revolution and Family Patterns*. New York 1963, Tabellen 11-7 und 11-8 zeigen, dass die Eheschliessungsraten in Deutschland höher lagen als in anderen westlichen Ländern.

### Protestantische Frauen für Führer und Vaterland

- 1 André François-Poncet: *Als Botschafter in Berlin 1931-1938*. Mainz 1948, S. 273.
- 2 William L. Shirer: *Das Jahrzehnt des Unheils*. Bern/München/Wien 1986, S. 72.
- 3 Hitler-Rede vom 10. Februar 1933, in: Max Domarus: *Hitler. Reden und Proklamationen 1932-1943*. Kommentiert von einem deutschen Zeitgenossen. II Bände. Würzburg 1962, Bd. I, S. 208.
- 4 Hitler-Rede vom 11. September 1936 vor der politischen Führung. Ebd., S. 641; vgl. in diesem Zusammenhang auch die «Schlafwandler»-Rede vom 14. März 1936, München. Ebd., S. 606. Alan Bullock: *Hitler. Eine Studie über Tyrannei*. Düsseldorf 1969, S. 326.
- 5 Hitler-Rede am 27. Juni 1937, Würzburg, ebd., S. 704; vgl. auch Hans Müller: «Der pseudo-religiöse Charakter der nationalsozialistischen Weltanschauung». In: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht*, Heft 6 (1961), S. 337-352.
- 6 Hitler-Rede vor der SA, 9. Juli 1933, ebd., S. 288.
- 7 Adolf Hitler: *Mein Kampf* Zwei Bände in einem Band. Ungekürzte Ausgabe. München, 77. Auflage 1933, S. 124-125.
- 8 Klaus Scholder: *Die Kirchen und das Dritte Reich*, Band 1. Vorgeschichte und Zeit der Illu-

- sionen 1918-1934. Frankfurt a.M./Berlin/Wien 1977, S. 701-742; und Jonathan R.C. Wright: «Über den Parteien». *Die politische Haltung der evangelischen Kirchenführer 1918-1933*. Göttingen 1977, S. 126ff.
- 9 «Richtlinien der Kirchenbewegung Deutsche Christen in Thüringen», 11. Dezember 1933. Zitiert in: Walther Hofer: *Der Nationalsozialismus. Dokumente 1933-1943*. Frankfurt a.M. 1962, S. 131.
- 10 John S. Conway: *Die nationalsozialistische Kirchenpolitik 1933-1943. Ihre Ziele, Widersprüche und Fehlschläge*. München 1969, S. 97-98.
- 11 Hans Müller: «Der pseudoreligiöse Charakter der nationalsozialistischen Weltanschauung», a.a.O., S. 349; vgl. John S. Conway: *Die nationalsozialistische Kirchenpolitik*, a.a.O., S. 2-4; Rudolph Binion: «*dass ihr mich gefunden habt.*» *Hitler und die Deutschen: eine Psychohistorie*. Stuttgart 1978, S. 19-22; Joachim C. Fest: *Hitler. Eine Biographie*. Frankfurt a.M./Berlin/Wien 1973, S. 443-444; Robert G.L. Waite: *The Psychopathie God Adolf Hitler*. New York 1977, S. 27-32; Konrad Heiden: *Der Führer. Hitler's Rise to Power*. Boston 1969, S. 410-412. Politisch gesehen mag Hitler seine Rassenenerneuerungs-Pläne und seine messianischen Ambitionen enthüllt haben, um die fanatischen Nazis zu beschwichtigen, die in seinem gemässigten Umgang mit dem Staatsapparat (einschliesslich des Militärs) Verrat sahen.
- 12 Richard F. Hamilton: *Who Voted for Hitler?* Princeton, New Jersey 1982, S. 40-44 und S. 382-383.
- 13 Jonathan R.C. Wright: «Über den Parteien», a.a.O., S. 126-146.
- 14 Rede in Königsberg, 4. März 1933, zitiert in: Klaus Scholder: *Die Kirchen und das Dritte Reich*, S. 283. Hitlers erste Rede als Kanzler enthielt ähnliche Anrufungsformeln: «*Möge der allmächtige Gott unsere Arbeit in seine Gnade nehmen, unseren Willen recht gestalten, unsere Einsicht segnen und uns mit dem Vertrauen unseres Volkes beglücken. Denn wir wollen nicht kämpfen für uns, sondern für Deutschland!*» In: Max Domarus: *Hitler*, a.a.O., Bd. I, S. 194.
- 15 James A. Zabel: *Nazism and the Pastors. A Study of the Ideas of Three Deutsche Christen Groups*. Missoula, Montana 1976; Peter Matheson: *The Third Reich and the Christian Churches*. Grand Rapids, Mich. 1981; Leonore Siegele-Wenschkewitz: *Nationalsozialismus und Kirchen. Religionspolitik von Partei und Staat bis 1933*. Düsseldorf 1974.
- 16 Zitiert in: *Evangelische Frauenzeitung*, 34. Jg. (Juni 1933), S. 133; vgl. auch: Wilhelm Niemöller: *Die evangelische Kirche im Dritten Reich. Handbuch des Kirchenkampfes*. Bielefeld 1956, S. 53.
- 17 John Conway: *Die nationalsozialistische Kirchenpolitik*, a.a.O., S. 68; vgl. auch: Walther Hofer: *Der Nationalsozialismus*, a.a.O., Dok. 65, «Entkonfessionalisierung», S. 128; Zabel: *Nazism and the Pastors*, a.a.O.; Matheson: *The Third Reich and the Christian Churches*, a.a.O.
- 18 Walther Hofer: *Der Nationalsozialismus*, a.a.O., S. 128.
- 19 Klaus Scholder: *Die Kirchen und das Dritte Reich*, a.a.O., S. 369.
- 20 «Die deutsche evangelische Kirche und ihr Verhältnis zum Nationalsozialismus seit seiner Machtübernahme», SD-Bericht, Hektographie, 9. Juni 1937, BAK ehem. Sammlung Schumacher/245/1/91; vgl. auch Meta Eyl: «Die Frau nach christlichem Glauben». In: *Evangelische Frauenzeitung*, 35. Jg. (Juni 1934), S. 129-134.
- 21 John S. Conway: *Die nationalsozialistische Kirchenpolitik*, a.a.O., S. 94-95; vgl. auch die Memoiren von Niemöllers Tochter, Hertha von Klewitz, in: Wolfgang See/Ru

- dolf Weckerling: *Frauen im Kirchenkampf. Beispiele aus der Bekennenden Kirche Berlin-Brandenburg 1933 bis 1945*. Berlin 1984, S. 79.
- 22 Hertha von Klewitz, geb. Niemöller: «Tochter eines Staatsfeindes». In: See/Weckerling: *Frauen im Kirchenkampf*, a. a. O., S. 79.
- 23 Jochen-Christoph Kaiser: *Frauen in der Kirche. Evangelische Frauenverbände im Spannungsfeld von Kirche und Gesellschaft 1890-1945. Quellen und Materialien*. Düsseldorf 1985, S. 29
- 24 Paula Müller: «Was nun?» In: *Evangelische Frauenzeitung*, 19. Jg. (1918/19), S. 17f.; Eine hervorragende Dokumentation liefert Jochen-Christoph Kaiser: *Frauen in der Kirche*, a. a. O., S. 166-175, 187-189. Dieses Werk erschien zwar erst nach Fertigstellung meines Manuskripts, aber Prof. Kaiser war so freundlich, mir Informationen zukommen zu lassen und seine Aufsätze seit 1980 zuzuschicken. Zum Hintergrund der evangelischen Frauenorganisationen vgl. Nora von Hartwich: *Handbuch für evangelische Frauen*. Berlin 1929 und Richard John Evans: *The Feminist Movement in Germany 1894-1933*. London 1976, S. 224-227.
- 25 Vgl. Jonathan R. C. Wright: «Über den Parteien», a. a. O., S. 81-83; Paula Müller-Otfried: «Deutschlands Entscheidung». In: *Evangelische Frauenzeitung*, 34. Jg. (März 1933), S. 81.
- 26 Paula Müller-Otfried: «Rückblick und Ausblick». In: *Evangelische Frauenzeitung*, 34. Jg. (Jan. 1933), S. 50.
- 27 Paula Müller-Otfried: «Rückblick und 'Ausblick'». In: *Evangelische Frauenzeitung*, 35. Jg. (Jan. 1934), S. 49-50.
- 28 Dr. Annerose Fröhlich: «Erkenntnisgeist und Muttergeist». In: *Evangelische Frauenzeitung*, 34. Jg. (Nov. 1932), S. 23. «*Erkenntnisgeist*» so insistierte sie, sei männlich, «*Muttergeist*» dagegen rein weiblich. Jedes Geschlecht müsse die Fähigkeit vervollkommen, die Gott ihm verliehen habe.
- 29 Ilse Hamel: «Das erste Jahr der Ehestandsdarlehen». In: *Evangelische Frauenzeitung*, 36. Jg. (Okt. 1934/35), S. 6.
- 30 Sie erklärte ihre Absicht, sich aus dem öffentlichen Leben zurückzuziehen; vgl. ihre Artikel in der *Evangelischen Frauenzeitung*, 1932/33, besonders «Dank und Abschied», 34. Jg. (Sept. 1933), S. 177-178.
- 31 Paula Müller-Otfried: «Rückblick und Ausblick». In: *Evangelische Frauenzeitung*, 35. Jg. (Januar 1934), S. 50-51. Wiederabgedruckt in Jochen-Christoph Kaiser: *Frauen in der Kirche*, a. a. O., Quelle Nr. 75, S. 187-189; vgl. auch «Die Stellung des Nationalsozialismus zu Kulturfragen und seine Stellung zu Frau und Familie» 12seitige Schrift, BAK/NSD 70/76.
- 32 Magdalene von Tiling: «Rundschreiben», Nr. 4 (15. Mai 1933). Evangelisches Zentralarchiv Berlin/1/B3/441, im folgenden EZA; vgl. auch von Tiling: «Die Verantwortung der evangelischen Frau im politischen Leben gegenüber der nationalen Bewegung», wiederabgedruckt in: Jochen-Christoph Kaiser: *Frauen in der Kirche*, a. a. O., Quelle 74, S. 185-187. Am 22. Juli 1933 schrieb von Tiling an Müller: «*Ich stehe innerlich von ganzem Herzen zum nationalsozialistischen Staat [...]*», EZA/1/C4/21/Blatt 3. In einer unmittelbar vor der Machtübernahme gehaltenen Rede zeigte sich von Tiling als konservative und erbitterte Gegnerin von Pornographie, «kultureller Verwirrung» und Modernität, 10.-12. Januar 1933, ADW, CA/GF 1415/1. Eine detaillierte Übersicht über von Tilings feministisches Wirken, die jedoch (entgegen des Titels) ihre Aktivitäten nach 1933 völlig ausspart, gibt



- Doris Kaufmann: *Frauen zwischen Aufbruch und Reaktion. Protestantische Frauenbewegung in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts*. München 1988, S. 75-99.
- 33 Magdalene von Tiling: «Rundschreiben», Nr. 4 (15. Mai 1933), EZA/1/B3/441.
- 34 Niederschrift über die Sitzung des Kirchlichen Frauenwerkes der Provinz Brandenburg, 23. Januar 1934, Berlin, *Archiv des Diakonischen Werkes* (im Folgenden DKW) bl 50 11I249 B – Ic; vgl. auch den offiziellen Bericht: Meta Eyl: «Vom evangelischen Frauenwerk». In: *Evangelische Frauenzeitung*, 35. Jg. (Feb. 1934), S. 67-68.
- 35 Tiling an Scholtz-Klink, 18. August 1934, *Landeskirchliches Archiv Hannover* (im Folgenden LKAH), N 10. Sie unterzeichnete: «mit vorzüglicher Hochachtung, Heil Hitler! Ihre aufrichtig ergebene...».
- 36 Bericht über die Sitzung des Deutschen Frauenwerks im Gau Sachsen-Anhalt am 21. Februar 1934, EZA/1/C3/183/Blatt 161. Wiederabgedruckt in Jochen-Christoph Kaiser: *Frauen in der Kirche*, a.a.O., S. 218.
- 37 Meta Eyl: «Das Gebot der Stunde». In: *Evangelische Frauenzeitung*, 35. Jg. (April 1934), S. 98-102. Sie zitiert *Mein Kampf*, a.a.O., S. 270 als ihre Inspiration. Wiederabgedruckt in Jochen-Christoph Kaiser: *Frauen in der Kirche*, a.a.O., Quelle Nr. 76, S. 189-193; vgl. Meta Eyls Lebenslauf, ihre Berichte und Briefe im *Archiv des Deutsch-Evangelischen Frauenbundes Hannover* (ADEF).
- 38 Das *Landeskirchliche Archiv Hannover* besitzt eine ausgezeichnete Dokumentensammlung zum gesamten öffentlichen Wirken von Grones, Nachlass N10; vgl. auch von Tilings Briefe in LKAH/SI/III/417 und EII/236a.
- 39 Fritz Mybes: *Agnes von Grone und das Frauenwerk der Deutschen Evangelischen Kirche*. Düsseldorf 1981, S. 14-15.
- 40 Brief des *Deutschen Frauenwerks* an von Grone über von Tiling, 9. August, LKAH/N 10/32, «Angriffe auf Frau von Tiling».
- 41 Marie Gross an von Tiling, Kronstadt, 24. August 1934, LKAH/N 10/33, «Angriffe auf Frau von Tiling»; vgl. auch in derselben Mappe von Tiling an Scholtz-Klink, 18. August 1934.
- 42 Meta Eyl: «Vom Evangelischen Frauenwerk». In: *Evangelische Frauenzeitung*, 35. Jg. (Feb. 1934), S. 67-68 und «Das Deutsche Frauenwerk», ebd., 1. Jg., Heft 3 (Okt. 1933), S.1.
- 43 Frick an von Grone, Deutsches Frauenwerk, Berlin, 6. Dezember 1933, *Berlin Document Center*, Personalakte von Grone, im Folgenden BDC.
- 44 «Richtlinien», 7. August 1933, herausgegeben von Siber und Frick.
- 45 Paula Siber an den *Reichsverband der Evangelischen Frauenhilfe* in Potsdam, Berlin, 26. September 1933, EZA/1/B3/441. Gleichzeitig korrespondierte Krummacher mit Hermenau (dem Rivalen Müller-Otfrieds). Krummacher an Hermenau in Potsdam, Gummersbach, 22. September 1933, EZA/1/B3/441; vgl. Müller-Otfried an Siber von Grote, 7. November 1933, EZA/1/B3/441.
- 46 Zweimal unterzeichnete von Grone ihre Briefe an Müller allerdings nicht mit «Heil Hitler»: Briefe vom 20. September und 10. Oktober 1934, EZA/1/C3/392.
- 47 Bericht von Grones über eine Arbeitskonferenz in Berlin am 12. September 1933, EZA/1/B3/441; vgl. Krummacher an Müller, 22. Dezember 1933: «Es wird mir mitgeteilt, dass vielfach evangelische Pfarrer in wenig erfreulicher Weise gegen Mitglieder der NS-Frauenschaft propagandistisch vorgehen EZA/1/B3/441.
- 48 Von Grone an Landesgerichtspräsident, 13. August 1935, LKAH/N-10/33.
- 49 *Deutsche Allgemeine Zeitung*, Berlin, 73. Jg., Nr. 27 (17. Januar 1934).

- 50 *Völkischer Beobachter*, Berlin, 203. Ausgabe, 46. Jg. (22. Juli 1933).
- 51 Bericht des Treffens wiederabgedruckt in Fritz Mybes: *Geschichte der Evangelischen Frauenhilfe in Quellen*. Gladbeck 1975, S. 64, S. 66-67; vgl. auch *Evangelische Frauenzeitung*, 35. Jg. (Okt. 1933), S. 9.
- 52 Magdalene von Tiling: «Rundschriften», 15. Mai 1933, EZA/1/B3/441.
- 53 A. Jorns: «Zur Frage des Doppelverdienertums». In: *Evangelische Frauenzeitung*, 35. Jg. (Jan. 1934), S. 55-56. «Der Kampf gegen Doppelverdienertum gilt als unsozial [...]»
- 54 So begrüßten etwa die evangelischen Frauen in Bayern die Zentralisierung ihrer 26 Lokalgruppen und 37 Mitgliedsorganisationen durch die Nazis; im September versammelten sich über 6000 Frauen zwecks Reorganisation und Informationsaustausch, Meldungen vom 8. September und Frühling 1933, Anlage zum «Bericht» v. 28. März 1936, EZA/1/B3/186.
- 55 M. L. zur Nedden: «Als studentische Erntehelferin im Arbeitsdienst». In: *Evangelische Frauenzeitung*, 35. Jg. (Jan. 1934), S. 55.
- 56 David Schoenbaum: *Die braune Revolution. Eine Sozialgeschichte des Dritten Reiches*. Köln/Berlin 1968, S. 232; Stefan Bajohr: *Die Hälfte der Fabrik. Geschichte der Frauenarbeit in Deutschland 1914-1945*. Marburg 1979; Jill Stephenson: *Women in Nazi Society*. New York 1978, S. 186-193; «Nationalsozialistischer Dienstgedanke», 333; Dr. V. Flincke, «Frauenarbeitsdienst», Reichsarbeitsblatt 13:36 (25. Dezember 1933), S. 490; Helmut Tormin: «Die Zukunft des Frauenarbeitsdienstes». In: *Soziale Praxis. Zentralblatt für Sozialpolitik und Wohlfahrtspflege*, 44. Jg., Heft 36 (5. September 1935), S. 1025-1036; Else Lüders: «Die Dienstpflicht der Frau». In: *Soziale Praxis*, Jg. 47, Heft 22 (15. November 1938), S. 1347-1349.
- 57 Brief des Führers der NSF und des *Deutschen Frauenwerkes* Krummacher an Ludwig Müller, 25. Januar 1934, EZA/1/C3/183/Blatt 7-9.
- 58 Klara Schließmann-Lonnies, geb. 1898 auf dem Land östlich von Berlin; freiwilliger Arbeitseinsatz im Zuge der Kriegsanstrengungen; Studium der Sozialarbeit, Eheschließung mit dem Kriegsverehrten Georg Schließmann im Jahr 1923. BDC Personalakte; vgl. außerdem Prozeßunterlagen aus einem Verfahren gegen Schließmann-Lonnies im Jahr 1936, EZA/1/C3/185/Blatt 431-443, EZA/1/C3/183/Blatt 289, 345 und EZA/1/C3/185/Blatt 122ff. Während der Wirtschaftskrise setzte sie sich für ein Gesetz ein, das die Beschäftigung von Dienstmädchen finanziell erleichtern sollte; vgl. ihre Agitationsschrift «Stand und Aussichten der Müttererholungsfürsorge», 1932, in *Landesarchiv Berlin* PrBr/57/852. Vgl. RKA an «Mutter und Volk», Berlin, 3. Dezember 1936, EZA/1/C3/186/Blatt 257-259.
- 59 Hans Harmsen: *Praktische Bevölkerungspolitik. Ein Abriss ihrer Grundlagen, Ziele und Aufgaben*. Berlin 1931, S. 37. Harmsen propagierte einen «Soziallohn» für Eltern, die sich keine Kinder leisten konnten. Im selben Buch befürwortete er die Liberalisierung des Abtreibungsrechts, pries Margaret Sanger und verteidigte eine «positive» Eugenik.
- 60 «Die fürsorgliche Betreuung Sterilisierter und zu Sterilisierender.» 26. März 1935, ADW, CA/GF 2000/I6. Bereits vor dem NS-Regime hatte unter progressiven Protestanten eine Diskussion über den Zusammenhang zwischen Eugenik und ethischem Fortschritt begonnen. Otto Kleinschmidt: *Blut und Rasse. Die Stellung des evangelischen Christen zu den Forderungen der Eugenik*. Berlin 1933. Hans Harmsen: *Praktische Bevölkerungspolitik*. Berlin 1931. Ders.: «Gegenwartsfragen der Eugenik.» Sonderdruck aus *Die Innere Mission*, Heft 11 (November 1931). Dr. Friedrich

- P. Kahlenberg, BA Koblenz, machte mich auf diesen ergiebigen Aufsatz aufmerksam.  
Fr. W. Schmidt: *Sterilisation und Euthanasie*. Gütersloh 1933.
- 61 Das prominenteste Beispiel war das als «Lex Zwickau» bezeichnete Sterilisationsgesetz. Otto Kleinschmidt: *Blut und Rasse*, a.a.O.; Hans Harmsen: *Praktische Bevölkerungspolitik*. Eine exzellente Studie zum Thema Eugenik und Religion liefert Kurt Nowak: «*Euthanasie und Sterilisierung im «Dritten Reich»*». *Die Konfrontation der evangelischen und katholischen Kirche mit dem «Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses» und der «Euthanasie»-Aktion*. Göttingen 1978, S. 91-177.
- 62 Meta Eyl: «Gebots», zitiert in Jochen-Christoph Kaiser: *Frauen in der Kirche*, a.a.O., S. 193. Hermine Bäcker an die Fachgruppe der Gefährdetenfürsorgerinnen, 27. Juni 1933, ADW/I 255; vgl. Bäcker an Edith Rinne, 11. August 1933, ADW, CA/GF2000/ 14 als Beispiel für eine ausgewogenere Sicht.
- 63 Nur «arische» Eltern konnten sich beteiligen. Hans Harmsen, EZA/\*innere Mission/ Gefährdetenfürsorge/A/GF200/II; vgl. den Artikel «1'000 Anträge auf Sterilisation» aus der Zeitschrift *Volkswart. Monatsschrift zur Pflege der Volks Sittlichkeit*. Köln, 1934, Heft 12, der Baden als progressivstes Land preist, ADW, CA/GF 2000/13. Einen ausgezeichneten Überblick gibt Gisela Bock: *Zwangsterilisation im Nationalsozialismus. Studien zur Rassenpolitik und Frauenpolitik*. Opladen 1986; Nowak: «*Euthanasie und Sterilisierung im «Dritten Reich»*», a.a.O.
- 64 Die Weimarer Republik gewährte Frauen das Recht auf parteipolitische Betätigung, die nach Meinung vieler nur ihre Loyalität als Deutsche untergrub. Jetzt konnten die evangelischen Frauen ihre eigenen Ziele in eine breitangelegte Eugenikkampagne ummünzen, von der sie sich naiverweise eine neue Einigung des Volkes und eine Anhebung ihres Status versprachen.
- 65 «Bund evangelischer Frauen im Sozialen Dienst, 1933-34», Schreibmaschinenmanuskript, ADW/CA/GF 1352/1/III, 42ff. Dieser Bericht wurde von 26 regionalen Gruppen von Fürsorgerinnen (mit insgesamt 1'500 Mitgliedern) herausgegeben.
- 66 *NS-Frauenschaft* an Reichsbischof Ludwig Müller, 25. Januar 1934, EZA/1/C3/183/ Blatt 7-9.
- 67 Protokolle, *Evangelisches Frauenwerk*, 23. Januar 1934, Berlin, ADW/(I249), B-Ic/ 3/1-3/5, Blatt 50. *Evangelisches Frauenwerk*, Mark Brandenburg.
- 68 Martha Messtorff, Neumünster, 22. Februar 1934, an die Reichsfrauenhilfe, EZA/1/ C3/ 183/Blatt 113.
- 69 Elisabeth von Randenbergh an von Grone, 20. Mai 1935, LKAH/N-10/33.
- 70 Bericht, Frau Witte, Gaufrauenschaftsleiterin, 21. Februar 1934, EZA/1/C3/183/ Blatt 161-162.
- 71 «Motive für die Entfernung der Frau K. aus dem Vorstand der evangelischen Frauenhilfe Gr. Neuendorf», o. J. (1933), EZA/1/C3/183/Blatt 43-45.
- 72 A. Eitner, Evangelische Frauenhilfe, Landesverband Thüringen, Eisenach, 23. Oktober 1933, an den *Reichsverband der Evangelischen Frauenhilfe*, EZA/1/B3/441.
- 73 Brief an Dr. Engelke, 1. Januar 1935, EZA/1/C3/183/Blatt 335.
- 74 Schröppler an Schulenburg, Schenkenberg, 22. 2. 1934, EZA/1/C3/183/Blatt 150-151.
- 75 Frau Fritsch an Klein, Kassel, 12. Februar 1934, EZA/1/C3/183/Blatt 80. Diese Mappe enthält über 100 Briefe mit ähnlichen Beschwerden.
- 76 «Bericht», Sitzung des *Deutschen Frauenwerkes*, Gau Sachsen-Anhalt, 21. Februar 1934, EZA/1/C3/183/Blatt 161-162.
- 77 Bericht, Nordmark, Neumünster, o. J., EZA/1/C3/183/Blatt 63.

- 78 Glässer an Landesverband, 3. März 1934, EZA/1/C3/183/Blatt 186.
- 79 «Einheit und Geschlossenheit der deutschen Volksgemeinschaft», (1934), DCV-A/R580/Blatt 20-30. Beobachter bemerkten jedoch, dass angesichts der gemeinsamen Bedrohungen die traditionellen Antipathien zwischen Katholiken und Protestanten geringer geworden seien.
- 80 Eitner an Müller, 6. Februar 1934, EZA/1/C3/183/Blatt 46.
- 81 Unterschrift unleserlich, an die Reichskirchenregierung, Wolfenbüttel, 5. März 1934, EZA/1/C3/183/Blatt 135-136.
- 82 Trotzdem hielten viele dieser Organisationen noch bis 1938/39 eine gewisse Fassade der Solidarität aufrecht. So durften sich etwa die Fürsorgerinnen trotz ihrer Verbindungen zur *Bekennenden Kirche* weiter versammeln. Bericht über das Verhältnis zwischen Bischof und *Bund Evangelischer Frauen im Sozialen Dienst*, Provinzialgruppe Brandenburg, Protokoll des Führerrats am 11. und 12. Mai 1935, ADW/BP 24.5 (1242) B-Ic. Zum Druck der pro-nationalsozialistischen *Deutschen Christen* auf die DEK, sich in die *NS-Volkswohlfahrt* einzugliedern, vgl. Pfarrer Gaubmann Fuchs, Essen, an Konsistorium der Rheinprovinz Koblenz, 22. Sept. 1933, in EKIR/BII 646b. Eine exzellente Studie über Klara Lonnies enthält Jochen-Christoph Kaiser: *Frauen in der Kirche*, a.a.O., S. 196-206.
- 83 Reichsminister Ludwig Müller an Paula Siber, 10. Februar 1934, DCV-A/R580 XXII, Akten *Deutsches Frauenwerk* und Pfarrer Klein, Charlottenburg an Hitler, EZA/1/C3/183/Blatt 68.
- 84 Brief von D. Dr. Forsthoff, Präses, Koblenz, 31. Juli 1934; zitiert in Fritz Mybes: *Geschichte der Evangelischen Frauenhilfe*, a.a.O., S. 67.
- 85 Frauenwerk der Dt. Ev. Kirche, A. von Grone an Herrn Rechtswalter, (ohne Namen), 4. Oktober 1934, EZA/1/C3/185/Blatt 333.
- 86 Zwar ist von den modernen jüdischen Frauen nicht ausdrücklich die Rede, aber die Verfasserin kritisiert die traditionelle katholische Haltung in der Frauenfrage. Meta Eyl: «Die Frau nach christlichem Glauben». In: *Evangelische Frauenzeitung*, 35. Jg., (Juni 1934), S. 133.
- 87 Evangelisches Frauenwerk, ADW/B1 50, 1.(1249), B-Ic.
- 88 Ida Günther, Gauleiterin, 24. Februar 1934, EZA/1/C3/183/Blatt 125.
- 89 Gertrud Scholtz-Klink an Hess, 20. Mai 1935, LKAH/N10/33.
- 90 Rundschreiben Nr. 10, NS-Frauenschaft, Deutsches Frauenwerk, 6. April 1934, LAK/4705.
- 91 «Tatsachenmaterial», Informationen über Mitgliedschaftsvoraussetzungen, 30. Juni 1936, EZA/1/C3/190. Krummacher an von Grone, 14. Dezember 1933, EZA/1/C3/183/Blatt 132. Scholtz-Klink, Rundschreiben Nr. 10, 16. März 1934, Landeskirchliches Archiv Karlsruhe/Bestand 4705 (im Folgenden LAK).
- 92 Geschäftsführer Jeep, Potsdam, 8. Februar 1934, EZA/1/C3/183/Blatt 63ff. Jeep hatte dieses Amt nur ein paar Monate inne, ehe er sich offen auf die Seite der *Bekennenden Kirche* schlug.
- 93 Agnes von Grone: «Rundschreiben Nr. 15 der Reichsführerin an die Führerinnen der Evangelischen Frauenwerke und der Verbände». LAK/4705. In einem Protestbrief an den Reichskanzler Hitler vom 15. September 1934 heisst es: «Wir alle begrüssen die Zusammenfassung der Lebenskräfte des Protestantismus in einer einheitlichen Deutschen Evangelischen Kirche. Wir sehen, dass dieses Einigungswerk schwer bedroht ist.» Zitiert in Fritz Mybes: *Geschichte der Evangelischen Frauenhilfe*, a.a.O., S. 77; vgl. auch Dagmar von Bismarck und

- Meta Eyl an Müller, Hannover, LAK/4705. Fritz Mybes: *Geschichte der Evangelischen Frauenhilfe*, a.a.O., S. 72 zitiert ihre direkten Attacken gegen Hermenau, den fanatischen Deutschen Christen, der später unter Müller die Aufsicht über die Frauen erhielt.
- 94 Vgl. Meta Eyl: «Was ist der Deutsch-Evangelische Frauenbund?» In: *Evangelische Frauenzeitung*, 37. Jg. (Okt. 1935/36), S. 1-4; E. Westarp: «Vom Frauenwerk der Deutschen Evangelischen Kirche». In: *Evangelische Frauenzeitung*, 36. Jg. (Okt. 1934/35), S. 6-8; D. von Bodelschwingh: «Der gegenwärtige Auftrag der dienenden Kirche». In: Ebd. (April 1934/35), S. 98-100. D. von Bodelschwingh: «Bemerkungen zur kirchlichen Haltung des Evangelischen Frauenwerkes.» O.J. (1935?), EZA/1/C3/ 186, Blatt 378.
- 95 Dagmar von Bismarck und Meta Eyl an Reichsbischof Müller, 19. Oktober 1934, LAK/4705.
- 96 Frauenwerk der Deutschen Evangelischen Kirche, Lie. Eyl und D. von Bismarck an Scholtz-Klink, 10. August 1935, EZA/1/C3/187.
- 97 Agnes von Grone: «Rundschreiben Nr. 12 der Reichsführerin an die Führerinnen der Evangelischen Frauenwerke und Verbände», Westerbrak, 5. November 1934, DCV-A/R580, Akten *Deutsches Frauenwerk*. Auch in ADW, BP. 50 1(I249) B-Ic. Von Grone verteidigte die Arbeit der evangelischen Frauen und erklärte Scholtz-Klink: «Als evangelisch kirchliche Frauen wollen wir engste schwesterliche Verbindung pflegen in Ihrem Werk des Dienstes für frauliche Aufbauarbeit, die unser grosser Volkskanzler will, dem wir alle die Treue gelobten. Nach wie vor in treue Gefolgschaft! Heil Hitler!» Von Grone an Scholtz-Klink, 2. November 1934, BDC, USCHLA Akten (Untersuchungs- u. Schlichtungsausschuss d. NSDAP).
- 98 Tiling an Troschke, 13. Mai 1933, EZA/1/B3/441.
- 99 Lie Hermenau, Potsdam, 27. Mai 1933, EZA/1/C3/187/Blatt 186; vgl. Michael Phayer: *Protestant and Catholic Women in Nazi Germany*. Detroit 1990, S. 157-163. Phayers Darstellung spielt die Rolle männlicher Kirchenführer innerhalb der DEK wie etwa Bischof Müller herunter und zeichnet Scholtz-Klink ungerechtfertigterweise als erbitterte Gegnerin von Beginn ihrer Amtszeit an.
- 100 Gespräche zwischen Hilgenfeldt, Scholtz-Klink und von Grone, Rundschreiben 50/35, 20. Dezember 1934, ADW/1/242.
- 101 Thernal an Müller, 16. 1. 1935, LAK/4705.
- 102 Hans Hermenau wurde am 17. Juli 1894 in Ostdeutschland geboren und trat der Partei im Mai 1933 unter der Mitgliedsnummer 2 279 886 bei, BDC Akte.
- 103 *Der deutsche Christ*, Sonntagsausgabe, 9. August 1936, LAK/4707.
- 104 Hans Hermenau: «Bausteine zum evangelischen Muttertag», zitiert nach Fritz Mybes: *Geschichte der Evangelischen Frauenhilfe*, a.a.O., S. 108.
- 105 Ebd.
- 106 Hans Hermenau: «Bausteine», zitiert nach Fritz Mybes: *Geschichte der evangelischen Frauenhilfe*, a.a. O., S. 108; vgl. auch Hermenau: «Vom Werk zum Ziel», in dem von ihm herausgegebenen Monatsblatt *Frauenhilfe*, 33. Jg., 10. Heft (Okt. 1933), S. 274. «Reinheit und Wahrhaftigkeit sind die Grundmerkmale ihres (der deutschen Frau) unverfälschten Wesens.»
- 107 Arbeitsgemeinschaft kirchlich unpolitischer Frauenhilfen Schlesiens, Gräfin Hochberg, Erika Kliesch, Thea Zimmermann, 2. Rundbrief, 22. März 1935, EZA/1/C3/191/Blatt 8-12.

- 108 Gertrud Scholtz-Klink: *Die Frau im Dritten Reich. Eine Dokumentation*. Tübingen 1978, S. 500 und 511.
- 109 Scholtz-Klink: *Die Frau im Dritten Reich*, Rede in Nürnberg, a.a.O., S. 511; vgl. auch Hilde Lösser i. A. Scholtz-Klinks an Klein, 7. April 1934, darin wird das Recht auf Doppelmitgliedschaft garantiert, jede weitere Expansion aber untersagt, EZA/1/C3/183/Blatt 224; vgl. Krummacher an Hermenau, 22. September 1933 über die Aufhebung aller Verbote der Doppelmitgliedschaft, EZA/1/B3/441.
- 110 Dieser Bericht vom September 1935 nennt von Grone als Leiterin des *Deutschen Frauenwerks*, das 25 nationale Frauenorganisationen koordinierte, in: *Berichte des SD und der Gestapo über Kirchen und Kirchenvolk in Deutschland 1934-1944*. Bearbeitet von Heinz Boberach, Mainz 1971, S. 111.
- 111 Diese Frauen repräsentierten 25 grosse evangelische Dachverbände und 107 reichsweit operierende Einzelorganisationen. «Tagung des evangelischen Frauenwerkes». In: *Thüringer Allgemeine Zeitung* (30. Januar 1935).
- 112 Hans Hermenau: «Rundschreiben Nr. 1», 15. 3. 1935, zitiert in Fritz Mybes: *Geschichte der evangelischen Frauenhilfe*, a.a. O., S. 102-104. Arbeitsgemeinschaft kirchlich unpolitischer Frauenhilfen Schlesiens, Gräfin Hochberg, Erika Kliesch, Thea Zimmermann, 2. Rundbrief, 22. März 1935, EZA/1/C3/191/Blatt 8-12.
- 113 Brief v. von Grone vom 15. März 1935, BDC, USCHLA Akten. Über die Affaire von Grone erschien nichts in den Frauenzeitschriften.
- 114 Zum Überblick vgl. die maschinengeschriebene Geschichte der Frauen im Sozialen Dienst, ADW, CA, GF 1353/IIII. 140-145.
- 115 *Berichte des SD und der Gestapo über Kirchen und Kirchenvolk in Deutschland 1934-1944*, a.a.O., S. 59; Niemöller: *Die evangelische Kirche im Dritten Reich*, a.a.O., S.55.
- 116 Meta Eyl und Dagmar von Bismarck an Reichsbischof Müller, 19. Oktober 1934. Zitiert in Fritz Mybes: *Geschichte der evangelischen Frauenhilfe*, a.a.O., S. 72-73. Quelle: ADW, CA Nr. 401 III/3.
- 117 Schlesische Frauenhilfe, 3. März 1935, in Unterstützung von Grones, Bodelschwingsh und Kochs, EZA/1/C3/191/Blatt 9.
- 118 Arbeitsgemeinschaft der Missionarischen und Diakonischen Werke und Verbände in der Deutschen Evangelischen Kirche an Reichsminister Kerri, 23. März 1935, zitiert nach: Fritz Mybes: *Geschichte der evangelischen Frauenhilfe*, a.a.O., S. 84.
- 119 Bismarck an «Meine lieben Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter!» Potsdam, Evangelische Reichsfrauenhilfe, 21. März 1935, LKAH/SI/EII/22. Zu einem weiteren Einigungsversuch vgl. «Unsere Arbeitstagung», Eisenach, 14. bis 16. November 1935. In: *Evangelische Frauenzeitung*, 37. Jg. (1935-36), S. 52-54.
- 120 Von Grone: «Rundschreiben Nr. 12» vom 5. November 1934, zit. v. Scholtz-Klink, 20. Mai 1935, BDC, USCHLA-Verfahren, 188-192. Zur Rechtfertigung ihres Handelns als genuine Opposition vgl. Ernst Christian Helmreich: *The German Churches under Hitler. Background, Struggle, and Epilogue*. Detroit 1979, S. 345.
- 121 Niederschrift der Sitzung, 25. Juni 1935, Detten, Scholtz-Klink, Hilgenfeldt, Paul und Nopitsch, LKAH/N10/33.
- 122 Frauen werk der Deutschen Evangelischen Kirche, Eyl und Bismarck an Scholtz-Klink, 10. 8.1935, EZA/1/C3/187; vgl. auch Brief vom 14. Mai 1935, LAK/A 9806.
- 123 Brief vom 16. August 1935, EZA/1/C3/192; vgl. Scholtz-Klink an Rudolf Hess, 20. Mai 1935, LKAH/N10/33.

- 124 Niederschrift, 28. Juni 1935 und Scholtz-Klink an Hess, 20. Mai 1935, LKAH/N10/33.
- 125 Tobias, 23. November 1935, EZA/1/C3/185/Blatt 81.
- 126 Einige Gruppen sagten sich jedoch vom evangelischen Frauenwerk los und gingen in diese offizielle Statistik nicht ein. So waren etwa im Rheinland 25'000 Frauen in 180 lokalen Gruppen mit informellen Verbindungen zu den örtlichen Nazi-Organisationen zusammengeschlossen. Fritz Mybes: *Geschichte der evangelischen Frauenhilfe*, a.a. O., S. 110. Weitere Berichte in EZA/1/C3/219. In ganz Deutschland schienen die *Deutschen Christen* gescheitert. So waren selbst in Nürnberg, dem Zentrum des Nationalsozialismus, bis 1935 nur 6'000 von 133'000 Protestanten den *Deutschen Christen* beigetreten. Hermann Schirmer: *Das andere Nürnberg. Antifaschistischer Widerstand in der Stadt der Reichsparteitage*. Frankfurt 1974, S. 179; vgl. auch die NS-Studie zur Stimmung in der Bevölkerung von Ende 1935, die zu dem Schluss kam: «*Im Gegensatz zu den katholischen Vereinen liegt das evangelische Vereinswesen, mit Ausnahme vielleicht der evangelischen Frauenvereine, darnieder. Offiziell wird von ihnen der heutige Staat durchaus anerkannt.*» In: *Berichte des SD und der Gestapo über Kirchen und Kirchenvolk in Deutschland 1934-1944*, a.a.O., S. 116.
- 127 Auf der anderen Seite basierte dieses stillschweigende Arrangement auf der Drohung, dass es ihr jederzeit wieder einfallen konnte, ihre Verbindungen zu Pastor Niemöller zu festigen. Darin ähnelte ihre Taktik Hitlers eigener Strategie in den letzten Monaten des Jahres 1932.
- 128 BDC, Personalakte von Grone, NSDAP, Dr. Gentzen, Vorsitzender Gaugericht Süd-Hannover-Braunschweig an das Oberste Parteigericht, I. Kammer, München, Hannover, 16. Okt. 1935. Fritz Mybes: *Agnes von Grone und das Frauenwerk der Deutschen Evangelischen Kirche*, a.a.O., S. 50-54 enthält ebenfalls Auszüge aus den Prozessunterlagen. Gertrud Scholtz-Klink an das Frauenwerk der Deutschen Evangelischen Kirche, Dagmar von Bismarck, 16. August 1935: «[...] *Es [ist] für uns eine Notwendigkeit, auch die kirchliche Führung mit dem Totalitätsanspruch des Nationalsozialismus in Einklang zu bringen.*» EZA/1/C3/187/Blatt 192. Zoellner wurde im November 1936 «Kurator» für die evangelischen Frauen.
- 129 Agnes von Grone an Major Buch, Reichsleiter des Obersten Parteigerichtes, 1. Juni 1935, BDC, USCHLA Akten, Blatt 7-8.
- 130 Dr. Gentzen und Spormann, NSDAP, Süd-Hannover, Braunschweig an Agnes von Grone, 11. August 1935, LKAH/N10/33.
- 131 München, 11. Oktober 1935 bis 30. Januar 1936, Parteigericht. Zu Aufzeichnungen über den Prozess vgl. EZA/1/C3/186/Blatt 361ff. sowie Personalakte von Grone im BDC.
- 132 Gertrud Scholtz-Klink, 23. November 1936, EZA/1/C3/187/Blatt 314.
- 133 Hilgenfeldt an Zöllner, 6. Januar 1936, EZA/1/C3/185/Blatt 32-33.
- 134 Eyl, Bismarck, Brandmeyer, 30. November 1936, DKW/I242/Gr8Tit.IcNr. 24 Bd 5. Dagmar von Bismarck und Meta Eyl wandten sich im Januar 1937 direkt an Rudolf Hess und baten ihn, Milde walten zu lassen. Sie schrieben, sie hätten die Nachricht vom Parteiausschluss von Grones «*mit grösstem Bedauern ,vernommen.* ' [...] *Wir kennen unsere bisherige Führerin als eine Frau, deren ernstes Streben es immer war, in ihrem Amt Volk und Vaterland zu dienen.*» Archiv des Deutschen Evangelischen Frauenbunds Hannover, im Folgenden ADEF, unkatalogisierte Papiere, Ordner III. Vgl. auch von Bismarcks Kurbiographie von von Grone in: Fritz Mybes: *Agnes von Grone und das Frauenwerk der Deutschen Evangelischen Kirche*, a.a.O., S. 92-103; vgl. von Grone an Müller, 4. März 1935, EZA/1/C3/186/Blatt 380-381.

- 135 Scholtz-Klink an Evangelisches Frauenwerk, 23. November 1936, DKW/I242/Gr 8 Tit.Ic Nr. 24 Bd 5. Tiling an Constantin Frick, 23. Mai 1936. Jochen-Christoph Kaiser: *Frauen in der Kirche*, a.a.O., Quelle 92, S. 222.
- 136 Jochen-Christoph Kaiser: *Frauen in der Kirche*, a.a.O., S. 232-233.
- 137 Sitzung des Neunerausschusses des Evangelischen Frauenwerkes, 24. Juni 1937. Unkatalogisiertes Material, ADEF, Eyl Nachlass. Aus Karlsruhe kam die Klage: «*Schutzlosigkeit trat an die Stelle der Geborgenheit [...] Wichtigste Fragen [...] wurden ohne Föhlung mit dem Frauenwerk entschieden. Ernste Vorstellungen beim Herrn Reichsbischof blieben unbeachtet. Gegebene Zusagen wurden nicht gehalten. Der Reichsföhrerin wurde in unmöglicher Form mitgeteilt, dass ihr Amt ruhe.*» Karl Bender an sämtliche Geistliche der Landeskirche, 14. Mai 1935, EZA/1/C3/186/Blatt 30-33.
- 138 D. Marahrens, 7. September 1935, LKAH/N10/33.
- 139 «Denkschrift der Vorläufigen Leitung der Deutschen Evangelischen Kirche an Adolf Hitler», 28. Mai 1936. In: *Ursachen und Folgen. Vom deutschen Zusammenbruch 1918 und 1945 bis zur staatlichen Neuordnung Deutschlands in der Gegenwart*. Hg. u. bearbeitet v. Herbert Michaelis/Ernst Schraepler. Elfter Band, Berlin o. J., Dokument 2531, S. 260-266. Der Vermittlungsausschuss, der die Differenzen innerhalb der Kirche schlichten sollte, trat resigniert zurück. Er richtete seinen Protest direkt an Hitler (obgleich es keinen Hinweis darauf gibt, dass dieser den Brief je zu sehen bekam).
- 140 Marie Conrad an Eyl, «Lage der Frauenarbeit Frühjahr», ADEF/Ei, Korrespondenz lie Eyl mit Frauenarbeit 39/40 und Marie Conrad an Eyl, Neustadt an der Weinstrasse, 10. Februar 1940, ADEF/Eyl/Ei.
- 141 Brandmeier, 21. März 1941, ADEF/Ei.
- 142 *Berichte des SD und der Gestapo über Kirchen und Kirchenvolk in Deutschland 1934-1944*, a.a.O., S. 322. Die Beschwerden der Frauen betrafen vor allem das Erziehungswesen, die Ehegesetze und das Verhältnis zur NSV unter Hilgenfeldt. Eyl an Rötger, 6. Februar 1941. ADEF/Eyl/Ei.
- 143 23. November 1936. Zwei Monate vorher beraumte von Grone ein Treffen bei sich zu Hause an, um ein Komitee zu ihrer Verteidigung zu organisieren.
- 144 Achtseitige Rechtfertigungsschrift, Z/28/336/HS vorgelegt am 18. November 1938, in BDC, USCHLA Akten. Diese Unterlagen liegen auch im Landeskirchlichen Archiv Braunschweig und im EZA/1/C3.
- 145 Fritz Mybes: *Agnes von Grone und das Frauenwerk der Deutschen Evangelischen Kirche*. Düsseldorf 1981, S. 19. Grones Partei-Mitgliedsnummer war 2 371 633, BDC, Personalakte von Grone.
- 146 Von Grone an Gau-Parteigericht, Hannover, 10. Oktober 1935, BDC, USCHLA Akten, 7-9.
- 147 Ein Brief des Reichskirchenamts an das Reichsministerium des Inneren vom 19. Oktober 1936 berichtet über das Urteil gegen von Grone. EZA/1/C3/187, Blatt 183. Dieser Ordner enthält auch einen ausgezeichneten Bericht über von Grone in der Zeit zwischen 1934 und 1938; vgl. auch die Berichte über die Verfahren vor dem Geheimgerichtshof der Partei im BDC. Müller behauptete, von Grone habe ihren Status deshalb verloren, weil sie mit der *Bekennenden Kirche* sympathisierte. 26.4.1936 Gesetzblatt, LAK/4705. Ein Geheimbericht von 1935 nennt sowohl Hermenau als auch von Grone als Föhrer der Konkurrenzorganisationen und behauptet, von Grone habe 25 nationale Vereine hinter sich. Eine Unterstützung für Hermenau wird nicht erwähnt. Boberach: *SD-Berichte*, a.a.O., S. 111.



- 148 Eleanor Liebe-Harkort an Kerri, EZA/1/C3/185/Blatt 11-13. Jochen-Christoph Kaiser: «Kirchliche Frauenarbeit in Westfalen. Ein Beitrag zur Geschichte des Provinzialverbandes der Westfälischen Frauenhilfe 1906-1945». In: *Jahrbuch für Westfälische Kirchengeschichte*, Bd. 74, Lengerich 1981, S. 159-190. Ich danke dem Verfasser für die Zusendung dieser wichtigen Studie. Liebe-Harkort wurde 1884 geboren und starb 1958. Sie brach offiziell mit von Grone, Brief vom 14. November 1934, ADW/I242.
- 149 Eleanor Liebe-Harkort: Was fordert die Stunde von der deutschen evangelischen Frau?», EZA/1/C3/185/Blatt 19.
- 150 Frau Kocks an Frauendienst, Westfalen, EZA/1/C3/185, Blatt 366.
- 151 Else Lebrink an Kerri, Gelsenkirchen, 7. Februar 1936, EZA/1/C3/185/Blatt 383.
- 152 Widmann, 7. Februar 1936, EZA/1/C3/185/Blatt 394.
- 153 Willibald Liebe-Harkort, Hagen-Haspe, Harkorten, 8. August 1935, EZA/1/C3/ 185/ Blatt 12-17.
- 154 «Ein Wort an die erbkranken evangelischen Taubstummen», ADW, CA/GF 2000/117.
- 155 ADW, CA/GF 2000 /II9/131.
- 156 ADW, CA/GF 2000 /I9.
- 157 *Deutsche Justiz, Rechtspflege & Rechtspolitik. Amtliches Blatt der deutschen Rechtspflege.* Hg. v. Dr. Franz Gürtner, RMdI, Heft Nr. 42, Ausgabe A, S. 1514.
- 158 Lucas an Hermine Becker, 8. Juni 1934, ADW, CA/GF 2000 /I4/40.
- 159 ADW, CA/GF 2000 /II9/72; vgl. «Auszug aus einem Brief von Herrn D. Ohl», Langenberg, 14. Juli 1936. Betr. Eheanbahnung für Sterilisierte, ADW, CA/GF 1422/411.
- 160 Diese Klagen ziehen sich durch eine ganze Reihe von Briefen, die in diesem Ordner enthalten sind. ADW/innere Mission/ADW, CA/GF 2000 /III2, 1939-40.
- 161 Hermine Bäcker an Pfarrer Lie. Benrath, Karlsruhe, 20. Dezember 1938, ADW, CA/GF 2000 /III2, Blatt 61a; vgl. auch den Brief aus dem Dorotheenheim, Düsseldorf, an Bäcker, 10. März 1936. «*Wir sammeln unsere Erfahrungen an den von uns entlassenen, erbkranken Mädchen, und es ist ganz erschütternd, welche Not in ihnen lebendig wird, wenn sie erst zur richtigen Erkenntnis ihrer Lage kommen. Alle diese moralisch Schwachsinnigen werden fast ausnahmslos den Weg in die Prostitution nehmen, wenn ihnen nicht die Möglichkeit einer geordneten Ehe geboten wird. Sie fragen selbst aber ganz richtig: ,Woher soll ich an einen halbwegs anständigen sterilisierten Mann kommend Eine sagte: ,Ich kann mir doch kein Schild umhängen: Ich bin sterilisiert und suche einen sterilisierten Mann!'*» ADW/CA/GF 2000 /III2, Blatt 85a.
- 162 Dagmar Reese, Interview mit Frau S. 1981. Ich danke der Interviewerin für die Zusendung einer Niederschrift dieses Gesprächs noch vor der Veröffentlichung. Dagmar Reese: *Straff, aber nicht stramm – herb, aber nicht derb. Zur Vergesellschaftung von Mädchen durch den Bund deutscher Mädel im sozialkulturellen Vergleich zweier Milieus.* Weinheim/Basel 1989.
- 163 Alice Salomon: *Charakter ist Schicksal. Lebenserinnerungen.* Weinheim/Basel 1983, S. 247; vgl. Marion A. Kaplan: *Die jüdische Frauenbewegung in Deutschland. Organisation und Ziele des Jüdischen Frauenbundes 1904-1938.* Hamburg 1981, S.73-76.
- 164 Alice Salomon: *Charakter ist Schicksal*, a.a.O., S. 251.
- 165 Ebd., S. 255.
- 166 Von Grone, 11. Oktober 1933, ADW/I241, Bund deutscher Frauen im sozialen Dienst.

- 167 Charlotte Friedenthal an Pastor D. von Bodelschwingh, 22. November 1934, *Archiv des Diakonischen Werkes* der EKD/BP/I 249.
- 168 M. Meusel an Superintendent Albertz, 29. November 1934, «Beratungsstelle für Nicht-ariet», ADW/BP/I 249.
- 169 Ebd. Dieser Ordner enthält auch ihre unveröffentlichte «Denkschrift».
- 170 Margarete Grübers und Helge Weckerlings Erinnerungen in: See/Weckerling: *Frauen im Kirchenkampf*, a.a.O., S. 66. Diese Aufsätze heben die wichtige Rolle der Vikarinnen und Pfarrersfrauen nach Kriegsbeginn hervor. Heinrich Grüber: *Erinnerungen aus sieben Jahrzehnten*. Köln/Berlin 1968; Angelika Schmidt-Biesalski: *Lust, Liebe und Verstand. Protestantische Frauen aus fünf Jahrhunderten*. Gelnhausen/Berlin/Stein 1981, S. 84-94. Marikje Smid: *Deutscher Protestantismus und Judentum 1932-1933*. München 1990. Wolfgang Gerlach: *Als die Zeugen schwiegen. Bekennende Kirche und die Juden*. Berlin 1987, S. 138ff. Hartmut Ludwig: *Die Opfer unter dem Rad verbieten. Vor- und Entstehungsgeschichte, Arbeit und Mitarbeiter des «Büro Pfarrer Grüber»*. Berlin 1988, S. 32-39. Die Akten des Büros Grüber sind grösstenteils von der Gestapo beschlagnahmt worden und seither verschwunden, ein Teil der erhaltenen Dokumente befindet sich im *Landeskirchlichen Archiv Nürnberg*.
- 171 Katarina Staritz: *Des grossen Lichtes Widerschein*. Berlin 1967.
- 172 *Grösse und Verhängnis deutsch-jüdischer Existenz. Zeugnisse*. Heidelberg 1974, S. 167.
- 173 *Berichte des SD und der Gestapo über Kirchen und Kirchenvolk in Deutschland 1934-1944*, a.a.O., S. 53. Hitler erstickte die politischen Meinungsverschiedenheiten innerhalb der Partei und eröffnete eine spalterisch und kräfteverschleissend wirkende Debatte an der religiösen Front.
- 174 *Deutschland-Berichte der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands (Sopade)*, Erscheinungsort bis 1938 Prag, hier zitiert nach der Neuauflage: Frankfurt a.M. Juli 1980, Erster Jg. (1934), Nr. 7, Teil B, S. 717.
- 175 Zitiert in See/Weckerling: *Frauen im Kirchenkampf*, a.a.O., S. 96. Die Herausgeber/\*innen merken in diesem Zusammenhang an, dass die Frauen eigentlich hätten gewarnt sein sollen, als sie Hans Schemm 1933 verkünden hörten: «*Religion und Volk bleiben ewig ungeteilt!*»
- 176 See/Weckerling: *Frauen im Kirchenkampf*, a.a.O., S. 67. Selbst 1936-1937, als die antisemitische Hetze die Propaganda dominierte, wurden keine klaren politischen Umsetzungspläne formuliert.

### **Katholische Frauen zwischen Papst und Führer**

- 1 Dr. Stähle: «Unfruchtbarmachung und Weltanschauung». In: *Ärzteblatt für Württemberg und Baden*, Karlsruhe, Heft 7, 2.Jg. (5. April 1935), S. 81. Die vom *Rassenpolitischen Amt* in Berlin verkündeten Richtlinien stellten klar, dass hinter der Rassengesetzgebung eine «höhere» Autorität stünde, sprich: die Vorsehung oder die Gesetze der Natur. Ich danke Rudolph Binion für den Hinweis auf die Quelle: Dr. Gross: *Nationalsozialistische Rassenpolitik. Eine Rede an die deutschen Frauen*. Dessau, *Schriften des Rassenpolitischen Amtes der NSDAP*. Gross hielt diese Rede anlässlich des Gauparteitages in Köln am 13. Oktober 1934 auf der Sondertagung der *NS-Frauenschaft*.

- 2 Hans Müller: «Der pseudoreligiöse Charakter der nationalsozialistischen Weltanschauung». In: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht*, 12. Jg., Heft 6 (1961), S. 344-352; vgl. Friedrich Heer: *Der Glaube des Adolf Hitler. Anatomie einer politischen Religiosität*. München und Esslingen 1968, S. 219-238.
- 3 Albert Speer, in: *The New York Times* (7. April 1969). Joachim C. Fest: *Hitler. Eine Biographie*. Frankfurt a.M./Berlin/Wien 1973, S. 513-529.
- 4 Robert Waite: *The Psychopathie God Adolf Hitler*. New York 1977, S. 29. Göring erklärte seiner Zuhörerschaft auf dem fränkischen Hesselberg: «*Nie hat es in unserer Zeit ein größeres Wunder gegeben. Der Allmächtige hat dieses Wunder durch Adolf Hitler getan!*» Zitiert in: Konrad Heiden: *Der Führer: Hitler's Rise to Power*. Boston 1969, S. 758-759. Zur Herkunft und Adaptation der Protokolle der Weisen von Zion, vgl. Norman Cohn: *Die Protokolle der Weisen von Zion. Der Mythos von der jüdischen Weltverschwörung*. Köln/Berlin 1969. Ein wichtiger Aspekt des politischen Genius Hitlers lag, was er aber natürlich selbst nie eingestand, in seiner Fähigkeit, die Parolen seiner Feinde in eigene umzuwandeln. Das heisst, er projizierte nicht nur seine schlimmsten Ängste im Hinblick auf sich selbst auf seine Gegner, sondern vereinnahmte umgekehrt auch deren Stärken.
- 5 Friedrich Heer: *Der Glaube des Adolf Hitler. Anatomie einer politischen Religiosität, a.a.O.*, S. 302. Hitler pries die Ehelosigkeit: «*Hier kann die katholische Kirche als vorbildliches Lehrbeispiel gelten. In der Ehelosigkeit ihrer Priester liegt der Zwang begründet, den Nachwuchs für die Geistlichkeit statt aus den eigenen Reihen immer wieder aus der Masse des Volkes holen zu müssen.*» In: Adolf Hitler: *Mein Kampf*. Zwei Bände in einem Band. Ungekürzte Ausgabe. München, 77. Auflage 1933, S. 481.
- 6 Robert G.L. Waite: *The Psychopathie God Adolf Hitler*, a.a.O., S. 30. Diese Parallelen zur katholischen Tradition hielten Hitler jedoch keineswegs von der Verfolgung der Jesuiten ab. John S. Conway: *Die nationalsozialistische Kirchenpolitik 1933-1945. Ihre Ziele, Widersprüche und Fehlschläge*. München 1969, S. 189.
- 7 Guenter Lewy: *Die katholische Kirche und das Dritte Reich*. München 1965, S. 31. Ernst Christian Helmreich: *The German Churches under Hitler. Background, Struggle and Epilogue*. Detroit 1979.
- 8 A. J. Ryder: *Twentieth-Century Germany: From Bismarck to Brandt*. New York 1973, S. 371.
- 9 Der Wählerstimmenanteil in seinem Bezirk stieg von unter einem Prozent 1928 auf über 24 Prozent 1930. Guenter Lewy: *Die katholische Kirche und das Dritte Reich*, a.a.O., S. 22ff.
- 10 Als Hitler den Männern, die des brutalen Mordes an einem Arbeiter in seinem Haus in Potempa für schuldig befunden worden waren, seine Glückwünsche übermittelte, kommentierte dies der Herausgeber der Zeitung *Der Gerade Weg* folgendermassen: «*Wir sind der Überzeugung, dass in Hitler die Unbedingtheit zum Bösen zum Ausdruck kommt.*» In: Guenter Lewy: *Die katholische Kirche und das Dritte Reich*, a.a.O., S. 35. Ernst Christian Helmreich: *The German Churches under Hitler*, a.a.O., S. 86-97.
- 11 Vgl. Klaus Scholder: *Die Kirchen und das Dritte Reich*. Band 1, Vorgeschichte und Zeit der Illusionen 1918-1934. Frankfurt a.M./Berlin/Wien 1977, S. 627-662.
- 12 Guenter Lewy: *Die katholische Kirche und das Dritte Reich*, a.a.O., S. 33.
- 13 Heinz David Leuner: *Gerettet vor dem Holocaust. Menschen, die halfen*. München 1979, S.139.

- 14 Guenter Lewy: *Die katholische Kirche und das Dritte Reich*, a.a.O., S. 16, S. 32-36. Vor 1914 stimmten etwa 80% aller Katholiken für die katholische *Zentrumspartei* –, nach dem Krieg waren es nur noch etwa 60% und zwar überwiegend Frauen; vgl. John S. Conway: *Die nationalsozialistische Kirchenpolitik*, a.a.O., S. 41-42 und Ernst C. Helmreich: *The German Churches under Hitler*, a.a.O., S. 95-102. Ausserdem ist in diesem Zusammenhang zu bemerken, dass die *Zentrumspartei* in den Jahren 1930-1931 im Wahlkampf heftig gegen die NSDAP zu Felde zog, vgl. etwa die Kampfschrift «Der Nationalsozialismus und die deutschen Katholiken». Hg. von der Zentralstelle des Volksvereins für das katholische Deutschland, M. Gladbach 1931, in der die Katholiken gewarnt wurden, dass der Nationalsozialismus eine «*Lebensgefahr für das katholische Deutschland*» darstelle. Insbesondere prangerten die Verfasser die Rassenlehre und die psychologischen Attacken der Nazis gegen die Schwachen und Hilflosen an. S. 7-8. Die Schrift schloss mit «Kundgebungen deutscher Bischöfe» gegen die NSDAP.
- 15 Hitlers erste Rundfunkrede nach seiner Ernennung zum Reichskanzler. «Aufruf der Reichsregierung an das deutsche Volk.» 1. Februar 1933. In: Max Domarus: *Hitler. Reden und Proklamationen*. Bd. I, Triumph (1932-1938). Würzburg 1962, S. 192.
- 16 Vize-Kanzler Franz von Papen, zitiert in Guenter Lewy: *Die katholische Kirche und das Dritte Reich*, a.a.O., S. 79 und John S. Conway: *Die nationalsozialistische Kirchenpolitik*, a.a.O., S. 47-49.
- 17 Joseph Lortz: *Katholischer Zugang zum Nationalsozialismus. Schriftenreihe Reich und Kirche*. Münster i.W., 3. Auflage 1933, S. 17-18. Am 1. Mai 1933 wurde er Mitglied der NSDAP.
- 18 Conrad Gröber: *Handbuch der religiösen Gegenwartsfragen*. Freiburg i.Br. 1937, S.362.
- 19 Gerta Krabbel: «Wege der Persönlichkeitsbildung durch die katholische Frauenbewegung». In: Gertrud Ehrle (Hg.): *Licht über dem Abgrund. Aufzeichnungen und Erlebnisse christlicher Frauen 1933-1945*. Freiburg 1951, S. 12.
- 20 «Erster Nationalsozialistischer Frauen-Kongress». In: *Völkischer Beobachter*, Düsseldorf (18. Juli 1933). Die Veranstaltung begann mit einem Feldgottesdienst.
- 21 Antonie Hopmann vor der KDF-Versammlung in Köln, 21. November 1932, Historisches Archiv der Stadt Köln (im Folgenden HASK) 1187/K 26/223.
- 22 «Der KDF in der Zeit». *Nachrichtenblatt*, Nr. 5 (Mai 1933). KDF Archiv, Köln. Ich danke Frau Prym dafür, dass sie mir den Zugang zu dieser Sammlung gestattet hat.
- 23 A. Bertram an die Fuldaer Bischofskonferenz, Breslau, Mitteilung, 20. April 1933. Erzbischöfliches Archiv Freiburg im Breisgau (im Folgenden EAF) 55/106a, Blätter 5017, aus der Presse zitierend.
- 24 Prälat Kreutz an Elisabeth Zillken, 2. Juli 1934, DCV-A/R 218IV.
- 25 Bericht aus dem Kinderheim Haus Carola, Waldlieseborn, EAF/B2/NS35, Akte Caritas.
- 26 Guenter Lewy: *Die katholische Kirche und das Dritte Reich*, a.a.O., S. 66. Zu den Parallelen zur katholischen Glaubenslehre vgl. Raul Hilberg: *Die Vernichtung der europäischen Juden. Die Gesamtgeschichte des Holocaust*. Berlin 1982, S. 28-49.
- 27 Vgl. Guenter Lewy: *Die katholische Kirche und das Dritte Reich*, a.a.O., S. 39-41, S. 108-112. Hitler dachte, er habe seine kirchlichen Rivalen endgültig in die Ecke getrieben.
- 28 Hans Müller: *Katholische Kirche und Nationalsozialismus. Dokumente 1930-1935*.

- München 1963, S. 170-171. Zur Verteidigung dieser enthusiastischen Begeisterung vgl. Ernst Christian Helmreich: *The German Churches under Hitler*, a.a.O., S. 250. «Denkschrift def deutschen Bischöfe an den Führer und Reichskanzler.» August 1935. «Vertraulich», EAF/Gröber Nachlass/Nr. 134.
- 29 Guenter Lewy: *Die katholische Kirche und das Dritte Reich*, a.a.O., S. 186; vgl. *Berichte des SD und der Gestapo über Kirchen und Kirchenvolk in Deutschland 1934-1944*. Bearbeitet von Heinz Boberach. Mainz 1971, S. 29ff und Bericht vom Juni 1936, S. 212-217.
- 30 Guenter Lewy: *Die katholische Kirche und das Dritte Reich*, a.a.O., S. 186.
- 31 John Wheeler-Bennett (Hg.): *Documents on International Affairs*. London 1934, S.405.
- 32 Antonie Hopmann, in: *Nachrichtenblatt*, Nr. 8 (August 1933) KDF Archiv, Köln.
- 33 «Frauenbund», Bericht in: *Freiburger Tagespost* (21. Nov 1934). Ausschnitt im KDF Archiv, Köln.
- 34 Antonie Hopmann: «Doppelmitgliedschaft» In: *Nachrichtenblatt*, Nr. 11 (November 1933), S. 39. KDF Archiv, Köln.
- 35 Gerta Krabbel: «Ringende Zeit». In: *Die Christliche Frau. Zeitschrift im Dienste kath. Frauenstrebens*, 31. Jg., 9. Heft (September 1933), S. 225-228.
- 36 «Das Jahr des Herrn 1933». In: *Frauenland*, Heft 1 (Januar 1934), S. 2.
- 37 Gerta Krabbel: «Mädchenschutzverein», Rundbrief, 11. Oktober 1933, EAF/55/H2.
- 38 Gerta Krabbel: «Die Frau im katholischen Deutschland». In: Max Horst und Richard Hebing (Hg.): *Volk im Glauben. Ein Buch vom katholischen Deutschen*. Berlin 1933, S. 280.
- 39 Elisabeth Denis: «Aus der Erfahrung des katholischen Mädchenschutzes». In: Gertrud Ehrle (Hg.): *Licht über dem Abgrund*, a.a.O., S. 89.
- 40 John S. Conway: *Die nationalsozialistische Kirchenpolitik*, a.a.O., S. 341.
- 41 Erklärung katholischer Bischöfe in Fulda 1945. In: A. J. Ryder: *Twentieth-Century Germany*, a.a.O., S. 379; G. Bull: «The Vatican, the Nazis and the Pursuit of Justice». In: *International Affairs*, Heft 47 (1971), S. 353.
- 42 Bericht der NSV-Penzberg, 15. April 1934, HSAM/NSDAP/655.
- 43 Elisabeth Denis: «Zur Regelung der Mitgliederwerbung», 5 Juni 1935, DCV-A/349.040, Mappe 1.
- 44 Krabbel begrüßte das Konkordat mit «dankbarer Freude», fügte jedoch ihre eigenen Bedingungen hinzu. «Winterhilfe» In: *Frauenland*, EAF/55/112.
- 45 «Streng Vertraulich!» Krabbel an KDF-Zentrale, August 1933, EAF/55/69. Eine kurze biographische Skizze findet sich in Lotte Schiffler: *Die Antwort der Frau in der sich ändernden Welt*. Münster 1955, S. 130-143.
- 46 «Niederschrift zur Sitzung über die Frage des Mütterdienstes in Baden», 30. Oktober 1933, DCV-A/R580, Akten Mütterdienst. Vor dem Hintergrund dessen, was wir über Scholtz-Klinks spätere Karriere wissen, lässt sich ihre Schlussbemerkung wohl als offenes Job-Angebot an Opportunistinnen verstehen. Aus den Unterlagen geht nicht hervor, ob es «Interessentinnen» gab. Viele Lehrerinnen, die unter dem NS-Regime ihre Stelle verloren, fanden Beschäftigung innerhalb des sich rapide ausweitenden Frauen-Organisationsapparats. Im Jahr 1936 galten 60'000 Frauen als «Führerinnen», 25'000 als «Amtswaiterinnen» bei der *Deutschen Arbeitsfront* und 800 Führerinnen waren im *Frauenarbeitsdienst* tätig; vgl. «Zur Lage der deutschen Frau». In: *Die Frau*, 43. Jg., Heft 7 (April 1936), S. 432 und Erika Said:

- «Zur Situation der Lehrerinnen in der Zeit des Nationalsozialismus.» In: Frauengruppe Fascismusforschung (Hg.): *Mutterkreuz und Arbeitsbuch. Zur Geschichte der Frauen in der Weimarer Republik und im Nationalsozialismus*. Frankfurt a.M. 1981, S. 118.
- 47 Gerta Krabbel, Hermann Kiens, Elisabeth Zillken: «Richtlinien für die Teilnahme», EAF/55/69.
- 48 Bischöfliches Ordinariat Rottenburg an Reichsstatthalter, Protest gegen das Eindringen von Nazis in katholische Jugendorganisationen. 5. Juli 1933, EAF/Gla/NS 81.
- 49 «Aufgaben des KDF in der Zeit», 8. September 1933, EAF/55/69 und «Streng vertraulich!», Krabbel über Diskussionen mit Paula Siber vom RMDI an Vorstand KDF. O. J. (1933). Vgl. auch Krabbel an Präsident Kreutz, 11. Dezember 1933, DCV-A/R582. «Generalversammlung Johanneshof». Krabbel erklärt: «*Alles für Deutschland, Deutschland für Christus!*» KDF-Archiv Köln.
- 50 «Bericht», 13. Dezember 1933, EAF/55/69. Doris Kaufmann: *Katholisches Milieu in Münster 1928-1933. Politische Aktionsformen und geschlechtsspezifische Verhaltensräume*. Düsseldorf 1984, S. 160-182.
- 51 R. J. O'Neill: *The German Army and the Nazi Party. 1933-1939*, a.a.O., S. 38.
- 52 Guenter Lewy: *Die katholische Kirche*, a.a.O., S. 142-143; Joachim C. Fest: *Hitler*, a.a.O., S. 619-660.
- 53 John S. Conway: *Die nationalsozialistische Kirchenpolitik*, a.a.O., S. 114. Der britische Historiker Hugh Trevor-Roper kommentierte: «*Das Blutbad des 30. Juni 1934 enthüllte das wahre Gesicht der Herrschaft Hitlers. Es wurde deutlich, dass diese nicht nur eine Diktatur, sondern eine verbrecherische Diktatur war. [...] Der Vizekanzler [selbst ein Katholik, d. Autorin] diente weiterhin den Mördern, obwohl seine beiden Mitarbeiter ermordet wurden. Die deutsche Wehrmacht schwor gehorsam einen illegalen Eid, sich ihrem blutbefleckten Herrn persönlich zu verpflichten. Bei der nächsten Gelegenheit bestätigte das deutsche Volk nachdrücklich seine Regierung.*» Ebd., S. 113.
- 54 Joachim C. Fest: *Hitler*, a.a.O., S. 644.
- 55 Fuldaer Bischofskonferenz an Reichsministerium, 12. September 1933, unterschrieben von Bertram, EAF/B2-48/18. Diese Antwort gründete sich auf die *Casti Connubii* von Pius XI aus dem Jahr 1930. Insbesondere Gröber äusserte sich positiv zur freiwilligen Sterilisation. Niederschrift der Gespräche vom 13. November 1933 «Vertraulich» – Buttman, Gütt, Lichter, Ruttke, Rüdin mit Berning (Bischof in Osnabrück), Reiter (Präsident des Reichsgesundheitsamts), Melior, Zeiss, Gröber und Franke. Gröber «*begrüsste hierbei die in dem Gesetz enthaltenen Vorzüge, insbesondere die Absicht der Regierung, durch Ausschaltung der Erbkranken eine lebensstüchtige Nation zu schaffen*». Er pocht auf «*Sorgfalt*» seitens des Verwaltungsapparats und schliesst ebenfalls eine soziale Indikation aus. Moralgrundsatz der katholischen Kirche sei jedoch, dass der Zweck das Mittel nicht heilige. BAK/R431/764 Blatt 75. Reichskanzlei, Mikrofiche; vgl. auch Gestapo an Gröber, 7. Januar 1935, EAF/B2-48/18 und Kreutz an Gröber, 7. August 1934 über Verhandlungen mit Buttman, EAF/Gröber Nachlass/Nb 8/47. Eine hervorragende Darstellung der Verhandlungen von Ende 1934 über alle strittigen Themen und der Konzessionen Gröbers an die Reichsregierung findet sich in Klaus Scholder: *Die Kirchen und das Dritte Reich*, a.a.O., S. 627-655.
- 56 Der *Osservatore Romano* vom 9.-10. Juli 1934 bekräftigte noch einmal seine Opposition gegen die Sterilisation, dennoch gab die Regierung gegenteilige Presseerklärungen heraus, EAF/B2-48/18.

- 57 Guenter Lewy: *Die katholische Kirche und das Dritte Reich*, a.a.O., S. 284-293; vgl. Kurt Nowak: ‚Euthanasie‘ und Sterilisierung im ‚Dritten Reich‘. *Die Konfrontation der evangelischen und katholischen Kirche mit dem ‚Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses‘ und der ‚Euthanasie‘ Aktion*. Göttingen 1978, S. 161-172.
- 58 Der Freiburger Erzbischof Gröber war der Wegbereiter. «Aussprache über das Sterilisierungsgesetz im Erzbischöflichen Ordinariat Freiburg.» In: *Tagespost. Volkszeitung für Breisgau, Schwarzwald und badisches Oberland*. Nr. 24, 27. Jg. (26. Januar 1934).
- 59 Schätzungen von 1931-33 zufolge hatten 75% der Ratsuchenden juristische Fragen und 25% Fragen im Zusammenhang mit eugenischen Massnahmen. «Katholische Eheberatung». In: *Märkische Volkszeitung*, Nr. 22 (22. Januar 1933). Ausserdem kamen 60 bis 80% der Klientel aus «Mischehen» zwischen Protestanten und Katholiken.
- 60 Vgl. das *Korrespondenzblatt der Zentrale des Kath. Fürsorgevereins für Mädchen, Frauen und Kinder*, das die Frauen anwies, erbliche «Defekte» bei Kindern zu melden. Dortmund, 27. Februar 1934, DCV-A/R218/IV.
- 61 Briefe des Caritasverbandes Würzburg vom 27. April 1935 und des Caritasverbandes Paderborn vom 30. April 1935 an den *Deutschen Caritasverband* in Freiburg. DCV-A/R332, Akte Schwesternstationen 1935-1942.
- 62 *Deutschland-Berichte der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands (Sopade)*, Neuaufgabe Frankfurt a.M. Juli 1980, 4. Jg., Nr. 9 (September 1937), Teil A, S. 1311.
- 63 Pfr. J. Bächle an Erzb. Pfarramt Altheim, Dekanat Linzgau, 8. April 1936, DCV-A/R332, Akte Schwesternstationen 1935-1942.
- 64 Kreuz an Zillken, 11. Mai 1934. und Zillken an Kreuz, 12. Juli 1934, DCV-A/R218/IV. Er fuhr fort: «*Es wird heute aussichtslos sein, dass wir die Bearbeitung sämtlicher katholischer Fälle zugesichert erhalten. Unannehmbar ist für uns, dass wir nur die aussichtslosen Fälle zugesichert erhalten.*» Die Abfuhr, die er Zillken erteilte, hinderte Kreuz jedoch nicht, ihr nach dem Krieg freundlicher entgegenzutreten. 1946 bat er sie, ihm zu helfen, eine Stelle für einen Arzt zu finden, der seine Arbeit verloren hatte, weil er bei der SA gewesen war. DCV-A/R 218/IV.
- 65 Bezirksarzt Emmendingen an Riegel. 4. April 1934. EAF 48/18.
- 66 Pfarramt Rosenberg (Baden) an Erzb. Ordinariat 24. Juni 1936. Der Name der Betroffenen wird nicht preisgegeben: «*Frau. B. äusserte (sic) schon solche Absichten, eher in den Tod als zur Operation.*» EAF/B2-48/18, Blatt 9196-7.
- 67 Diese Sätze stammen aus «Die gegenwärtige Lage», EAF/B2/48/18, Bl. 1844ff; vgl. Gerta Krabbel: «Wege der Persönlichkeitsbildung durch die Katholische Frauenbewegung». In: Gertrud Ehrle: *Licht über dem Abgrund*, a.a.O., S. 10-15 und den Artikel «Ehrfurcht vor dem Menschen in der fürsorglichen Arbeit», a.a.O., S. 124-129.
- 68 «Verhandlung», 14. Oktober 1935, EAF/B2-48/18-21, Euthanasie 1940-47.
- 69 «Böswillige Äusserungen aus den Erbgesundheitsgerichten», EAF/B2-48/18-21.
- 70 Alice Platen Hallermund. *Die Tötung Geisteskranker in Deutschland*. Frankfurt a.M. 1948.
- 71 Erzbischöfliches Ordinariat an Barmherzige Schwestern, 5. Feb. 1934. Gröber bemerkte: «*Die Antragsstellung dagegen [ist] dem Katholiken nicht erlaubt.*» EAF/B2-48/19. Dieser Ordner enthält ein «Moraltheologisches Gutachten» zur Sterilisation und eine Fülle widerstreitender Briefe.
- 72 Elisabeth Denis an Scholtz-Klink, 6. März 1934, DCV-A/580, Akten Deutsches Frauenwerk.

- 73 Gertrud Scholtz-Klink, Rede vom 15. 5. 1936, mit einem Deckblatt vom 14.7.1936. BAK/R 121/253. Blatt 75-78. Ich danke Carola Sachse, die mich auf diese Rede aufmerksam gemacht hat.
- 74 Gestapo Baden an Gröber, 7. Januar 1935, EAF/B2-48/18.
- 75 John S. Conway: *Die nationalsozialistische Kirchenpolitik*, a.a.O., S. 286-289. Franklin H. Littell und Hubert G. Locke: *The German Church Struggle and the Holocaust*. Detroit 1974; vgl. auch die jetzt zugänglichen Bestände in Potsdam: Widerstand kirchlicher Vereine gegen das Sterilisationsgesetz, Jan. 1934, *Bundesarchiv Abteilung Potsdam* 15.7.1944, St. 3.
- 76 Vgl. «Die gegenwärtige Lage», Anhang 1, wo auch vermerkt ist, dass in 8'000 Fällen offiziell Protest gegen die Sterilisationsorder erhoben wurde. In 92,8% dieser Fälle war der Widerspruch erfolglos. 428 Bürger protestierten gegen die Ablehnung ihrer Anträge auf Sterilisation. Bis zum 31. Dezember 1934 hatten 179 davon Erfolg, während bei 108 anderen der Widerspruch abgewiesen wurde. Der Rest der Fälle war noch nicht entschieden. EAF/B2-48/18, Blatt 1844ff.
- 77 Briefwechsel zwischen *Reichsministerium des Inneren* und Erzbischof Conrad Gröber, Juni 1934, EAF/B2-48/18-21 und Guenter Lewy: *Die katholische Kirche*, a.a.O., S. 284-293. Kreuzt an Teusch, 12. Februar 1935, betr: Kompromiss in Sachen Sterilisation. Allan Chase: *The Legacy of Malthus. The social costs of the new scientific racism*. New York 1977. Daniel Gasman: *The Scientific Origins of National Socialism. Social Darwinism in Ernst Haeckel and the German Monist League*. London 1971. Paul Weindling: *Health, Race and German Politics Between National Unification and Nazism, 1870-1945*. Cambridge, England 1989, S. 489-564.
- 78 «Die Atmosphäre des Elternhauses». In: Gertrud Ehrle: *Licht über dem Abgrund*, a.a.O., S. 25.
- 79 Hans Müller: «Der pseudoreligiöse Charakter der nationalsozialistischen Weltanschauung», a.a.O., S. 341.
- 80 «Kindergebet» Zitiert in: Dorothee Klinksiek: *Die Frau im NS-Staat*. Stuttgart 1982, S.140.
- 81 «Kindergartenspruch», a.a.O., S. 144.
- 82 Maria Deku: «Die Gefährtin und Mutter». In: Gertrud Ehrle: *Licht über dem Abgrund*, a.a.O., S. 35.
- 83 Melita Maschmann: *Fazit. Kein Rechtfertigungsversuch*. Stuttgart 1963, S. 36.
- 84 EAF/B2/NS 35, Akte Caritas. 17. Januar 1937; vgl. auch Michael Phayer: *Protestant and Catholic Women in Nazi Germany*. Detroit 1990, S. 175-181, S. 232.
- 85 *Die kirchliche Lage in Bayern nach den Regierungspräsidentenberichten 1933-1943*. Bd. IV, Regierungsbezirk Niederbayern und Oberpfalz. Bearbeitet von Walter Ziegler. Mainz 1973, Dokument Nr. 62, S. 91-92.
- 86 Elinor Langer: *Josephine Herbst*. New York 1983, S. 213.
- 87 Ian Kershaw: *Popular Opinion and Political Dissent in the Third Reich. Bavaria 1933-1945*. Oxford 1983, S. 99. Quelle: LRA Obernburg am Main. Akte: «Kirche und Nationalsozialismus» 15. März 1937. Bericht. BA Obernburg.
- 88 *Sopade*, 4.Jg., Nr. 8 (August 1937), S. 1174.
- 89 *Berichte des SD und der Gestapo über Kirchen und Kirchenvolk in Deutschland 1934-1944*, a.a.O., S. 16-17.
- 90 Zillken an Kreuzt, 30. April 1934, DCV-A/R 218 IV.
- 91 John S. Conway: *Die nationalsozialistische Kirchenpolitik*, a.a.O., S. 204.



- 92 Dekanat Säckingen, Öflingen, 3. Juli 1933, EAF/Gla/NS81, Blatt 8999 und Pfarramt Herz Jesu Freiburg, 8. Juli 1933, ebd.
- 93 Oftersheim, 4. August 1933, EAF/Gla/NS81, Blatt 10336.
- 94 Guenter Lewy: *Die katholische Kirche und das Dritte Reich*, a.a.O., S. 195.
- 95 Exzerpt aus *Deutscher Textilarbeiter*, Nr. 27 (Juli 1934), «Ein offenes Wort für die uneheliche Mutter» in EAF/B2-48/18.
- 96 Gertrud Scholtz-Klink an Bertram, Die Fuldaer Bischofskonferenz, Krolewska Huta, KDF, 10. April 1934. DCV-A/R582. In diesem Fall bat die Schreiberin um die Mitwirkung der Bischöfe bei einer Massnahme zur Ferien-Verschickung deutschstämmiger Kinder aus nicht-deutschen Gebieten in deutsche Familien.
- 97 Elisabeth Denis an Kreuzt, 16. Juni 1934, EAF/55/112; vgl. Briefe von 1939 in HSAK/Bestand 1187/K26/2.
- 98 KDF Straubing an Gräfin Soreti-Yrsch, 15. Dezember 1933, Bischöfliches Zentralarchiv Regensburg, BZR/OA 613. Christine Teusch, ehemalige Reichstagsabgeordnete und jahrzehntelang eine prominente Figur in der katholischen Politik, appellierte direkt an Erzbischof Gröber um mehr Geld und mehr Unterstützung. Teusch an Gröber, 23. Mai 1934. Ebd.
- 99 «Sammelaktion Mutter und Kind.» Bericht aus Penzburg, 4. Juni 1934, HSAM/ NSDAP /655.
- 100 Elsbeth Böhmer an Zillken, Heidelberg, 4. Juli 1934, DCV-A/R218 IV.
- 101 Walter Buch: «Gedanken um das Familienrecht». In: *Deutsches Recht. Zentralorgan des Bundes Nationalsozialistischer Deutscher Juristen*, Nr. 7, 4.Jg. (10. April 1934), S. 145-148. Protest der Fuldaer Bischofskonferenz gegen den Angriff auf die Ehe, 23. November 1934, Breslau. EAF/B2-48/18.
- 102 Bericht, Generalversammlung des KDF, 24. Juni 1937, EAF/55/70. Krabbel meinte jedoch: «Das Religiöse steht wohl im Vordergrund unserer Arbeit. Wir dürfen es aber nicht zu eng auffassen.»
- 103 Brief d. Fuldaer Bischöfe, Breslau, 23. Nov 1934; Ausschnitte aus nazifreundlichen Zeitungen und Zeitschriften, Brief der Gestapo an Gröber, 7. Januar 1935, und Protest aus Fulda, 14. Februar 1934, EAF/B2-48/18.
- 104 «Erlass des Reichs- und Preussischen Ministers des Innern vom 3.7.1935», Betr.: Mütter-schulung des Reichsmütterdienstes im Deutschen Frauenwerk, DCV-A/CAIX, 17. «Begründung für die konfessionelle und Ablehnung einer allgemein interkonfessionell durchgeführten Mütterschulung», Referate Kinder- und Jugendfürsorge im Deutschen Caritasverband, Freiburg, 2. November 1934, DCV-A/R580.
- 105 DCV an Krabbel, 21. Dezember 1934, DCV-A/R580, Akten Deutsches Frauenwerk.
- 106 Reichsgemeinschaft der Elisabeth- und Frauenvinzenz-Vereine Deutschlands, Dr. Maria Bornitz an Prälat Dr. B. Kreutz, Berlin, 28. Januar 1937, DCV-A/349/Fasz.3, Akte Berlin.
- 107 Emma Haas und Maria Kuenzer, Freiburg, 17. November 1934. EAF 55/69. Klara Phillipp an Gröber, 5. März 1934, ebd. bittet um mehr Geld. Wie, so fragte sie und Dutzende weiterer Frauenführerinnen, sollten die Frauen die Kinder aus dem Einflussbereich der Nazis heraushalten, wenn sie kein Geld hatten?
- 108 «Zur Mütterschulung», maschinengeschriebenes Dokument, DCV-A/R580, Akte Mütterschulung, S. 1. «Einheitlichkeit und Geschlossenheit der deutschen Volksgemeinschaft.» In: «Zur Frage eines Deutschen Mütterdienstes», DCV-A/R580. Bei einer nationalen Versammlung am 15. Oktober 1935 setzte der KDF neue Prioritäten für seine Selbstverteidi-

- gungs-Kampagne: Es gelte, den persönlichen Glauben zu vertiefen, die Familie zu stärken und auch ledige Frauen anzusprechen, und die Arbeit weniger sichtbar, aber umso entschlossener fortzusetzen. Pacelli gratulierte den Frauen zu dieser Zielsetzung.
- 109 John S. Conway: *Die nationalsozialistische Kirchenpolitik*, a.a.O., S. 195.
- 110 Statistisch gesehen bedeutete das, dass im Jahr 1933 von 7'529'000 in Frage kommenden Jugendlichen nur 2'292'041 tatsächlich beitraten. Nach 1933 war der Zuwachs bei den Mädchen grösser als bei den Jungen, aber 1935 wurde er wieder kleiner. Andererseits traten etwa 90% der im Jahr 1926 geborenen Kinder der Hitlerjugend bei. J. Noakes/G. Pridham (Hg.): *Nazism 1919-1945. A History in Documents and Eyewitness Accounts*. Volume I, The Nazi Party, State and Society 1919-1939. New York 1974, S. 421. Dagmar Reese: «Bund deutscher Mädels: Zur Geschichte der weiblichen deutschen Jugend im Dritten Reich». In: *Mutterkreuz und Arbeitsbuch*, a.a.O., S. 173-174. Bei Schüler/\*inne/n von Privatschulen lag die Mitgliederquote weit niedriger als bei Schüler/\*inne/n öffentlicher Schulen: so etwa im Jahr 1935 bei 59% gegenüber fast 90%.
- 111 Michael Kater: *The Nazi Party*. Cambridge 1983.
- 112 3,5% erklärten sich für «gottgläubig», während 1,5% angaben, Atheisten zu sein. John S. Conway: *Die nationalsozialistische Kirchenpolitik*, a.a.O., S. 247.
- 113 Arno Klönne: *Gegen den Strom. Bericht über den Jugendwiderstand im Dritten Reich*. Hannover/Frankfurt a.M. ohne Jahr (1957?), S. 50.
- 114 *Sopade*, 4.Jg., Nr. 2 (Februar 1937), S. 252-253.
- 115 Mabeth von Treuberg, an Kreisleiter Pg Kammerer, Berchtesgaden, 1.Juni 1937. HSAM/NSDAP/348.
- 116 Baronin O'Bryn vor der «Generalversammlung des KDF Dresden», Bericht in: *Die Sächsische Volkszeitung* (26. Januar 1934).
- 117 Vgl. Scholtz-Klink-Rede vom 2. und 3. November 1935, EZA/1/C3/184, Bl. 381-2. Hilgenfeldt hielt es vor dem 19. Mai 1940 nicht für nötig, offiziell aus der evangelischen Kirche auszutreten. Beide benutzten das Wort «gottgläubig». BDC, Personalakte.
- 118 Hermann Rauschning: *Gespräche mit Hitler*. Wien 1973, S. 53-54.
- 119 Hildegard Kotze/Helmut Krausnick: «*Es spricht der Führer*». 7 exemplarische Hitler-Reden. Gütersloh 1966, S. 160. Ein Resümee der psychiatrischen Einschätzungen des Geisteszustands Hitlers gibt Robert Waite: *The Psychopath God Adolf Hitler*, a.a.O., S. 348-362 und S. 396-397. Waite bemerkt: «[...] Seine gesplittete Psyche hatte den zwanghaften Drang, widersprüchliche Befehle zu erteilen; zu zerstören und zu erhalten, den Sieg zu fordern, aber die Niederlage herauszufordern.» S. 397. Paradoxerweise hatte Hitler trotz seiner monomanischen Überzeugung von seiner «Bestimmung» nicht das Vertrauen in die Vorsehung, dass sie ihm auch genügend Zeit beschere würde, um seine Mission zu erfüllen. Während seiner 12jährigen Herrschaft wurde er immer abhängiger von den Mitteln, die ihm sein Leibarzt Dr. Morell verordnete, und ausserdem entwickelte er sich zum fanatischen Vegetarier.
- 120 Weitere Mitglieder der Abteilung waren: Adolf Eichmann, drei ehemalige katholische Priester und ein evangelischer Pastor. John S. Conway: *Die nationalsozialistische Kirchenpolitik*, a.a.O., S. 187.
- 121 Guenter Lewy: *Die katholische Kirche und das Dritte Reich*, a.a.O., S. 187.

- 122 Rosenberg-Rede in Hannover am 22. Januar 1934. Zitiert in John S. Conway: *The Nazi Persecution of the Churches. 1933-1945*. London 1968, S. 95.
- 123 Hitler, zitiert in Kotze/Krausnick: *«Es spricht der Führer»*, a.a.O., S. 159.
- 124 Zwischen 1937 und 1939 sagten sich 286'000 Katholik/\*inn/en von der Kirche los. Guenter Lewy: *Die katholische Kirche und das Dritte Reich*, a.a.O., S. 402.
- 125 *Sopade*, 4. Jhg, Nr. 2 (Februar 1937), S. 157-158.
- 126 Krummacher: «Regelung des Ausgleichs-Wesens», BAK/NS 44/55.
- 127 «Bericht», KDV Generalversammlung, 26. April 1937, EAF/EOA/55/70 und HASK/1187/K 26/5, Stellenvermittlung.
- 128 Briefwechsel zwischen Elisabeth Denis und Bischof v. Ermland, zwischen August 1937 u. Januar 1939. HASK/1187/K 26/2.
- 129 *Frauenland*, Düsseldorf, Gestapo Akte, 52792.
- 130 Brief von Zillken an Kreuzt, 15. März 1937, DCV-A/R218 IV.
- 131 «Zur Lage des Vereins katholischer deutscher Lehrerinnen, Ende 1936.» Doppelmitgliedschaft, HASK/1187/K 26/2.
- 132 «Dem Glauben ist das Dunkel wesentlich». In: Gertrud Ehrle: *Licht über dem Abgrund*, a.a.O., S. 22-23.
- 133 «Zur Lage des Vereins katholischer deutscher Lehrerinnen, Ende 1936», HASK/1187/K 26/2. VkdL 1936-37. Dieser Bericht schätzt, dass über 40% aller katholischen Lehrerinnen in Bayern unter dem Druck aufgaben und dass der Anteil reichsweit bei 26,2% lag.
- 134 Brief an Elisabeth Denis, 24. Feb 1947. DCV-A/172/M2.
- 135 «Reichsministerium des Inneren an den Stellvertreter des Führers», 10. März 1939, BAK/R 4311/561 a, Bl. 83.
- 136 *Reichsministerium des Inneren*, Meldung, 16. Juni 1939, S. 147-150. 80'000 Nonnen arbeiteten für karitative Zwecke; 40'000 qualifizierte katholische Fachkräfte waren in katholischen Einrichtungen tätig, und viele hunderttausend Freiwillige leisteten unbezahlte Arbeit in katholischen Organisationen, Bertram: «Grundsätzliche Erklärung», o.J. (nach 1939), BAK/R 43 II/526b, Bl. 112.
- 137 Conrad, 29. März 1940, EAF/55/69, KDF. Die Konservativen nahmen die Restauration des religiösen Charakters der Frauenarbeit mit besonderer Freude auf. Sie hatten nämlich schon vor 1933 die übermäßige Säkularisierung und Konzentration auf die praktische Sozialarbeit beklagt; vgl. auch Gerta König: «Das Wachsen des Christlichen Menschen in der Familie», 30. November 1939, EAF/55/69, KDF.
- 138 Mathilde von Thiel: «Lebenserinnerungen», geschrieben 1977. VkdL Archiv, Essen.
- 139 Franziska Dühr an VkdL Essen, 17. August 1977 und Emmerich an Dühr 22. August 1977. VkdL Archiv, Essen; vgl. auch HASK/1187/K26/2 über den VkdL in den Jahren 1936-37 sowie den Bericht über eine geheime Tagung im Jahr 1937 in BAK/NS 12/264.
- 140 Hannah Becker ist ein geänderter Name.
- 141 Gestapo Leitstelle Düsseldorf, *Hauptstaatsarchiv Düsseldorf* (im Folgenden abgekürzt als HSAD), RW 58/16,613,
- 142 Variationen dieses Briefs kursierten überall, diese hier stammt aus Kalkum/1004/1375. Goebbels Tagebucheintrag vom 3. März 1942. In: Louis P. Lochner (Hg.): *Goebbels Tagebücher aus den Jahren 1942-43 mit anderen Dokumenten*. Zürich 1948, S. 108. *Berichte des SD und der Gestapo über Kirchen und Kirchenvolk in Deutschland 1934-1944*, darin: Meldungen aus dem Reich Nr. 207, 31. Juli 1941, a.a.O., S. 548-549 und Nr. 267, 12. März 1942, S. 628-629.

- 143 Kardinal Michael Faulhaber: «Ein Trostwort des Oberhirten», 28. September 1942, Gestapo-Leitstelle Düsseldorf, HSAD/RW 58/Horion/Blatt 12.
- 144 Maria Kaufmann ist ein geänderter Name; Gespräch mit der Autorin. HSAD/RW 58/66,035. Bericht über Emma Horion, Herbst 1942.
- 145 Bericht über das Treffen der «Mitternachtskommission», Gestapo Leitstelle, HSAD/RW 58/49,539; Akten über Heinrich Schmidt (geänderter Name), Duisburg, 1. Vorsitzender des Kriegerdankbundes Berlin.
- 146 Gröber an Innenminister von Baden, 14. August 1940; vgl. auch den Brief der Württ. Ev. Landeskirche an Conti, 21. Sept 1940 im selben Ordner. EAF/EOA/48/21.
- 147 Ian Kershaw: *Popular Opinion and Political Dissent*, a. a. O., S. 337. Archivquelle: München, IfZ, Nbg.-Dok. D-906/7-906/27.
- 148 Sr Anna Bertha Königsegg, e.h. an Reichsverteidigungskommissar, Salzburg, 23. August 1940, EAF/B2-48/21, Bl. 79.
- 149 Marja Kubasec: *Sterne über dem Abgrund. Aus dem Leben der Antifaschistin Dr. Maria Grollmuß*. Bautzen 1961, S. 45-47.
- 150 Kurt R. Grossmann: *Die unbesungenen Helden. Menschen in Deutschlands dunklen Tagen*. Berlin-Grunewald, 2. veränderte und ergänzte Auflage 1961, S. 100-102. Lucy Maas Friedmann, unveröffentl. Manuskript, LBI. Dr. Margarete Sommer begann 1940 zusammen mit dem Bischof von Berlin, am Aufbau einer «Hilfsstation» für Juden zu arbeiten, und organisierte heimliche Mütterversammlungen, um der NS-Propaganda in den Schulen zu wehren. H. D. Leuner: *Gerettet vor dem Holocaust*, a. a. O., S. 190-193. *Berichte des SD und der Gestapo über Kirchen und Kirchenvolk*, Bericht Nr. 267 vom März 1942, a. a. O., S. 237. In einer Predigt rief Gröber zum Widerstand gegen die Invasion des religiösen Lebens durch die Nazis auf. Er erklärte: «Durch verräterische Judasseelen ist Christus und seine Kirche schon oft verraten worden [...] Aber immer trug dies nur dazu bei, das Reich Gottes zu vergrößern.»
- 151 Michael Phayer: *Protestant and Catholic Women in Nazi Germany*, a. a. O., S. 204-221.
- 152 Ludwig Volk: «Kardinal Faulhabers Stellung zur Weimarer Republik und zum NS-Staat.» In: *Stimmen der Zeit. Monatschrift für das Geistesleben der Gegenwart*, 177. Band, Freiburg (1966), S. 184. Kardinal Michael Faulhaber: *Judentum, Christentum, Germanentum. Adventspredigten gehalten in St. Michael zu München 1933*. München ohne Jahr.
- 153 Erna Becker-Cohen, LBI Archiv.
- 154 Autobiographie von Martha Schulz (geänderter Name) Gestapo Leitstelle Düsseldorf, HSAD/RW 58/9,320/Blatt 7-11.
- 155 Waltraud Herbstrith (Sr. Teresia a Matre Dei OCD) (Hg.): *Edith Stein: Ein neues Lebensbild in Zeugnissen und Selbstzeugnissen*. Freiburg/Basel/Wien 1983. H. D. Leuner: *Gerettet vor dem Holocaust*, a. a. O., S. 190 und Annedore Leber: *Das Gewissen steht auf. 64 Lebensbilder aus dem deutschen Widerstand 1933-1945*. Berlin/Frankfurt a. M., 8. Auflage 1959, S. 181-182. Robert M. W. Kempner: *Edith Stein und Anne Frank. Zwei von hunderttausend. Die Enthüllungen über die NS-Verbrechen in Holland vor dem Schwurgericht in München*. Freiburg 1968.

## Jüdische Frauen zwischen Überleben und Tod

- 1 So stammen beispielsweise von den 66 Erinnerungsberichten im Leo Baeck Institut 22 und von den 68 Berichten über Konzentrationslager 26 von Frauen. Ich danke Marion Kaplan für diese Information; vgl. zu diesem Thema allgemein meinen kurzen Aufsatz «Courage and Choice among German-Jewish Women and Men», in einer Materialiensammlung, die bei der Leo Baeck Konferenz zum Thema «Juden in Deutschland» in Berlin im Jahr 1985 vorgelegt wurde. Veröffentlicht in: Arnold Paucker (Hg.): *Die Juden im Nationalsozialistischen Deutschland 1933-1943*. Schriftenreihe wissenschaftlicher Abhandlungen des Leo Baeck Instituts. Tübingen 1986, S. 283-293.
- 2 Marion A. Kaplan: *Die jüdische Frauenbewegung in Deutschland. Organisation und Ziele des Jüdischen Frauenbundes 1904-1938*. Hamburg 1981, S. 40-41.
- 3 Rahel Straus: «Moderne Frauenprobleme.» In: *Blätter des Jüdischen Frauenbundes*, VI. Jg., Heft 2 (Februar 1930), S. 1 (im Folgenden *BJF*), vgl. Rahel Straus: *Wir lebten in Deutschland: Erinnerungen einer deutschen Jüdin. 1880-1933*. Stuttgart 1962.
- 4 Dr. Else Rabin: «Was sollen wir tun?» In: *BJF*, IX. Jg., Heft 9 (September 1933), S. 1-2.
- 5 Interviews mit Ilse Wischnia, Worcester, Massachusetts, 1983 und mit Charlotte Blaschke, North Easton, Massachusetts, 1986.
- 6 Frances Henry: *Victims and Neighbors. A Small Town in Nazi Germany Remembered*. South Hadley, Massachusetts 1984, S. 62. Die Zahl der Juden, die nicht-jüdische Partner heirateten, stieg von 8% im Jahr 1910 auf 23% im Jahr 1929. In Städten heiratete jeder dritte Jude einen andersgläubigen Partner.
- 7 Comité des Délégations Juives (Hg.): *Die Lage der Juden in Deutschland. Das Schwarzbuch-Tatsachen und Dokumente*. Frankfurt a.M./Berlin/Wien 1983, S. 76, erstmalig veröffentlicht 1934. Das bedeutete zwar einen dramatischen Anstieg gegenüber den 200 «Mischehen» der Jahre 1831-1840, stellte aber für die meisten Christen keine «Bedrohung» dar. Die Verfasser dieses Reports bemerken, dass aus der Hälfte aller Mischehen keine Kinder hervorgingen, so dass vieles dafür sprach, dass sich die «Judenfrage» von selbst erledigen würde. Die Zahl der Personen, die sich offiziell vom Judentum lossagten, stieg von 150 pro Jahr im Zeitraum 1831-1840 auf 8'000 jährlich im Zeitraum 1921-1930.
- 8 Karl A. Schleunes: *The Twisted Road to Auschwitz. Nazi Policy Toward German Jews 1933-1939*. Urbana/Chicago/London 1970, S. 70. H.G. Adler: *Der verwaltete Mensch. Studien zur Deportation der Juden aus Deutschland*. Tübingen 1974, S.278-281. Adler bemerkt, dass in der revidierten Fassung des «Reichsbürgergesetzes» von 1935 der Begriff «Jude» nicht ein einziges Mal vorkommt.
- 9 Edward N. Peterson: *The Limits of Hitler's Power*. Princeton 1969, S. 265 und Comité des Délégations Juives (Hg.): *Die Lage der Juden in Deutschland*, a.a.O., S. 93-119.
- 10 Lucy Maas-Friedmann: «Erinnerungen», II. Band, S. 4, LBI.
- 11 Gerda Szepansky: *Frauen leisten Widerstand: 1933-1943. Lebensgeschichten nach Interviews und Dokumenten*. Frankfurt a.M. 1983, S. 149-150 und S. 155. Diese Darstellung versäumt es, darauf hinzuweisen, wie überaus selten solch spontane Hilfe war. Wie Donald L. Niewyk gezeigt hat, waren zwar die meisten Deutschen keine regelrechten Antisemiten, aber die weitverbreiteten Vorurteile dämpften doch ihr Mitgefühl für die jüdischen Opfer. Die Nazis konnten also mit ihren rassistischen Parolen die hartgesottenen Antisemiten ansprechen, ohne befürchten zu müssen, dadurch eine grössere Zahl potentieller Anhänger zu

- verlieren. *The Jews in Weimar Gemany*. Baton Rouge, Louisiana 1980, S. 81. Ian Kershaw resümierte das spätere Stadium dieser Realität mit den Worten: «Die Strasse nach Auschwitz war vom Hass erbaut, aber mit Gleichgültigkeit gepflastert.» In: *Popular Opinion and Political Dissent in the Third Reich: Bavaria 1933-1945*. Oxford 1983, S. 277.
- 12 Gottfried Feder: *Das Programm der NSDAP und seine weltanschaulichen Grundgedanken*. München, 20. Auflage 1930, S. 19.
- 13 Was diesen Punkt anbelangt, standen zwei Facetten der Persönlichkeit Hitlers in Widerspruch zueinander: Sein inbrünstiger Judenhass und sein politisches Savoir faire, das zu graduellem Vorgehen mahnte. Karl A. Schleunes: *The Twisted Road to Auschwitz*, a.a.O., S. 60-65.
- 14 *The Times*, London (3. April 1933).
- 15 «Reisebeobachtungen», EZA/1/C 3/170.
- 16 Ian Kershaw: «Antisemitismus und Volksmeinung. Reaktion auf die Judenverfolgung.» In: Martin Broszat/Elke Fröhlich (Hg.): *Bayern in der NS-Zeit*. Band II, Herrschaft und Gesellschaft im Konflikt. München/Wien 1979, S. 297. Lawrence T. Stokes: «The German People and the Destruction of the European Jews.» In: *Central European History*, Volume 6, Nr. 2 (Juni 1973), S. 173. Sarah Gordon: *Hitler, Germans, and the «Jewish Question»*. Princeton, N.J. 1984, S. 168 ff.
- 17 *LBI News*, 45 (Winter 1983), S. 3.
- 18 Marta Appel (geb. Insel). In: Monika Richarz (Hg.): *Jüdisches Leben in Deutschland. Selbstzeugnisse zur Sozialgeschichte 1918-1945*. Stuttgart 1982, S. 232.
- 19 Toni Lessler: «Mein Leben in Deutschland vor und nach dem 30. Januar 1933.» Manuskript ME 593, LBI.
- 20 Leonard Baker: *Hirt der Verfolgten. Leo Baeck im Dritten Reich*. Stuttgart 1982, S. 210-211. Gordon Charles Zahn: *Die deutschen Katholiken und Hitlers Kriege*. Graz/Wien/Köln 1965, zeigt eindringlich den Kontrast zwischen mutigen Individuen und feigen Institutionen während des Zweiten Weltkriegs.
- 21 Hilde Hannah Siche, in: «My Life in Germany Before and After 1933.» Houghton Library, Harvard University, BMS Ger 91 (212).
- 22 Martin Buber: «Unsere Pflicht!» In: *BJF*, IX. Jg., Heft 5 (Mai 1933), S. 2-3.
- 23 Margarete Edelheim: «Neue Mitarbeiterinnen.» In: *BJF*, IX. Jg., Heft 7 (Juli 1933), S. 1.
- 24 Hedwig Muschkablatt: «Aus Verbänden...», Generalversammlung der Ortsgruppe Köln. In: *BJF*, IX. Jg., Heft 6 (Juni 1933), S. 13.
- 25 Margarete Edelheim: «Neue Mitarbeiterinnen», a.a.O., S. 1.
- 26 Bertha Pappenheim, Bettina Brenner, Paula Ollendorff, Dr. Margarete Berent und Hannah Karminski, Brief vom 10. Mai 1933 an Agnes von Zahn-Harnack. In: *BJF*, IX. Jg., Heft 6 (Juni 1933), S. 12.
- 27 Hedwig Muschkablatt, Caros Ansprache in Köln am 2. Mai 1933 zitierend. In: *BJF*, IX. Jg., Heft 6 (Juni 1933), S. 12-13.
- 28 Bertha Pappenheim: «Der Einzelne und die Gemeinschaft.» In: *BJF*, IX. Jg., Heft 6 (Juni 1933), S.1.
- 29 Lotte Paepcke: *Unter einem fremden Stern. «Ich wurde vergessen»* Bühl-Moos 1989, S.24.
- 30 Vgl. Raul Hilberg: *Die Vernichtung der europäischen Juden. Band 1*. Frankfurt a.M., durchgesehene und erweiterte Auflage 1990, S. 17-20.
- 31 In diesen frühen Gesetzen kommt das Wort «Jude» gar nicht vor. Stattdessen wird mit dem

- vagen Terminus «Nicht-Arier» operiert. Im «Gesetz zum Schutze des deutschen Blutes und der deutschen Ehre» vom 15.9.1935 heisst es «Reichsbürger sind nur Staatsangehörige deutschen oder artverwandten Blutes.» Vgl. Raul Hilberg: *Die Vernichtung der europäischen Juden*, a.a.O., v. a. S. 69-84 und Joseph Walk (Hg.): *Das Sonderrecht für die Juden im NS-Staat. Eine Sammlung der gesetzlichen Massnahmen und Richtlinien – Inhalt und Bedeutung*. Heidelberg/Karlsruhe 1981. Lothar Gruchmann: «„Blutschutzgesetz“ und Justiz. Zur Entstehung und Auswirkung des Nürnberger Gesetzes vom 15. September 1935.» In: *Vierteljahrshefte für „Zeitgeschichte*, 31. Jg., 3. Heft (Juli 1983), S. 418-442.
- 32 Karl A. Schleunes: *The Twisted Road to Auschwitz*, a.a.O., S. 109.
- 33 Mary Feldsteiner, Dia-Vortrag bei der Berkshire Conference on Women's History, Smith College, 1984.
- 34 Klaus Mann: *The Turning Point. Thirty-Five Years in this Century*. London 1942, S.270.
- 35 Gespräch mit der Verfasserin, Worcester, Massachusetts, 1983.
- 36 Vgl. Bruno Blau: «The Last Days of German Jewry.» In: *YIVO Annual of Jewish Social Science* 8, S. 197-204. Der Anteil der Juden an der deutschen Gesamtbevölkerung sank von 1,05% im Jahr 1871 auf 0,9% im Jahr 1925. Während der zwanziger Jahre stellten Juden 4,29% der Einwohner Berlins, 6,3% der Frankfurter Einwohnerschaft und 4,17% der Einwohnerschaft Breslaus. Etwa die Hälfte aller Juden in Deutschland waren im Handel und Bankwesen tätig. Unter den nicht-jüdischen Deutschen betrug der entsprechende Anteil 12%. Vergleicht man jedoch nur urbane Populationen, wird der Unterschied geringer: In den grossen Städten waren 23% aller Nicht-Juden, im Handel und Bankwesen tätig. Etwa 26% aller Juden in Preussen arbeiteten in Industrie und Handwerk, gegenüber 52% aller Nicht-Juden in den Grossstädten. 6% der erwerbstätigen Juden waren im Öffentlichen Dienst und in freien Berufen tätig. Dem stehen 7% aller Nicht-Juden in den Grossstädten gegenüber. Diese Zahlen stammen aus Comité des Délégations Juives: *Die Lage der Juden in Deutschland*, a.a. O., S. 81-83, Karl A. Schleunes: *The Twisted Road to Auschwitz*, a.a.O., Frances Henry: *Victims and Neighbors*, a.a.O. und Werner Rosenstock: «Exodus 1933-1939. A Survey of Jewish Emigration from Germany.» In: *Publications of the Leo Baeck Institute of Jews from Germany*. Year Book I. London 1956, S.373-390.
- 37 Jochen Köhler: *Klettern in der Grossstadt. Volkstümliche Geschichten vom Überleben in Berlin 1933-1945*. Berlin, 2. Auflage 1981, S. 120.
- 38 Joseph Goebbels: *Revolution der Deutschen. 14 Jahre Nationalsozialismus*. Oldenburg 1933, S. 158.
- 39 Karl A. Schleunes: *The Twisted Road to Auschwitz*, a.a.O., S. 114.
- 40 Ian Kershaw: *Popular Opinion and Political Dissent in the Third Reich*, a.a.O., S. 33-55. Comité des Delegations Juives: *Die Lage der Juden in Deutschland*, a.a.O., S.292 ff.
- 41 Interview mit der Verfasserin, 1967.
- 42 Interview mit der Verfasserin, Juli 1983.
- 43 Ich habe gegenüber Marion Berghan, der Verfasserin von *German Jewish Refugees in England: The Ambiguities of Assimilation*, London 1984, mein Erstaunen darüber geäussert. Sie erklärte, die von ihr befragten Juden hätten im Normalfall ihr Eigentum zurückerhalten, da sie es verlässlichen «arischen» Freunden anvertraut hätten. Lediglich die offiziellen staatli-

- chen Transaktionen hätten nicht rückgängig gemacht werden können, da sie trotz allem legal gewesen seien.
- 44 Alice Salomon: *Charakter ist Schicksal. Lebenserinnerungen*. Weinheim/Basel 1983, S. 257.  
Ruth Gay: «What I Learned About German Jews.» In: *American Scholar* (Herbst 1985), S. 467-484.
- 45 Karl A. Schleunes: *The Twisted Road to Auschwitz*, a.a.O., S. 186. In Zahlen bedeutete das einen Anstieg von 52'000 auf 74'000 in der Altersklasse über 65.
- 46 Monika Richarz: *Jüdisches Leben in Deutschland*, a.a.O., S. 237. Von Anthropologen wurde bereits auf die zunehmende Bedeutung weiblicher Fähigkeiten unter den Bedingungen rassistischer Unterdrückung hingewiesen; vgl. Shirley Ardener: *Women and Space: Ground Rules and Social Maps*. New York 1981, darin besonders Rosemary Ridd's Aufsatz über die schwarzen Frauen in Südafrika.
- 47 Frances Henry: *Victims and Neighbors*, a.a.O., S. 110.
- 48 Lucy Maas-Friedmann: «Erinnerungen», Manuskript ME 08, LBI.
- 49 Ruth Nebel: «The Story of Ruth» In: Renate Bridenthai/Atina Grossmann/Marion Kaplan (Hg.): *When Biology Became Destiny. Women in Weimar and Nazi Germany*. New York 1984, S. 334.
- 50 Zit. in Karl A. Schleunes: *The Twisted Road to Auschwitz*, a.a.O., S. 107-108. Um dieser Hetze im öffentlichen Erziehungswesen zu begegnen, taten die jüdischen Lehrer/\*innen ihr Bestes, die Kinder in einem für sie verständlichen jüdischen Geist zu erziehen und in ihrer jüdischen Identität zu stärken. 22. November 1937, Staatsarchiv Nürnberg, Reg. v. M.F. /K1388/4815.
- 51 Inge Deutschkron: *Ich trug den gelben Stern*. Köln 1978, S. 7.
- 52 Margarete Buber-Neumann: *Kajkas Freundin Milena*. München 1963, S. 174-176.
- 53 Frances Henry: *Victims and Neighbors*, a.a.O., S. 69. Marion Berghan: *German-Jewish Refugees*, a.a.O., S. 74.
- 54 Frances Henry: *Victims and Neighbors*, a.a.O., S. 92.
- 55 Werner Rosenstock: «Exodus 1933-1939. A Survey of Jewish Emigration from Germany.» a.a.O., S. 373-390 und Uwe Dietrich Adam: *Judenpolitik im Dritten Reich*. Düsseldorf 1972, S. 122-123.
- 56 Comité des Delegations Juives: *Die Lage der Juden*, a.a.O., S. 76ff und H.G. Adler: *Der verwaltete Mensch*, a.a.O., S. 281-282.
- 57 Ilse Blumenthal-Weiss: «Erinnerungen.» Manuskript ME 128, LBI.
- 58 Kurt Meier: *Kirche und Judentum. Die Haltung der evangelischen Kirche zur Judenpolitik des dritten Reiches*. Göttingen 1968, S. 13. Guenter Lewy: *Die katholische Kirche und das Dritte Reich*. München 1965, S. 294-337.
- 59 Rita Thalmann/Emmanuel Feinermann: *Die Kristallnacht*. Frankfurt a.M. 1987, S. 41 ff. Max Auwerbuch, zuerst Mitglied einer deutsch-jüdischen Jugendorganisation und später Ingenieur in Israel, erklärte mir, das Wort «Kristallnacht» sei nur ein weiterer Nazi-Euphemismus, wohl in Anlehnung an die «Kristallnacht» entstanden, in der die Anarchisten das Weltausstellungspalais in London in die Luft sprengten.
- 60 Frances Henry: *Victims and Neighbors*, a.a.O., S. 117.
- 61 Max Domarus: *Hitler. Reden und Proklamationen 1932-1945*, Bd. II. Würzburg 1963, S. 1058.
- 62 *Hitlers Politisches Testament. Die Bormann Diktate vom Februar und April 1945*. Mit einem Essay von Hugh R. Trevor-Roper und einem Nachwort von André François-Poncet. Hamburg 1981, S. 69.



- 63 Rosalyn Mannowitz: *Reflections on the Holocaust*. Washington Heights/New York 1978, S. 98.
- 64 In ganz Deutschland belief sich die Zahl auf 193, aber wenn man die vor 1933 verhafteten Juden außer acht läßt, reduziert sie sich auf 188. Lucien Steinberg: *Not as a Lamb; the Jews Against Hitler*. Farnborough, Eng. 1974. Jizchak Schwersenz/Edith Wolff: «Jüdische Jugend im Untergrund. Eine zionistische Gruppe in Berlin während des Zweiten Weltkriegs. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte*. Beilage zur Wochenzeitung *Das Parlament*, 31. Jg., Nr. 15-16 (11. April 1981), S. 16-38.
- 65 Jeremy Noakes/Geoffrey Pridham (Hg.): *Documents of Nazism: 1919-1945*. Band 1. New York 1974, S. 521-568; vgl. auch Uwe Dietrich Adam: *Judenpolitik im Dritten Reich*, a. a. O.
- 66 Gertrud Wickerhauser Lederer, in: «My Life in Germany Before and After 1933.» Houghton Library, Harvard University, BMS Ger 91 (130), Bl. 94.
- 67 Claude Lanzmann: *Shoah*. Mit einem Vorwort von Simone de Beauvoir. Düsseldorf 1986, S. 74. Leonard Gross: *Versteckt. Wie Juden in Berlin die Nazi-Zeit überlebten*. Reinbek bei Hamburg 1983, S. 10-17. Im vor-nationalsozialistischen Berlin hatten 160 000 Juden gelebt, nach 1942 waren es noch 40 000.
- 68 Ida Jausson-Frank: «Rückblick, Erinnerungen.» ME 337, S. 27, LBI.
- 69 Wahrscheinlich hatten Frauen die besseren Chancen, Beschützer zu finden, da jeder Mann unter 45, der nicht in Uniform war (oder eine kriegswichtige Tätigkeit vorweisen konnte) sofort Argwohn weckte. Außerdem hatten in der männerbeherrschten deutschen Gesellschaft nicht-jüdische Männer mit jüdischen Frauen eher Einfluß auf NS-Funktionäre als nicht-jüdische Frauen mit jüdischen Männern. So gehörten selbst im Dezember 1942 offenbar immer noch einige wenige «Mischlinge» der *NS-Frauenschaft* an. Ich danke Marion Kaplan dafür, daß sie mich auf folgende Quelle hingewiesen hat: Joseph Walk: *Das Sonderrecht für die Juden im NS-Staat*, a. a. O., S. 393. Else Sara Mueller (geb. Cohnen), geschieden und arbeitslos, aber seit 1933 Mitglied der *NS-Frauenschaft* und Funktionärin der NSV, ist ein typisches Beispiel für die irrije Überzeugung vieler Jüdinnen und Juden, ihr nationalsozialistisches Engagement würde sie schützen. HSAD/Gestapo/RW/9,320.
- 70 Diese beiden Ausdrücke spiegeln rassistische Verachtung gegenüber «minderwertigen» passiven Männern und sexistische Frauenverachtung wider. Das Wort «Schmuckstück» spielt auf die Doppelbedeutung von Schmuck an: Juwel und Penis.
- 71 Video-Interview durch das *Oral History of the Holocaust*-Projekt der Universität Yale.
- 72 Hanna Lévy-Haas: *Vielleicht war das alles erst der Anfang. Tagebuch aus dem KZ Bergen-Belsen 1944-1945*. Berlin 1979, S. 10-11.
- 73 Ebd.,
- 74 Hannah Karminski an Dr. Schäffer, Briefe vom 25. 6. 1942 und 24. 7. 1942. Wiederabgedruckt in: *Publications of the Leo Baeck Institute of Jews from Germany. Year Book II*. London 1957, S. 310-312. Marion A. Kaplan beendet ihr Buch *Die jüdische Frauenbewegung in Deutschland* mit dieser Passage, a. a. O., S. 333.
- 75 Gertrud Staewen in: Angelika Schmidt-Biesalski: *Lust, Liebe, und Verstand. Protestantische Frauen aus fünf Jahrhunderten*. Gelnhausen/Berlin/Stein 1981, S. 89.
- 76 Vera Friedländer: *Späte Notizen*. Berlin (Ost) 1982. Ich danke Marion Kaplan dafür, daß sie mich auf dieses Buch hingewiesen hat.

## Die Funktion der Geschlechtertrennung für die Kriegsökonomie und den Genozid

- 1 Raul Hilberg: «The Significance of the Holocaust.» In: Henry Friedlander/Sybil Milton (Hg.): *The Holocaust: Ideology, Bureaucracy, and Genocide*. Millwood, New York 1980, S. 99. Karl Jaspers, in: *Die Schuldfrage. Für Völkermord gibt es keine Verjährung*. München 1979, S. 35 unterscheidet zwischen politischer, moralischer und metaphysischer Schuld. An anderer Stelle weist er aber auf eine gewisse Mitschuld der Siegermächte von 1918, England, Frankreich und Amerika hin, die lange Zeit untätig geblieben waren. Das NS-Regime bezeichnet er als «Barbareninvasion»; die Deutschen seien mit «Terror und Massenhypnose» überwältigt worden. Ebd., S. 65-71.
- 2 Peter Drucker: «The Monster and the Lamb.» In: *The Atlantic Monthly* (Dezember 1978), S. 82-87.
- 3 Warren I. Susman, in: *Culture as History*. New York 1984, zeigt brilliant den Unterschied zwischen «Persönlichkeit» und «Charakter» auf und untersucht die historische Entwicklung beider Begriffe.
- 4 Gertrud Scholtz-Klink: Rede vom 14.7.1936. BAK/R 121/253, Bl. 78.
- 5 Ebd., Bl. 81.
- 6 *Deutschland-Berichte der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands (Sopade)*, Neuauflage Frankfurt a.M. Juli 1980, 4. Jg., Nr. 1 (Januar 1937), A37, S. 43 und Nr. 2 (Februar 1937), A26, S. 162.
- 7 Franz Josef Heyen: *Nationalsozialismus im Alltag. Quellen zur Geschichte des Nationalsozialismus vornehmlich im Raum Mainz-Koblenz-Trier*. Boppard am Rhein 1967, S. 335-351.
- 8 Diese Fälle stammen aus RW 58/97 und RW 58/904, *Nordrhein-westfälisches Hauptstaatsarchiv. Geheimstaatspolizei-Staatspolizeileitstelle*, im Folgenden HSAD. Amalie Huber und Dörte Müller sind geänderte Namen.
- 9 Robert A. Brady: *The Spirit and Structure of German Fascism*. New York 1969, S. 204.
- 10 BAK/R 41/69/B1. 17. Else Lüders: «Die Frau in der deutschen Landwirtschaft.» In: *Soziale Praxis. Zeitschrift für Aktienwesen, Gesellschaftsrecht und Sozialpolitik*, 49. Jg., 12. Heft (15. Juni 1940), S. 379-381, betont die «hohe Bedeutung der Landfrau für die deutsche Volkswirtschaft».
- 11 Leila J. Rupp: *Mobilizing Women for War. German and American Propaganda 1939-1945*. Princeton 1978, S. 115. Die Initiatoren liessen keinen Zweifel an ihren langfristigen Zielen: «Die verstärkte Heranziehung der Frauen, besonders der verheirateten, zur betrieblichen Arbeit ist kriegsbedingt. Sie darf kein Dauerzustand werden. Wenn die Männer die siegreichen Waffen aus der Hand legen und zu ihrer gewohnten Friedensarbeit zurückkehren, dann werden auch die Frauen den Betrieb wieder mit ihrem natürlichen Arbeitsbereich vertauschen.» Dr. Sitzler: «Alle Kräfte» für den Endkampf.» In: *Soziale Praxis*, 49. Jg., 13. Heft (1. Juli 1940), S. 388. Erklärung, unterzeichnet von Butz, 28. Februar 1940, «Eine Gleichstellung mit den Männern steht überhaupt nicht zur Debatte.» BAK/R 41/69, Bl. 4 u. 5. Von Riedebach an Rüstungsamt, 3. Juni 1940, erörtert, wie das Image der Arbeiterinnen in den Munitionsfabriken aufgebessert werden könnte. BA Freiburg/Wi/If 5. 1220.UL 10. Jill Stephenson: *Women in Nazi Society*. New York 1975, S. 127-128, 171-181 und 194-197. Tim Mason: «Women in Germany, 1925-1940.» In: *History Workshop*, II (Herbst 1976), S. 10-25. Annemarie Troeger:

- «The Creation of a Female Assembly-Line Proletariat.» In: Bridenthal, Grossmann, Kaplan (Hg.): *When Biology Became Destiny*. New York 1984, S. 237-270.
- 12 Ilse Buresch-Riebe: *Frauenleistung im Kriege*. Berlin 1942, S. 9, S. 38-39. Die Verfasserin zeigt auf, dass «Hunderttausende von Ehefrauen» wegen des Kriegs «Betriebsführerinnen» geworden waren. Die wohl meistzitierte Studie war Angela Meisters *Die deutsche Industrie arbeiterin. Ein Beitrag zum Problem der Frauenerwerbsarbeit*. Jena 1939.
- 13 Zur Rassenfrage vgl. Reber-Gruber an Hans Behrens, 18. Oktober 1938 HSAM/NSDAP/1000. Hier vertritt sie, wie so oft, die Forderung, die nicht-jüdische Psychologie für die Mobilisierung ihrer Frauen nutzbar zu machen. Zum Sudetenland vgl. Reber-Grubers Brief vom 18. Oktober 1938, HSAM/NSDAP/1001. Zum bürokratischen System und Anreizen für Frauen vgl. Reber-Gruber an Maria Zillig, 24. Juli 1940, HSAM/NSDAP/1008. Nr. 1676/40, Reber-Gruber an Else Maas, 2. September 1940, ebd. und Reber-Gruber an Martha Engelbert, 7., 17. und 22. Mai 1940, HSAM/NSDAP/1005.
- 14 «Zur Frage des verstärkten Frauenstudiums», IfZ/MA 441/80/760480-760848. «Arbeitseinsatz im Krieg.» Bericht vom 2. Februar 1937, IfZ/MA 468/5717, 5721 und 5723. «Kriegshilfsdienst der Arbeitsmädchen.» In: *Soziale Praxis*, 50. Jg., 16. Heft (15. August 1941), S. 626-627. *Frau am Werk*, eine Veröffentlichung in der Reihe «Schönheit der Arbeit» der DAF, Berlin 1940. Am 26. August 1940 forderte Keitel Göring dringend auf, 400'000 Frauen für die Rüstungsproduktion zu rekrutieren. BA Freiburg/RüIVd.
- 15 Hilde Munske (Hg.): *Das bunte Jungmädelsbuch*. Berlin 1942, S. 230-234. Magda Menzerath: *Kampffeld Heimat. Deutsche Frauenleistung im Kriege*. Stuttgart 1944, S. 70-71. «Es wird immer eine Ausnahme sein, wenn eine Frau in die Lage kommt, an so frontwichtiger Stelle zu arbeiten, wie dies bei Hanna Reitsch der Fall ist. Und doch steht sie nicht allein.» Reitsch schrieb: «Vom Gedanken des Fliegens muss ich mich jetzt innerlich freimachen, und das ist unsagbar schwer. Seit der Prüfung ist in mir ein harter Kampf zwischen Pflichtgefühl und durchgehender Leidenschaft. Ersteres muss siegen.» Hanna Reitsch, geb. 1912, war offenbar nie in der Partei, obgleich sie 1942 das Eiserne Kreuz erster Klasse erhielt. Sie arbeitete als Versuchspilotin. BDC.
- 16 Annemarie Tröger: «The Creation of a Female Assembly Line Proletariat», a.a.O., S.252.
- 17 Ais 1943 alle Frauen zwischen 17 und 45 zum Arbeitseinsatz verpflichtet wurden, sorgten die Behörden nicht stringent für die Einhaltung des Erlasses, und nur wenige Frauen gingen tatsächlich in die Fabriken; vgl. Oberkommando der Wehrmacht an Oberkommando des Heeres, Rüstungsamt], 5. März 1940, BA Freiburg, Militärarchiv, Wi/IF5.103.1 und Thomas an Syrup, 22. Februar 1940, ebd. Wi/IF 5. 03a. Bericht über das Rheinland, 20. April 1943, Düsseldorf/Kalkum/BR 1015/114/B1. 7-11. Berenice A. Carroll: *Design for Total War: Arms and Economics in the Third Reich*. The Hague 1968. Burton H. Klein: *Germany's Economic Preparations for War*. Cambridge, Mass. 1959, S. 206-258. Albert Speer schreibt in *Erinnerungen*. Berlin 1969, S. 228, dass 1939 nur ein Viertel der Geschütz- und Munitionsproduktion des Herbstes 1918 erreicht worden sei.
- 18 «Betriebsgewinn aus Frauenarbeit.» In: *Soziale Praxis*, 50. Jg., 19. Heft (1. Oktober 1941),

- S. 753-755; vgl. «Frauenlöhne», BAK/R 41/69, worin die Frauenlöhne auf 75 Prozent der Männerlöhne für die gleiche Arbeit angesetzt werden. Ludwig Eiber: «Frauen in der Kriegsin-  
dustrie. Arbeitsbedingungen, Lebensumstände und Protestverhalten.» In: Martin Broszat, u.a.  
(Hg.): *Bayern in der NS-Zeit. Band III. Herrschaft und Gesellschaft im Konflikt*. München/  
Wien 1981, S. 569-582.
- 19 Frauen zwischen 20 und 30 gaben ideale Arbeiterinnen ab. 90% aller ledigen Frauen dieser  
Altersstufe waren erwerbstätig, aber lediglich ein Drittel aller verheirateten Frauen im gleichen  
Alter arbeiteten ausser Hauses. Tim Mason, in: *History Workshop*, II, a.a.O., S. 11-12. Zur  
Irrationalität der NS-Prioritäten vgl. auch Dörte Winkler: *Frauenarbeit im «Dritten Reich»*.  
Hamburg 1977, S. 154-175. Die Planer konnten sich generell nicht entscheiden zwischen dem  
sozialdarwinistischen Prinzip, das rein nach Leistung entlohnt, und dem Solidarprinzip, das die  
Löhne an den Status bindet.
- 20 Burton H. Klein: *Germany's Economic Preparations for War*, a.a.O., S. 173-205.
- 21 Der Reichsleiter der *Deutschen Arbeitsfront* an die Reichsfrauenführerin Parteigenossin  
Scholtz-Klink, 13. Mai 1942, BAK/NS 51/242. Mit mühsam konstruierter «Logik» stellt Ley  
die «gesunde» NSDAP der Dekadenz der Weimarer Republik und Nordamerikas gegenüber.  
Die verheerenden Auswirkungen der Kriegspolitik auf die Moral der Frauen zeigt der Bericht  
«Das Zeitgeschehen und seine Auswirkungen auf Stimmung und Haltung der Frauen.» 18.  
November 1943. In: *Meldungen aus dem Reich. Auswahl aus den geheimen Lageberichten des  
Sicherheitsdienstes der SS 1939-1944*. Hg. v. Heinz Boberach. München 1968, S. 360-370.
- 22 Die *Deutsche Arbeitsfront* (DAF), Reichsleiter (Ley) an Reichsfrauenführerin Parteigenossin  
Scholtz-Klink am 13. 5.1942. BAK/NS 5 1/242.
- 23 «Soziale Fragen», Pressekonferenz, 20. September 1940, BAFreiburg/Wi/VIII/a2. Im gleichen  
Ordner findet sich auch ein hervorragendes Beispiel für die Debatte um sozialdarwinistische  
Lohnpolitik versus Lohnfestsetzung nach Status. Dieses Schwanken resultierte jedoch aus der  
grundlegenden Unentschiedenheit der Nazi-Führer, wenn es um Fragen der Organisation ging.  
Auch innerhalb der eigenen Reihen fanden erbitterte Machtkämpfe statt. Reinhard Bollmus:  
*Das Amt Rosenberg und seine Gegner. Studien zum Machtkampf im nationalsozialistischen  
Herrschaftssystem*. Stuttgart 1970, S. 244-250.
- 24 Bäume an Beckmann, 17. Oktober 1940, BAK/Kleine Erwerbungen/267-272.
- 25 – Beim Militär übten Frauen verschiedene Funktionen aus. Ursula von Gersdorff: *Frauen im  
Kriegsdienst 1914-1945*. Stuttgart 1969, Dokumente Nr. 220, 223, 228 und 236 auf S. 446,  
447, 451, 457 und 467. 80'000 Frauenführerinnen des BDF wurden eingezogen, und 100'000  
Frauen ersetzten die Soldaten in den Scheinwerferbatterien. 1944 erhielten auch Frauen Tap-  
ferkeitsmedaillen, «Verleihung der Kriegsverdienstmedaille an Frauen», Meissner, 4. August  
1944, IfZ/MA356; vgl. *Frauen im Wehrdienst. Erinnerungen von Ingeborg Hecht, Ruth Henry,  
Christa Meves*. Freiburg i. Br. 1982, S. 9. Die Frauen bezeichneten sich selbst als «78 ‚Mann‘  
stark. Keitel: «Bereitstellung von Wehrmachthelferinnen», 1944, schätzt, dass 80'000 Frauen  
in Uniform als Ersatz für männliche Soldaten eingerückt waren, um den «katastrophalen  
Schwund der Armee» auszugleichen. BA Freiburg/RW4/V. 865/B1. 80-104. Anfang 1945 hat-  
ten Frauen Funktionen als Flak-Helferinnen übernommen. Schreiben des MdI an Zivilvertei-  
digung, 14. März 1945, BAK ehemalig Sammlung Schumacher/262/Bl. 118.

- 26 Reber-Gruber an Anni Hausner, 1. April 1940, HSAM/NSDAP/1007. Ihre Stimmung verschlechterte sich stetig. Sie beklagte sich darüber, daß Frauen nicht als Pionierinnen in die Ukraine gehen durften. Vgl. Briefwechsel zwischen Poller und Reber-Gruber, März 1942, HSAM/NSDAP/1009. Manchmal äusserte sie auch ihre Besorgnis darüber, dass Frauen zur Prostitution ermutigt würden, um die Zunahme der Homosexualität unter den Männern, insbesondere den Soldaten, zu verhindern. Neben den moralischen Konsequenzen fürchtete sie auch die Ausbreitung von Geschlechtskrankheiten. Brief (mit Geheim-Stempel) vom 29. Februar 1940. HSAM/NSDAP/1008. Braunes Haus an NSLB, 11. August 1940. HSAM/NSDAP/1004.
- 27 Briefwechsel zwischen Reber-Gruber und NSLB, Beyreuth, 1940. Am 17. Juli 1940 erhielt Reber-Gruber vom NSLB einen Ruffel wegen ihres ewigen Drängens auf Ordnung, Organisation, so wurde ihr mitgeteilt, sei immer etwas Künstliches und Lebloses, und willige Menschen würden sich unter jedweden Bedingungen einsetzen.
- 28 *Heinrich Himmler. Geheimreden 1933 bis 1943 und andere Ansprachen.* Hg. von Bradley F. Smith/Agnes F. Peterson. Frankfurt a.M./Berlin/Wien 1974, S. 119; vgl. Jill Stephenson: *Women in Nazi Society*, a.a.O., S. 57-71. Himmler äusserte 1943 gegenüber seinem Arzt und Therapeuten Felix Kersten, dass er innerhalb der SS systematisch darauf hingearbeitet habe, den Männern klarzumachen, «dass Kindersegen, gleichgültig ob unehelich oder nicht, das Schönste und Beste ist, was es gibt. [...] Heute melden mir meine Männer mit strahlenden Augen, dass ihnen ein unehelicher Sohn geboren sei, ihre Mädchen empfinden es als eine Ehre, nicht als eine Schande, dem bestehenden Rechtszustand zum Trotz». In: Felix Kersten: *Totenkopf und Treue. Heinrich Himmler ohne Uniform.* Hamburg 1953, S. 228-229; vgl. auch: Heinrich Fraenkel/Roger Manveil: *Himmler. Kleinbürger und Massenmörder.* Berlin/Frankfurt a.M./Wien 1965, S. 90-95.
- 29 Hans Straudiger: «Germany's Population Miracle.» In: *Social Research* (Mai 1938), S.125, 140.
- 30 «Eine Frau hat das Wort» und «Der Sieg der Frauen» In: *Das Schwarze Korps.* Zeitung der Schutzstaffeln der NSDAP. Organ der Reichsführung SS. (11. April und 4. Januar 1940). Rudolf Hess schrieb zu Beginn des Krieges in einem öffentlichen Brief an eine «unverheiratete Mutter»-. «Ledige Frauen mit Kind, deren ‚Verlobter‘ im Kriege fällt, werden versorgungsmässig (Kriegerrente) genauso behandelt, als sei die Ehe bereits geschlossen gewesen.» *National Archives* Mikrofilm, T-175/Rolle 128, Blatt 4115. Hans Peter Bleuel: *Das saubere Reich. Theorie und Praxis des sittlichen Lebens im Dritten Reich.* Bern/München/Wien 1972, S. 184. Ernst Bergmann (der Erzrivale Sophie Rogge-Börners in den zwanziger Jahren) schlug 20 Frauen auf einen Mann als ideales Verhältnis vor. Zitiert in Katharine Thomas: *Women in Nazi Germany.* London 1943, S. 46. Gertrud Bäumler beschloss, das Programm in *Die Frau* nicht zu kritisieren; vgl. die Korrespondenz zwischen Bäumler, Beckmann und von Velsen im Jahr 1940, BAK/Kleine Erwerbung/296-301.
- 31 Auguste Reber-Gruber: «Arbeit in den Gauen und Kreisen.» 14. Juni 1941, HSAM/NSDAP/1000. Vertraulicher Brief an Else Maas, 5. Dezember 1940, HSAM/NSDAP/1005; Protest bei der Reichsverwaltung am 16. Dezember 1940 und «Stellungnahme» vom 8. November 1945. Im letztgenannten Schreiben bemerkte sie, verheiratete Lehrerinnen litten noch immer unter den gleichen Benachteiligungen wie in der Weimarer Republik, aber für unverheiratete Lehrerinnen sei offenbar ein goldenes Zeitalter angebrochen. Die Moral unter ihren Lehrer-

- innen sinke, wenn sie von den Ergebnissen gewisser kontroverser Diskussionen erführen. So sei etwa einem Lehrer, der drei uneheliche Kinder mit verschiedenen Frauen gezeugt habe, das Recht zugesprochen worden, sein Lehreramts weiter auszuüben. «Zur Lage der deutschen Frau.» In: *Die Frau. Monatsschrift für das gesamte Frauenleben unserer Zeit*, 46. Jg., Heft 9 (Juni 1939), S. 499. Hans Peter Bleuel: *Das saubere Reich*, a.a.O. Melita Maschmann: *Fazit. Kein Rechtfertigungsversuch*. Stuttgart 1963, S. 151-152.
- 32 Die Veröffentlichung, gegen die sie sich gewandt hatte, war Friedrich Hoffmann: «Sittliche Entartung und Geburtenschwund». BDC. Der Satz, an dem sie Anstoss nahm, lautete: «*Wer eine ledige Mutter verachtet, ist genauso widernatürlich wie die, die den braven Soldaten verachten.*» Diehl wurde ausserdem auch der Kaisertreue bezichtigt; vgl. Gruber an Diehl, 6. Juli 1940 und Briefe an «Mutter Guida», BDC.
- 33 Guida Diehl: *Christsein heisst Kämpfer sein: Die Führung meines Lebens*. Giessen ohne Jahr, S. 232.
- 34 Jill Stephenson: *Women in Nazi Society*, a.a.O., S. 169. Dem Schwestern-Orden gehörten 1939 nur 6'000 Schwestern an, es fehlten aber insgesamt 30'000.
- 35 Guenter Lewy: *Die katholische Kirche und das Dritte Reich*. München 1965, S. 320-321; Heinz David Leuner: *Gerettet vor dem Holocaust. Menschen, die halfen*. München 1979, S. 189. Wilhelm Frick (der 1943 seines Amts enthoben wurde) war für die Euthanasie-massnahmen zuständig gewesen. Bei den Nürnberger Prozessen erklärte Frick, er habe nur viel gearbeitet und sein Bestes gegeben, um seine Pflicht gegenüber den höheren Autoritäten und seinem Volk zu tun. Eugene Davidson: *The Trial of the Germans. An account of the twenty-two defendants before the International Military Tribunal at Nuremberg*. New York 1966, S. 280-281. 1941 waren die meisten der für die Euthanasie ausersehenen Menschen tot, und Hitler befahl jetzt Operationen in kleinerem Massstab, die nach Polen verlagert wurden. Sit-tengesetz 1940, EAF/48/21.
- 36 Eugene Davidson: *The Trial of the Germans*, a.a.O., S. 434.
- 37 Ebd., S. 91-92. Vgl. Emmy Göring: *An der Seite meines Mannes. Begebenheiten und Bekennnisse*. Göttingen 1967, S. 64, 67, 70, 78.
- 38 Eugene Davidson, a.a.O., S. 102. (Brief von Gerda Bormann) Bormann hatte eine entscheidende Rolle bei den Euthanasie-massnahmen gespielt. Hugh R. Trevor-Roper (Hg.): *The Bormann Letters. The Private Correspondence Between Martin Bormann and his Wife from January 1943 to April 1943*. London 1954, S. 104-106, Brief vom 8.9.1944. Diese Briefe gibt es nur in der englischen Übersetzung, die Originale sind in Privatbesitz und nicht zugänglich.
- 39 Cernyak-Spatz' Bemerkungen in Esther Katz: *Conference on Women Surviving: the Holocaust. Proceedings of the Conference on Women Surviving*. New York 1983, S. 147. Kaufmann-Krasowskis Kommentare in der Biographie einer SS-Aufseherin, in: Ingrid Müller-Münch: *Die Frauen von Majdanek. Vom zerstörten Leben der Opfer und der Mörderinnen*. Reinbek bei Hamburg 1983, S. 77.
- 40 Hanna Elling: *Frauen im deutschen Widerstand 1933-1943*. Frankfurt a.M. 1978, S.75.
- 41 Olga Lengyel: *Five Chimneys: The Story of Auschwitz*. London 1972. Fania Fénelon: *Das Mädchenorchester in Auschwitz*. Frankfurt a.M. 1980.
- 42 Elie Wiesel: *Die Nacht zu begraben, Elischa*. München/Esslingen a. N. 1986.
- 43 Viktor E. Frankl: *...trotzdem Ja zum Leben sagen. Ein Psychologe erlebt das Konzentrationslager*. München 1977, S. 28.

- 44 Gitta Sereny: *Am Abgrund. Eine Gewissensforschung. Gespräche mit Franz Stangl, Kommandant von Treblinka, und anderen.* Frankfurt a. M./Berlin/Wien 1980, S. 188.
- 45 Miklos Nyiszli: *Auschwitz. A Doctor's Eyewitness Account.* Vorwort von Bruno Bettelheim. New York 1960, S. 18. Diese Trennung schien so selbstverständlich, daß sie in den offiziellen Anweisungen kaum je erwähnt wurde. Gelegentlich hieß es jedoch einmal: «*Daß bei den arbeitsfähigen Juden Männer und Frauen getrennt zu halten sind, dürfte selbstverständlich sein.*» Ministerschreiben des Reichsministers für die besetzten Ostgebiete vom 25. Oktober 1941. In: Helmut Krausnick: «*Judenverfolgung.*» In: Hans Buchheim u. a.: *Anatomie des SS-Staates. Band 2.* München, 4. Auflage 1984, S. 338.
- 46 Blumenthal-Weiss, Lebenserinnerungen, 42 und 76, im Leo Baeck Institut, New York.
- 47 In Esther Katz: *Conference on Women Surviving: the Holocaust*, a. a. O., S. 79. Sie fügt hinzu: «*Die Männer wurden von uns getrennt, und wir wußten nicht, was tun.*» Vladka Meed: *On Both Sides of the Wall: Memoirs from the Warsaw Ghetto.* New York 1972.
- 48 In allen Konzentrationslagern wurde nach einem ganz bestimmten Plan verfahren: «*Die Tötungen waren systematisch organisiert, um die Opfer einem Maximum an Demütigung und Entmenschlichung auszusetzen, bevor sie starben. Diese Form ergab sich aus einem vorsichtig erwogenen deutlichen Zweck und gar nicht «nur» aus Grausamkeit und Gleichgültigkeit: Die vollgestopften, luftlosen Güterwagen ohne Sanitäreinrichtungen, Lebensmittel oder Getränke – viel ärger als irgendein Viehtransport: die wörtlich aufgepeitschte Hysterie der Ankunft; die sofortige und immer gewaltsame Trennung von Männern, Frauen und Kindern; das öffentliche Ausziehen; die unglaublich rohe intime physische Untersuchung der Ankömmlinge nach versteckten Wertsachen, das Haarschneiden und Rasieren der Frauen; und am Ende – nackt und von den Peitschen getrieben – die Jagd in die Gaskammern.*» Gitta Sereny: *Am Abgrund*, a. a. O., S. 104. Da nach Aussagen von Häftlingen jedes sexuelle Verlangen bald nach der Ankunft im Lager erlosch, ist wohl nicht davon auszugehen, daß die Trennung der Geschlechter nur den Sinn hatte, sexuelle Kontakte zu verhindern.
- 49 Gitta Sereny: *Am Abgrund*, a. a. O., S. 265.
- 50 Jozef Garlinski: *Fighting Auschwitz.* New York 1975, S. 150-151.
- 51 Gitta Sereny: *Am Abgrund*, a. a. O., S. 174.
- 52 Eugene Weinstock: *Beyond the Last Path.* New York 1967, S. 74.
- 53 Kitty Hart: *Aber ich lebe.* Hamburg 1961, S. 74. Fénelon erklärte Neuankömmlingen, daß sie zwingend auf Kooperation angewiesen seien. Sonst sei ihr Schicksal besiegelt: «*Vielleicht kommt ihr hier noch einmal mit dem Leben davon, aber wenn ihr rauskommt, dann seid ihr innerlich ausgebrannter als irgendeine der unglücklichen Frauen hier, die man Tag für Tag verbrennt.*» Der Lagerbetrieb förderte Konkurrenz und Rivalität. Fania Fénelon: *Das Mädchenorchester in Auschwitz*, a. a. O., S. 135.
- 54 William L. Shirer: *End of a Berlin Diary.* New York 1947, S. 317.
- 55 Der ehemalige SS Mann Victor Brack sagte in seinem Prozeß in Nürnberg aus, daß weder er noch Philipp Bouhler die «*geringste Ahnung*» gehabt hätten, daß sie die Massenvernichtung von Juden organisieren sollten. Als Bouhler davon erfuhr, habe er dagegen protestiert, weil er befürchtete, daß seine Leute, wenn sie «*so einen unvorstellbaren Auftrag*» ausführen müßten, später nicht mehr dazu fähig sein würden «*Gnadentötungen*» vorzunehmen. Gitta Sereny: *Am Abgrund*, a. a. O., S. 109.
- 56 Erklärung Fricks vor dem Nürnberger Gerichtshof, 31. August 1946. In: *Der Prozeß*

- gegen die Hauptkriegsverbrecher vor dem Internationalen Militärgerichtshof. Nürnberg, 14. November 1945 – 1. Oktober 1946. Band XXII, Verhandlungsniederschriften 27. August 1946 – 1. Oktober 1946. Nürnberg 1948. Raul Hilberg beschreibt die «Rationalisierungen», derer sich die Nazis bedienten, um ihre Teilnahme am Vernichtungsprozess zu rechtfertigen. *Die Vernichtung der europäischen Juden. Die Gesamtgeschichte des Holocaust.* Berlin 1982, S. 690-698. Hannah Arendt: *Eichmann in Jerusalem. Ein Bericht von der Banalität des Bösen.* München 1964, S. 173-174, konstatiert den Unterschied zwischen Befehl (mit zeitlich und räumlich begrenzter Gültigkeit) und Gesetz (Hitlers Willen, der ohne jede zeitliche oder räumliche Begrenzung galt). Gefordert war die uneingeschränkte Unterordnung unter den Geist des Gesetzes, nicht nur den Wortlaut des Befehls. Eichmann sagte, er habe sich gefühlt wie Pontius Pilatus: «bar jeder Schuld». Er habe seine «Pflicht» getan, er habe nicht nur «Befehlen gehorcht». Göring erklärte öfters: «Ich habe kein Gewissen! Mein Gewissen heisst Adolf Hitler!» Hermann Rauschning: *Gespräche mit Hitler.* Wien 1973, S. 77.
- 57 Helmut Krausnick: «Judenverfolgung.» A.a.O., S. 365.
- 58 Diese vielzitierte Rede findet sich in Hans Buchheim: «Befehl und Gehorsam.» In: Buchheim u.a.: *Anatomie des SS-Staates*, Band I. Olten/Freiburg i. Br. 1965, S. 296-297. Quelle: *Der Prozess gegen die Hauptkriegsverbrecher vor dem Internationalen Militärgerichtshof. Nürnberg, 14. November 1945 – 1. Oktober 1946.* Band 29, Urkunden und anderes Beweismaterial. Nürnberg 1948, Dokument 1919-PS, S. 123. Auch zitiert in Joachim Fest: *Das Gesicht des Dritten Reiches. Profile einer totalitären Herrschaft.* München 1963, S. 161-162 und Karl Dietrich Bracher: *Die deutsche Diktatur. Entstehung, Struktur, Folgen des Nationalsozialismus.* Köln/Berlin 1969, S. 458; vgl. Heinrich Fraenkel/Roger Manvell: *Himmler*, a.a.O., S. 131. Himmler erklärte seinen Männern: «Auf der anderen Seite steht ein 180 Millionen-Volk, ein Gemisch aus Rassen und Völkern, deren Namen schon unaussprechlich sind und deren Gestalt so ist, dass man sie bloss ohne Gnade und Barmherzigkeit zusammenschieseln kann. Diese Tiere, die jeden Gefangenen von unserer Seite, jeden, den sie verwundet treffen, quälen und schinden und nicht als anständigen Soldaten behandeln...» In: *Heinrich Himmler. Geheimreden 1933 bis 1945*, a.a. O., S. 185, Kriegsrede vom 13.7.1941; vgl. *Goebbels Tagebücher aus den Jahren 1942-1943 mit anderen Dokumenten.* Hg. von Louis P. Lochner. Zürich 1948, S. 87-88, Tagebucheintrag vom 14. Februar 1942.
- 59 Susan Griffin: *Pornography and Silence.* New York 1981, S. 195.
- 60 Gitta Sereny: *Am Abgrund*, a.a.O., S. 104. Wenn man die Opfer als bedauernswerte Kreaturen darstellte, erschien die Euthanasie als ethische Massnahme. Wer litt, dem wurde «Sterbehilfe» zuteil.
- 61 Zitiert in Esther Katz: *Conference on Women Surviving: the Holocaust*, a.a.O., S. 140.
- 62 Gitta Sereny: *Am Abgrund*, a.a.O., S. 225.
- 63 Hannah Arendt: *Eichmann in Jerusalem*, a.a.O., S. 121-122. Himmler reagierte nicht anders, als er einmal 1941 einer Musterexekution in Minsk beiwohnte. «Schon bei der ersten Salve habe er [...] nahezu einen Ohnmachtsanfall erlebt und aufgeschrien, als es dem Exekutionskommando nicht gelang, zwei Frauen sofort zu töten», berichtete ein SS-Obergruppenführer. Joachim Fest: *Das Gesicht des Dritten Reiches*, a.a.O., S. 169.
- 64 Raul Hilberg: *Die Vernichtung der europäischen Juden*, a.a.O., S. 683.



- 65 Irmgard Litten: *A Mother Fights Hitler*. London 1940, S. 250.
- 66 Karl-Heinz Kammertons: «Ensemble der Hölle. Das Mädchenorchester in Auschwitz – ein Gespräch mit der Sängerin Fania Fénelon.» In: *Die Zeit*, 35. Jg., Nr. 41 (3. Oktober 1980), S. 64. Fania Fénelon: *Das Mädchenorchester in Auschwitz*, a.a.O.
- 67 Albert Speer: *Erinnerungen*, Berlin 1969, S. 173.
- 68 Ebd., S. 255.
- 69 Ebd., S. 222-223.
- 70 Obgleich Himmler die Möglichkeit der Scheidung – insbesondere für kinderlose Ehepaare – befürwortete, insistierte er, dass die Ehemänner (und nicht der Staat) über «ihre» Frauen zu gebieten hätten: «[...] auch die Frau gehört mit zur SS, sie ist ein Teil der SS, da wir nicht nur ein soldatischer Verband, sondern eine Gemeinschaft, ein Orden sind. Auch die Frau hat hier zu gehorchen.» In: *Heinrich Himmler. Geheimreden 1933 bis 1943*, a.a.O., S. 83.
- 71 Anordnung 22/44, Führerhauptquartier, 4.2.1944. Wiederabgedruckt in Ursula von Gersdorff: *Frauen im Kriegsdienst*, a.a.O., Dokument Nr. 213, S. 435. Michael H. Kater: *The Nazi Party. A Social Profile of Members and Leaders 1919-1943*. Oxford 1983, S. 148, Quelle: Rede von Hess auf dem Reichsparteitag 1938; «Stichworte für Rede Ortsgruppenleiter-Tagung 14. und 15.1. 1939», Staatl. Archivlager Göttingen (SAG), SF 6815, GA/6. Eugene Davidson: *The Trial of the Germans*, a.a.O., S. 317. Die Haltung gegenüber den Frauen entsprach also in gewisser Weise der Direktive im Hinblick auf die Fremdarbeiter: Man sollte sie gut behandeln, ohne mit ihnen zu fraternisieren.
- 72 Hermann Langbein: *Menschen in Auschwitz*. Wien 1972. Ich danke Amy Hackett dafür, dass sie mich auf dieses Beispiel hingewiesen hat. Robert Jay Lifton: *Ärzte im Dritten Reich*. Stuttgart 1988. H. G. Adler/Hermann Langbein/Ella Lingens-Reiner: *Auschwitz. Zeugnisse und Berichte*. Frankfurt a.M. 1962.
- 73 Albert Speer: *Erinnerungen*, a.a.O., S. 161. Eva Braun, so berichtet Speer, war die Einzige, die im Bunker eine menschliche Überlegung anstellte: «Warum müssen noch so viele Menschen fallen? [...] Es ist doch alles umsonst [...]» Ebd., S. 487-488.; vgl. Erich Ebermayer/Hans Roos (Hg.): *Gefährtin des Teufels. Leben und Tod der Magda Goebbels*. Hamburg 1952; *Frauen um Hitler*, a.a.O., S. 219-237.
- 74 Rudolf Höss: *Kommandant in Auschwitz. Autobiographische Aufzeichnungen*. Hg. von Martin Broszat. München, 11. Auflage 1987, S. 133-134.
- 75 Joel Dimsdale: *Survivors and Perpetrators*. Washington und London 1980, Teil III, mit Auswertungen von Rorschach-Tests.
- 76 Hermann Langbein: *...wir haben es getan. Selbstporträts in Tagebüchern und Briefen 1939-1943*. Wien/Köln/Stuttgart/Zürich 1964, S. 49.
- 77 Ebd., S. 51.
- 78 Gitta Sereny: *Am Abgrund*, a.a.O., S. 233.
- 79 Ebd., S. 396. Fania Fénelon: *Das Mädchenorchester in Auschwitz*, a.a. O., S. 189-190, schildert Kramers Familienidylle in Auschwitz. Die eine Frau, mit der Therese Stangl sprach, versicherte ihr, ihr Mann sei gewiss unschuldig, und half ihr so, die Tatsachen zu leugnen. Obgleich Stangls Vorname Franz war, nannte ihn seine Frau Paul.
- 80 Gitta Sereny: *Am Abgrund*, a.a.O., S. 262-263.
- 81 Von soziologischer Seite gibt es (auf andere Gesellschaften bezogene) Untersuchungen darüber, inwiefern «amoralischer Familialismus» die ethischen Normen der Menschen verschiebt. Edward C. Banfield: *The Moral Basis of a Backward Society*. Glencoe 1958. Renate

- Mayntz: «Role Distance, Role Identification, and Amoral Behavior.» In: *European Journal of Sociology* II, S. 368-378 und *Social Research* 37: 3 (Herbst), S. 428-446.
- 82 Hermann Langbein: ... *wir haben es getan*, a.a.O., S. 53.
- 83 Ebd., S. 57-58.
- 84 Ebd., S. 62-63.
- 85 Dagmar Reese: «Homo Nomini Lupus – Frauen als Täterinnen?» In: *Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung*. 27. Jg., Heft 1, (März 1991), S. 29.
- 86 Gitta Sereny: *Am Abgrund*, a.a.O., S.383-384. In ihrem Schlusswort diskutiert die Verfasserin das Verhältnis zwischen Identität und Schuld wahrnehmung.
- 87 Hervorhebung im Original. Brief Max Webers an seine Mutter vom 13.4.1915. Zitiert in Wolfgang J. Mommsen: *Max Weber und die deutsche Politik 1890-1920*. Tübingen 1959, S. 208.
- 88 Joseph Conrad: «Herz der Finsternis» In: Ders.: *Jugend – Herz der Finsternis – Das Ende vom Lied*. Frankfurt a.M. 1968, S. 141.

## Archive und Bibliotheken

### Archive

#### *Archiv des Vereins Katholische Deutsche Lehrerinnen, Essen*

Autobiographien von katholischen Lehrerinnen, Sammlung von Periodika und Zeitschriften, die sich auf den Unterricht beziehen

#### *Archives Marie-Louise Bouglé, Bibliothèque historique de la Ville de Paris*

Fonds Mme Leo Wanner, 2, 5; Groupes et Associations, 1, 2, 6; Zeitungsausschnitte, Biographien, Zeitschriften

#### *Berlin Document Center (BDC)*

Persönliche Akten von Mitgliedern aus NSDAP-nahen Organisationen

#### *Bischöfliches Zentralarchiv, Regensburg*

OA 613-615, OA 618, OA 588, OA 619, OA 609, OA 616-619, OA 653-654, OA 664-670

#### *Bundesarchiv Koblenz (BA Koblenz)*

Kleine Erwerbung, 196-2, 258/2, 267/1-4, 296/1, 296/2

NS 4/10,41,99,108-109

NS 5/3, 4, 242, 280-283

NS 10/31, 34, 48-49, 66-67, 73,112-113, 141, 378, 463-469, 487

NS 12/9, 14, 22, 31, 264, 269, 277, 366, 381, 396, 416, 480, 539, 545, 554, 609, 637, 800, 803, 831-836, 844, 959, 1204, 1222,1315, 1356,1393-1399

NS 26/254

NS 22/2002, 2032,

NS 44/1-38, 42

NS 44/55

NSD 3/5 64/4

NSD 17/RAK

NSD 47/15

NS 22/355-356, 430-431, 440, 3561-3562, 3167

R134/91

R18/7108

R 22/41, 492, 964, 970, 1157, 3062, 4209, 5005

R 36/515, 518, 994,1146, 1148, 1159, 1386,1397, 2000, 2746, 13k97f, 1394-1395, 2379

R 41/69,161

R 43 11/427, 443, 823a, 889, 561a-562b, 567, 1, 523

R 45 11/30, 62, 64

R 45 111/14,43

R45 IV/10

R58/147

Nachlass Adele Schreiber, 15, 52-53, 64, 83-84

Plakatsammlung

*Bundesarchiv Freiburg (BA Freiburg)*

RW4 474-475, 488, 505, 709, 721, 748, 844, 865

RW6/10, 156, 491

RM7/95 (Foliant 226)

Wi/IF 5/103 c, 1123, 1189, 1215, 1217, 1220, 1222, 1234, 1543, 3139, 3186, 3475, 3690,

Wi/VI, 48

*Deutscher Caritasverband Archiv, Freiburg i. Br. (DCV-A)*

CA VII/3-4, 9, 15-16, 64, 70, 71, 84, 91-92, 117, 134-142, 150-151, 155-156, 161-162,  
R218, 580-582

R 332, 490-493, 586, 58-82

DK 3) 51. 2. 1.; 3) 51. 12. 1.; 3.49K.091; 3. 49.09.01 -.93;

CA LXX.62-a, c, d

*Diakonisches Werk der Evangelischen Kirche Berlin (DWK)*

1222,1 240-255, EI c5, CA/GF, verschiedene Folianten

*Deutsches Zentralarchiv für soziale Fragen Berlin (DZFS)*

*Deutsch-Evangelischer Frauenbund Archiv (DEFB), Hannover*

Mappe Ole

Mappe G 2a,ç, hi, h5

Nachlass Lie Meta Eyl

*Erzbischöfliches Archiv Freiburg (EAF)*

Sittlichkeit 48/14, 18-21.Versammlungen 56/19,

Wohlfahrtspflege 59/52-53, NSDAP/36, 43, 51, 53A, 81-84, 161

Nachlass Conrad Gröber/44-49, 96

*Evangelische Kirche in Hessen und Nassau, Düsseldorf*

Bestand 1/V/IV. Seelsorge; sittliche Zustände 1912, 1935, 1953, 1975 und 1988

Bestand 92/16 und 367

Bestand 35/I/88/II/70, 71, 344, 426, 506, 514, 432, 472, 479, 516, 599 und 721

*Evangelische Kirche im Rheinland (EKIR), Düsseldorf*

Sammlung Kirchenkampf, Frauenhilfe B XII 40, B II a; 36a; Bd VII und VIII / 13-16-13

*Evangelisch e-lutherische Landeskirche Hannover, Landeskirchliches Archiv (LAKH) Bestand*

N-10/1-35

SI/HII/41-417

SI/EI/411-415

SI/EII/22/220, 41/415, 43/434a

*Evang. Oberkirchenrat, Landeskirchliches Archiv, Karlsruhe (LAK)*

4703-4709, 6037

*Evangelisches Zentralarchiv Berlin (EZA)*

C3/170-174, 183-191, 192, 201,440-441,

A2/162, 436, 163-165, 187, 158-161, B3/66, 68

*Geheime Staatspolizei, Staatspolizeistelle Würzburg*  
512, 556, 1873, 3797, 4075, 5184, 7361, 12002, 12,788, 17,415

*Geheimes Staatsarchiv Preussischer Kulturbesitz Dahlem, Berlin*  
Rep 84a/570-581 und 135/10927

*Historisches Archiv der Stadt Köln (HASK)*  
Bst. 1187 Nachlass Christine Teusch  
124-125, 129, 382, 243, 253, 262, 326, 333, 338, 223 K26/2, K26/5  
Bst. 1138/6, 12-17, 23-4, 31, 34, 43, 48, 60-63

*The Hoover Institution on War, Revolution and Peace (HI), Stanford California Theodore Abel Sammlung*  
Hauptarchive der NSDAP und Mikrofilme 254-257

*Niedersächsisches Hauptstaatsarchiv Hannover (NHH)*  
Hann 320/47-8, 50, 65-68  
Hann 320 1/3-5, 7, 9-10, 12, 14-15, 36, 40, 55-59, 69-72 (I & II), 85  
Hann 320 IV/14-15, 50, 55, 59, 85, 95. Hann 310/1/52  
Hann 310/I/NSDAP, Bd. 2 Aktengruppe 0/7, 21, 35, 41  
Hann XX/61, 374/a, b/374a-375a  
Hann 80/Hann. II E 2./Nr. 121-2, 245  
Hann. II E 1 Abt./Nr. 5, 52, 101, 192, 230, 245, 329

*Hauptstaatsarchiv Düsseldorf (HSAD), Nordrhein-westfälisches Hauptstaatsarchiv, Gestapo-Leitstelle Düsseldorf*  
97, 2, 195, 2, 743, 6, 330, 8, 746, 9, 320, 9, 904, 11, 950, 12, 640, 13, 523, 14, 995, 15, 201, 16, 393, 16, 613, 19, 991, 21, 670, 17, 683, 26, 394, 28, 555, 28, 373, 29, 104, 29, 461, 29, 520, 31, 343, 32, 059, 33, 219, 35, 102, 38, 681, 39, 464, 39, 585, 40, 595, 41, 073, 45, 338, 46, 884, 47, 160, 48, 159, 49, 539, 49, 713, 52, 298, 52, 334, 52, 670, 52, 792, 54, 524, 54, 524, 55, 389, 51, 810, 54, 058, 55, 249, 58, 370, 63, 758, 65, 711, 66, 035, 54465-68, 54158, 54161, 54164, 54476-77, 54168  
(mit den Beständen des Archivs Kalkum)

*Hauptstaatsarchiv München, NSDAP- und Gestapo-Leitstelle (HSAM)*  
NSDAP 74, 102, 144, 147, 225, 348, 350-354, 477, 548, 655, 773-774, 996-1009, 1052  
NSDAP 71, 143-144, 147-150, 363, 475, 991-993

*Hessisches Staatsarchiv, Marburg*  
3943, 3907, 3936

*Hessisches Hauptstaatsarchiv Wiesbaden*  
Bestand Abt. 483/342, 653, 737, 803, 1098, 2910, 3618, 4110-4116, 4489c-3, 4472b-g, 7307, 10030

*Institut für Zeitgeschichte (IfZ) München*  
Mikrofilme der US-Regierung, die vom IfZ katalogisiert wurden.  
F 37/3, Fa 195/2, Fa 202, 5-8, Fa 506/14, MA 387, MA 3/13, 47,128/3, 129/9, 135, 138/1, 144/3, 145/20, 180, 225/8, 9, 389/7, 253/, 254/, 259/0, 285/3, 286/8, 292/8, 293/0, 312/2, 330/4, 389/7-8, 391/0, 400/2, 413, 423/5, 434/2, 441/1, 4-8, 468/5, 470/4, 485/2, 540, 666/2, 697/1, 1159/7

*Landesarchiv Berlin*

Pr. Bro. Rep 57 Folianten 845-849, 850-859, 127, 129, 211-212

Aktion unbesungene Helden

Helene Lange Stiftung; Nachlass, Sammlung von Zeitungsausschnitten, Briefwechsel und Bibliothek 14/1-83 Kart. 1/ Abt. 1, 135/1-36 (386/1-36) Karton 28

*Landeskirchliches Archiv Braunschweig*

Bestand G/II-12, 50, 135, 214, 469-477, 510

Bestand S/834-839, 1650-55, 1980

Bestand R/121-3

*Leo Baeck Institute New York*

Manuskripte: Erna Becker-Cohen: «Tagebuch»; Ilse Blumenthal-Weiss: «Memoiren»; Klara Caro: «Stärker als das Schwert»; Rosy Geiger-Kullmann: «Memoiren»; Ida Jauffon-Frank: «Rückblick»; Marianne Joseph: «Erziehung»; Liselotte Kahn: «Memoirs»; Bertha Katz: Autobiographie; Thekla Kauffmann: «Erinnerungen»; Nora Keizer: «Danse macabre»; Gerty Spies: «Ein Stück Weges»; Toni Lessler: «Mein Leben in Deutschland»; Lucy Maas-Friedmann: «Memoirs»; Rosalyn Manowitz: «Krystalnacht»; Adele von Mises: «Tante Adele»; C. Neumann «Hitlerzeit»; Hertha Pineas: «Meine illegale Zeit»; Otilie Schoenwald «Lebenserinnerungen»; Erna Segal; «You Shall Never Forget»; Ilse Strauss «Tagebuch»

*Staatsarchiv des Landes Hessen, Wiesbaden (HHW)*

Abt 483: 287, 588, 290, 591, 653, 685, 636, 822, 1180, 1631, 1746, 2088, 2090-2099, 2695, 2910, 3229, 3967, 2593-2596, 2793, 2923, 2932, 2993, 3099, 3145, 3197, 3279, 3937-3938, 4119, 4642, 4645, 5536, 5607-5610, 6501, 6118, 6158-6163, 6500, 6489, 6507, 6530, 10, 113, 10, 118-10, 119, 10, 148

*Staatsarchiv Münster (SAM),*

NS-Frauenschaft/Westfalen-Nord

2, 4, 16-17, 25, 40, 60, 68, 70, 74, 80, 87-88, 90, 102, 117, 122, 126-129, 139, 148, 151, 173, 193, 206, 210, 213, 208, 216, 229, 230-231, 232-233, 240, 245, 257, 264-265, 268, 282, 303, 313, 315, 319-320, 325-327, 368, 375, 378, 393-394, 397-399, 405, 446, 459-460, 472, 483, 524-525, 538, 541, 543, 544-547

*Staatsarchiv Nürnberg*

k21/591, k24/59n, k68/698, k94/1089, k266/1737, k269/1760-1770, k272/1773-6, k318/ 1878, k332/1984, k374/2329, k375/2331, k6923432, k6923433, k777/3690-3, kl080/ 13967, kl326 4491 1076a-1092d, kl329 4515-4559, kl386 4784/1169a-f, kl388/4814/ 1183a-bc, kl389 4824/ 1185b, kl393/4843/1 190-1, kl399/4860/U91h, kl478/6328/ 1702g, 1489/6436/503x, kl493/ 6468/507g, kl495/6497/520b, kl496/6513/530b, kl497/ 6526/544, kl508/6648/1027d

*Landesamt Ansbach, Verzeichnis, 212/1/III im Staatsarchiv*

153/28-33, 1676/167/1, 28, 30, 32-33, 1755/191/11, 1937/215/11, 2003/221/1, 11, 2017/ 224/32, 2146/246/26, 2211/253/1-11, 2212/254/1-9, 2213/255/1-7, 2214/256/1-17, 2221/ 253, 2316/ 269, 2321/271/1, 3208/364/2, 3214/364/10, 3215/364/10, 3220/368/2, 4184/ 428/2, 4162/426/ 30, 4409/455/29, 4415/455

*Staatliches Archiv Göttingen*

*Staatsarchiv Würzburg*

Reg. von Unterfranken, 2950, 13353, 13384, 13388

*Stadtarchiv Nürnberg*

Verwaltungsberichte der Stadt Nürnberg. «Chronik der Stadt Nürnberg, 1930-1932»

Frauenorden, *N.S. Frauenschaft*, Muttertag, Juden und

«Kongress des Sieges» (1933)

*Stadtarchiv München*

Soziale Vereine, 470, 898, 1070, 1103, 1105, 1498, 1612, 710/5-6

### **Bibliotheken**

*Bibliothèque de Documentation Internationale Contemporaine*, Nanterre (BDIC)

*Bobst Library*, New York Universität

*Caritas-Bibliothek*, Fachhochschule Freiburg

*Centre de Documentation Juives*, Paris

*Deutsches Zentralarchiv für soziale Fragen*, Berlin

*Erzbischöfliches Ordinariat Archiv in der Karmeliter Kirche*, München

*Germanica Judaica*, Köln

*Historische Kommission*, Berlin

*Houghton Library*, Harvard University

*Institute of Social History*, Amsterdam

*Institut für Zeitgeschichte*, München

*Leo Baeck Institute, Bücherei*, New York

*Public Library*, New York

*Staatsbibliothek*, München

*Staatsbibliothek*, Berlin

*Verband Weibliche Angestellte e.V.*, Bibliothek, Berlin

*Weidener Library*, Harvard University

## Literatur

### Primärquellen\*

Vor 1945 veröffentlichte Bücher, Memoiren, Oral History- und Dokumenten-Sammlungen

- Abel, Theodore: *Why Hitler Came to Power: An Answer Based on the Original Life Stories of 600 of his Followers*. New York 1938.
- Allen, William Sheridan (Hg.): *The Infancy of Nazism. The Memoirs of ex-Gauleiter Albert Krebs, 1923-1933*. New York und London 1976.
- Arbeitsgemeinschaft sozialdemokratischer Frauen Karlsruhe: *Frauen berichten aus der Zeit des Nationalsozialismus*. Karlsruhe 1983.
- Augsburg, Anita/Heymann, Lida Gustava: *Erlebtes – Erschautes. Heymann Memoiren*. Hg. von Margit Teilmann. Meisenheim an Glan 1972.
- Baum, Marie: *Rückblick auf mein Leben*. Heidelberg 1950.
- Bäumer, Gertrud: *Die Frau im deutschen Staat*. Berlin 1932.
- «Die Frau in der Gemeinde.» In: *Die Frau*, 55:1 (15. Januar 1920).
- *Der neue Weg der deutschen Frau*. Stuttgart 1946.
- *Des Lebens wie der Liebe Band. Briefe*. Hg. von Emmy Beckmann. Tübingen 1956.
- Baynes, Norman (Hg.): *The Speeches of Adolf Hitler*. 2 Bände. New York 1969.
- BDM (Hg.): *Das war unser Anfang. Aus den Jahren des Kampfes und des Aufbaues des Berliner BDM*. Berlin o.J.
- Beeking, Joseph: *Die katholische Frau im Lebensraum von Familie, Volk und Kirche*. Freiburg i.Br. 1934.
- Behrend-Rosenfeld, Else: *Ich stand nicht allein. Erlebnisse einer Jüdin in Deutschland*. Hamburg 1945.
- Benz, Wolfgang (Hg.): *Das Tagebuch der Hertha Nathorff. Berlin – New York, 1933 bis 1943*. München 1987.
- Berichte des SD und der Gestapo über Kirchen und Kirchenvolk in Deutschland 1934-1944*. Bearbeitet von Heinz Boberach, Mainz 1971.
- Beyer, Hans: *Die Frau in der politischen Entscheidung*. Stuttgart 1933.
- *Die Ebenbürtigkeit der Frau im Nationalsozialistischen Deutschland*. Leipzig 1932.
- Blumh, Agnes Dr. med.: *Die rassenhygienischen Aufgaben des weiblichen Arztes. Schriften zur Erblehre und Rassenhygiene*. Hg. von Günther Just. Berlin 1936.
- Boehm, Eric: *We Survived. The Stories of the Hidden and the Hunted*. New Haven 1949.
- Bohn, Willi (Hg.): *Stuttgart geheim! Ein dokumentarischer Bericht*. Frankfurt a.M. 1969.
- Bosch, Elisabeth: *Die Katholiken und das Hakenkreuz*. Stuttgart 1938.
- Braun, Bertha: *Die Frauenbewegung am Scheideweg*. München 1932.

---

\* Da bereits im Anmerkungsteil dieses Buches so dezidiert auf verwendete Quellen verwiesen wird, enthält diese Liste nur die grundlegenden Werke zum Nationalsozialismus.



- Braunias, Karl: *Das parlamentarische Wahlrecht*. Berlin und Leipzig 1932.
- Brecht, Arnold: *Vorspiel zum Schweigen*. Wien 1948.
- Brehmer, Ilse (Hg.): *Mütterlichkeit als Profession? Lebensläufe deutscher Pädagoginnen in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts. Biographien*. Pfaffenweiler 1988.
- Breit, Ernst: *Das sittliche Verhältnis der Frau zur Eugenik*. Münster 1932.
- Browning, Hilde: *Women Under Fascism and Communism*. London o. J.
- Broszat, Martin, u. a. (Hg.): *Bayern in der NS-Zeit. III Bände*. München/Wien 1981.
- Buber-Neumann, Margarete: *Kafkas Freundin Milena*. München 1963.
- Buch, Walter: *Niedergang und Aufstieg der deutschen Familie*. München 1934.
- Bürkner, Trude: *Der BDM in der HJ*. Berlin 1937.
- Buresch-Riebe, Ilse: *Frauenleistung im Kriege*. Berlin 1942.
- Burgdorfer, Friedrich: *Bevölkerungsentwicklung im Dritten Reich*. Berlin/Heidelberg 1935.
- Comité des Délégations Juives (Hg.): *Die Lage der Juden in Deutschland. Das Schwarzbuch – Tatsachen und Dokumente*. Frankfurt a.M./Berlin/Wien 1983. Erstmals 1934 veröffentlicht.
- Inge Deutschkron: *Ich trug den gelben Stern*. Köln 1978.
- Deutschland-Berichte der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands (Sopade)*. Neuauflage Frankfurt a.M. 1980.
- Diehl, Guida: *Christ sein heisst Kämpfer sein. Die Führung meines Lebens*. Eisenach 1960, S. 223.
- *Die deutsche Frau und der Nationalsozialismus*. Giessen o. J.
- *Erlösung vom Wirrwah wider Dr. Mathilde Ludendorff und ihr Buch, Erlösung von Jesu Christo*. Eisenach 1931.
- Diels, Rudolf: *Lucifer ante portas... es spricht der erste Chef der Gestapo*. Stuttgart 1950.
- Diers, Marie: *Freiheit und Brot! Der Roman einer Arbeiterfamilie*. Berlin 1933.
- Domarus, Max: *Hitler. Reden und Proklamationen 1932-1945*. Kommentiert von einem deutschen Zeitgenossen. II Bände. Würzburg 1962.
- Dornemann, Louise: *German Women under Fascism: A Brief Survey of the Position of German Women up to the Present Day*. London 1943, Fotokopie.
- Dransfeld, Helene: *Eintritt der katholischen Frau in die Politik*. Freiburg 1919.
- Duel, Wallace R.: *People Under Hitler*. New York 1942.
- Düvert, Helene: *Die Frau von heute. Ihr Weg und Ziel*. Berlin/Gütersloh 1933.
- Ehrle, Gertrud: *Leben spricht zu Leben. Wirklichkeitsbilder aus dem Alltag der Frau*. Freiburg 1937.
- (Hg.): *Licht über dem Abgrund. Aufzeichnungen und Erlebnisse christlicher Frauen 1933-1945*. Freiburg 1951.
- Engfer, Hermann (Hg.): *Das Bistum Hildesheim. 1933-1945. Eine Dokumentation*. Hildesheim 1971.
- Faulhaber, Michael Kardinal: *Judentum, Christentum, Germanentum. Adventspredigten gehalten in St. Michael zu München 1933*. München ohne Jahr.
- Fénelon, Fania: *Das Mädchenorchester in Auschwitz*. Frankfurt a.M. 1980.
- Finckh, Renate: *Mit uns zieht die neue Zeit*. Baden-Baden 1979.

- François-Poncet, André: *Als Botschafter in Berlin 1931-1938*. Mainz 1948.
- Frank, Hans: *Im Angesicht des Galgens. Deutung Hitlers und seiner Zeit auf Grund eigener Erlebnisse und Erkenntnisse. Geschrieben im Nürnberger Justizgefängnis*. Neuhaus bei Schliersee, 2. Auflage 1955.
- Frankl, Viktor E.: *...trotzdem Ja zum Leben sagen. Ein Psychologe erlebt das Konzentrationslager*. München 1977.
- Frauen im Wehrdienst. Erinnerungen von Ingeborg Hecht, Ruth Henry, Christa Meves*. Freiburg i. Br. 1982.
- Frauen um Hitler*. Nach Materialien von Henriette von Schirach. München/Berlin 1983.
- Frauen unter Faschistenterror! Frauen in der Solidaritäts und Kampffront*. Zürich und Paris 1934.
- Friedländer, Vera: *Späte Notizen*. Berlin (Ost) 1982.
- Fromm, Erich: *Arbeiter und Angestellte am Vorabend des Dritten Reiches. Eine sozialpsychologische Untersuchung*. Stuttgart 1980.
- Frühaufl, Ludwig: *Deutsches Frauentum. Deutsche Mütter*. Hamburg 1935.
- Garlinski, Jozef: *Fighting Auschwitz*. New York 1975.
- German League of Culture: *Women under the Swastika*. London 1942.
- Gersdorff, Ursula von: *Frauen im Kriegsdienst 1914-1943*. Stuttgart 1969.
- Glass-Lasson, Margarete: *Ich will reden*. Wien 1982.
- Goebbels, Joseph: *Der Angriff. Aufsätze aus der Kampfzeit*. München 1936.
- *Goebbels Tagebücher aus den Jahren 1942-43 mit anderen Dokumenten*. Hg. von Louis P. Lochner. Zürich 1948.
  - *Michael. Ein deutsches Schicksal in Tagebuchblättern*. München, 16. Auflage 1929.
  - *Revolution der Deutschen. 14 Jahre Nationalsozialismus*. Oldenburg i. O. 1933.
  - *Die Tagebücher von Joseph Goebbels. Sämtliche Fragmente*. 8 Bände. Hg. von Elke Fröhlich. München/New York/London/Paris 1987-1991.
  - *Vom Kaiserhof zur Reichskanzlei*. München 1942.
- Goebbels, Magda Ritschel: *Die Deutsche Mutter. Rede zum Muttertag, 14. Mai 1933*. Heilbronn 1933.
- Göring, Emmy: *An der Seite meines Mannes. Begebenheiten und Bekenntnisse*. Göttingen 1967.
- Gottschewski, Lydia: «Die Frauenbewegung und Wir.» Hektographie. O. J.
- *Männerbund und Frauenfrage. Die Frau im neuen Staat*. München 1934.
- Gröber, Conrad: *Christus und die Frauen. Alte Wahrheiten für die neue Zeit*. Freiburg i.Br. 1935.
- *Handbuch der religiösen Gegenwartsfragen*. Freiburg i. Br. 1937.
- Gross, Walther: *Nationalsozialistische Rassenpolitik. Eine Rede an die deutschen Frauen*. Dessau, Schriften des Rassenpolitischen Amtes der NSDAP. O. J. (1934?).
- Grotjahn, Albert: *Erlebtes und Erstrebtes. Erinnerung eines sozialistischen Arztes*. Berlin 1932.
- Grüber, Heinrich: *Erinnerungen aus sieben Jahrzehnten*. Köln/Berlin 1968.
- Guirdham, A.: *Revolt Against Pity: An Indictment of the Nazi Martyrdom of Women*. London 1943.

- Haag, Lina: *Eine Handvoll Staub*. Halle 1948.
- Haas, Hilde: *Ich war Arbeitsmaid im Kriege*. Leipzig 1941.
- Hadeln, Charlotte von: *Deutsche Frauen. Deutsche Treue*. Berlin 1935.
- Hagemeyer, Hans: *Frau und Mutter. Lebensquelle des Volkes*. München 1942.
- Handke, Peter: *Wunschloses Unglück*. Frankfurt a.M. 1972.
- Harmsen, Hans: *Praktische Bevölkerungspolitik. Ein Abriss ihrer Grundlagen, Ziele und Aufgaben*. Berlin 1931.
- *Die uneheliche Mutter als beschränkt einsatzfähige Arbeitskraft*. Ohne Ort 1938.
- Hasselblatt, Dora (Hg.): *Wir Frauen und die nationale Bewegung*. Hamburg 1934.
- Hassell, Fey von: *Niemals sich beugen. Erinnerungen einer Sonder gefangenen der SS*. München 1990.
- Helmut, Otto: *Volk in Gefahr. Der Geburtenrückgang und seine Folgen für Deutschlands Zukunft*. München 1933.
- Hermenau, Hans: *Vom Werk zum Ziel*. Broschüre. 1933.
- Heyen, Franz Josef: *Nationalsozialismus im Alltag. Quellen zur Geschichte des Nationalsozialismus vornehmlich im Raum Mainz-Koblenz-Trier*. Boppard am Rhein 1967.
- Hierl, Konstantin: *Im Dienst für Deutschland. 1918-1945*. Heidelberg 1954.
- Himmler, Heinrich: *Heinrich Himmler. Geheimreden 1933 bis 1945 und andere Ansprachen*. Hg. von Bradley F. Smith/Agnes F. Peterson. Frankfurt a.M./Berlin/Wien 1974.
- Hitler, Adolf: *Mein Kampf*. Zwei Bände in einem Band. Ungekürzte Ausgabe. München, 17. Auflage 1933.
- Hitlers Politisches Testament. Die Bormann Diktate vom Februar und April 1945*. Mit einem Essay von Hugh R. Trevor-Roper und einem Nachwort von André François Poncet. Hamburg 1981.
- Hoare, Samuel: *Neun bewegte Jahre. Englands Weg nach München*. Düsseldorf, 2. Auflage 1955.
- Höss, Rudolf: *Kommandant in Auschwitz. Autobiographische Aufzeichnungen*. Hg. von Martin Broszat. München, 11. Auflage 1987.
- Hofer, Walther (Hg.): *Der Nationalsozialismus. Dokumente 1933-1945*. Frankfurt a.M., 11. Auflage 1962.
- Hoffmann, Heinrich: *Hitler Was My Friend*. London 1955.
- Hoover, Calvin B.: *Germany Enters the Third Reich*. New York 1933.
- Hopmann, Antonie/Bardewer, Luise/Franken, Anne: *Die katholische Frau der Zeit*. Düsseldorf 1931.
- Horkheimer, Max (Hg.): *Schriften des Instituts für Sozialforschung. Fünfter Band. Studien über Autorität und Familie*. Paris 1936.
- Horst, Max/Hebing, Richard (Hg.): *Volk im Glauben. Ein Buch vom katholischen Deutschen*. Berlin 1933.
- Imsel, Hans Ulrich: *Indikation und Technik der Sterilisierung des Weibes*. Dissertation. Giessen 1933.
- Jacobs, Annemarie: *Hinter den Zeilen*. Halle 1959.
- Jaspers, Karl: *Die Schuldfrage. Für Völkermord gibt es keine Verjährung*. München 1979.
- Jung, Edgar: *Die Herrschaft der Minderwertigen*. Berlin 1930.

- Jünger, Ernst: *In Stahlgewittern. Aus dem Tagebuch eines Stosstruppführers*. Hannover 1920.
- Karminski, Hannah: «Zum 30jährigen Bestehen des Isenburger Heims.» Ohne Ort 1937.
- Katz, Esther: *Conference on Women Surviving: the Holocaust. Proceedings of the Conference on Women Surviving*. New York 1983.
- Kent, Madeline: *I Married a German*. London o. J.
- Kessler, Harry Graf: *Tagebücher 1918-1937*. Hg. von Wolfgang Pfeiffer-Belli. Frankfurt a.M. 1961.
- Kiaulehn, W: *Berlin: Schicksal einer Weltstadt*. München 1958.
- Kirkpatrick, Clifford: *Nazi Germany: Its Women and Family Life*. Indianapolis/New York 1938.
- Klajewitz, Dorothea: *Die Frau in der Volksgemeinschaft*. Leipzig 1934.
- Kleinschmidt, Otto: *Blut und Rasse. Die Stellung des evangelischen Christen zu den Forderungen der Eugenik*. Berlin 1933.
- Knickerbocker, H. R.: *The German Crisis*. New York 1932.
- Köhler-Irgang, Ruth: *Die Sendung der Frau in der deutschen Geschichte*. Leipzig 1942.
- Köhn, Ilse: *Mischling, Second Degree: My Childhood in Nazi Germany*. New York 1977.
- Kotze, Hildegard von/Krausnick, Helmut (Hg. unter Mitwirkung von F. A. Krummacher): «Es spricht der Führer». *7 exemplarische Hitler-Reden*. Gütersloh 1966.
- Krieger, Ruth: *Deutsche Mädel im Osten*. Berlin-Lichterfelde 1940.
- Krineger-Fischer, Eva: *Die Frau als Richterin über Leben und Tod ihres Volkes*. Berlin 1935.
- Kuhn, Annette/Rothe, Valentine: *Frauen im deutschen Faschismus*. 2 Bände. Düsseldorf, 2. Auflage 1983.
- /Schneider, Gerhard (Hg.): *Frauen in der Geschichte. Frauenrechte und die gesellschaftliche Arbeit der Frauen im Wandel. Fach wissenschaftliche und fach didaktische Studien zur Geschichte der Frauen*. Düsseldorf 1979.
- Kutzleb, Julemar: *Mord an der Zukunft*. Berlin 1930.
- Lane, Ann (Hg.): *Mary Ritter Beard: A Source Book*. New York 1967.
- Langbein, Hermann: *...wir haben es getan. Selbstporträts in Tagebüchern und Briefen 1939-1945*. Wien/Köln/Stuttgart/Zürich 1964.
- Lauer, Amalie: *Die Frau in der Auffassung des Nationalsozialismus*. Köln 1932.
- Lanzmann, Claude: *Shoah*. Mit einem Vorwort von Simone de Beauvoir. Düsseldorf 1986.
- Laska, Vera: *Nazism, Resistance, and Holocaust in W. W. II. A Bibliography*. Westport 1982.
- *Women in the Resistance and Holocaust*. Westport 1983.
- Lengyel, Olga: *Five Chimneys: The Story of Auschwitz*. London 1972.
- Lévy-Haas, Hanna: *Vielleicht war das alles erst der Anfang. Tagebuch aus dem KZ Bergen-Belsen 1944-1945*. Berlin 1979.
- Litten, Irmgard: *A Mother Fights Hitler*. London 1940.
- Lochner, Louis P.: *What About Germany?*. New York 1942.
- Loos, Anita: *A Girl Like I*. New York 1956.

- Lortz, Joseph: *Katholischer Zugang zum Nationalsozialismus. Schriftenreihe Reich und Kirche.* Münster i. W., 3. Auflage 1933.
- Lüders, Marie-Elisabeth: *Fürchte Dich nicht. Persönliches und Politisches aus mehr als 80 Jahren, 1878-1962.* Köln 1963.
- MacFarland, Charles S.: *The New Church and the New Germany.* New York 1934.
- Mann, Erika: *Zehn Millionen Kinder. Die Erziehung im Dritten Reich.* München 1986.  
– Klaus Mann: *Escape to Life.* Boston 1938.
- Mann, Klaus: *Mephisto. Roman einer Karriere.* Reinbek bei Hamburg 1981.  
– *The Turning Point. Thirty-Five Years in this Century.* London 1942.
- Mannowitz, Rosalyn: *Reflections on the Holocaust.* Washington Heights/New York 1978.
- Maschmann, Melita: *Fazit. Kein Rechtfertigungsversuch.* Stuttgart 1963.
- Maser, Werner (Hg.): *Hitlers Briefe und Notizen. Sein Weltbild in handschriftlichen Dokumenten.* Düsseldorf/Wien 1973.
- Meed, Vlada: *On Both Sides of the Wall. Memoirs from the Warsaw Ghetto.* New York 1972.
- Meister, Angela: *Die deutschen Industriefrauen. Dissertation.* Jena 1939.
- Meldungen aus dem Reich. Auswahl aus den geheimen Lageberichten des Sicherheitsdienstes der SS 1939-1944.* Hg. v. Heinz Boberach. München 1968.
- Menzerath, Magda: *Kampffeld Heimat. Deutsche Frauenleistung im Krieg.* Stuttgart 1944.
- Moeckl, Marka: *Hilfsmädchen kämpfen um Berlin. Eine Erzählung aus der Kampfzeit.* Stuttgart 1936.
- Moers, Martha: *Der Fraueneinsatz in der Industrie.* Berlin 1943.
- Munske, Hilde (Hg.): *Das bunte Jungmädchenbuch.* Berlin 1942.
- Noakes, Jeremy/Pridham, Geoffrey (Hg.): *Documents of Nazism: 1919-1943. A History in Documents and Eyewitness Accounts.* New York 1974.
- Nyiszli, Miklos: *Auschwitz. A Doctor's Eyewitness Account.* Vorwort Bruno Bettelheim. New York 1960.
- Orlow, Dietrich: *The History of the Nazi Party. 1919-1933.* Pittsburgh 1969.
- Paepcke, Lotte: *Unter einem fremden Stern. «Ich wurde vergessen.»* Bühl-Moos 1989.
- Papen, Franz: *Appell an das deutsche Gewissen. Reden zur nationalen Revolution.* Oldenburg 1933.
- Passow, Hildegard: *Der Baumeister des neuen Reiches.* Broschüre. Ohne Ort und Jahr.  
– *Geschichte, Blut und Boden.* Broschüre. Ohne Ort und Jahr.
- Peikow, Richard: *Die soziale und wirtschaftliche Stellung der deutschen Frau in der Gegenwart.* Berlin 1937.
- Picker, Henry: *Hitlers Tischgespräche im Führerhauptquartier 1941-1942.* Bonn 1951.
- Pfaume, Eberhard u.a.: *Frauen im Industriebetrieb. Einsatz-Schulung-Leistung.* Berlin 1941.  
Teil einer Serie des Reichsausschusses für Leistungssteigerung.
- Der Prozess gegen die Hauptkriegsverbrecher vor dem Internationalen Militärgerichtshof.* Nürnberg, 14. November 1945 – 1. Oktober 1946. Nürnberg 1946 und 1947.
- Puckett, Hugh Wiley: *Germany's Women Go Forward.* New York 1930.
- Rauschning, Hermann: *Gespräche mit Hitler.* Wien 1973.

- *Die Revolution des Nihilismus. Kulisse und Wirklichkeit im Dritten Reich*. Zürich/ New York 1938.
- *Voice of Destruction*. New York 1940.
- Reber-Gruber, Auguste: *Weibliche Erziehung im NSLB*. Leipzig/Berlin 1934.
- Rees, Hanna: *Frauenarbeit in der NS-Volkswohlfahrt*. Berlin 1938.
- Reichenau, Irmgard (Hg.): *Deutsche Frauen an Adolf Hitler*. Leipzig 1933.
- Reinhardt, Lore: *Die deutsche Frau als Quelle völkischer Kraft und sittlicher Gesundheit. Ein Beitrag zur Prägung eines neuen Frauentypes*. Leipzig 1934.
- Reichsorganisationsleiter der NSDAP: *Die Front der Frauen*. München 1942.
- Remarque, Erich Maria: *Im Westen nichts Neues*. Berlin 1929.
- Richarz, Monika (Hg.): *Jüdisches Leben in Deutschland. Selbstzeugnisse zur Sozialgeschichte 1918-1945*. Stuttgart 1982.
- Ritter, Reinhard: *Die geschlechtliche Frage in der deutschen Volkserziehung*. Berlin/Köln 1936.
- Rogge, Pia Sophie: *Die deutschnationale Frau*. Broschüre. Januar 1922.
- *An geweihten Brunnen. Die deutsche Frauenbewegung im Lichte des Rassegedankens*. München 1933.
- *Zurück zum Mutterrecht? Studie zu Professor Ernst Bergmann «Erkenntnisgeist und Muttergeist»*. Leipzig 1932.
- Rompel, Josef: *Die Frau im Lebensraum des Mannes*. Darmstadt o. J.
- Rosenberg, Alfred: *Der Mythos des 20. Jahrhunderts. Eine Wertung der seelisch-geistigen Gestaltenkämpfe unserer Zeit*. München, 71. -74. Auflage 1935.
- Rühle-Gerstel, Alice: *Das Frauenproblem der Gegenwart*. Leipzig 1932.
- Salomon, Alice: *Charakter ist Schicksal. Lebenserinnerungen*. Weinheim/Basel 1983.
- Salomon, Charlotte: *A Diary in Pictures*. New York 1983.
- Schemm, Hans: *Der Rote Krieg. Mutter oder Genossin?* Illustrierte, verkürzte Ausgabe. Bayreuth 1931.
- Schickedanz, Margarethe: *Deutsche Frau und Deutsche Not im Weltkrieg*. Leipzig/Berlin 1938.
- Schmidt, Werner: *Die Erwerbstätigkeit der verheirateten Frau*. Dissertation. Giessen 1933.
- Scholtz-Klink, Gertrud: *Die Frau im Dritten Reich*. Eine Dokumentation. Tübingen 1978.
- Vorwort zu *Frauen Helfen Siegen: Bilddokumente*. Berlin o. J.
- /Adolf Hitler: «Reden an die Deutsche Frau.» Reichsparteitag in Nürnberg, 8. September 1934.
- Schwartzhaupt, Elisabeth: *Was hat die Frau vom Nationalsozialismus zu erwarten?* Berlin 1932.
- Seldte, Franz: *Sozialpolitik im Dritten Reich*. Berlin 1935.
- Semmelroth, Ellen/Stieder, Renate von (Hg.): *N.S. Frauenbuch*. München 1934.
- Seydewitz, Max: *Civil Life in Wartime Germany: The Story of the Homefront*. New York 1961.
- Shirer, William L.: *The End of a Berlin Diary*. New York 1947.
- *Das Jahrzehnt des Unheils. Meine Erlebnisse und Erfahrungen in Deutschland und Europa 1930-1940*. Bern/München/Wien 1986.

- Siber, Paula: *Die Frauenfrage und ihre Lösung durch den Nationalsozialismus*. Wolfenbüttel/Berlin 1933.
- *Um das Gewissen der deutschen Frau*. München o. J.
- SPD: *Nationalsozialismus und Frauenfragen: Material zur Information und Bekämpfung*. Broschüre. Berlin Februar 1932.
- Speer, Albert: *Erinnerungen*. Berlin 1969.
- Spender, Stephen: *World Within World. The Autobiography of Stephen Spender*. London 1951.
- Staritz, Katarina: *Des Grossen Lichtes Widerschein*. Berlin 1967.
- Stockhorst, Erich: *Fünftausend Köpfe. Wer war was im Dritten Reich*. Bruchsal 1967.
- Strasser, Gregor: *Kampf um Deutschland. Reden und Aufsätze eines Nationalsozialisten*. München 1932.
- *Der letzte Abwehrkampf des Systems. Drei aktuelle Aufsätze*. München o. J.
- Straus, Rahel: *Wir lebten in Deutschland: Erinnerungen einer deutschen Jüdin. 1880-1933*. Stuttgart 1962.
- Streiter, Gudrun: *Dem Tod so nah ... Tagebuchblätter einer SA-Manns-Braut*. Privat, o. J.
- Thomas, Katharine: *Women in Nazi Germany*. London 1943.
- Thompson, Dorothy: *I Saw Hitler*. New York 1932.
- Tiling, Magda von/Jarusch, Konrad (Hg.): *Grundfragen pädagogischen Handelns. Beiträge zur neuen Erziehung*. Stuttgart 1934.
- Tillich, Hannah: *From Time to Time*. New York 1973.
- Trevor-Roper, Hugh R. (Hg.): *The Bormann Letters. The Private Correspondence between Martin Bormann and his Wife from January 1943 to April 1945*. London 1954.
- (Hg.): *Hitler's Secret Conversations*. New York 1961.
- Tremel-Eggert, Kuni: *Barb*. München 1934.
- Ulich-Beil, Else: *Ich ging meinen Weg*. Berlin-Grünewald 1961.
- Union für Recht und Freiheit: *Deutsche Frauenschicksale*. London 1937.
- Unser Kampf. 200 Beispiele aus dem antifaschistischen Kampf in Deutschland*. Prag o.J.
- United States Strategie Bombing Survey. Economic Report*. 1945.
- Unverricht, Elisabeth: *Unsere Zeit und Wir. Das Buch der deutschen Frau*. München 1932.
- Vonschott, Hedwig (Hg.): *Frauenbildung, Frauenberufe*. Freiburg i. Br. 1933.
- Weber, Marianne: *Lebenserinnerungen*. Bremen 1948.
- Wellmann, Eva Maria: *Kämpfen und Glauben: Aus dem Leben eines Hitler Mädels*. Berlin 1933.
- Wells, H. G.: *Experiment on Autobiography*. New York 1934.
- Wheeler-Bennett, John (Hg.): *Documents on International Affairs*. London 1934.
- Wilkinson, Ellen: *The Terror in Germany*. London 1934.
- Wippermann, Wolfgang: *Die Berliner Gruppe Baum und der jüdische Widerstand*. Berlin o.J.
- Wolf, Christa: *Kindheitsmuster*. Darmstadt/Neuwied, 15. Auflage 1978.
- Wolf, Lore: *Ein Leben ist viel zu wenig*. Frankfurt a.M. 1974.
- Wolff, Klara: *Die deutsche Frau im Wandel der Zeiten*. Halle 1936.

- Zahn-Harnack, Agnes von: *Die Frauenbewegung: Geschichte, Probleme, Ziele*. Berlin 1928.  
 – *Reden und Aufsätze*. Stuttgart o.J.  
 – *Wandlungen des Frauenlebens vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart*. Berlin und Hannover 1951.
- Zuckmeyer, Carl: *Als war's ein Stück von mir. Horen der Freundschaft*. Hamburg 1977.
- Zühlke, Anna: *Fräuenaufgabe und Frauenarbeit im Dritten Reich. Bausteine zum neuen Staat und Volk*. Leipzig 1934.
- Zürcher, Franz: *Kreuzzug gegen das Christentum. Eine Dokumentensammlung*. Zürich 1938.

## Sekundärquellen

### Nach 1945 veröffentlichte Bücher

- Abraham, David: *The Collapse of the Weimar Republic. Political Economy in Crisis*. Princeton 1981.
- Adam, Dietrich Uwe: *Die Judenpolitik im Dritten Reich*. Düsseldorf 1972.
- Adler, H. G.: *Theresienstadt. 1941 – 1945: Das Anlitz einer Zwangsgemeinschaft*. Tübingen 1955.  
 – *Der Verwaltete Mensch. Studien zur Deportation der Juden aus Deutschland*. Tübingen 1974.
- Ainsztein, Reuben: *Jewish Resistance in Nazi-Occupied Eastern Europe*. London 1974.
- Allen, Ann Taylor: «Mothers of the New Generation: Adele Schreiber, Helene Stöcker, and the Evolution of a German Ideal of Motherhood.» In: *Signs*, 20:3 (Frühling 1985).
- Allen, William Sheridan: «Das haben wir nicht gewollt.» *Die nationalsozialistische Machtergreifung in einer Kleinstadt 1930 – 1935*. Gütersloh 1966.
- Aly, Götz (Hg.): *Aktion T4 – 1939-1945. Die «Euthanasie» – Zentrale in der Tiergartenstrasse 4*. Berlin, 2. erweiterte Auflage 1989.  
 – u.a.: *Medizin im Nationalsozialismus*. München 1988.  
 – u.a.: *Reform und Gewissen. «Euthanasie» im Dienst des Fortschritts*. Berlin 1985.  
 – /Roth, Karl-Heinz: *Die restlose Erfassung. Volkszählen, Identifizieren, Aussondern im Nationalsozialismus*. Berlin 1984.  
 – /Heim, Susanne (Hg.): *Sozialpolitik und Judenvernichtung. Gibt es eine Ökonomie der Endlösung?* Berlin 1987.
- Ardener, Shirley: *Women and Space: Ground Rules and Social Maps*. New York 1981.
- Arendt, Hannah: *Eichmann in Jerusalem. Ein Bericht von der Banalität des Bösen*. München 1964.  
 – *Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft*. Frankfurt a.M. o.J.
- Arendt, Hans-Jürgen: «Die Gleichschaltung\* der bürgerlichen Frauenorganisationen in Deutschland 1933/1934». In: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft*, 27. Jahrgang, Heft 7 (1979), S. 615-627.
- Arndt, Ino: «Das Frauenkonzentrationslager Ravensbrück.» In: *Dachauer Hefte*, 3. Jahrgang (November 1987), S. 125-157.



- Aumüller-Roske, Ursula: «Weibliche Elite für die Diktatur? Zur Rolle der nationalpolitischen Erziehungsanstalten für Mädchen im Dritten Reich.» In: Dies.: (Hg.): *Frauenleben – Frauenbilder – Frauengeschichte*. Pfaffenweiler 1988, S. 17-44.
- Ayçoberry, Pierre: *The Nazi Question*. New York 1981.
- Bach, Marie Luise: *Gertrud Bäumer. Biographische Daten und Texte zu einem Persönlichkeitsbild*. Weinheim 1989.
- Badia, Gilbert: *Exilés en France. Souvenirs d'antifascistes allemands émigrés. (1933-1945)*. Paris 1982.
- Bajohr, Stefan: *Die Hälfte der Fabrik. Geschichte der Frauenarbeit in Deutschland 1914-1945*. Marburg 1979.
- Baker, Leonard: *Hirt der Verfolgten. Leo Baeck im Dritten Reich*. Stuttgart 1982.
- Banfield, Edward C.: *The Moral Basis of a Backward Society*. Glencoe 1958.
- Barnouw, Dagmar: *Visible Spaces: Hannah Arendt and the German-Jewish Experience*. Baltimore, Md. 1990.
- Barrett, Michele (Hg.): *Virginia Woolf Women and Writing*. New York 1979.
- Bauer, Jehuda: *The Holocaust in Historical Perspective*. Seattle 1978.
- Beard, Mary Ritter: *Woman as a Force in History. A Study in Traditions and Realities*. New York und London 1971.
- Beauvoir, Simone de: *Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau*. Reinbek bei Hamburg 1968.
- Beck, Earl R.: *Under the Bombs: The German Home Front, 1942-1945*. Lexington, Ky. 1986.
- Benjamin, Jessica: «Authority and the Family Revisited. Or a World without Fathers.» In: *New German Critique* (1977), S. 36-57.
- Berger, Peter: «On the Obsolescence of the Concept of Honor.» In: *European Journal of Sociology*, 11:2, S. 339-347.
- Berghahn, Marion: *German Jewish Refugees in England: The Ambiguities of Assimilation*. London 1984.
- Bernadac, Christian: *Le camp des femmes. Ravensbrück*. Paris 1973.
- Beuys, Barbara: *Familienleben in Deutschland. Neue Bilder aus der deutschen Vergangenheit*. Reinbek bei Hamburg 1980.
- Beyerchen, Alan D.: *Scientists Under Hitler: Politics and the Physics Community*. New Haven 1977.
- Binion, Rudolph: «...dass ihr mich gefunden habt.» *Hitler und die Deutschen: eine Psychohistorie*. Stuttgart 1978.
- Blasius, Dirk: *Ehescheidung in Deutschland 1794-1945. Scheidung und Scheidungsrecht in historischer Perspektive*. Göttingen 1987.
- Boak, Helen L.: «'Our Last Hope.' Woman's Votes for Hitler. A Reappraisal.» In: *German Studies Review*, 12 (1989), S. 289-310.
- Bock, Gisela: *Zwangsterilisation im Nationalsozialismus. Studien zur Rassenpolitik und Frauenpolitik*. Opladen 1986.
- Bokolsky, Sidney: *The Distorted Image: German Jewish Perceptions and Germany*. New York 1975.
- Bracher, Karl Dietrich: *Die deutsche Diktatur. Entstehung, Struktur, Folgen des Nationalsozialismus*. Köln/Berlin 1969.

- Braidotti, Rosi (Hg.): *De la parenté à l'eugenisme*. Paris 1988.
- Bremme, Gabriele: *Die politische Rolle der Frau in Deutschland*. Göttingen 1956.
- Bridenthai, Renate: «Beyond Kinder, Kirche, Küche. Weimar Women at Work.» In: *Central European History*, 6 (1973), S. 148-166.
- /Grossmann, Atina/Kaplan, Marion (Hg.): *When Biology Became Destiny. Women in Weimar and Nazi Germany*. New York 1984.
- Browning, Christopher: *Fateful Months: Essays on the Emergence of the Final Solution*. New York 1985.
- *Ordinary Men. Reserve Police Battalion 101 and the Final Solution in Poland*. New York 1991.
- Broszat, Martin: *Der Staat Hitlers*. Berlin 1980.
- Bry, Gerard: *Wages in Germany*. Princeton 1969.
- Buchheim, Hans u.a.: *Anatomie des SS-Staates*. München, 4. Auflage 1984.
- Buchmann, Erika: «Frauen im Konzentrationslager.» Stuttgart 1946. Fotokopie.
- Bullock, Alan: *Hitler. Eine Studie über Tyrannei*. Düsseldorf 1969.
- Camus, Albert: *Der Mensch in der Revolte. Essays*. Reinbek bei Hamburg 1982.
- Carroll, Bernice A.: *Design for Total War: Arms and Economics in the Third Reich*. The Hague 1968.
- (Hg.): *Liberating Women's History*. Urbana 1976.
- Chase, Allan: *The Legacy of Malthus. The Social Costs of the New Scientific Racism*. New York 1977.
- Child, David: *Germany Since 1918*. New York 1980.
- Childers, Thomas: *The Nazi Voter. The Social Foundations of Fascism in Germany, 1919-1933*. Chapel Hill 1983.
- Cohn, Norman: *Die Protokolle der Weisen von Zion. Der Mythos von der jüdischen Weltverschwörung*. Köln/Berlin 1969.
- Conway, John S.: *Die nationalsozialistische Kirchenpolitik 1933-1945. Ihre Ziele, Widersprüche und Fehlschläge*. München 1969.
- Czarnowski, Gabriele: «Frauen – Staat – Medizin. Aspekte der Körperpolitik im Nationalsozialismus.» In: *Frauen zwischen Auslese und Ausmerze. Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis*, 14, Köln (1985), S. 79-99.
- Dammer, Susanne: *Mütterlichkeit und Frauendienstpflicht. Versuche der Vergesellschaftung «weiblicher Fähigkeiten» durch eine Dienstverpflichtung (Deutschland 1890-1918)*. Weinheim 1988.
- «Nationalsozialistische Frauenpolitik und soziale Arbeit.» In: Hans Uwe Otto/ Heinz Sünker (Hg.): *Soziale Arbeit und Faschismus. Volkspflege und Pädagogik im Nationalsozialismus*. Bielefeld 1986.
- Davidson, Eugene: *The Trial of the Germans – An account of the twenty-two defendants before the International Military Tribunal*. New York 1966.
- Dawidowicz, Lucy S.: *Der Krieg gegen die Juden 1933-1945*. München 1979.
- Decken, Godele von der: *Emanzipation auf Abwegen. Frauenkultur und Frauenliteratur im Umkreis des Nationalsozialismus*. Frankfurt a.M. 1988.
- Des Pres, Terrence: *The Survivor. An Anatomy of Life in the Death Camps*. New York 1976.

- Dimsdale, Joel: *Survivors and Perpetrators*. Washington und London 1980.
- Dischner, Gisela (Hg.): *Eine stumme Generation berichtet. Frauen der dreissiger und vierziger Jahre*. Frankfurt a.M. 1982.
- Dobkowski, Martin/Walliman, Isidor (Hg.): *Towards the Holocaust: The Social and Economic Collapse of the Weimar Republic*. Westport, Connecticut 1983.
- Drewitz, Ingeborg: *Die zerstörte Kontinuität. Exilliteratur und Literatur des Widerstandes*. Wien und München 1981.
- Ebbinghaus, Angelika (Hg.): *Opfer und Täterinnen. Frauenbiographien des Nationalsozialismus*. Nördlingen 1987.
- /Kaupen-Haas, Heidrun/Roth, Karl-Heinz (Hg.): *Heilen und Vernichten im Mustergau Hamburg. Bevölkerungs- und Gesundheitspolitik im Dritten Reich*. Hamburg 1984.
- Ebermayer, Erich/Roos, Hans (Hg.): *Die Gefährtin des Teufels. Leben und Tod der Magda Goebbels*. Hamburg 1952.
- Eilers, Rolf: *Die nationalsozialistische Schulpolitik. Eine Studie zur Funktion der Erziehung im totalitären Staat*. Köln/Opladen 1963.
- Eley, Geoff: «What Produces Fascism: Preindustrial Traditions or a Crisis of the Capitalist State?» In: *Politics and Society*, 12 (1983), S. 53-82.
- Engelmann, Bernd: *Bis alles in Scherben fällt. Wie wir die Nazizeit erlebten 1939-1945*. Köln 1983.
- *Im Gleichschritt marsch. Wie wir die Nazizeit erlebten 1933-1939*. Köln 1982.
- Engelmann, Susanne Charlotte: *German Education and Re-Education*. New York 1945.
- Evans, Richard J.: *The Feminist Movement in Germany 1894-1933*. London/Beverly Hills 1976.
- «German Women and the Triumph of Hitler». In: *Journal of Modern History* (März 1976).
- Fest, Joachim C.: *Das Gesicht des Dritten Reiches. Profile einer totalitären Herrschaft*. München 1963.
- *Hitler. Eine Biographie*. Frankfurt a.M./Berlin/Wien, 7. Auflage 1974.
- Flessau, Kurt-Ingo/Nyssen, Elke/Pätzold, Günter (Hg.): *Erziehung im Nationalsozialismus. «...und sie werden nicht mehr frei ihr ganzes Leben.»* Köln 1987.
- Fraenkel, Heinrich/Manvell, Roger: *Himmler. Kleinbürger und Massenmörder*. Berlin/Frankfurt a.M./Wien 1965.
- Franz-Willing, Georg: *Die Hitlerbewegung. Der Ursprung. 1919-1922*. Hamburg/Berlin 1962.
- Frauengruppe Faschismusforschung (Hg.): *Mutterkreuz und Arbeitsbuch. Zur Geschichte der Frauen in der Weimarer Republik und im Nationalsozialismus*. Frankfurt am Main 1981.
- «Frauenverfolgung und Widerstand.» In: *Dachauer Hefte*, 3. Jahrgang (1987).
- Frevert, Ute: *Frauen-Geschichte. Zwischen bürgerlicher Verbesserung und neuer Weiblichkeit*. Frankfurt a.M. 1986.
- Friedländer, Saul: *Reflections on Nazism: An Essay on Kitsch and Death*. New York 1984.
- Friedlander, Henry/Milton, Sybil: *The Holocaust: Ideology, Bureaucracy, and Genocide*. Millwood, New York 1980.

- Friedlander, Judith u.a.: *Women in Culture and Politics. A Century of Change*. Bloomington 1986.
- Friedmann, Friedrich Georg: *Hannah Arendt. Eine deutsche Jüdin im Zeitalter des Totalitarismus*. München 1985.
- Friedrich, Otto: *Before the Deluge. A Portrait of Berlin in the 1920s*. New York 1972.
- Ganssmüller, Christian: *Die Erbgesundheitspolitik des Dritten Reiches. Planung, Durchführung und Durchsetzung*. Köln/Wien 1987.
- Gasman, Daniel: *The Scientific Origins of National Socialism. Social Darwinism in Ernst Haeckel and the German Monist League*. London 1971.
- Gerhard, Ute: «„Bis an die Wurzeln des Übels“, Rechtsgeschichte und Rechtskämpfe der Radikalen.» In: *Feministische Studien*, 1 (1984).
- Gilbert, Sandra: «Soldier's Heart: Literary Men, Literary Women and the Great War.» In: *Signs*, 8:3 (Frühjahr 1983).
- Goode, William J.: *World Revolution and Family Patterns*. New York 1963.
- Gordon, Sarah: *Hitler, Germans and the „Jewish Question“*. Princeton, N.J. 1984.
- Gravenhorst, Lerke/Tatschmurat, Carmen (Hg.): *TöchterFragen. NS-Frauen-Geschichte*. Freiburg i. Br. 1990.
- Greven-Aschoff, Barbara: *Die bürgerliche Frauenbewegung in Deutschland. 1894-1933*. Göttingen 1981.
- Griffin, Susan: *Pornography and Silence*. New York 1981.
- Grill, Johnpeter Horst: *The Nazi Movement in Baden*. Chapel Hill 1983.
- Gross, Leonard: *Versteckt. Wie Juden in Berlin die Nazi-Zeit überlebten*. Reinbek bei Hamburg 1983.
- Grossmann, Atina: «The New Woman, the New Family and the Rationalization of Sexuality.» In: Dies.: *The Sex Reform Movement in Germany 1928-1933*. Typoskript, Ph. D. Dissertation. Rutgers University 1983.
- Grossmann, Kurt R.: *Die unbesungenen Helden*. Berlin 1961.
- Grunberger, Richard: *Das Zwölfjährige Reich. Der Deutschen Alltag unter Hitler*. Wien/München/Zürich 1972.
- Hackett, Amy Kathleen: «The Politics of Feminism in Wilhelmine Germany, 1890-1918.» Ph. D. Dissertation, Columbia University 1976.
- Hamilton, Richard: *Who Voted for Hitler?* Princeton, N. J. 1982.
- Hausen, Karin (Hg.): *Frauen suchen ihre Geschichte. Historische Studien zum 19. und 20. Jahrhundert*. München 1983.
- «Die Polarisierung der ‚Geschlechtscharaktere‘. Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben.» In: Werner Conze (Hg.): *Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas*. Stuttgart 1976, S. 363-393.
- Heer, Friedrich: *Der Glaube des Adolf Hitler. Anatomie einer politischen Religiosität*. München und Esslingen 1968.
- Hehl, Ulrich von: *Katholische Kirche und Nationalsozialismus im Erzbistum Köln. 1933-1943*. Mainz 1977.
- Heiden, Konrad: *Der Führer: Hitler's Rise to Power*. Boston 1969.
- Heinemann, Elizabeth: «Gender Identity in the Wandervogel Movement.» In: *German Studies Review*, 12 (1989), S. 249-270.

- Helmreich, Ernst Christian: *The German Churches under Hitler. Background, Struggle, and Epilogue*. Detroit 1979.
- Henry, Frances: *Victims and Neighbors. A Small Town in Nazi Germany Remembered*. South Hadley, Massachusetts 1984.
- Herbstrith, Waltraud (Sr. Teresia a Matre Dei OCD) (Hg.): *Edith Stein: Ein neues Lebensbild in Zeugnissen und Selbstzeugnissen*. Freiburg/Basel/Wien 1983.
- Hermand, Jost: «All Power to the Women: Nazi Concepts of Matriarchy.» In: *Journal of Contemporary History*, 19:4 (Oktober 1984).
- Hidden, John/Farquharson, John: *Explaining Hitler's Germany. Historians and the Third Reich*. Totowa, New Jersey 1983.
- Hilberg, Raul: *Die Vernichtung der europäischen Juden. Die Gesamtgeschichte des Holocaust*. Berlin 1982.
- Hochmuth, Ursel/Meyer, Gertrud: *Streiflichter aus dem Hamburger Widerstand, 1933-1943*. Frankfurt a.M. 1969.
- Höhne, Heinz: *Der Orden unter dem Totenkopf*. Gütersloh 1963.
- Hohmann, Joachim S.: *Frauen und Mädchen in faschistischen Lesebüchern und Fibeln*. Köln 1986.
- Holborn, Hajo: *Deutsche Geschichte in der Neuzeit*. Band 3. Das Zeitalter des Imperialismus (1871-1945). München 1971.
- Hubbard, William H.: *Familiengeschichte. Materialien zur Deutschen Familie seit dem Ende des 18. Jahrhunderts*. München 1983.
- Jacobeit, Sigrid/Thoms-Heinrich, Liselotte: *Kreuzweg Ravensbrück. Lebensbilder antifaschistischer Widerstandskämpferinnen*. Leipzig 1987.
- Jasper, Gotthard (Hg.): *Von Weimar zu Hitler 1930-1933*. Köln/Berlin 1968.
- Jellonnek, Burkhard: *Homosexuelle unter dem Hakenkreuz. Die Verfolgung der Homosexuellen im Deutschen Reich*. Paderborn 1990.
- Jonge, Alex de: *The Weimar Chronicle*. New York 1978.
- Jurczyk, Karin: *Frauenarbeit und Frauenrolle. Zum Zusammenhang von Familienpolitik und Frauenerwerbsarbeit 1918-43*. Frankfurt a.M., 3. Auflage 1978.
- Kaes, Anton: *Deutschlandbilder. Die Wiederkehr der Geschichte als Film*. München 1987.
- Kaiser, Jochen-Christoph: *Frauen in der Kirche. Evangelische Frauenverbände im Spannungsfeld von Kirche und Gesellschaft 1890-1943. Quellen und Materialien*. Düsseldorf 1985.
- «Kirchliche Frauenarbeit in Westfalen. Ein Beitrag zur Geschichte des Provinzialverbandes der Westfälischen Frauenhilfe 1906-1945.» In: *Jahrbuch für Westfälische Kirchengeschichte*, Bd. 74, Lengerich 1981, S. 159-190.
- «Protestantismus, Diakonie und ‚Judenfrage‘ 1933-1941.» In: *Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte*, 37 (1989), S. 673-714.
- Kaiser, Josef: «Lösch nie die Spuren.» *Frauen leisten Widerstand*. Neustadt a. d. W. 1981.
- Kaplan, Marion A.: «Der Alltag jüdischer Frauen in NS-Deutschland, 1933-1938.» In: *Journal für Geschichte* (Jan./Feb. 1986).
- «Deutsche und jüdische Frauenbewegung, 1933.» In: *Courage*, 9 (Feb. 1984).
- *Die jüdische Frauenbewegung in Deutschland. Organisation und Ziele des Jüdischen Frauenbundes 1904-1938*. Hamburg 1981.

- «Schwesterlichkeit auf dem Prüfstand. Feminismus und Antisemitismus in Deutschland, 1904-1938.» In: *Feministische Studien*, Heft 1 (1984).
- Karl, Christine: «Diakonische Hilfe für den bedrängten Nächsten im Nationalsozialismus.» Diplomarbeit. Heidelberg 1982.
- Kater, Michael H.: *Doctors Under Hitler*. Chapel Hill, N. C. 1989.
- «Frauen in der NS Bewegung». In: *Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte*, 31. Jahrgang, Heft 2 (April 1983), S. 202-241.
- «Medizinische Fakultäten und Medizinstudenten. Eine Skizze.» In: Fridolf Kudlien (Hg.): *Ärzte im Nationalsozialismus*. Köln 1985.
- *The Nazi Party. A Social Profile of Members and Leaders 1919-1945*. Oxford 1983.
- Kaufmann, Doris: *Frauen zwischen Aufbruch und Reaktion. Protestantische Frauenbewegung in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts*. München 1988.
- *Das katholische Milieu in Münster. Politische Aktionsformen und geschlechts-spezifische Verhaltensräume*. Düsseldorf 1984.
- Kaupen-Haas, Heidrun (Hg.): *Der Griff nach der Bevölkerung. Aktualität und Kontinuität nazistischer Bevölkerungspolitik*. Nördlingen 1987.
- Kempner, Robert M. W.: *Edith Stein und Anne Frank. Zwei von hunderttausend. Die Enthüllungen über die NS-Verbrechen in Holland vor dem Schwurgericht in München*. Freiburg 1968.
- Keneally, Thomas: *Schindler's List*. New York 1983.
- Kershaw, Ian: *Der NS-Staat. Geschichtsinterpretationen und Kontroversen im Überblick*. Reinbek bei Hamburg 1988.
- *Popular Opinion and Political Dissent in the Third Reich. Bavaria 1933-1945*. Oxford 1983.
- Kevles, Daniel J.: *In the Name of Science: Eugenics and the Uses of Human Heredity*. New York 1985.
- Kinz, Gabriele: *Der Bund Deutscher Mädel. Ein Beitrag zur ausserschulischen Mädchenerziehung im Nationalsozialismus*. Frankfurt a.M. 1990.
- Klaus, Martin: *Mädchenerziehung zur Zeit der faschistischen Herrschaft in Deutschland. Der Bund Deutscher Mädel*. 2 Bände. Frankfurt a.M. 1983.
- Klee, Ernst: «Euthanasie» im NS-Staat. Die «Vernichtung lebensunwerten Lebens». Frankfurt a.M. 1986.
- *Was sie taten – was sie wurden. Ärzte, Juristen und andere Beteiligte am Krankenoder Judenmord*. Frankfurt a.M. 1986.
- Klein, Burton H.: *Germany's Economic Preparations for War*. Cambridge, Mass. 1959.
- Klinksiek, Dorothee: *Die Frau im NS-Staat*. Stuttgart 1982.
- Klönne, Arno: *Jugend im Deutschen Reich. Die Hitler-Jugend und ihre Gegner*. München, überarbeitete Ausgabe 1990.
- Kocka, Jürgen: *Facing Total War: German Society 1914-1918*. Cambridge 1984.
- Köhler, Jochen: *Klettern in der Grossstadt. Volkstümliche Geschichten vom Überleben in Berlin 1933-1945*. Berlin, 2. Auflage 1981.
- Königs, Cosima: *Die Frau im Recht des Nationalsozialismus. Eine Analyse ihrer familien-, erb- und arbeitsrechtlichen Stellung*. Frankfurt a.M. 1988.

- Kraus, Gisela: «Frauen vor dem Sondergericht München von 1933 bis 1945.» Unveröffentlichtes Manuskript 1982.
- Krell, Gertraude: *Das Bild der Frau in der Arbeitswissenschaft*. Frankfurt a.M. 1984.
- Krockow, Christian Graf von: *Die Stunde der Frauen. Bericht aus Pommern 1944-1947*. Frankfurt a.M. 1988.
- Krummacher, F. A.: *Die Kontroverse Hannah Arendt, Eichmann und die Juden*. München 1964.
- Kubasec, Marja: *Sterne über dem Abgrund. Aus dem Leben der Antifaschistin Dr. Maria Grollmuss*. Bautzen 1961.
- Kuczynski, Jürgen: *Studie zur Geschichte der Lage der Arbeiter in Deutschland von 1700 bis zur Gegenwart*. Berlin (Ost) 1963.
- Kudlien, Fridolf (Hg.): *Ärzte im Nationalsozialismus*. Köln 1985.
- Landmann, Salcia: *Erinnerungen an Galizien*. München 1983.
- Langbein, Hermann: *Menschen in Auschwitz*. Wien 1972.
- Langer, Elinor: *Josephine Herbst*. New York 1983.
- Langer, W. L.: *The Mind of Adolf Hitler*. New York 1972.
- Larsen, Stein U./Hagtvet, Bernt/Mykelbust, Jan Peter: *Who Were the Fascists? The Social Roots of European Racism*. Bergen 1980.
- Leimgruber, Florian: *Euthanasie und Sterilisierung im ehemaligen ‚Reichsgau Tiro-Vorarlberg‘ während des II. Weltkrieges 1939-45*. Dissertation. Innsbruck o. J.
- Leitsch, Claudia: «Drei BDM-Autobiographien.» In: *Mitteilungen der Dokumentationsstelle NS-Sozialpolitik*, 2 (1986), S. 73-101.
- Leuner, Heinz David: *Gerettet vor dem Holocaust. Menschen, die halfen*. München 1979.
- Lewy, Guenter: *Die katholische Kirche und das Dritte Reich*. München 1965.
- Lifton, Robert J.: *Ärzte im Dritten Reich*. Stuttgart 1988.
- Lilienthal, Georg: *Der «Lebensborn e. V.»: Ein Instrument nationalsozialistischer Rassenpolitik*. Stuttgart/New York 1985.
- Littell, Franklin H./Locke, Hubert G.: *The German Church Struggle and the Holocaust*. Detroit 1974.
- Lizl-Purcell, Andreas (Hg.): *Women of Exile. German-Jewish Autobiographies since 1933*. Westport, Conn. 1988.
- Manveil, Roger/Fraenkel, Heinrich: *Dr. Goebbels: His Life and Death*. London 1960.
- Maser, Werner: *Adolf Hitler: Legende, Mythos, Wirklichkeit*. München/Esslingen 1971.
- Mason, Tim: *Sozialpolitik im Dritten Reich: Arbeiterklasse, Volksgemeinschaft*. Opladen 1977.
- «Women in Germany, 1925-1940: Family, Welfare and Work», Teil I und II. In: *History Workshop. A Journal of Socialist Historians*, 1 (Frühling 1976), S. 74-113 und 2 (Herbst 1976), S.5-32.
- Matheson, Peter: *The Third Reich and the Christian Churches*. Grand Rapids, Michigan 1981.
- Mayer, Arno J.: *Der Krieg als Kreuzzug. Das Deutsche Reich, Hitlers Wehrmacht und die Endlösung*. Reinbek bei Hamburg 1989.

- Medick, Hans/Sabean, David: *Emotionen und materielle Interessen. Sozialanthropologische und historische Beiträge zur Familienforschung*. Göttingen 1984.
- Meier, Kurt: *Kirche und Judentum. Die Haltung der evangelischen Kirche zur Judenpolitik des Dritten Reiches*. Göttingen 1968.
- Mengel, Thomas: *Das Schicksal der schlesischen Frauenklöster während des Dritten Reiches und 1945/46*. Köln 1986.
- Merkl, Peter: *Political Violence Under the Swastika. 581 Early Nazis*. Princeton/New Jersey 1975.
- Meyer, Sibylle/Schulze, Eva: *Wie wir das alles geschafft haben. Alleinstehende Frauen berichten über ihr Leben nach 1945*. München 1984.
- Michaelis, Herbert/Schraepfer, Ernst (Hg.): *Ursachen und Folgen. Vom deutschen Zusammenbruch 1918 und 1945 bis zur staatlichen Neuordnung Deutschlands in der Gegenwart*. Elfter Band. Das Dritte Reich. Innere Gleichschaltung. Der Staat und die Kirchen. Berlin o.J.
- Milatz, Alfred: *Wähler und Wahlen in der Weimarer Republik*. Bonn 1965.
- Miller, Gisela: «Erziehung durch den Reichsarbeitsdienst für die weibliche Jugend (RADwJ).» In: Heinemann, Manfred (Hg.): *Erziehung und Schulung im Dritten Reich*. Teil 2, Stuttgart 1980, S. 170-193.
- Milton, Sybil: «Deutsche und deutsch-jüdische Frauen als Verfolgte des NS-Staats.» In: *Dachauer Hefte*, 3. Jahrgang (November 1987), S. 3-20.
- Mommsen, Wolfgang J.: *Beamtentum im Dritten Reich*. Stuttgart 1966.
- Mosse, George: *Germans and Jews*. New York 1970.
- *Nationalism and Sexuality. Respectability and Abnormal Sexuality in Modern Europe*. New York 1984.
- *The Nationalization of the Masses*. New York 1975.
- *Toward the Final Solution. A History of European Racism*. New York 1978.
- Mühlfeld, Claus/Schönweiss, Friedrich: *Nationalsozialistische Familienpolitik. Familiensoziologische Analyse der nationalsozialistischen Familienpolitik*. Stuttgart 1989.
- Mueller, Walter/Wilms, Angelika/Handl, Johann: *Strukturwandel der Frauenarbeit 1880-1980*. Frankfurt a.M. 1983.
- Müller-Münch, Ingrid: *Die Frauen von Majdanek. Vom zerstörten Leben der Opfer und der Mörderinnen*. Reinbek bei Hamburg 1983.
- Musmanno, Michael: *The Eichmann Kommandos*. Philadelphia 1961.
- Mybes, Fritz: *Agnes von Grone und das Frauenwerk der Deutschen Evangelischen Kirche*. Düsseldorf 1981.
- *Geschichte der Evangelischen Frauenhilfe in Quellen*. Gladbeck 1975.
- Neumann, Franz: *Behemoth. Struktur und Praxis des Nationalsozialismus 1933-1944*. Frankfurt a.M. 1977.
- Niehuis, Edith: *Das Landjahr. Eine Jugenderziehungseinrichtung in der Zeit des Nationalsozialismus*. Nörten-Hardenberg 1984.
- Niemöller, Wilhelm: *Die evangelische Kirche im Dritten Reich. Handbuch des Kirchenkampfes*. Bielefeld 1956.
- Niethammer, Lutz (Hg.): «Die Jahre weiss man nicht, wo man die heute hinsetzen soll.» *Faschismuserfahrungen im Ruhrgebiet*. Berlin/Bonn 1983.



- Niewyck, Donald L.: «German Reactions to Nazi Persecution of the Jews.» In: *Simon Wiesenthal Center Annual*, Band 4 (1987).
- *The Jews in Weimar Germany*. Baton Rouge, Louisiana 1980.
- Nomberg-Przytyk, Sara: *Auschwitz: True Tales from a Grotesque Land*. Chapel Hill, N.C. 1985.
- Nowak, Kurt: «Coercive Sterilization in Nazi Germany.» In: *Simon Wiesenthal Center Annual*, Band 4 (1987).
- «Euthanasie» und Sterilisierung im «Dritten Reich». *Die Konfrontation der evangelischen und katholischen Kirche mit dem «Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses» und der «Euthanasie»-Aktion*. Göttingen 1978.
- «Sterilisation und ‚Euthanasie‘ im Dritten Reich. Tatsachen und Deutungen.» In: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht*, 39 (1988), S. 327-341.
- Nolte, Ernst: *The Three Faces of Fascism*. New York 1965.
- Neugebauer, Wolfgang: *Widerstand und Verfolgung im Burgenland 1934-1945*. Eine Dokumentation. Wien 1983.
- Nyssen, Elke: «...und weil ich Sport eben auch immer gern gemacht habeb – Mädchenerziehung und Sportunterricht im Nationalsozialismus.» In: *Sozial- und Zeitgeschichte des Sports*, 1 (1987), S. 57-74.
- Otto, Hans-Uwe/Sünker, Heinz (Hg.): *Soziale Arbeit und Faschismus. Volkspflege und Pädagogik im Nationalsozialismus*. Bielefeld 1986.
- Paucker, Arnold (Hg.): *Die Juden im Nationalsozialistischen Deutschland 1933-1943*. Schriftenreihe wissenschaftlicher Abhandlungen des Leo Baeck Instituts. Tübingen 1986.
- Pauwels, Jacques R.: *Women, Nazis and Universities. Female University Students in the Third Reich, 1933-1945*. Westport, Connecticut/London 1984.
- Pawelczynska, Anna: *Values and Violence in Auschwitz. A Sociological Analysis*. Berkeley 1979.
- Peterson, Edward N.: *The Limits of Hitler's Power*. Princeton 1969.
- Petro, Patrice: *Joyless Streets: Women and Melodramatic Representation in Weimar Germany*. Princeton, N. J. 1989.
- Peukert, Detlev: *Volksgenossen und Gemeinschaftsfremde: Anpassung, Ausmerze und Aufbegehren unter dem Nationalsozialismus* Köln 1982.
- Phayer, Michael: *Protestant and Catholic Women in Nazi Germany*. Detroit 1990.
- Pinson, Koppel S.: *Modern Germany. Its History and Civilization*. New York 1954.
- Plath, Sylvia: *The Collected Poems*. New York 1981.
- Platen-Hallermund, Alice: *Die Tötung Geisteskranker in Deutschland*. Frankfurt a.M. 1948.
- Pohl, Hans/Treue, Wilhelm: *Die Frau in der deutschen Wirtschaft*. Wiesbaden 1985.
- Pridham, Geoffrey: *Hitler's Rise to Power. The Nazi Movement in Bavaria, 1923-1933*. New York 1973.
- Proctor, Robert: *Racial Hygiene: Medicine Under the Nazis*. Cambridge, Mass. 1988.
- Pulzer, Peter: *The Rise of Political Anti-Semitism in Germany and Austria*. New York 1964.

- Quack, Sibylle: «Deutsch-jüdische Emigrantinnen nach 1933 in New York.» Vortrag, gehalten in Bremen am 25. 3.1990.
- Ras, Marion E. P. de: *Körper, Eros und weibliche Kultur. Mädchen im Wandervogel und in der Bündischen Jugend 1900-1933*. Pfaffenweiler 1988.
- Recker, Marie-Luise: *Nationalsozialistische Sozialpolitik im Zweiten Weltkrieg*. München 1985.
- Reichmann, Eva G.: *Hostages of Civilization: The Social Sources of National Socialist Anti-Semitism*. Boston 1951.
- Reese, Dagmar: *Straff aber nicht stramm – herb, aber nicht derb. Zur Vergesellschaftung von Mädchen durch den Bund Deutscher Mädel im soziokulturellen Vergleich zweier Milieus*. Weinheim/Basel 1989.
- Reuter, Angelika/Poneleit, Barbara: *Seit 1848. Frauen im Widerstand und im Faschismus*. München 1977.
- Rosenfeld, Alvin H.: *Imagining Hitler*. Bloomington, Indiana 1985.
- Rost, Karl Ludwig: *Sterilisation und Euthanasie im Film des «Dritten Reiches». Nationalsozialistische Propaganda in ihrer Beziehung zu rassenhygienischen Massnahmen des NS-Staates*. Hussum 1987.
- Roth, Karl Heinz: *Erfassung zur Vernichtung. Von der Sozialhygiene zum Gesetz über Sterbehilfe*. Berlin 1984.
- Rüdiger, Jutta (Hg.): *Zur Problematik von Soldatinnen. Der Kampfeinsatz von Flakwaffenhelferinnen im Zweiten Weltkrieg. Berichte und Dokumente*. Lindhorst 1987.
- Ryder, A. J.: *Twentieth-Century Germany: From Bismarck to Brandt*. New York 1973.
- Sachse, Carola: *Betriebliche Sozialpolitik als Familienpolitik in der Weimarer Republik und im Nationalsozialismus. Mit einer Fallstudie über die Firma Siemens Berlin*. Hamburg 1987.
- *Siemens, der Nationalsozialismus und die moderne Familie. Eine Untersuchung zur sozialen Rationalisierung in Deutschland im 20. Jahrhundert*. Hamburg 1990.
- Sartre, Jean-Paul: *Anti-Semite and Jew*. New York 1965.
- Schleunes, Karl A.: *The Twisted Road to Auschwitz. Nazi Policy Toward German Jews 1933-1939*. Urbana/Chicago/London 1970.
- Schmidt, Maruta/Dietz, Gabi (Hg.): *Frauen unterm Hakenkreuz. Eine Dokumentation mit zahlreichen Abbildungen*. Berlin 1983.
- Schmacke, Norbert/Güse, Hans Georg: *Zwangssterilisiert – verleugnet – vergessen. Geschichte der nationalsozialistischen Rassenhygiene am Beispiel Bremen*. Bremen 1984.
- Schmidt-Biesalski, Angelika: *Lust, Liebe und Verstand. Protestantische Frauen aus fünf Jahrhunderten*. Gelnhausen/Berlin/Stein 1981.
- Schmidt-Harzbach, Ingrid: «Eine Woche im April. Berlin 1945. Vergewaltigung als Massenschicksal.» In: *Feministische Studien*, Heft 3 (1984), S. 51-65.
- Schmuhl, Hans Walter: *Rassenhygiene, Nationalsozialismus, Euthanasie. Von der Verhütung zur Vernichtung «lebensunwerten Lebens.» 1890-1943*. Göttingen 1987.
- Schön, Eberhard: *Die Entstehung des Nationalsozialismus in Hessen*. Meisenheim am Glan 1972.
- Schoenbaum, David: *Die braune Revolution. Eine Sozialgeschichte des Dritten Reiches*. Köln/Berlin 1968.

- Scholder, Klaus: *Die Kirchen und das Dritte Reich*. Frankfurt a.M./Berlin/Wien 1977.
- Schottländer, Rudolf: *Verfolgte Berliner Wissenschaft*. Berlin 1988.
- Schiiddekopf, Charles (Hg.): *Der alltägliche Faschismus. Frauen im Dritten Reich*. Berlin 1982.
- Schupetta, Ingrid: *Frauen- und Ausländererwerb Stätigkeit in Deutschland von 1939 bis 1943*. Köln 1983.
- Schwarz, Gudrun: «Gemeinschaft ist immer ein Wagnis. Frauensiedlung und Gymnastikschule Schwarzerden in der Rhön.» In: *Die ungeschriebene Geschichte. Feministische Geschichtsforschung*. Dokumentation des 5. Historikerinnentreffens in Wien 16.-18. April 1984. Wien 1984.
- Schwensenz, Jizchak/Wolff, Edith: «Jüdische Jugend im Untergrund. Eine zionistische Gruppe in Berlin während des Zweiten Weltkriegs. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte*. Beilage zur Wochenzeitung *Das Parlament*, 31. Jahrgang, Nr. 15-16 (11. April 1981), S. 16-38.
- See, Wolfgang/Weckerling, Rudolf: *Frauen im Kirchenkampf. Beispiele aus der Bekennenden Kirche Berlin-Brandenburg 1933 bis 1943*. Berlin 1984.
- Sereny, Gitta: *Am Abgrund. Eine Gewissensforschung. Gespräche mit Franz Stangl, Kommandant von Treblinka, und anderen*. Frankfurt a.M./Berlin/Wien 1980.
- Seubert, Josef: *Von Auschwitz nach Calw. Jüdische Frauen im Dienst der totalen Kriegführung*. Eggingen 1989.
- Shirer, William L.: *Aufstieg und Fall des Dritten Reiches*. Köln/Berlin 1961.
- Shiveley, W. Phillips: «Party Identification, Party Choice and Voting Stability. The Weimar Case.» In: *American Political Science Review*, 66 (Dezember 1972).
- Siegele-Wenschkewitz, Leonore: *Nationalsozialismus und Kirchen. Religionspolitik von Partei und Staat bis 1933*. Düsseldorf 1974.
- Smith, Arthur L.: *Die Hexe von Buchenwald. Der Fall Ilse Koch*. Köln und Wien. 1983.
- Snitow, Ann/Stansel, Christine/Thompson, Sharon (Hg.): *Power of Desire. The Politics of Sexuality*. New York 1983.
- Sontag, Susan: *Im Zeichen des Saturn*. München/Wien 1981.
- Soden, Kristina von: *Die Sexualberatungsstellen der Weimarer Republik*. Berlin 1988.
- Spieckermann, Anna: «Als Flakwaffenhelferin im Einsatz 1944/1945. Ein Bericht.» In: *Feministische Studien* 3 (1984), S. 27-38.
- Stachura, Peter D. (Hg.): «„Der Fall Strasser“: Gregor Strasser, Hitler and National Socialism 1930-1932.» In: Ders. (Hg.): *The Shaping of the Nazi State*. London 1978.
- Steinberg, Lucien: *Not as a Lamb; the Jews against Hitler*. Farnborough, Eng. 1974.
- Steinert, Marlis G.: *Hitler's War and the Germans*. Athens, Ohio 1977.
- Stephenson, Jill: *The Nazi Organisation of Women*. London 1981.
- *Women in Nazi Society*. New York 1975.
- Sternheim-Peters, Eva: *Die Zeit der grossen Täuschungen. Mädchenleben im Faschismus*. Bielefeld, 1987.
- Stoeffler, Erika (Hg.): *Initiativen und Lebensbilder evangelischer Frauen*. Stuttgart 1984.
- Stokes, L.D.: «The German People and the Destruction of the European Jews.» In: *Central European History*, 6 (1973).

- Strobl, Ingrid: «Sag nie, du gehst den letzten Weg. \* Frauen im bewaffneten Widerstand gegen Faschismus und deutsche Besatzung. Frankfurt a.M. 1989.
- Suesse, Thorsten/Meyer, Heinrich: *Die Konfrontation niedersächsischer Heil- und Pflegeanstalten mit den «Euthanasiemassnahmen» des Nationalsozialismus. Schicksal der Patienten und Verhalten der Therapeuten und zuständigen Verwaltungsbeamten.* Hannover 1984.
- Susman, Warren L: *Culture as History.* New York 1984.
- Szepansky, Gerda: «Blitzmädel», «Heldenmutter», «Kriegerwitwe». *Frauenleben im Zweiten Weltkrieg.* Frankfurt a.M. 1987.
- Tennstedt, Florian: «Wohltat und Interesse. Das Winterhilfswerk des Deutschen Volkes. Die Weimarer Vorgeschichte und ihre Instrumentalisierung durch das NS-Regime.» In: *Geschichte und Gesellschaft* 13 (1987), S. 157-180.
- Teppe, Karl: «Zur Geschichte der Sozialpolitik in Deutschland. Am Beispiel Nationalsozialismus.» In: *Archiv für Sozialgeschichte* (1987).
- Tergit, Gabriele: *Etwas Seltenes überhaupt. Erinnerungen.* Frankfurt 1983.
- Thalmann, Rita: *Frausein im Dritten Reich.* München/Wien 1984.
- *Femmes et fascismes.* Paris 1986.
- /Feinermann, Emmanuel: *Die Kristallnacht.* Frankfurt a.M. 1987.
- Theweleit, Klaus: *Männerphantasien.* Frankfurt a.M. 1977.
- Thönessen, Werner: *The Emancipation of Women in Germany.* London 1976.
- Tidl, Georg: *Die Frau im Nationalsozialismus.* Wien 1984.
- Todd, Emmanuel: *La troisième planète. Structure familiales et systèmes idéologiques.* Paris 1983.
- Tomierporth, Gerda: «Ein Beitrag zur historischen Analyse lebensweltorientierter Bildungskonzeptionen». In: *Studien zur Frauenbildung.* Weinheim/Basel 1979.
- Toynbee, Arnold und Veronica: *Hitler's Europe.* London 1954.
- Vögel, Bernhild: «Entbindungsheim für Ostarbeiterinnen.» *Braunschweig. Broitzemer Strasse 200.* Hamburg 1989.
- Voigt-Firon, Diana: *Das Mädchenbuch im Dritten Reich. Weibliche Rollenangebote zwischen bürgerlichem Frauenbild, faschistischer Neuprägung und Staatsinteresse.* Köln 1989.
- Vorländer, Herwart: *Die NSV Darstellung und Dokumentation einer nationalsozialistischen Organisation.* Boppard am Rhein, 1988.
- Waite, Robert G.L.: *The Psychopathie God Adolf Hitler.* New York 1977.
- Walk, Joseph (Hg.): *Das Sonderrecht für die Juden im NS-Staat. Eine Sammlung der gesetzlichen Massnahmen und Richtlinien – Inhalt und Bedeutung.* Heidelberg/Karlsruhe 1981.
- Weber, Alexander: *Soziale Merkmale der NSDAP Wähler. Eine Zusammenfassung bisheriger empirischer Untersuchungen und eine Analyse in den Gemeinden der Länder Baden und Hessen.* Dissertation. Freiburg 1969.
- Weil, Simone: *Ecrits historiques et politiques.* Paris 1960.
- Weindling, Paul: *Health, Race and German Politics between National Unification and Nazism.* Cambridge 1989.

- Weingart, Peter/Kroll, Jürgen/Bayertz, Kurt: *Rasse, Blut und Gene. Geschichte der Eugenik und Rassenhygiene in Deutschland*. Frankfurt 1988.
- Wiggershaus, Renate: *Frauen unterm Nationalsozialismus*. Wuppertal 1984.
- Winkler, Dörte: *Frauenarbeit im ‚Dritten Reich‘*. Hamburg 1977.
- Winkler, H. A.: *Mittelstand, Demokratie und Nationalsozialismus*. Köln 1972.
- Wischermann, Ulla: «Die Presse der radikalen Frauenbewegung.» In: *Feministische Studien*, 3: 1 (Mai 1984).
- Witrock, Christine: *Das Frauenbild in faschistischen Texten und seine Vorläufer in der bürgerlichen Frauenbewegung der zwanziger Jahre*. Dissertation. Frankfurt a.M. 1981.
- Wright, Jonathan R. C.: «Über den Parteien». *Die politische Haltung der evangelischen Kirchenführer 1918-1933*. Göttingen 1977.
- Wucher, Albert: *Die Fahne hoch. Das Ende der Republik und Hitlers Machtübernahme. Ein Dokumentarbericht*. Freiburg 1965.
- Zabel, James A.: *Nazism and the Pastors. A Study of the Ideas of Three Deutsche Christen Groups*. Missoula, Montana 1976.
- Zahn, Gordon: *German Catholics and Hitler's Wars: A Study in Social Control*. New York 1962.
- Zipfel, Friedrich: *Kirchenkampf in Deutschland. 1933-1943*. 2 Bände. Berlin 1965.



## Forum Frauenforschung

«Die Präsentation durch die Frauen ist mehr als die Lust an schönen Formulierungen. Sie entspricht dem inhaltlich engagierten Interesse an neuen Wegen in der Forschung – der Frauenforschung.»



### FF4 Stadt-Land-Frau

*Soziologische  
Analysen  
feministische  
Planungsansätze*

Kerstin Dörhöfer Hg.  
248 S., DM 25  
ISBN 3-926023-80-5

### FF5 Töchterfragen

*NS-Frauen-Geschichte*  
Lerke Gravenhorst,  
Carmen Tatschmurat  
Hg.

416 S., DM 40  
ISBN 3-926023-81-3  
[Vergriffen, Vorbestel-  
lungen werden vorge-  
merkt]

### FF6 TraditionenBrüche

*Entwicklungen  
feministischer Theorie*

Gudrun-Axeli Knapp,  
Angelika Wetterer Hg.  
328 S., DM 30  
ISBN 3-926023-82-1

### FF7 ZwischenRäume

*Öffentlichkeit  
und Geschlecht*

Margrit Brückner,  
Birgit Meyer Hg.  
ca. 300 S., ca. DM 30  
ISBN 3-926023-83-X  
[Frühjahr 1994]

### Sonja Düring Wilde und andere Mädchen

*Die Pubertät*  
192 S., DM 35  
ISBN 3-926023-40-6

### Angelica Ensel Nach seinem Bilde

*Schönheitschirurgie  
und Schöpfungs-  
phantasien in der  
westlichen Medizin*  
zahlreiche  
Abbildungen  
448 S., DM 48  
ISBN 3-926023-44-9

### Stumme Liebe

*Der «lesbische  
Komplex» in der  
Psychoanalyse*  
Eva-Maria Alves Hg.  
240 S., DM 35  
ISBN 3-926023-39-2

Als die Nazis die Kommunisten holten,  
habe ich geschwiegen;  
ich war ja kein Kommunist.  
Als sie die Sozialdemokraten einsperrten,  
habe ich geschwiegen;  
ich war ja kein Sozialdemokrat.

Als sie die Katholiken holten,  
habe ich nicht protestiert;  
ich war ja kein Katholik.

Als sie mich holten, gab es keinen mehr,  
der protestieren konnte.  
*Martin Niemöller*

Jens Ebert (Hg.)  
**Stalingrad - eine deutsche Legende**  
*Zeugnisse einer verdrängten Niederlage*  
(aktuell 13121)

Harald Focke / Uwe Reimer  
**Alltag unterm Hakenkreuz** *Wie die Nazis das Leben der Deutschen veränderten*  
*Ein aufklärendes Lesebuch*  
(rororo aktuell 4431)  
Wie lebten die Durchschnittsbürger nach 1933? Was änderte sich im Alltag des «kleinen Mannes»? Wie reagierte er auf die zunehmenden Reglementierungen?

Martin Gilbert  
**Endlösung** *Die Vertreibung und Vernichtung der Juden*  
(aktuell 5031)  
Großformat. Ein Atlas

Ferdinand Kroh  
**David kämpft** *Vom jüdischen Widerstand gegen Hitler*  
(aktuell 5644)

Reinhard Kühnl  
**Formen bürgerlicher Herrschaft**  
*Liberalismus - Faschismus*  
(aktuell 1342)



Erwin Leiser  
**"Deutschland, erwache!"** *Propaganda im Film des Dritten Reiches*  
(aktuell 12598)

*rororo aktuell* wird herausgegeben von Ingke Brodersen. Ein Gesamtverzeichnis der Reihe finden Sie in der *Rowohlt Revue*. Jedes Vierteljahr neu. Kostenlos in Ihrer Buchhandlung.

Carola Stern  
**In den Netzen der Erinnerung**  
*Lebensgeschichten zweier Menschen*

(rororo 12227)

«Wie konnte man, als Deutscher, Nazi oder Kommunist – also mit (vielleicht) treuestem Herzen einem verbrecherischen System dienen? – Wie schwer sich zwei höchstgebildete, gewissenhafte Menschen mit der Bewältigung der Vergangenheit tun, das hat Carola Stern nun jedermann klargemacht. Nicht nur deshalb: ein liebenswertes Buch.»

*Gerd Bucerius, Die Zeit*

Ernst Toller  
**Eine Jugend in Deutschland**

(rororo 4178)

Als begeisterter Freiwilliger zog er in den Ersten Weltkrieg und als humanitärer Pazifist kehrte er heim. Er schlug sich auf die Seite der Aufständischen und erkannte früh die tragische Grenze der Revolution. Das wahrscheinlich bedeutendste Werk des expressionistischen Autors Ernst Toller, der in Dichtung und Politik keinen unversöhnlichen Gegensatz sah.

Edith Piaf  
**Mein Leben**

(rororo 859)

Die Autobiographie der Piaf, deren Stimme für die Welt zum Inbegriff des französischen Chansons wurde. Die Beichte eines Lebens, gezeichnet von Alkohol, Rauschgift und Liebe. Der Abschied eines großen Herzens – mit dem Fazit: «Je ne regrette rien.»

CAROLA STERN  
 IN DEN NETZEN  
 DER ERINNERUNG  
 LEBENSGESCHICHTEN  
 ZWEIER MENSCHEN



rororo

Anja Lundholm  
**Das Höllentor Bericht einer Überlebenden. Mit einem Nachwort von Eva Demski**

(rororo 12873 und als gebundene Ausgabe)

Anja Lundholm kam 1944 ins Frauen-KZ Ravensbrück. Als eine von wenigen überlebte sie das Lager, in dem die Nazis Zehntausende weiblicher Gefangener zusammengepfertcht hatten.

«Anja Lundholm erklärt nicht; sie kommentiert nicht. Sie entschuldigt nicht. Sie schreibt, was geschah.»

*Die Zeit*